





Heinrich Laubes
gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Vierter Band.

Reisenovellen. I.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Reisenovellen.

Von

Heinrich Laube.

Erster Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Inhalt.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Von einer Italienreise, die Laube im Sommer 1833 mit seinem jungdeutschen Kollegen Karl Gutzkow und einem Leipziger Freunde unternahm, hatte er eine neue Novellenform mit heimgebracht, die er, nicht ungeschickt in der Prägung von Schlagworten, „Reisenovelle“ benannte. Sechs Bände dieser wenigstens dem Titel nach populär gewordenen „Reisenovellen“ sind in den Jahren 1834 bis 1837 von ihm erschienen.

Man hat sich gewöhnt, ihn gerade als Autor dieser Bücher zu einem sklavischen Nachahmer Heines zu stempeln, dem die Manier der „Reisebilder“ einen Ton vermittelt hat, den er nicht mehr loswerden konnte. Laube selbst hat mehrfach, besonders im Vorwort zum sechsten Bande der „Reisenovellen“, diese Klassifizierung in ihrer allgemeinen Geltung mit Recht zurückgewiesen.

Den weitaus größten Teil dieser „Reisenovellen“ nimmt noch die weitschweifige Reisebeschreibung ein; hier verleugnet sich der Schüler Heines nicht; Übermut und Sentimentalität, Witz und Humor, Satire und Ironie, all die kleinen Hausmittel aus Heines Apotheke sind zur Stelle; die zufälligen Mitpassagiere bieten die billige Gelegenheit besonders zur Satire und zu herausfordernder Unterhaltung. Das novellistische Element beschränkt sich zunächst auf Begegnungen mit Reisebegleiterinnen, die aber schließlich zu phantastischem Spuk und Halluzinationen durcheinanderlaufen und zu Illusionen, zum unerreichbaren Symbol der Weiblichkeit überhaupt verschwimmen. Hier ist in der Mischung von Poesie und Frivolität die Heinesche Note am stärksten angeschlagen. All diesen flüchtig gezeichneten Frauengestalten fehlt aber jegliche Realität und der Verfasser, der mit den Allüren eines Don Juan und Tannhäuser auftritt, ist naiv genug, offen zu berichten, wo er, über die Anfänge seiner phantastischen Kombination hinaus, von einer

fahrenden Schönen — genasführt wird. Dies alles schwankt regellos auf der Grenze zwischen Reisebeschreibung und novellistischer Erzählung und hat keinen selbständigen künstlerischen Wert. Als Kommentar zu Laubes Biographie aber ist es um so wertvoller, denn sämtliche Stationen seines Lebens sehen wir hier sich widerspiegeln; von feinem dichterischen Reiz sind diese Skizzen da, wo Laube zu seinen Jugenderinnerungen zurückgreift und aus Sprottau, Glogau und Schweidnitz Kabinettstücke intimer Schilderung zu gewinnen weiß. Mit Vorliebe sind dann die Gestalten der Vergangenheit, besonders die verschiedenen Jugendlieben, mit den harmlosen Abenteuern der jeweiligen Reise verknüpft. Auch die Reisebegleiter sind, wenigstens in den ersten beiden Bänden, wo die Reiselust und die Freude am bunten Fabulieren noch am frischesten waren, novellistisch vermummt und mehrfach als Mithandelnde eines Reiseerlebnisses eingeführt: Gutzkow ob seiner Gelehrsamkeit als der „Archivarius des Königs“ und der andere, ein begüterter Kaufmann aus Leipzig, Literaturfreund und gelegentlicher Mäcen, als der „Starost“, weil er als galizischer Jude mit langen Locken vor Jahren aus Brody nach Sachsen eingewandert war und die Manieren eines polnischen Edelmanns zur Schau zu tragen pflegte; er hieß Axenfeld.

Der Kern der „Reisenovellen“ sollte aber ein anderer sein. Laube gedachte, auf seinen Fahrten Erzählungen zu finden, die mit ihren Motiven im Lande, in Natur und Sitte der Bewohner wurzeln, die Eigentümlichkeiten der jeweiligen Gegend und Bevölkerung in dichterischen Gebilden wiedergeben. Ohne viel Wesens daraus zu machen, war er also auf demselben Wege, auf dem wir heute das Schlagwort Heimatkunst aufgehoben haben. Die Ausführung läßt zwar noch manches zu wünschen übrig, aber in vielen Stücken ist die Absicht erreicht. Schon ein hübsches Interieur aus der Nikolaistraße zu Leipzig, wo Laube längere Zeit wohnte, löst sich, obgleich der Verfasser selbst dabei die Hauptperson ist, in bescheidener Plastik aus dem bisherigen Rahmen des ursprünglichen ersten Bandes der „Reisenovellen“ ab: die Fensterliebe einer armen Schneiderin und die so schnelle Enttäuschung gehen wie ein flüchtiger Sonnenstrahl durch das öde, dunstige Grau einer dunkeln Handelsstraße, und dieser Kontrast beleuchtet das Milieu deutlicher als alle umständliche Schilderung. Die noch besonders „Novelle“ überschriebene und vom Dichter in der Wiener Ausgabe beibehaltene ein=

fache Erzählung von der Treulosigkeit eines Liebhabers und eines Freundes, die Laube auf der Fahrt von Altenburg nach Zwickau erlauscht haben will, ist dagegen keineswegs in ihren Motiven an irgend einen Ort gefesselt. Fast zur Novelle erhebt sich auch die unmittelbar daran anschließende Episode aus Laubes Leben, die von einer Art Doppelgänger des Reisenden in Zwickau vorgetragen wird; eine mit zartem Detail ausgeführte Schilderung der Glogauer Schuljahre, die er in innigster Gemeinschaft mit dem Vetter Theologen (vermutlich Cousin Fritz) und mit Tuli, dem Abclehrer, in dürftigster Bescheidenheit durchkämpfte. Auf der Fahrt über die Grenze nach Österreich und Böhmen hinein formt sich das bettelhafte Milieu der böhmischen Grenzgebirge zu einer knappen und dadurch wirksamen, in der Wiener Ausgabe dennoch unterdrückten Paschernovelle. Auf der Reise nach Bayern erfährt Laube die Lebensgeschichte einer französischen Karlistin, und so schiebt sich hier eine spezifisch französische Novelle ein. In Tirol wartet unser dann eine Tiroler Geschichte und so fort.

In dieser Art ist eine überreiche Masse von Novellenkeimen und sprossenden Novellenpflänzchen allenthalben auf den Spuren des Reisenden ausgestreut, und alle sind wenigstens so gedacht, als ob sie nur in der jedesmaligen Gegend wurzeln könnten, in Schlesien, in Italien, in Wien, Prag, an der Ostsee usw. Stadt und Land, Bürger und Bauern bunt durcheinander.

Nur einige seien daraus noch besonders erwähnt. Dem Aufenthalt in Gräfenberg, wo Laube im Sommer 1834, unmittelbar vor seiner Verhaftung, bei Vater Prießnitz die Wasserkur gebrauchte, entsprang eine „Gebirgsnovelle", die vielleicht dem am nächsten kommt, was Laube mit seinen Reisenovellen geben wollte; ihre Entwicklung ist leider, um ein kühnes Wort Hebbels zu gebrauchen, nur „in der Perspektive" gegeben und nur in diesem Sinne vollständig. Aus dem großstädtischen Milieu Berlins heraus sind zwei Novellen gearbeitet: „Die Maske" und „Die Novelle in der Theaterloge". Auf einer Tour durch die Sächsische Schweiz reizt den Verfasser der Geschichte Polens die Begegnung mit polnischen Flüchtlingen zu einer Polennovelle, und in Swinemünde kommt etwas zustande, was wieder an die soziale Revolution des „Jungen Europa" erinnert, eine kleine Tendenznovelle, die die öffentliche Moral ad absurdum zu führen sucht.

Soviel über das novellistische Resultat der vollständigen „Reisenovellen“. Mit dem sechsten Bande (dem zweiten der „Neuen Reisenovellen“) schloß Laube sie ab und schickte ihnen das Geständnis voran, daß er ihre Form für erschöpft halte: „Sie wurden in einer Zeit begonnen, wo das Interesse des Publikums so störsam beflügelt war, daß es nur durch lebhafte Abwechslung gefesselt werden konnte. Ich suchte selbst ein Ziel, eine Fassung, der Name dafür war „Das Glück“, nach diesem bunten, fabelhaften Vogel setzten sich die ersten Bände in Karriere, die zweite Lieferung verfolgte unsicher, aber aufmerksamer, denselben Weg in einem schüchternen Trabe; diese letzten gehen im stillen Schritte bis auf das letzte Blatt und wenden eine Überzeugung im Herzen hin und her, welche dem Buche einen Schlußstein setzt. Es ist die Überzeugung, daß man mit allem Reisen und Suchen jenen rot und goldenen Grenzpfahl des Glückes nicht auffindet, daß sich aber allmählich eine Ruhe und Sicherheit in Herz und Geist einstellt, wenn man für jeden neuen Raum eine eigene selbständige Existenz erkennt und gewährt, wenn man das Zusammengehörige in eine gedrängte Form bannt. Läßt sich das Glück nur finden, so läßt sich doch das Passende gewinnen.“ Laube schreibt damit die Hauptbedeutung seiner Sammlung „Reisenovellen“ seiner inneren Entwicklung zu, und in der Tat hat auch dieser andere Inhalt die ursprüngliche Novellenform bald überwuchert.

Mit gutem Recht hat aber der alternde Dichter, als er in seinen gesammelten Schriften eine Summe seines Lebenswerkes zog, gerade die Novellenform als das Charakteristische dieser seiner Produktion herausgestellt, um sie von den „Reisebildern“ Heineschen Musters zu sondern, und er hat sich daher, und wohl auch mit Rücksicht auf den gewaltigen Umfang des Ganzen, auf eine auch nur teilweise Wiedergabe der ersten zwei Originalbände beschränkt, die diesen vorwiegend novellistischen Charakter in der ersten Frische einer bewußten Neuerung aufweisen. An diesen letzten Willen glaubte auch unsere Ausgabe sich binden zu müssen, und so schließt sich Laubes eigene Auswahl der „Reisenovellen“ nach Inhalt und Entstehungszeit an den Jugendroman, das „Junge Europa“ an.

H.

Reisenovellen. I.

1. Breslau.

Und ich zog aus der Heimat und suchte das Glück,
Und kam am Ende zur Heimat zurück —
Ach die Heimat, die Heimat ist schon ein Glück.

Es war ein schöner Sommertag, und ich saß unter dem Schatten eines Birnbaumes am Weiher und sah den Schwänen zu. Schwäne sind grobe Hautreliefgedanken, von weitem viel hübscher als in der Nähe. Sie waren gerade weit genug vor mir unter einer kleinen, gewölbten Brücke und tändelten und klapperten mit den Schnäbeln umeinander her. Wenn ich aber Schwäne sehe, so denke ich an den Süden, und wenn ich an den Süden denke, so denke ich ans Glück und ans Reisen, denn das Reisen selbst ist ein Glück, und nur auf der Reise kann man einmal plötzlich das Glück finden. Das Glück ist nämlich jener einzige Vers, aus welchem der liebe Gott die ganze Erde gemacht hat, und der flattert herum auf der Oberfläche hierhin und dorthin, und wer ihn einmal erhascht, dem stehen alle Seligkeiten der Erde zu Gebote. Da ich nun aber niemals glauben kann, daß ein so schöner Gedanke, wie der Gedanke unserer ganzen Erde, sich anderswo aufhalten könne, als wo die Natur fortwährend empfängt und gebiert, nämlich im Süden, so sehn' ich mich von Jugend auf nach dem Süden. Oft mit großen Schmerzen. Es hat Zeiten gegeben, wo mich keine blauen oder schwarzen Augen ausschließlich beschäftigten; in solchen Zeiten gaben mir die Namen: Italien, Bosporus, Libanon, Fez und Marokko, Biledulgerid, zu deutsch: Dattel-

land, einen Stich ins Herz. Dattelland! wo diese üppige Frucht wächst wie bei uns die ordinäre Kartoffel, ist der Name nicht verführerisch süß! Und in Fez, da soll der ganze Livius zu finden sein, weil ein Bischof oder Erzbischof aus Byzanz sich dahin begeben in Begleitung des Livius. Ich habe nun zwar meine schwachen Stunden, wo ich mich nicht so leidenschaftlich nach dem totalen Livius sehne, aber die geheimnisvollen berberischen Mädchen, und die vortrefflich trabenden berberischen Pferde — wie locken sie mit ihren langen Schleiern, den hochfliegenden Schweifen und Mähnen, dem üppigen Wiehern, wie locken sie einen armen Deutschen, welcher Schöpsenfleisch und weiße Rüben gegessen hat, und am Weiher sitzt, wo die Schwäne ihr verführerisch südliches Spiel treiben.

Ach, und das Hauptwort verschweig' ich noch immer, denn dann ist es gleich mit dem Schreiben aus, und ich muß das Fenster aufmachen, Luft schöpfen und tiefe Seufzer hinausschicken in die Luft. Dann erfaßt mich eine krankhafte Sehnsucht.

Warst du, jugendlicher Leser, niemals im Theater, wenn Mozarts Don Juan aufgeführt wurde, hast du nie den Cid gelesen, sind dir nie die Namen Donna Anna, Guadiana und Cordova geheimnisvoll über die Lippen geflossen? Hast du nie einen zauberischen Schauer empfunden, wenn ein Mädchen mit ihren weichen Lippen vom Schatten am Guadalquivir sprach?

„Aber in Spanien!“ — Ja Spanien, das ist das Zauberwort des Südens, wonach meine Seele lechzt von früher Jugend auf. Im alten Maurenreiche Granada, unter den vornehmen Granatbäumen zu liegen, auf dem Rücken zu liegen, und die Zegris und Abencerragen vorüberreiten zu hören, am Tore des Alhambra zu stehen gegen Abend, wenn der Maurenkönig herausreitet auf dem echten Rassepferde mit stahlschlankem Fuß und arabisch geistreichem Stuten=

kopfe. Der König sieht ernsthaft, weise und schön aus wie der Koran, und neben ihm reitet seine goldene Tochter mit der überirdischen Schönheit, und sie läßt leise eine Rose bei dir herabgleiten, und in der weichen, maurischen Nacht, wo alle Sterne heiße Liebesverse herunterhauchen, wo die Springbrunnen schwellende Küsse brüseln, in solcher Romanzennacht gibst du der goldenen Tochter in den mysteriösen Gärten des Alhambra die Rose wieder, die Rose von Damaskus. — —

Da kam schweißtriefend der Breslauer Briefträger über die Brücke, gab mir einen Brief, verscheuchte die Schwäne, verlangte zwei und einen halben Silbergroschen, und sagte, der Sommer sei doch eine schlechte Jahreszeit von wegen der Hitze.

Das Postzeichen war nicht Spanien, sondern Leipzig, und ein Freund schrieb mir, ob ich denn nicht bald käme, die ganze scharmante Weltgeschichte ginge vorüber, und wir würden am Ende gar nichts mehr sehen, vor einigen Tagen — es war im Juni 1831 — sei erst wieder eine ganz erkleckliche Revolte in Paris gewesen. Statt bei solchen Dingen gegenwärtig zu sein, säßen wir in Deutschland, und ich wohnte obenein an der polnischen Grenze, wo die Bauern kaum noch deutsch verstünden; ob ich mich denn nicht schämte!

Ich lief hastig auf mein Zimmer und schrieb dem Alphons, ich schämte mich. Dann packte ich meinen Koffer und war nur unschlüssig, ob ich meine unsterblichen Manuskripte mit den Weltverbesserungsgedanken auch einpacken sollte. Denn die Welt ging also im Galopp, daß ich mich immer wunderte, wie man noch Bücher schreiben könne, und während ich selbst welche schrieb, dachte ich immer: Das kommt ja doch alles zu spät, deine Reformgedanken werden nicht so schnell gedruckt werden können, als die Reform eintritt, es wird moutarde après dîner sein. Aber der kleine Paul, mein neunjähriger, leider auch schon revolutionärer Stubenbursche, gab den Ausschlag und sagte, es sei ja schade um die

viele Philosophie, welche ich geschrieben hätte, ich sollte sie doch mitnehmen.

Und am andern Tage nahm ich Abschied, auch von meinem kleinen Litauer, der mich so oft getragen, von der Bibliothek, namentlich von der schönen Gräfin Agnes in den Memoiren des Freiherrn von S—a, von den Schwänen an den Trauerweiden am Weiher. Sie hatten mich immer an die Weiden von Babylon erinnert, an denen die Juden, das unglücklichste Volk der Erde, ihre Harfen aufhingen, unter denen sie weinten. Und als man mich fragte, wohin ich denn eigentlich reisen wollte, so sagte ich „nach Babylon zu den Harfen“, denn in jenen Harfen hängen noch große, mark- und welterschütternde Lieder, welche nie ein Mund ausgesprochen hat, ob ihrer zerschmetternden Kühnheit und Traurigkeit. Ich habe Mut und will sie holen, um den Juden wenigstens ihr Testament zu retten.

So schied ich, versprach dem Paul, ihm Wasser aus dem Euphrat mitzubringen gegen die Sommersprossen seiner Schwester, und fuhr neben der Oder hin die kurze Strecke nach Breslau hinein.

Der Süden, der Livius in Fez, Spanien, ach Spanien, das purpurgoldene Paris, Babylon, Leipzig, alles das trieb sich bunt in meinem Herzen um, nur eins wußte ich: das Glück wollt' ich suchen, und zu dem Ende mir einen Platz auf der Schnellpost bestellen.

Der Wagen rollte am Dom vorbei, das ist ein eigenes katholisches Stadtviertel, menschenleer und still im Verhältnis zum übrigen wogenden und flutenden Breslau. Hier steht immer eine große Kirche nur fünfzig Schritt von der andern, gekreuzigte Christusbilder verkümmern den Sonnenschein; purpurrote Mesner kriechen wie gekochte Krebse an den Mauern hin, die kleinen blauschwarzen Kirchenfenster blinzeln wie falsche tückische Augen, die christliche Verzweiflung ist rings verbreitet. Wenn ich nicht sehr frischer Laune

war, so wagte ich mich in Breslau niemals hinaus auf den Dom; es fiel mir immer ein Verbrechergefühl auf die Brust, wenn ich diese steinerne Betrübnis und Zerknirschung sah, es war mir, als hause die Pest in diesem Stadtviertel.

Aber hundert Schritt weiter umfängt einen das rauschende Breslauer Straßenleben, man wirft den Alp von der Brust. Ich sprang vom Wagen und lief auf die Promenade, ich wollte alles noch einmal sehen, ich wollte Abschied nehmen von all den Plätzen und Aussichten, wo ich mich gefreut oder gelangweilt hatte. Denn alles, was man verliert, ist sehr schön.

Die Breslauer Promenaden sind poetisch, in Deutschland sind vielleicht nur die Frankfurter schöner, und der Hamburger Stieg und die Wiener Bastionen sind vielleicht allein so Gedanken weckend, Wünsche hebend als die Breslauer hochgelegenen Anlagen.

Auf der einen Seite schwimmt der Dom mit seinen Kreuzen, seinen Pfaffen, seinen platt viereckigen Türmen, mit seinem ganzen Katholizismus in der breit hinschwellenden Oder. Eine gebrechliche Brücke verbindet ihn noch mit der lebendigen Welt, sonst ist er isoliert von der Menschheit. Diesseits der Brücke ist der Breslauer Katholizismus ein munterer Weltgeistlicher mit nachgiebigen vernünftigen Ansichten, der des Nachts die Augen beide zudrückt.

Das sind Rücksichten, welche ich dem Dome schuldig bin; ich wende mich aber nun auf die andere Seite der Promenade, um vorwärts zu sehen. Da gießt sich von der Taschenbastion meine ganze schöne Heimat, das bergblaue Schlesien von Morgen nach Abend, und lehnt liebeslustig das Haupt an den geharnischten langen und hohen Sudetenritter, der ausgestreckt liegt von den Karpathenpässen bis an die sächsische Grenze.

Schlesien gehört von Natur unzweifelhaft zu Polen, es ist nur ein Glückskind Deutschlands. Die Oder ist fast durch

ganz Schlesien ein polnischer Fluß, an seinen Ufern, auf seinen Wellen vernimmt man lauter polnische Worte, die ihr zu Ehren wasserpolnische genannt werden. Die Breslauer haben die Polen niemals geliebt, und das alte Sprichwort geht in Schlesien nicht unter: „In Polen ist nicht viel zu holen." Aber die polnische Sprache klingt wirklich bis ans Breslauer Universitätsgebäude; das ist der deutsche Markstein.

Ich habe mich auch nie der trüben historischen Ahnungen entschlagen können, wenn ich auf leichtem Wagen mit rastlos eilenden sarmatischen Pferden ostwärts über die Fläche hinfuhr. Da herüber aus dem tiefen Osten sind die Hunnen, die Alanen, die Vandalen, die Goten, die Tataren und die Kosaken gekommen, Flüsse sind keine Grenzen, die Kosaken schwimmen durch die Flüsse, der ganze preußische Staat, mit Ausnahme der Rheinprovinzen, schläft bei offenen Türen, erst das übrige Deutschland ist durch Berge verschlossen.

Es ist ein wehrloses Land, und Warschau ist am achten September gefallen. Auf den Ebenen zwischen Stettin, Königsberg und Breslau wird über kurz oder lang der vorletzte große Krieg geschlagen werden, hier wird der Ost und West zusammentreffen. Ebenen sind ein Übelstand, Flächen ein Unglück. Es ist in Preußen sehr viel Intelligenz, aber der Boden ist flach, es fehlt an Höhen; der Krieg hat den gefährlichsten Instinkt. Ach, und auch der Krieg wird prosaisch, alles Heldentum hört auf: ein wenig realistische Wissenschaft und Geld tut alles. In einigen Jahren werden Eisenbahnen und Dampfwagen die Kriege entscheiden, und der letzte Tropfen Blut wird der Welt ausgepreßt. Es war Zeit, daß ich auf Reisen ging, die weiten unbekannten Länder sind der letzte Atemzug der Poesie, die Poeten gehen rettungslos unter.

Ehre, Ruhm, Liebe, die ganze Romantik, welche sonst Staaten und Menschen hob und hielt, ist verbraucht, die alte Poesie ist an Entkräftung gestorben, das neue Lebenselement ist das Geld und noch einmal das Geld.

Das Gold ist Mittelpunkt, das Gold ist Blut geworden. Wem es gelingt, Poesie daraus zu machen, der ist unser modernster Dichter.

Dieser letzte Gedanke peinigte mich, als ich zu Breslau von der Taschenbastion herabsah auf den im Abendrot blitzenden Palast eines schlesischen Grafen, welcher dicht an der Bastion steht und glatt und stolz hinausblickt in das gesegnete, in grüner Üppigkeit wogende Land. Auf dem Balkon, welcher mit einem purpurnen und goldenen Baldachin bedeckt ist, stand ein stolzes adeliges Frauenbild. Ich kannte sie und wußte, daß sie von der adeligen Herrlichkeit des Palastes und von dem nobeln Geschlechte der Ritter und Barone träumte.

Von der Promenade herein aber bog ein schwerer Mann in schwarzem Frack. Aus seiner Weste quollen dicke goldene Uhrgehänge, die bis zu mir heraufblitzten, und er blieb stehen vor dem großen Palais und besah es aufmerksam, zählte an den Fingern und nickte mit dem Kopfe. Auch ihn kannte ich. Es war ein sehr bürgerlicher Bankier, und man sagte, daß er damit umginge, gelegentlich den Palast zu kaufen. Als ihn das adelige Frauenbild erblickte, griff sie hastig nach ihrem Taschentuche und verschwand. Die Sonne ging eben unter, und der alte Zobten vor mir dampfte dunkelblau, das ferne Riesengebirge lächelte unverständliche Worte. O, die Berge sind gar klug; sonst klangen nur Rittersporen auf ihnen, jetzt verkaufen sie Kaffee und Weißbier, sonst waren sie unzugänglich, jetzt betastet jeder Tertianer ihre keuschesten Stellen. Die Aristokratie ist tot, der Verstand und das Geld, zwei platte Gesellen, ziehen in die Schlösser, regieren die Welt. Die Berge wissen's und schweigen, die Adeligen wollen's nicht wissen, und gehen zugrunde, denn vom Adel kann man nicht mehr leben wie sonst; die adeligen Frauen weinen und werden interessant. Wenn sie aufgeht und wenn sie sinkt, ist die Sonne am schönsten. Ein romantischer

Dichter muß heutzutage adelige Damen lieben; in solcher Liebe allein wohnen noch Romanzen und Balladen.

Und es ward dunkel auf der Bastion. Die ausländischen Bäume auf der Promenade sprachen mit ihren Blüten und Düften herauf zu mir wie mit Liedern in fremden Sprachen. Die Blüte ist des Baumes Gesang. Eine Nachtigall fing langsam an zu singen in den naheliegenden Gebüschen. Liebespaare strichen küssend an mir vorüber, in dem Palaste drüben sang eine schöne Stimme zum Klavier. Ich glaube, es war Hektors Abschied, und der dicke Bankier mit den strotzenden Uhrgehängen erschien mir als Achill mit den unnahbaren Händen. Mir ward so fremd heimatlich zumute, der Mond ging auf über die Sündenstadt und das weiche, fruchtbare Schlesien, ich hätte weinen mögen, daß ich Abschied nehmen sollte von dem lustigen deutschen Winkel zwischen Böhmen, Ungarn und Polen, von dem Lande, wo ich zuerst geatmet, zuerst geliebt, zuerst gedichtet hatte.

Ich stieg in die Gassen hinab, wo es wimmelt und flutet von weißen Schürzen, fragenden Augen, trotzigen Waden, durch welche die Jünglingsblüte Breslaus prüfend mit halbgeschlossenem Augenlide hinstreicht. Ernst wandelt der Nobile, den Hut tief im Gesicht der hoffende Referendarius, dreist Bruder Studio, schüchtern der Theologe durch die Ohlauer Straße und hält nächtliche Heerschau, und erspäht die Räumlichkeit und die Gelegenheit, durch den Wink der Parole einen Deserteur zu gewinnen. Da kam auch Julia mit den schwarzen Capuletti-Augen, ein elegisches Mädchen mit christlichen, sanften Gefühlen allgemeiner Menschenliebe. Sie lispelte „Romeo!“ „Schweig, Julia,“ sagte ich; „Romeo ist tot, er ist in Spanien, ich kaufe dir heute die letzten Bonbons.“

Sie sah mich fragend an und wollte wissen, wie weit es bis Spanien sei, und ob sie mitreisen könne. „Nein, mein Kind,“ sagte ich ihr, „es ist sehr weit.“ — „Weiter als Mezibor?“ — „Weiter als Mezibor und auf einer ganz

anderen Seite, und es ist auch sehr lange her, Julia, daß ich für dich schwärmte. Die Zeit ist lang und der Weg ist weit, Gott schütze dir Haupt und Schoß, schwarzäugige Julia, hier sind die letzten Bonbons. Und wenn sich wieder einer so töricht in dich verliebt, wie ich es tat wegen der Madonnenfalschheit deiner Züge, und dir auch Bonbons schenkt, so denke mein; ich küsse dann andalusische Mädchen. Sollte dir's aber schlecht gehen, so vergiß mein, denn ich habe dir's prophezeit; zerre nicht so an meinem Rock, und weine nicht italienische Tränen, mein Herz ist längst tot und liegt mit meinem Glauben im Sarge."

Ich bog in die Bischofsstraße hinein, Julia stand an der Ecke des roten Hirsch und streckte bittend die Hände aus, und ich sah's beim Mondschein, daß ihr die Tränen über die Wangen liefen. Sie trug das historische schwarzseidene Kleid, von welchem soviel gesprochen worden war, und nach dem dunkeln Schal, welcher ihre blendende Schulter bedeckte, schmachtete mancher Jüngling des lustigen Breslau. Ich hörte es, wie ihr die letzten Bonbons auf die Steine fielen, als sie die Arme ausstreckte, aber ich hüllte mich in meine unwandelbare Tugend und schritt weiter.

Die Pfaffen gestatten zu Breslau kein legitimes Heidentum, drum nimmt sich alles, was ein gefühlvolles Herz hat, des verpönten Götterdienstes an, und Bacchanalien und Orgien aller Art erfüllen Breslaus Straßen und Nächte. Ein moralischer Protestantismus und gefälliger Katholizismus halten einander hier die Wage, und der letztere wiegt noch etwas schwerer — so ist Breslau eine der liberalsten Städte geworden. Sein Umfang ist groß, seine Häuser sind hoch, es gibt verborgene, weitabgelegene Straßen, es ist noch viel Romantik in den Mädchen aller Stände, alle dunkeln Haustüren und Hausflure sind des Abends belebt, die Jünglinge suchen Abenteuer, die Mädchen erwarten sie, es werden plötzliche Bekanntschaften gemacht wie in der buntesten Ritter-

zeit; man frägt nach keinem Namen, es ist noch Duft, noch Straßenpoesie in Breslau. Die Geliebte wohnt draußen, weit draußen, jenseits der Oder, hinter der Elftausend-Jungfrauen-Kirche, der Geliebte schläft diesseits, weit drüben hinter den „Barmherzigen Brüdern“, und des Abends reisen sie einander entgegen bis in den breiten Schatten des Jesuitenkollegiums, wo Tag und Nacht die sieben freien Künste und unfreien Wissenschaften gelehrt werden, was heutzutage Universität heißt. Sie wissen nichts voneinander, als daß sie sich sehr lieben, und wenn die Liebe aufhört, so kommt einige Tage nur eins von beiden in den Schatten der Universität, und dann verschwindet auch das, und ein neues Paar erscheint. Das ist der Lauf der Welt. Haben sie sich aber vielleicht zwei Abende nur verfehlt, so hat das Schicksal sie getrennt, und sie suchen sich eine Zeitlang umsonst in dem weiten Breslau, und finden sich einmal zufällig nach einem Jahre wieder, und erkennen sich nicht mehr, oder beginnen als Fremde eine neue Liebschaft.

Das ist Breslauer Straßenpoesie. Es werden unglaublich viel Verse in Breslau gemacht, die besten läßt man nur nicht drucken. Schlesien und Schwaben, die östlichen und westlichen Zipfel von Deutschland, produzieren immer die meisten deutschen Dichter; nach den Grenzen hin sprechen die Leute immer am eifrigsten, um die Sprache zu retten, dort im Westen vor den Franzosen in Paris, hier im Osten vor den Franzosen des Nordens. Und damit kein Unglück geschieht, hat man einen Abzugskanal gegraben und einen schlesischen Musenalmanach gestiftet, wo jeder brave Schlesier seine Verse loswerden kann für ein Billiges, und Dichtervereine und Künstlergesellschaften sind ein stehender Artikel in Breslau. Es wird gereimt, gedichtet, verdünnt, rezensiert, geraucht, geschnupft, als müßte die ganze Welt damit versorgt werden. Namentlich blühen die Scharaden und erfreuen sich enthusiastischer Teilnahme, und der Mond hat sehr großen

Anhang. Er scheint aber auch sehr schön in Breslau zwischen die himmelhohen Häuser hinein, auf die breiten Wasserspiegel und die verschwiegenen Gebüsche um die Stadt herum. Wilhelm Wackernagel, der so scharmante Lieder schreibt, versicherte mir immer, der Breslauer Mond sei von ganz besonderer Qualität, bei weitem nicht so abgenützt als an andern Orten. Und wenn ich zu ihm kam, das heißt zu Wackernagel, so schrieb er auch immer Gedichte an den Mond, und ihre Überschrift war immer: „Es spricht der Mond“. Nur in Breslau weiß man, wie der Mond sich äußert. Dabei saß Wackernagel immer in einem langen, höchst langen Preußisch-Freiwilligen-Mantel auf dem Sofa, die langen blonden Haare hingen ihm mittelalterlich um Kopf und Gesicht, er sah aus wie ein Schüler Osterdingens, der nur des Mondes wegen von Berlin nach Breslau gekommen war. In seinen großen, deutschen, harmlosen Zügen, in dem klaren, blauen Seherauge lagen alle die schönen Dichterworte, die er noch singen und schreiben wollte.

Wenn ich zu Wackernagel kam, da sind mir immer die reichen, fahrenden Poeten Deutschlands eingefallen, welche, die Goldgruben des poetischen Geheimnisses in der Brust, mit leerer Tasche und singendem Munde durch die Welt ziehen, Mangel leiden, und doch alles lieben, immer die süße, göttliche Ahnung in den Augen tragen. Wackernagel ist einer von denen, welche mit brünstiger Liebe und gesundem Kopfe die alte deutsche Poesie studiert und durchgesungen haben. Er ist eine Autorität im Altdeutschen, und auf einer Kegelbahn ist's gewesen, wo er das Nibelungenlied und den Parcival und Titurel bis in die innersten Falten gelesen hat, auf einer Kegelbahn in Berlin hat er sich, in Ermangelung einer andern Wohnung, häuslich einrichten müssen, dort hat er, in seinen Freiwilligenmantel und seine langen Haare gehüllt, Tag und Nacht gesessen und studiert und gedichtet, trotz Hunger und Kälte. Einen alten schwarzen Rock hat er

zuweilen vorsichtig abgestäubt, und ist hinaufgestiegen in die goldenen Säle der vornehmen Berliner, um sich zu wärmen, und die Bibliotheken zu ordnen, und die alten, schweren Bücher zu stellen, von denen sie nichts verstanden.

Ich habe auch in Breslau nie Geld bei ihm gesehen, und doch war er immer glücklich, das heißt poetisch, und litt nur zuweilen an Vollblütigkeit, doch schrieb er mir immer die heitersten, vornehmsten Billetts auf spiegelglattes Papier mit saubern römischen Buchstaben, nahm Holteis Liederspiele gegen mich in Schutz, und träumte von einem griechischen Lustspiele, das er nächstens in deutscher Sprache schreiben wollte. Der liebe Wackernagel! Ich war damals ein dummer Mensch, der ihm nicht glauben wollte, daß Goethes Tasso mehr wert sei als Schillers Braut von Messina, und ich hatte mich deshalb ein Vierteljahr lang auf Tod und Leben mit ihm herumgeschlagen in den Breslauer Zeitungen. Da erweichte er eines Tages mein vandalisches Herz durch eine schöne, innige Ghasele, und ich ging, um ihm meinen ersten Besuch zu machen. Er wohnte bei dem berühmten Chemiker Runge und aß alle Tage Schöpsenfleisch mit ihm. Runge aß nämlich einige Monate lang nichts als Schöpsenfleisch, um zu sehen, was dabei aus ihm würde, und Wackernagel litt geduldig mit, als Opfer der Experimentalchemie, aß mit Runge Schöpsenfleisch und ließ den Mond sprechen.

Seit der Zeit denk' ich bei Schöpsenfleisch immer an Runge, der stets gesund war, wie ein geistreicher Quäker aussah, und aus einem kleinen Stummel heftig Tabak rauchte, wenn er nicht Schöpsenfleisch genoß; und an Wackernagel denk' ich, wenn mir der Breslauer Mond einfällt, der so schöne Lieder schien, als ich den letzten Abend durch die Breslauer Gassen schlüpfte. Auch damals fielen mir lauter süße Wackernagelsche Verse ein, und ich stand still am Graupenturme, in dessen Nähe er gewohnt hatte, und dichtete mir im Mondscheine ein weiches Abschiedslied.

Leider hab' ich's vergessen, es war aber sehr schön und ging nach der Melodie:

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuser stehen,
Sich die Nachbarn traulich grüßen,
Mädchen aus den Fenstern sehen,
Ihre Blumen zu begießen,
Dahin sehnt mein Herz sich sehr.

Ach, sehr!

---

2. Fortsetzung.

O laß mich lauschen, laß mich lispeln, kosen
Mit dir, du Geist der Mondscheinnacht!
Du hast mit deinen Lilien, deinen Rosen
Den Geist der Liebe mir gebracht.

Hoffmann von Fallersleben.

Wenn ich's beschreiben könnte, wie schön an meinem letzten Abende in Breslau der Mond schien, so hielten mich die Leute für mond—süchtig. Denn ich empfand wirklich eine lebhafte Sehnsucht nach dem Monde, und ich hätte mich auf das Pflaster legen und den Schein küssen mögen. Aber es hatte kurz vorher ein wenig geregnet, darum tat ich's nicht. Die nüchternen Leute, welche in einer Passion für den Mond viel Überschwenglichkeit und wenig Vernunft finden, mögen sich beruhigen. Für gewöhnlich lieb' ich den Mond nicht: er ist mir zu bleich, zu schwindsüchtig, zu kraftlos, zu monoton, zu langweilig. Es stehen noch einige Adjektive zu Diensten, wenn's sein muß.

Aber wenn ich einen Raum zum ersten= oder letztenmal sehe, dann ist der Mondschein sein Himmelsnimbus, dann macht er alles so weich, so fromm, so rührend. Es war mir damals am Graupenturme in Breslau, als sähen mich all die lieben Augen im Strahl des Mondes an, welche mir jemals in zärtlicher Neigung zugewendet waren. Ich konnte die Züge nicht ordnen, nicht unterscheiden, aber es war ein

süßes Gewirr von all den Mienen, welche meinem Herzen wohltun, es in süßem Weh bewegen.

Kuß auf Kuß warf ich dem Monde zu. Ich fühlte, daß der Abschnitt all meiner Jugendneigungen mit diesem Mondschein zu Ende ging, des andern Tages reiste ich in die Welt, nach Spanien, Babylon und Leipzig; ich mußte Abschied nehmen von all dem, was der Mond mich küssen sah.

Hinter mir, im Schatten des Graupenturmes, stand ein langer Mann mit gekreuzten Armen und sah ebenfalls in den Mond. Langsam kam er heraus in den hellen Schein. Wiederum das Bild eines Minnesängers. Breslau hat in vielen schweigsamen Winkeln ungewöhnliche, ernsthaft ganze Figuren, es hat viele Blätter, die noch niemand umgewendet hat, noch viel unberührte Jugend.

Der Mann war lang, unsicher lang, ein magerer grauer Mantel verhüllte kaum die Länge, und er hatte einen Kopf wie ein ernsthafter Vogel, weit flogen im leichten Abendwinde die weichen Haare davon wie wogende Schwungfedern. Fein, spitz und klar wie Luft formten sich nach vorn die saubern Gesichtszüge voll kindlicher Unbefangenheit, und die sanften, ahnungsreichen Augen sahen mild wie zwei glückliche Sterne drüber hin. Ein schwarzes Napfmützchen deutete darauf hin, er sei ein Scholiastenvogel, der sich mit Weisheit nähre; aber in freien Stunden singt er, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und der ist ihm schön gewachsen.

Wir gaben einander die Hand und sprachen über den Mond, und er konnte mir nicht genug beschreiben, wie schön sich der alte Mond ausnehme in der großen Bibliothek, in welcher er wohnte. Hoffmann von Fallersleben war damals Kustos der Breslauer Universitätsbibliothek, und er lud mich ein, mit ihm zu gehen.

Es tat mir sehr leid, diese Einladung abschlagen zu müssen, aber ich hatte noch gar zuviel Besuche zu machen,

und den Mond brauchte ich notwendig dazu. Ich versicherte Hoffmann, daß es in Breslau sehr viel Fenster gebe, große und kleine, an welche meine Blicke und der Mond heut noch klopfen müßten. Er nickte mit dem Kopfe, denn er ist ein Dichter. Ach, die Geschichten von den Fenstern, aus welchen die Lockenköpfe und die weißen Hände sehen, diese Geschichten sind nicht eben lehrreich, aber sehr schön. Hoffmann sagte, das hätte seine Richtigkeit, und er freute sich immer, wenn er mich mit den unternehmenden Augen und Schritten sähe, die Klassiker auf der Bibliothek brächten zwar schöne Lieder, aber wenig reelle Küsse, der Mensch lebe doch nicht vom Brot allein — —

„Freilich, freilich — dies Kapitel würde uns zu weit führen, lieber Professor, mich rufen die Fenster!“

Und er wünschte mir glückliche Reise nach Spanien, und verlangte, ich solle ihm drei anständige Balladenthemata aus Granada schicken mit der ordinären Post, aber nicht zu leichtfertige, bat er noch hinterdrein.

Ich hab's ihm versprochen. Damals blieb er noch stehen auf der kleinen Brücke am Graupenturme, die großen Augen ernsthaft auf den Mond richtend. So ist er mir im Gedächtnis geblieben, die schöne Mondscheinstatue eines nordischen Sängers, an welcher kindliche Träume auf und nieder klettern. Ich weiß nicht, wenn er nach Hause gegangen ist.

Durch unterschiedliche Gassen ging mein Lauf, und der gute Mond lief wie ein lustiger Pudel mit mir und blieb stehen, wenn ich stehen blieb. Ich blieb aber oft stehen. Ach, hinter den meisten Fenstern waren weiße Grabesgardinen; in ein paar Jahren ändert sich viel. Man sieht sich, man begegnet sich, man sucht und findet sich — man verliert sich. Mein Gott, die Stadt ist groß, und das Auge ist kein Philister; es ist frevelhaft, die Schönheit der Welt nicht in ihrem größtmöglichen Umfange zu würdigen.

Wie der Mond lachte vor einem großen Hause auf der Albrechtsstraße, der Schalk! Da wohnte einmal während eines milden Sommers, wo alles reif ward, ein Mädchen, schlank und luftig wie ein Reh, im zweiten Stock, ich wohnte aber im dritten, und ich war ein Student. Des Morgens machte sie mit Geräusch ihr Fenster im zweiten Stock auf, und nun öffnete ich das meine im dritten Stock und sang hinab:

Ich war, wenn ich erwachte usw.

Da sah sie herauf und lächelte, und ich sah hinunter und lächelte auch. Wenn wir aber ausgingen, so schlugen wir heftig die Türen zu, und dann begegneten wir einander auf dem Saale. Dann sagte ich: „Schön guten Morgen, mein Fräulein," und sie erwiderte: „Ich wünsche Ihnen, wohl geschlafen zu haben." Später im Laufe des Sommers sagte ich ihr mehr, unter anderm auch, daß ich nicht wohl geschlafen hätte. Wir begegneten uns auf dem Markte, und ich kaufte ihr verräterische Blumen; es kamen die schönen Sommerabende, ich sang zur Gitarre himmlische Lieder an den Abendstern von Richard Roos, Theodor Hell, dem Naturdichter Hiller, oder sonstigen ausgezeichneten Deutschen, ich sang sehr, und spielte dazu die Gitarre. Zuweilen begegnete mir's in der Hitze des Gefechts, daß ich falsche Akkorde griff, aber solch ein gemeiner Vorfall störte unsere edleren Gefühle nicht, meine Geliebte hatte auch glücklicherweise ein verwahrlostes musikalisches Gehör und konnte nichts singen als: „Du, du liegst mir im Herzen", und auch dabei erlaubte sie sich immer einige musikalische Freiheiten.

So kam der Spätsommer, und wir freuten uns schon sehr auf die langen Abende. Da näherte sich mir eines Abends auf eine ernsthafte Weise meine Wirtin und erklärte, daß sich bedeutende Differenzen zwischen uns vorfänden, namentlich wegen der Miete. Ich studierte zur damaligen Zeit Theologie und äußerte mich sehr sanft. Die gute Frau

hatte aber wenig Religion, sprach von Mangel an Solidität und nötigte mich, plötzlich auszuziehen. Sie war von sehr niedriger Gesinnung und ohne alle Poesie. Ich habe ihr das später vor dem Universitätsgerichte auseinandergesetzt, aber ausziehen mußte ich damals. Bei solcher Verwicklung der Verhältnisse vergaß ich meine gefällige Nachbarin mit den Rehaugen und dem schlanken Wuchse, ich kam in ein ganz anderes Viertel der Stadt, wo ich an der weiteren Ausbildung meiner früheren Gefühle behindert wurde.

Der Mond trat ungeduldig hinter die Häuser der Albrechtsstraße, ich mußte weiter. Ich kann nicht im Detail fortfahren, sonst würde meine Abreise zu lange aufgehalten, ich kann nur bemerken, daß in jener letzten Breslauer Nacht der Nachtwächter manches abgelegenen Viertels unruhig wurde, weil ein Mann so lange vor manchem kleinen Hause stehen blieb. Die Breslauer Nachtwächter sind berüchtigt wegen ihrer Disziplin und Tapferkeit, sie halten nichts von der Dichtkunst und verfolgen die Schwärmerei, sie sind ohne äußere Bildung und schonen kein zartes Gefühl. Sie störten mich in meinen besten Empfindungen.

So mußte ich denn auch flüchtig an einem Hause vorüber in der südlichen City, wo ich sonst ein ganzes Jahr lang nicht vorübergehen konnte, weil ich immer genötigt war, einzutreten. In jenem Hause hatte ich viel ernsthafte Tränen geweint, und jenes Eckfenster war mir lieber gewesen als die ganze Stadt Breslau. Hinter jenem Eckfenster saß sie alle Abende im Lehnstuhle, die Hände ruhten ihr im Schoße, die Augenlider lagen wie geheimnisvolle Abendwolken über dem Himmel, und sie sah von unten auf verstohlen nach der Tür, ob ich eintreten würde. Sie hatte mir immer etwas Trauriges zu sagen, es ging uns sehr schlecht, und ich konnte ihr immer keinen andern Trost mitbringen, als alle Tage neue Gedichte. Die lasen wir miteinander und weinten ihre Melodie, und weinten wie die Kinder. An einem kalten

Wintermorgen mußte sie fort, weit fort, „vielleicht gar über den See“ — o, das war ein sehr kalter Morgen.

Und das arme Fenster, wo am Tage nicht mehr ihr Kopf, des Abends nicht mehr ihr Licht hinter den Blumen zu sehen war, wie lange habe ich das arme, leere Fenster bedauert, diesen gläsernen Sarg! Jetzt wohnten fremde Leute da, und die Geschichte war schon sehr lange her, aber es fuhr mir doch wieder jener flüchtige Stich aus dem Herzen durch den Arm bis in die linke Hand, nur schwächer, wie es mir damals immer geschehen war. — —

— — Immer weiter, immer weiter! Die Stadt ist groß, und das Leben ist lang.

Der alte Pedell Frese war tot, der Sturm, sein Nachfolger, hatte die große eiserne Tür der Universität nicht zugeschlossen, ich trat hinein in die schallenden Korridore. Es war doch traurig, daß auch Frese hatte sterben müssen, er war so römisch lang und sprach immer im plurali majestatis: „Wir haben beschlossen.“ Die Jesuiten, die geistreichsten Schufte jener letzten Jahrhunderte, die ich niemals hassen kann, wegen ihres impertinenten Verstandes: die Jesuiten haben das stolze Gebäude erbaut, und die Jesuiten und Frese sind tot. Wir gehen alle wie Schatten an dieser Sonne vorüber und sollten doch nicht soviel Wesens von unserm bißchen Ärger und Zorn machen.

Die breiten steinernen Treppen, die hohen gewölbten Korridore gaben all meinen Tritten laute Antwort. Der Mond fuhr unruhig an den Fenstern hin und her; er konnte nicht zu mir. Es ist ein schöner Raum, um Weisheit zu hören und zu lehren, dies Breslauer Universitätsgebäude. Ich wollte mich schnell erinnern, was ich alles hier gelernt hatte, ich drehte alle Taschen um, sie waren lächerlich leer. Außer Henrik Steffens war mir in diesen Räumen nicht einmal ein Interesse nahe getreten; die klingenden Sporen, die jungen Bärte, die bunten Mützen der Studenten waren

mir in den hohen Bogengängen noch immer das Interessanteste gewesen. Die Theologen lasen drei Jahre lang über eine alte, abgedroschene Geschichte, und lasen noch dazu unzweckmäßiger als auf mancher andern Universität; die Juristen lasen drei Jahre über ein anderes Buch, und die Philosophie war ganz abhanden gekommen, nur Henrik Steffens redete stürmisch poetische Gedanken über die Philosophie. Henrik Steffens ist ein sehr interessanter Mann. Sein Fehler ist's nur, daß er mehr sein will. Als ich seine erste Vorlesung im Musiksaale hörte, da war es mir, als stünde ich unter dem Wasserfalle des Niagara; betäubendes, überwältigendes Getöse, rings stäubendes Wasser, stockfremde breitblätterige Pflanzen, auf einem einzelnen Felsen ein Wilder, der nach einem Wasservogel schießt und dann kopfüber mit der Flinte ins brausende Wasser springt. Es war mir urweltlich, flözgebirgig, fabelhaft zumute, und als ich hinauskam an die frische Luft, da fing ich plötzlich an laut zu lachen. Was war das? Professor Henrik Steffens hatte über Anthropologie gelesen. In dieser Anthropologie fehlten nur die Menschen, aber die Berge, Pflanzen und Steine sprachen wunderbar interessante Dinge. Wie er so dastand, der lange Norweger, mit den irren blauen Augen und der nach Himmel und Erde zeigenden weißen Hand, da dacht' ich fortwährend an einen alten Druiden, der die Natur belauscht hat in stiller Einsamkeit und die Menschen und den gewöhnlichen Gang der Dinge vergessen hat, und nun zurückkommt in die Stadt, um über den Menschen zu sprechen und Novellen zu schreiben. Er trug einen feinen blauen Frack mit gelben Knöpfen, in der einen Hand hielt er gegen Ende der Stunde seine goldene Uhr; ich dachte jeden Augenblick, wenn in irgend einem Flözgebirge eine Schlucht sich öffnete, er würde sie einem der Zuhörer an den Kopf werfen, nämlich die Uhr. Er war eine schöne Erscheinung auf dem Katheder, dieser lang und gerad' gewachsene Professor. Sein Kopf ist fein und scharf,

die glatten grauenden Haare und einige frühe Falten geben ihm etwas Weises, und doch wird Steffens ebensowenig jemals weise werden, als der Sturm nach dem Takt sich bewegen lernt. Er ist ein Mann der strudelnden Bewegung, welcher sich die unnatürlichste Mühe gibt, festzustehen. Durch sein Gesicht laufen so viel zuckende, spitzige Linien, poetische List, frommer Jesuitismus, ein unreifes Lächeln, alles das stürzt sich über- und durcheinander, daß es mit Mühe von dem starken Geiste des Ganzen gebändigt wird, daß man in steter Erregung bleibt bei seinem Anblicke. Und nun kommen die Worte dazu, die sich wie eine unerschöpfliche Flut aus seinem Munde stürzen, eine Welle will eher da sein als die andere, wie ausgerissene, fremdartig grüne Bäume fliegen auf den Wogenspitzen die ungewöhnlichen Gedanken mit herunter ins Auditorium, und das Gebrause, der fremdartige übervolle norwegisch-deutsche Ton, die zischenden Sprachfehler brausen, schäumen, toben rastlos, ruhelos durcheinander, nicht ein Sonnenstäubchen kann sich dazwischendrängen — man wird betäubt, bedeckt, man schnappt nach Luft. Es gibt vielleicht keinen Menschen, der eine solche enorme und schnelle Gedankenproduktion besitzt als Steffens, die Gedanken gehen wie ein brausendes Viergespann mit ihm durch. Wenn er auf den Katheder steigt, da geht es ihm wie der Pythia, welche sich auf den Dreifuß setzt. Der Dampf der Weisheit und der Begeisterung umfängt seine Sinne, die Orakel zerwühlen seinen Körper, er wird herumgeschleudert von den Dämonen, er wird zerbrochen. Natürlich hält er, ein langer, starksehniger Norweger, das länger aus als die Pythia, von welcher die meisten ernsthaft versichern, daß sie ein Frauenzimmer gewesen sei.

Steffens ist eigentlich ein Professor der freien Künste, und er trägt die Naturgeschichte und Philosophie und das heilige Donnerwetter der Poesie und die Menschenkenntnis, er trägt alles dies vor wie eine freie Kunst, er faselt über

alles. Aber er faselt im größten römischen Baustile, er faselt Riesenschnörkel. Bedeutende Poeten wie Heine sprechen ihm die Poesie ab; ich glaube, das rührt von einem Irrtum her: Steffens hat einen belebenden, einen erzeugend poetischen Blick für das Vegetabile, das Halbtote, das Ganztote, er macht den Schnee und die Steine und Berge lebendig, welche sich durch drei enge Druckbogen seiner Novellen erstrecken, aber er hat ein ganz ordinäres, zu unordentliches Auge für die Menschen. Und wir sind nun freilich der Ansicht, daß die Menschen in den Novellen die Hauptsache seien. Bei Steffens ist es aber immer der Boden, und die Menschen sind umgekehrt die Staffage, weil er sie nicht kennt.

Doch bin ich der Meinung, er sei reich an Poesie, überreich, und Heine, der Verehrer Goethes, verwechselt bei Steffens die Poesie mit der Kunst; letztere lernt der deutsche Norweger in seinem Leben nicht. Es wird nie Maß in ihn kommen, er wird nie ein Dichter werden; aber ein Poet und obendrein ein gewaltiger bleibt er. Seine Novellen mit der altklugen oder im Traume sprechenden Natur sind Kolosse von Ungeschicklichkeit, große Schachtelkunststücke. Aber ein Kunststück ist eben kein Kunstwerk, wird nie mündig; auch wenn er eine Novelle schreiben will, so gehen die Rosse mit ihm durch, tief in den Wald hinein, und wenn sie nun nicht weiter können, dann steigt er ab, bewährt seine Geschicklichkeit und haut links und rechts Wege durch den Wald, bis er endlich schweißtriefend wieder herauskommt; und diese Arbeit nennt er eine Novelle. Es fehlt ihm alle Kunst der Empfängnis, es fehlt ihm die Dichtkunst, aber nicht die Poesie.

Das haben die Freiwilligen im Kriege herausgefühlt, und sie haben sein eisernes Kreuz verdächtigt und nie etwas wissen wollen von seinen konkreten Taten. Sie erzählen wunderliche Spottgeschichten vom Norweger und seinen langen Beinen und der Schlacht bei Leipzig, die er so schön beschrieben. Darauf ist aber nicht viel zu geben, denn hinter

einem ungewöhnlichen Menschen weist der Haufe immer mit den Fingern her, und es ist auch nicht schwer herauszufühlen, daß Steffens kein Mann der Tat ist. Sein Geist ist ein bunter, ein herrlich bunter Renommist der Phantasie. Er ist ein spekulativer Poet; wer ihm alles glauben will, wird zuverlässig ein Dummkopf, wenn auch ein merkwürdiger. Seine politischen Bücher hab' ich immer wie geistreiche Karnevalsentwürfe gelesen; wenn Steffens einmal Minister des Auswärtigen würde, so könnte die Politik auf vierundzwanzig Stunden sehr amüsant werden, denn länger würde der Spaß nicht dauern.

Der Mond wollte fort, die Korridore wurden finster, ich glaubte die Stimme des Henrik Steffens aus dem Musiksaale zu vernehmen: „Meine Herren, betrachten Schie die Flözgebirge."

Es war aber ein Irrtum; Steffens war schon nach Berlin gegangen, um von den Flözgebirgen zu sprechen, und über den Opernplatz steuerte er mit dem breiten Quäkerhute und den starrenden Prophetenaugen.

Wäre ich der König von Preußen, ich ersuchte den Professor Steffens, unbekannte Gegenden zu bereisen. Dann könnten wir interessante Bücher erwarten, er improvisierte neue Welten. Wenn sie sich auch später nicht als richtig erwiesen, so wären sie doch unterhaltend; denn er ist ein kleiner Schöpfer, es fehlt ihm nur das bißchen Ordnung, in welcher der Herrgott geschaffen hat.

Draußen auf der Oderbrücke war viel Amüsement: die lustigen Burschen führten ihre lustigen Mädchen zum Tanz hinüber nach der „goldenen Sonne".

Als ich noch Student war, kam ich des Sonntags aus dem „blauen Hause" immer an der „Sonne" vorüber, und der Menschenkenntnis halber ging ich gewöhnlich hinein: damals lockten die neuen Oberontänze, damals war Oberon jung; es ist doch entsetzlich, daß auch solch ein Feenprinz

altert. Damals scheute ich auch eine massive Prügelei nicht für ein Paar schöne Augen. Ich trug noch keine Vatermörder und haßte noch Hut und Frack.

An einem solchen melancholischen Spätsommerabende war's, als ich jene schwarzen Augen, jene schöne andalusische Figur wild an mir vorübertanzen sah, welche im ganzen Julia hieß. Mein Begleiter, ein alter, erfahrener Bursch mit bemoostem Haupte, machte mich aufmerksam und rief: „Sieh um Gottes willen diese Augen!“ Sie waren wirklich erschreckend feurig und schön, wie ein schönes Buch, das mit vieler Freiheit geschrieben ist. Ich eilte, es ihr zu sagen, mein Begleiter desgleichen. O, wie sie lachte und mir die heiße Hand auf den lobpreisenden Mund legte, — mein Begleiter war im Feuer dieser Augen grob gegen unsere Nachbarn gewesen, und ich sah eben noch in der Ferne sein ruderndes, kämpfendes Pfeifenrohr, er wurde just hinausgeworfen, oder wie die Schlesier sagen, hinausgeschmissen, als mir Julia ihren Arm gab. Ich geleitete sie nach Hause und kaufte ihr Bonbons.

Ach, ich schmachtete in diesen Augen und las um jene Zeit den Plato, und das war meine Dummheit, denn Julia wußte nichts von Plato. Ich glaubte noch an die Menschheit und an die Tugend, und eines Tages schenkte mir jener erfahrene, hinausgeschmissene Student ein Bonbon, das ich den Abend vorher der Julia geschenkt und worauf ich geschrieben hatte „Romeo und Julia“.

Das war ein merkwürdiger Tag in meinem Leben, das fühlte ich tief, als ich mich im Mondschein auf der Oderbrücke sein erinnerte. An jenem Tage verwünschte ich die Tugend und meine Dummheit in einem Atem. Es war ein schrecklicher Mittag, ich aß gerade Milchreis bei der Madame Lange im „weißen Engel“ auf der Kupferschmiedstraße, und dort im „weißen Engel“ verwünschte ich zum ersten Male meine burschenschaftlichen Grundsätze, die mich schon in Halle

und sonstwo um soviel Vergnügen gebracht hatten; im „weißen Engel“ auf der Kupferschmiedstraße schwor ich dir ab, o Plato! —

Diese Erinnerungen trieben mich fort von der Oderbrücke, ich ging nach Haus und legte mich schlafen und „Plato oder nicht Plato?“ beschäftigte mich bis zur Stunde der Abfahrt. Zwei Freunde geleiteten mich bis zum „schwarzen Bären“, dort tranken wir zum letzten Male eine Schale schlesischen Kaffee miteinander, sie segneten mich, und ich fuhr von dannen gen Babylon. Zuerst nach Leipzig. Ich sah mich nicht mehr um, denn ich fürchtete mich vor dem Abschiede, und ich fuhr ohne Gedanken durch das mädchenfreundliche Liegnitz, ohne Gedanken bis auf den Markt von Leipzig.

---

3. Leipzig.

1813.

Leipzig hat die Merkwürdigkeit, daß man das meiste darüber zu schreiben vermag, wenn man es nicht gesehen hat. Je länger man da lebt, desto weniger weiß man darüber zu sagen. Wenn man ein bürgerlich hübsches Mädchen sieht, so kann man allenfalls hinterdrein mit ihr schwärmen, falls man gerade nichts Besseres zu tun hat; kommt man aber öfter mit ihr zusammen, so bleibt nichts Besseres übrig, als sie zu heiraten. Und von solch einer Heirat weiß niemand viel zu erzählen.

Ich wollte nach Paris reisen und blieb in Leipzig, und schrieb über die deutsche Literatur und das Leipziger Theater, und wurde kein Revolutionär, wie meine Mutter hoffte, sondern leider ein solider Mensch, der zweiundzwanzig Stunden auf seinem Zimmer ist, wenn's regnet; spazieren geht, wenn die Sonne scheint, vor jedem anständigen Menschen den Hut abnimmt, seine Miete richtig bezahlt und hoffentlich einen guten Ruf hat.

Aber Leipzig hat vor den Toren ein Schlachtfeld, wo viele tausend Leute mit gutem und schlechtem Rufe totgeschossen worden sind. Zu denen geh' ich, mit denen unterhalt' ich mich über vergangene Zeiten, und was die Welt gehofft und gefürchtet hat bei der Schlacht bei Leipzig. Es ist nur traurig, daß die Toten, so laut sie reden, doch nicht verstanden werden.

Preußen und Berlin sind nie so liebenswürdig gewesen als im Jahre 1813, wo sie den Mut hatten, zu zürnen und die besten Söhne hinzuschicken unter die Kugeln. Und wenn man das deutsche Philisterleben kennt, so weiß man, daß solch Verdienst zehnfach anzuschlagen ist. Ich weiß noch, wie wohl es uns tat, als nach der Schlacht an der Katzbach die ersten Freiwilligen zu uns ins Quartier kamen: die Figuren schwankten noch wie die Gerten, es war noch keine empirische Konsistenz darin, die dünnen Stutzbärtchen kamen erst schalkhaft schüchtern zum Vorschein, die Hände waren noch fein und weich, sie waren noch nicht durchgegriffen, die Wäsche war viel zu fein für das Feldlager, sie trugen noch Ringe an den Fingern und goldene Uhrketten und weiche Papierstiefeln, und sangen Körnersche und Schenkendorfsche Lieder. Ich sah meinen Vater den Kopf schütteln zu den weichen Rittern, er hatte die Schwielenhand manches alten Franzosen, der in Italien und Spanien mitgefochten, gefühlt, er hatte die verwitterten Gesichter, die undurchdringlichen Bärte der alten Kerntruppen, er hatte ihre klassischen, zweifellosen Augen gesehen, und er schüttelte den Kopf zu unserer jungen Romantik.

Damals betete ich alle Abende vorm Schlafengehen, und wenn der Vater am Tage die Zeitungen bekam, da betete ich noch einmal für unsere Freiwilligen, und ich habe an jedem neuen Morgen gefragt, ob ich die Nacht über nicht groß geworden sei, um auch mitzugehen mit den blanken Reitern.

Und wenn ich heut aus den Toren von Leipzig gehe, so wendet sich mein Fuß immer nach Probstheida und jenem Thonberge hin, wo die Franzosen so fürchterlich nicht mehr um den Sieg, nein, um ihr Leben und um ihr Frankreich fochten, wo Er saß mit dem Fernrohre und dem ruhigen Gesichte. —

Unter den letzten Regierungsjahren des Tiberius wohnte unweit Roms in kleinem Landhause ein alter Römer, der hatte in seiner Jugend den Julius Cäsar gesehen, als er aus Afrika und Spanien zurückkam, wo er die letzten größten römischen Männer überwunden; er konnte die Erdkreisstirn, die Imperatorennase und den geschlossenen, verschwiegenen Mund beschreiben, und sonst konnte der alte Römer nichts. Und doch gab's keinen beliebteren Mann als ihn zu Rom: vom Morgen bis zum Abende kamen die jungen Römer zu ihm und er mußte erzählen von Cäsars Stirn und seiner schweigsamen Lippe, und mit Ehrfurcht betrachtete man ihn, der den Julius Cäsar gesehen.

Wenn man mich peinlichst inquirierte, so könnte ich's nicht beschwören, daß ich ihn gesehen habe. Und doch hab' ich ihn gesehen. Das Gerassel der Kanonen, das Gebraus der Heeressäulen, als er nach Rußland ging, liegt nur wie eine dumpfe militärische Masse in meinem Gedächtnis. Von der Schlacht bei der Moskwa, vom Brande der Zarenstadt, von der gräßlichen Beresina, dem entsetzlichsten Bilde des Krieges, das je den Fuß aufs Auge meiner Seele gesetzt, habe ich erst viele Jahre nach der Schlacht bei Waterloo etwas erfahren. Aber in hellem Sonnenscheine liegen die Kriegserscheinungen nach der Bautzner Schlacht in meinem Gedächtnisse, wie sie in Sprottau, einer kleinen Stadt im Lande Schlesien, meiner Vaterstadt, auftraten.

Mein Vater nahm lebhaftes Interesse an den Begebenheiten und haßte die Franzosen mit Energie, ich machte ihm alles nach und haßte sie mit. Eines Tages ging ich mit ihm vom Felde nach Haus, da legte er sich plötzlich auf die Erde

und drückte das Ohr an den Rasen, und bedeutete mir, still zu sein, und es auch so zu machen. Ich hörte ein dumpfes Geräusch, und es schien mir die Erde leise zu beben.

„Das ist Kanonendonner, mein Sohn, wahrscheinlich eine große Schlacht.“

Von diesem Moment an nahm ich zum erstenmal Interesse an der Welt, ich war erst sieben Jahr alt, und konnte noch nichts als lesen und ein wenig schreiben.

Es war mir so wunderbar feierlich zumute, und ich sah mich nach allen Seiten um, ob keine Soldaten zum Vorschein kommen würden. Die waren aber in gerader Linie wohl an die zwölf Meilen entfernt und schlugen die erschütternde Kanonenschlacht bei Bautzen.

Bald vergaß ich über meinen Spielen die Franzosen. Es kam der Himmelfahrtstag des Jahres 1813; die Sonne schien rührend warm, ich kletterte mit Buben meines Gelichters auf allen Leitern herum, uns war so wohl, als wollten wir in den Himmel steigen.

Da warf man uns plötzlich von den Leitern herab, jagte uns aus dem Hause und schloß die Tür zu. Wir waren bei fremden Leuten gewesen. Ich wußte nicht, wie mir geschah — drüben am Markte sprengte ein Kosak mit eingelegter Lanze, das kleine Pferd streckte sich so gewaltig, daß der Bauch das Pflaster zu berühren schien. Das freute mich, ich klatschte in die Hände — meine Mutter, die vorüberkam, faßte mich hastig und schritt auf unser nahes Haus zu. Ich sah sie fragend an. „Die Franzosen kommen,“ sagte sie und bald schrie alles in unserer Nachbarschaft: „Die Franzosen kommen“ und warf die Türen zu, verhüllte die Fenster, und der Markt war wie ausgestorben; er hatte keine Augen mehr. Mein Vater ging rekognoszieren, und trotz meiner Mutter Flehen nahm er mich mit. Ein Kosakenpikett ritt vor uns her, einzelne Männer schlossen sich ängstlich fragend an uns an.

Als wir über die Brücke kamen, wo sich die Aussicht öffnet, hörten wir ein verwirrtes Brausen, Pistolenschüsse — plötzlich wimmelte alles, was wir vor uns sahen, von grünen Reitern.

Die Kosaken hatten ihre Pistolen abgefeuert, ein erschrecklicher Lärm wie Meeresbrausen erscholl von drüben, wo die grünen Reiter kamen, eine Menge Schüsse knallten, die Kugeln pfiffen über uns hin, die Kosaken rasten zurück, einzelne grüne Reiter an uns vorüber ihnen nach. Wir eilten, was wir vermochten. Meine kleinen Beine reichten nicht aus, mein Vater schalt, ich weinte, wir flüchteten uns in ein Seitengäßchen. Da sah ich den ersten Franzosen deutlich an mir vorübersprengen: er saß auf einem großen, braunen Pferde, hatte eine erschreckliche Bärmütze auf dem Kopfe, unter einem breiten Schnurrbarte im Munde steckte der Säbel, in der Hand hielt er den Karabiner, und im Augenblicke des Vorübersprengens schoß er ihn ab hinter einem flüchtigen Kosaken her. Es war ein Chasseur.

Jetzt wußte ich, wie die Franzosen aussahen, ich lief nun vortrefflich. Bald waren wir durch die Hintertür in unserem Hause. Über der Haustür war ein kleines Fenster, ein großer Tisch ward hinter die verschlossene Tür gesetzt, ich holte mir noch ein kleines Bänkchen, von da guckte ich mit meinem Vater hinaus auf den Markt. Die Mutter bat uns fortwährend, in die Hinterstube zu kommen, sie dachte wie der Strauß: wenn wir nur die Feinde nicht sähen, so sähen sie uns auch nicht. Aber wir hatten eine gefährliche, neugierige Courage, und wichen nicht von unserem Posten.

Vorsichtig sprengten einzelne Chasseurs bis auf den Markt, sie wußten nicht, ob sie trauen durften. Das kam mir gerad so vor, als ob ich mit meinen Kameraden hinten auf dem Brauplatze Räuber und Gendarmen spielte; ich lachte sehr über die furchtsamen Chasseurs, als sie ihre Karabiner luden und ganz langsam in die Glogauer Gasse hineinritten.

Eine Stadt, die plötzlich vom Feinde genommen wird, liegt zusammengekauert da wie ein armselig Tier, dem die Klapperschlange langsam näherkommt. Wenn sich, wie hier, auch der Feind fürchtet, so ist der Anblick noch beängstigender.

Plötzlich donnerte von der Glogauer Seite eine fürchterliche Kanonenladung. Die Chasseurs, welche eben vorübertrippelten, standen mit ihren Pferden plötzlich elektrisiert, ich purzelte von meinem Bänkchen und klammerte mich an meines Vaters Rockschoß. Auf jener Seite stand nämlich eine russische Batterie; die fing ihr Spiel an, daß mir die kleinen Ohren brummten. Bald antwortete von der andern Seite, von wo die Franzosen kamen, eine noch gröbere Stimme. Da hatte ich den Krieg, und hinter meinem Haustürfenster fand ich das sehr vergnüglich. Laut flogen einige französische Worte von Reiter zu Reiter, sie schienen von zurücksprengenden Chasseurs auszugehen. Ein fürchterlicher Lärm, der wie Jubel klang, entstand, sie schossen ihre Büchsen in die Luft, ich hörte Fenster klirren, manche Kugeln mochten sich verirrt haben; es begann die Plünderung. Ich wurde mit allen Frauenzimmern des Hauses in den Keller geworfen, das war mir sehr fatal. Die Weiber jammerten, nur unsere alte Köchin war guten Mutes. Sie hatte eine große Kanne Kaffee und eine Tasse in aller Eile gerettet, und tröstete die Gesellschaft mit ihrer Tasse. Das Mitglied, welches trank, konnte nicht winseln, sie ließ so schnell wie möglich ihre Tasse die Runde machen. Ich lauschte an der Tür; oben gingen klirrende Säbelscheiden auf und ab. Herrgott, sie kamen die Treppe herunter, die Weiber sanken wimmernd zusammen, meine Mutter gebot mir leise, von der Tür wegzugehen. Es war eine schlechte Brettertür, herunterkommendes Licht schimmerte durch ihre breiten Ritze, ich konnte mich nicht enthalten, noch einmal durchzusehen, eh' ich der, meinen Namen immer dringender wispernden Mutter gehorchte. Mein Vater leuchtete, bärtige, wie mir's schien, himmelhohe Gestalten von

Chasseurs folgten ihm. Jetzt waren sie an unserer Tür, unsere alte Köchin neben mir betete leise vor sich hin ein Vaterunser, und goß sich eben so leise die letzte Tasse Kaffee ein. Heftige französische Worte, wie Flüche klingend. Sie gehen vorüber nach dem großen Keller. Sowie wir des gewiß sind, hält uns nichts mehr, hinauf ins Haus fährt alles, und zerstreut sich nach allen Seiten. Einen Blick ins Zimmer werfend, seh' ich einen langen Chasseur die Kommode meiner Mutter ausräumen, eben steckt er das braunseidene Kleid meiner Mutter, das ich so liebte, in den Sack. Das überwältigte mich, und ich schrie: „Mutter, der Kerl nimmt dein braunseidenes" — — hastig reißt mich meine Mutter von dannen, daß ich auf das steinerne Estrich des Hauses schlage. Die Nase blutet, aber auf und fort geht's nach dem Gartenhause hinter unserer Wohnung. Meine Mutter ist in jäher Hast: der plündernde Chasseur hat sie gesehen, sie war eine junge schöne Frau mit schwarzem Haar und blauen Augen und einer weißen Haut. Wir hörten eine Zeitlang seinen zögernden Schritt hinter uns. Er mochte unsicher sein, ob er eine gewisse Beute der ungewissen opfern sollte. Das Sichere hatte ihn gelockt, wir hörten ihn nicht mehr. Da saßen wir denn in dem weiten leeren Gartenhause, die Mutter, meine kleine Schwester, ich und die alte Hanne mit dem leeren Kaffeekruge, den sie in der Angst nicht aufgab. Die Sonne schien warm und lieb, die grünen Bäume sahen unschuldig und stumm herein durch die hohen Fenster, sie wußten von nichts, dicker Pulverdampf wälzte sich zuweilen zusammengeballt vorüber. Die Mutter ängstigte sich um den Vater, ich fing an, mit meiner Schwester Bohnen zu schieben. Da donnerte und krachte es plötzlich dicht hinter uns, daß die Fenster klirrten. Fünfzig Schritt von uns, jenseits des einen kleinen Flusses, der rings um die Stadt fließt, auf einer kleinen Anhöhe, blitzten und leuchteten aus dem dichten Pulverdampf helle Kanonen. Und zu gleicher Zeit erhob sich vorn

am Garten, wo unser langer Pferdestall stand, in dem ich immer Wischemann gespielt hatte, weil nie Pferde drin waren, ein toller Spektakel, Pferde stampften, fremde Stimmen lärmten, gelbe Gesichter, wie ich sie in meinem Leben nicht für möglich gehalten hätte, mit krausen Haaren und Bärten, die schwärzer als schwarz waren, streiften im Garten herum, Futter für die Pferde zu holen. Wir waren zwischen zwei Feuern. Nun fing ich an, mich jämmerlich zu fürchten, die gelben Kerle, die wie unseres alten Grabebitters Zitrone aussahen, wenn er zum Begräbnis einladen kam, entsetzten mich und raubten mir das Gleichgewicht. Es waren Provenzalen, wie ich später erfuhr; wegen dieses unangenehmen Eindrucks habe ich lange nicht daran glauben können, daß die provenzalischen Lieder süß und schön schmeckten. Ich dachte immer an jene Zitronengesichter mit der schwarzen Einfassung am Himmelfahrtstage. Der alte Grabebitter mußte auch erst sterben, eh' ich unbefangen wurde, denn er erinnerte mich immer wieder daran. Und alles, was sich mit dem Tode beschäftigt, hab' ich von Jugend auf nicht leiden können. Ich glaube, ich würde eher selbst sterben, als mich mit Sterbenden abgeben. Es ist leichter, zu leiden, als leiden zu sehen.

Bald weint' ich aber damals nicht mehr bloß aus Furcht, sondern vor Hunger und Grimm über die garstigen Franzosen und den garstigen Krieg, meine Schwester weinte vor einfachem Hunger. Die alte Hanne flennte, daß gar keine Aussicht zu neuem Kaffee da war, meine Mutter weinte leise über alles. Als ich das sah, da schwur ich mir, wie ich später hörte, daß es der kleine Hannibal getan, die schlimmen Franzosen zu verfolgen und zu hassen, bis sie alle tot wären.

Da hörten wir des Vaters Stimme, und alles jauchzte. Er sagte uns, die Infanterie käme und die Plünderung sei zu Ende; da habe er uns ein Brot gerettet. Wir kauten und kehrten zurück in unser Haus, wo alles leer war; nur

Hanne weinte noch, weil es keinen Kaffee gab. Später betete sie alle Tage beim Frühstück, und mehrere Male nach Tisch: „Gott bewahre uns vor der Himmelfahrt der Franzosen“, und sie wußte am besten warum.

Auf dem Markte ging die Trommel, und alles lag voll Stroh, und blaue, blasse Soldaten fielen darauf und baten um ein Stück Brot. Das waren auch Franzosen, ich ward ganz verwirrt. Als ich dem nächsten ein Stück von meinem Brote gab, streichelte er mich, ich erschrak und verwunderte mich, daß mir nichts geschah, denn ich hatte geglaubt, wo solch ein Franzose hingriffe, da geschehe ein Unglück.

Nun ließ sich auch unser alter Ratsdiener sehen, vor dem wir uns alle fürchteten, und jetzt dachte ich: Nun ist's gut, der wird die Franzosen schon Räson lehren, und wenn sie mucksen, so wirft er sie in den schwarzen Prison. Er sah zwar heute sehr blaß aus, aber als er ganz sanft sprach, was er doch sonst gar nicht tat, als er sogar bei einigen Rippenstößen, die ihm verabreicht wurden, sein spanisches Rohr nicht hob, sondern sogar seine Mütze abnahm und ein Kompliment machte, was sonst nur dem Herrn Bürgermeister und dem Herrn Polizeiinspektor widerfuhr, da war ich ganz verdutzt und bekam durch eine unbewußt in mir vorgehende Schlußfolge einen grausamen Respekt vor den Herren Franzosen, die ja soviel wie unser Herr Bürgermeister und der Herr Polizeiinspektor sein mußten.

Er trug Billetts in der Hand, die Soldaten kriegten mich beim Ohr, ich mußte ihnen lesen und die Hausnummern zeigen. Ich führte alle zu uns, weil ich mich auf die Zahlen noch nicht recht verstand, vor den fremden Franzosen mich aber nicht blamieren wollte. Warum meine Mutter kein freundlich Gesicht dazu machte, konnte ich nicht begreifen, je mehr, je besser, dachte ich.

Der mich gestreichelt hatte, weil ich ihm ein Stück Brot gegeben, war auch dabei und hieß Gardy und war aus dem

Elsaß. Er gehörte nicht zur Infanterie, sondern zu den Reitern; man hatte ihm aber bei Bautzen sein Pferd totgeschossen und er hatte noch kein neues. Gardy unterrichtete mich zuerst von der großen Armee, er war mein erster Geschichtslehrer. Bald kam ein Rittmeister zu uns ins Quartier, der hatte ein Beutepferd, das bekam Gardy; dafür mußte er die Sorge der Pferde über sich nehmen.

Ich ritt mit ihm in die Schwemme, ich saß bei ihm oben auf dem Futterboden, wo er den Häckerling schnitt, was sie in Schlesien „Siede“ nennen — paille hachée, sagte Gardy — und hörte mit offenem Munde zu, wie er erzählte. Eigentlich erzählte er gar nicht, sondern er schimpfte und fluchte nur. Er konnte den Kaiser nicht leiden, aber er betete ihn an wie einen Gott, wie die Juden den Jehova nicht liebten, aber fürchteten.

Gardy war einer von den jungen Konskribierten, bei Vittoria lag sein ältester Bruder begraben, in der Donau sein zweiter, der dritte war nicht aus Rußland zurückgekommen, „meine Marion wird mich wohl auch nicht wiedersehen“, sagte er, stampfte mit dem Fuße, und fuhr sich mit der Hand über die Augen. Soviel ich mich erinnere, war er nicht hübsch, eine kleine knorrige Gestalt mit einem zugehäkelten Gesicht; er trug einen grünen Husarenpelz und selten eine Mütze. Mit seinen Kameraden sprach er gar nicht. Durch ihn erfuhr ich denn, daß Napoleon die Schlacht bei Bautzen gewonnen habe. Wenn aber Gardy von den Schlachten erzählte, da war er ein ganz anderer Mensch, da nannte er den Kaiser nur Napoleon, und er sprach das Wort so stolz aus wie unser alter Ratsdiener, wenn er „Donnerwetter“ sagte. Sprach er aber sonst vom Kaiser, so nannte er ihn „l'empereur“ und biß die Lippen dabei zusammen, als schmerze ihn etwas auf der Zunge.

Ich fragte ihn, wie's denn der Kaiser mache, daß er immer die Schlachten gewinne, und daß er wieder die bei

Bautzen gewonnen habe. „Sacre nom d'Dieu!“ — rief Gardy — „dafür ist er der Napoleon.“ Und nun sagte er unter Fluchen, Napoleon habe bei Bautzen so viel Kanonen zusammenfahren und auf einmal losschießen lassen, daß sie alle gedacht hätten, der Mond fiele herunter. „Ah“ — fuhr er ärgerlich fort und kratzte sich in dem schwarzen dichten Haare — „il est trop grand.“

Gardy hielt den Kaiser für ein überirdisch Wesen, und das belegte er durch die Schlacht bei Bautzen. Da habe Napoleon mitten in der Schlacht geschlafen. Als man ihn endlich aufgeweckt, da habe er seine Hand ans linke Ohr gelegt und den Kopf nach der Seite gebogen, dann genickt, und mit der Hand „oui“ gesagt. Und gleich darauf habe man weit links drüben Kanonendonner gehört, und das sei der Ney gewesen, der beste Soldat der großen Armee, den auch keine Kugel töte, und nun habe Napoleon angreifen lassen, und wie man eine Hand umdrehe, sei die Schlacht gewonnen gewesen.

„Ah — sacre nom d'Dieu — il est trop grand.“ Von da an war das Korps des Herzogs von Belluno und die Reiterei des Generals Sebastiani durch die Görlitzer Heide gekommen, dort sei nichts zu essen gewesen, und in Sprottau, dem ersten Städtchen, hätten sie erst wieder Brot gefunden, und ich hätte ihm den ersten Bissen gegeben.

Sebastianis Reiter waren also jene grünen Chasseurs, die ersten Franzosen gewesen, welche ich sah. Später, wenn ich von diesem Männchen aus papier maché mit den Schönpflästerchen und dem glatt gewichsten Gesichtchen, wenn ich von diesem schlüpferigen Sebastiani die neuen zitternden Erklärungen der Nichtintervention las, da hab' ich's immer nicht glauben können, daß jene ersten französischen Reiter mit den grimmigen Bärmützen, vor denen ich mich so gefürchtet, seine Reiter gewesen sein könnten.

Ich wußte aber trotz Gardys Mitteilungen immer noch nicht, was ich mir unter dem Worte „große Armee“ denken sollte; da kam der 15. August, wo Madame Lätitia in größter Eil auf Korsika den Napoleon geboren hatte, und ich erfuhr's auf einmal. Da marschierte alles, was in der Umgegend von Soldaten lag, über den Markt, und ich sah zum ersten Male die rot, blau und weiß schimmernden Massen, ich sah zum ersten Male hier jene Adler, welche räuberisch unternehmend die Flügel anziehen, als wollten sie über die Sonne hinausfliegen, ich hörte die berauschende Janitscharenmusik des Ruhms, ich sah die ersten Mohren mit den verstorbenen, unerklärlichen Gesichtern, und sie schlugen die Becken zusammen, daß mir die Glieder bebten, ich sah die braunen Sappeurs mit den orientalischen Bärten und den blitzenden Beilen, den unnahbaren Schurzfellen und dem barbarischen Ernste der Gesichter. So hatte ich mir aus Kindergeschichten die alten Rittergespenster und Zauberer gedacht, und ich entsetzte mich, wenn die Kerle ausspuckten, denn dunkelbraun war ihr Speichel, und ich wußte noch nichts davon, daß man Tabak kauen könne. Da drückte ich mich furchtsam in den Winkel des Rathauses, von wo ich zusammengekauert zusah. Und das Marschieren und das Trommeln und das Trompeten und das Fenster erschütternde Geschrei: „Vive l'empereur“ nahm kein Ende, und immer neue Generale in Gold genäht kamen vorüber, und der ernste Mund Bertrands, der nicht weit von mir zu Pferde hielt, ward nicht müde, immer mit zu rufen: „Vive l'empereur“, und alles hob die Säbel und die Bajonette so hoch die Arme reichten; sogar Gardy kam vorüber im stattlichen Husarenpelz, sein Pferd war blank gebürstet, daß man sich darin spiegeln konnte, und er schrie auch wie besessen, der fluchende Gardy: „Vive l'empereur!“

Es marschierten die Kolonnen, es flogen die Adler, es jauchzten die Becken, es schrien die tausend Kehlen, bis es

dunkel ward. Und nun entzündeten sich zu meiner größten Verwunderung über und neben mir alle Fenster des alten Rathauses; die Lichtsäulen liefen an den Türmen in die Höhe, durch alle Fenster, über alle Dächer so weit ich sah, und an des gestrengen Herrn Bürgermeisters Haus brannte unter einem 15. August ein strahlendes — N — so was hatte ich nie gesehen.

Nun war das Defilieren zu Ende und die Soldaten zerstreuten sich jubelnd. Der Wein spritzte über die Straßen, die silbernen Napoleonsstücke flogen, meine armen Landsleute, die eine klägliche Rolle dabei spielten, fingen sie auf, ich selbst eroberte ein Frankenstück und kaufte mir lauter Pfannenkuchen dafür, und schmauste und sah zu. Auf dem Markte, auf allen Straßen lagen die bunten, jauchzenden Krieger vor großen Weinfässern, die Illumination leuchtete dazu, und wo ein Mädchen sich sehen ließ, da mußte sie aufs Wohl des Kaisers trinken, und sich zu ihnen setzen und küssen lassen ohne Ende. Alle Häuser standen offen, und wo man hintrat, da trällerten sie Lieder, da umarmten sie einander, da waren sie dünkelhaft, übermütig und liebenswürdig, da brauste plötzlich immer einmal dazwischen wie ein Windstoß: „Vive l'empereur“, und das war die große Armee.

Eines Tages sagte Gardy ganz geheimnisvoll, als er mich aufs Pferd hob: „Er ist da, du sollst ihn sehen.“

Als wir nach Hause kamen, wusch er sich, zog seine beste Uniform an, und bedeutete mir, ich möge mein Sonntagsjäckchen holen, das war aber sehr schön, nämlich von grauem Nanking, um die Taille mit einer schwarzen Samtborde besetzt. Es war gegen Abend und meine Mutter sah mir lächelnd zu, und fragte, warum ich mich so spät noch putzte. Ich durfte nichts sagen, legte den Finger auf den Mund und zog geheimnisvoll die Augenbrauen in die Höhe. Sie sah mir kopfschüttelnd nach und erfährt es erst jetzt, zu welcher Cour ich damals gelangt sei, denn ich habe immer

davon geschwiegen, wie von einer heiligen Handlung, die nicht entweiht werden dürfe.

Ich ging aber damals mit Gardy vor jenes hohe Haus, an der Ecke der Herrngasse, wo General Bertrand wohnte. Es wurde, wie gesagt, schon dunkel, und es half mir nicht viel, daß Gardy mich auf ein offenes Fenster im ersten Stock hinwies. Ich sah allerdings eine Figur, die uns den Rücken kehrte, ich sah ein Paar breite Atlasschultern — plötzlich verschwanden diese vom Fenster, ein Wagen fuhr vors Haus, Gardy nahm mich hastig bei der Hand und zog mich ungestüm an die Haustür. Hinten an der Treppe erschienen Lichter, zwei Männer kamen langsam den Flur entlang auf die Tür zu. Gardy stieß mich in die Rippen. Der kleinere blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und sah nach dem Himmel. Ich machte es ihm nach und sah auch nach dem Himmel, es zog weicher, seidener Sommer vom Firmamente nach dem Abende hin in das erblassende Abendrot. Dessen erinnere ich mich deutlich; das Gesicht des Mannes gefiel mir indes damals nicht besonders, es sah wie von Wachs aus und hatte keinen Bart. Der kleine dreieckige Hut, der auf dem Kopfe saß, mißfiel mir entschieden. Aber dennoch rieselte mir ein solcher Respekt durch alle Glieder, daß ich der festen Meinung wurde, der Mann sei ein Verwandter vom lieben Herrgott. Wäre er nur größer gewesen, hätte er einen langen Bart gehabt und keinen Dreimaster getragen, so hätte ich ihn für den lieben Gott selbst gehalten, denn als er das Auge niederschlug, sah er mich einen Augenblick an. Da wußt' ich nicht, wie mir geschah; es war mir, als sei ich in der Kirche und als bekäme das braunschwarze gemalte Auge Gottes, das oben an unserem Altar in einem Dreieck hing, Leben und Bewegung. Es war alles ganz still, auch der Mann mit dem Auge Gottes sprach nicht.

Plötzlich wendete er sich zum General Bertrand, sagte: „Bon soir, mon cher,“ stieg eiligst in den Wagen und fuhr davon.

Wir standen noch lange da und rührten uns nicht. Gardy war sogar mehrere Tage hinterher ganz still. Als ich nach Hause kam zog ich sacht mein Sonntagsjäckchen aus, ging nicht zum Abendessen, sondern legte mich ins Bett, machte die Augen zu und sah unverwandt in das Auge Gottes, und hörte fortwährend: „Bon soir, mon cher.“

Meine Mutter, die sich gewundert, daß ich nicht gegessen, kam mit Licht und sah, ob ich schliefe. Ich machte die Augen nicht auf, ich regte mich nicht.

Am andern Morgen wußt' ich nicht, ob die Sache wirklich passiert sei, und darum weiß ich's auch heut nicht so gewiß, daß ich's beschwören könnte, ob ich den Kaiser Napoleon gesehen. Ich weiß zwar noch, daß meine Mutter am nächsten Tage fragte, warum ich nicht zur Nacht gegessen, und weshalb ich mir das Sonntagsjäckchen angezogen habe, der braunschwarze Glanz vom Auge Gottes schimmerte ebenfalls noch in meiner Seele; ich will's aber der Romantik halber unentschieden lassen.

Gardy mußte bald darauf marschieren, ich ging neben seinem Pferde bis vors Tor und weinte sehr. Die Franzosen gingen alle fort, auch der große Sergeant, der bei unserem Nachbar im Quartier lag, und der einen so großen roten Backenbart hatte, immer schneeweiße Hosen trug, kerzengerade ging, fortwährend von der großen Armee sprach, uns alle auf das Übelste behandelte, kurz, der ein unausstehlicher Mensch war, um dessentwillen ich lange Zeit die Franzosen gehaßt habe. Auch der mußte marschieren, und bald war kein Soldat mehr bei uns; mein Vater sagte, der Waffenstillstand sei zu Ende.

Ich spielte nun mit meinen Kameraden Soldaten: wir hatten aus einer alten Rumpelkammer einen dreieckigen Hut erbeutet, den kriegte immer der Anführer des Spiels, und hieß dann „der Napoleon“. Wir haßten ihn alle sehr, gehorchten ihm aber ohne Widerspruch.

Eines Tages ward plötzlich ein großer Trupp Gefangener in die Stadt gebracht, wir hörten, daß an der Katzbach unter dichtem Regen und in dichten Mänteln eine Schlacht geschlagen und von den Franzosen verloren worden sei. Aber sie sahen so jämmerlich aus, wie unser alter Bettler vorm Tore. Sie waren so schwach, daß sie immer niederfielen, und wenn sie fielen, da schlugen die Gendarmen sie mit den blanken Klingen. Ich mußte bitterlich weinen und hätte den armen Leuten gern geholfen. Zu meinem Schrecken erkannte ich auch den garstigen Sergeanten unter ihnen, und ich wußte gar nicht, wie ich mich dabei benehmen sollte. Er war totenbleich, und ein roter Säbelhieb, den ein kleines Tuch schlecht bedeckte, ging über sein ganzes Gesicht. Aus allen Häusern brachte man große Körbe Brot, die garstigen Gendarmen wollten auch das nicht einmal. Freilich waren's dieselben Franzosen, die uns alles, auch meiner Mutter das braunseidene Kleid genommen hatten. Aber die armen Menschen winselten vor Hunger. Ich bat meine Mutter um einen großen Korb, und stahl mich hinter einem Gendarm mitten in den Haufen hinein. Ach, was sah ich da für blutige, verschwollene, von Jammer auseinandergeschnittene Gesichter. Ein armer Franzose, dem eine Kugel im Halse steckte, schrie unaufhörlich vor zerstörendem Schmerz, es hätte die Pflastersteine erbarmen mögen. Seine Augen und Hände krümmten sich nach einem Stück Brot, ach und er konnte den Mund nur öffnen zum herzzerschneidenden Jammergeschrei.

O, was bin ich da böse auf den Krieg geworden, und ich habe jene Szenen nie vergessen können, und meine Zivilisationsgedanken haben sich immer unwillig gesträubt gegen die rohe Waffenentscheidung.

„Henri, Henri!" rief's hinter mir. Himmel, jenes abgerissene Gesicht, in welches die verwüsteten Haare hineinhingen, war es nicht Gardy! Ach, leider war er's. O, wie verhungert fiel er über das Brot her. „Er hat uns ver=

lassen," sagte er, „darum hat man uns geschlagen." In der größten Bewegung lief ich nach meinem Vater. Wir wollten ihn losmachen, um ihn bei uns zu behalten, wir sagten, daß er den Napoleon hasse und ein halber Deutscher sei, ach, sein Gesicht bat so kläglich um Freiheit.

Umsonst! — Noch heut seh' ich die schwindelnde Hoffnung in seinem Gesicht jählings kopfüber herunter auf das Pflaster stürzen, noch hör' ich die Schmerzensworte: „Oh Marion, j'avais raison!"

Wie eine Herde Vieh wurden sie fortgetrieben, laut schluchzend lief ich mit, den armen Gardy im Auge. Vorm Tore stieß mich ein Gendarm mit der Säbelscheide, daß ich niederstürzte und lang nicht aufstehen konnte.

Fort ging der Zug, und ich hörte noch lang sein jämmerliches Winseln. Seit jener Zeit kann ich die Gendarmen nicht leiden. Den armen Gardy hab' ich nicht wieder gesehen; wenn ich einmal nach Frankreich komme, will ich mich nach seiner Marion erkundigen. —

Es war schon lange hohes Gras über diese meine Kriegserinnerungen gewachsen, als ich auf dem Thonberge bei Leipzig bei dämmerndem Mondscheine wieder lebhaft des Jahres 1813 gedachte.

Jetzt übersah ich ihn im ganzen diesen vierten Akt der großen Napoleonischen Tragödie, das Jahr 1813. Ich sah's, wie die Waffen von allen Seiten gegen ihn herandrangen, wie Duroc neben seiner Seite bei Reichenbach erschossen wird, ohne daß er es gewahrt; ich sah seinen Schmerz, mit dem er sich einschließt und keinen Menschen zu sich und zu den Gedanken an die Leiche seines Freundes läßt. Die ganze Armee erhält keine Befehle, weil der Kaiser um einen Freund trauert. Ich erkannte jetzt jenen düstern Waffenstillstand, mit dem er selbst die Zeit gewährte, daß sein Unglück reif werden konnte. Während ich die ersten Franzosen sah, grub man bereits ihrem Kaiser das Grab. Damals wohnte er in

einem kleinen Hause zu Dresden und regierte zum letzten Male halb Europa, verschanzte sein letztes Bollwerk, die Dresdner Gegend, wünschte zum ersten Male lebhaft den Frieden, weil er ihn brauchte, und sprach zum letzten Male den Metternich.

Als der Kaiser lebhaft mit ihm im Zimmer herumgeht, fällt ihm sein kleiner Hut auf die Erde, und Metternich hat die Kühnheit, jenen kleinen Hut, vor dem Europa sich gebeugt hatte, nicht aufzuheben. Napoleon muß sich selbst danach bücken.

In diesem Vorfall mit dem kleinen Hute liegt die Schilderung des ganzen damaligen Zustandes. Man bückte sich nicht mehr vor Napoleon, sein vorletzter Akt war da. Ich weine aber nie so beim Tode selbst, als wenn ich die Anzeichen sehe, daß ein großer Mann sterben wird. Die Todesangst ist schlimmer als der Tod.

Und nun brechen die letzten Szenen donnernd herein. Kaiser Franz verleugnete seine Liebe zu Napoleon und zu seiner Tochter, Österreich trat zu den Alliierten. Sieg und Niederlage des Hauses Habsburg gegen Frankreich waren immer gleich schmerzhaft: für die Revolution fiel Marie Antoinette, für den Frieden zu Wien Marie Luise, die beide in der Burg zu Wien blond und schön geworden waren.

Aus Schlesien drängte Blücher, le sabreur, aus den böhmischen Engpässen die Hauptarmee der Alliierten. Napoleon schien's zu ahnen, daß ihm einst Blücher ein Hauptstein des Anstoßes werden könne, — er eilte über die schlesische Grenze, und immer noch wird der Strom aufgehalten, wo er sich zeigt. Die Hauptarmee der Alliierten ist auf dem Anzuge gegen Dresden, dem damaligen Schlüssel zu Deutschland und Frankreich. Schon wird Dresden angegriffen, der Marschall St. Cyr schickt die drängendsten Boten, Dresden ist verloren, und der Kaiser ist nicht da.

Es war der 26. August, ein Tag der tödlichsten Angst für Dresden; schon waren die Preußen bis in den großen Garten gedrungen, der alte König von Sachsen, Napoleons treuester Freund, der den Helden liebte wie seinen Sohn, sah trostlos aus dem Fenster seines Schlosses; die ganze Ebene am linken Elbufer war von Alliierten bedeckt, die Kanonen reichten schon bis in die Stadt, die ersten westfälischen Regimenter gingen über, man sprach von Kapitulation, und der Kaiser ist nicht da.

Zehn Uhr schlägt's in der Stadt, da erscheint im Galopp auf der Elbbrücke Napoleon, hinter ihm kommen die Kürassiere Latour-Maubourgs und die Garde im Sturmschritt, und als ob ein Gott erschienen sei, lebt alles auf, er ist da, und das Vertrauen ist da. Er eilt, Friedrich August zu umarmen und die Schlacht zu ordnen, die unglaubliche Schlacht bei Dresden.

Man gab die Franzosen auf, und die Alliierten drangen schon zu den Toren herein. Napoleon wußte es besser und sagte zum König von Sachsen, er möge ruhig in seinem Schlosse bleiben. Nun stürzen aus allen Toren die todesentschlossenen französischen Ausfälle. Alles ändert sich wie mit einer Handbewegung. „Der Kaiser ist in Dresden," ruft Fürst Schwarzenberg, „der günstige Augenblick ist vorüber, denken wir nur daran uns zu sammeln."

So dachten die Trojer nur an Rettung, nimmer an Sieg, wo sie den Wagen des Achilles sahen. Und der Hektor, Karl von Österreich, lag still und verstorben auf seinem Schlosse Weilburg im schönen Helenental bei Baden. —

Und noch hielt es Napoleon nicht einmal für nötig, selbst in den Kampf zu reiten, er erwartet auf der Elbbrücke mit Ungeduld die Herzoge von Belluno und von Ragusa. Rings um ihn hielt man alles für verloren, aber er sagt mit geisterhafter Ruhe und Gewißheit: „Meine Freunde, der Feind wird nicht wieder stürmen."

Und nun reitet er im Galopp nach dem Dippoldiswalder Tore. Wie mit einem Zauberschlage wird Dresden frei, die Alliierten weichen zurück.

Es wird Nacht auf der Dresdner Ebene, und der Regen fällt stärker und stärker, die Wachtfeuer leuchten matt wie kümmerliche Siegeshoffnung — einsam reitet Napoleon über das Feld, um den folgenden Tag zu ordnen. Der Tag kommt, und es regnet und regnet unaufhörlich. Um sechs Uhr rückt Napoleon aus dem Freiberger Tore; die gegenüberliegenden Höhen sind noch leer, sein Auge lacht durch den Regen, von jenen Höhen wird die Schlacht gewonnen, von da herunter wird Murat kommen.

Die Kanonade beginnt, der Kaiser ist vor dem Dippoldiswalder Tore, das Wasser stürzt vom Himmel, er läßt ein großes Feuer anzünden, und leitet von da die Schlacht.

Murat ist auf den Höhen angekommen, der Kaiser läßt die Kanonade in seinem Zentrum verdoppeln, die Wolken werden davon in die Höhe gejagt, die Sonne scheint einen Augenblick, man sieht auf den nächsten Höhen viele Handpferde — die Regenten Europas sind einander gegenüber. Die Batterien beginnen auf des Kaisers Befehl neue Lauffeuer, da die Aufmerksamkeit des Feindes auf diese Seite gelenkt werden muß. Man sieht auf jenen Höhen die lebhafteste Bewegung, ein bedeutender Mann muß getroffen sein. Die Franzosen glauben, es sei Schwarzenberg. Erst am folgenden Tage findet man in Röthnitz ein zurückgelassenes Windspiel, auf dessen Halsbande steht: „Ich gehöre dem General Moreau.“ —

Der König von Sachsen schickte dem Kaiser dies Halsband — Moreau, sein gefährlicher Widersacher muß von weit her übers Meer kommen, um von einer Kanonenkugel des Kaisers zerrissen zu werden. Moreau hatte kein Glück. —

Unterdes kommen Murats Kanonen näher, Napoleon sprengt durch einen Kugelstrich nach seinem linken Flügel

auf die Pirnaer Straße und befeuert ihn durch drei Worte. Er kommt zurück — da erscheint der fliegende goldgestickte Mantel und die Reiherfeder Murats, und er stürzt mit Karabiniers und Kürassieren wie das geflügelte Unglück auf die Österreicher herab. Auf allen Seiten entzündet sich des Kaisers Schlacht aufs neue, die Artillerie der Alliierten wird schwächer, sie hört auf, es ist erst drei Uhr, der Sieg ist da. Napoleon erteilt noch rasch Befehle und reitet nach Dresden hinein. Das Wasser läuft in Bächen vom grauen Rock und den steifen Stiefeln, die durchnäßten Hutkrempen hängen ihm auf die Schultern, so umarmt ihn, den triefenden Sieger, der König von Sachsen vor seinem Schlosse, wo er vor vierundzwanzig Stunden nicht mehr sicher zu sein glaubte.

Die Schlacht bei Dresden war der letzte flüchtige Kuß des Glücks. Der vierte Akt ging seinem Ende zu. Vandamme verwickelte sich in den Strudel des Rückzugs auf den Nollendorfer Höhen, statt ihn aufzuhalten, und kam drin um. Die Weisheit Napoleons ward vom Unglück zertrümmert. Sein Zug nach Berlin stockte in der Unlust seiner Krieger, welche nach Paris schmachteten, und nur zögernden Fußes die Straße nach Frankreich aufgaben, die Elastizität des Kriegs und Glücks war dahin, und ein verlassener Gott saß er am 18. Oktober auf dem Thonberge bei Leipzig.

---

4. Rumohr.

Der Frühling ging, der Sommer kam; es war kühl und behaglich im Hotel und objektiv ruhig in meinem Herzen. Es kamen Makkaroni auf den Tisch, und ich beschloß, nach Italien zu reisen, und teilte das meinem Nachbar mit, den ich nicht kannte. Ich hatte mir schon lange vorgenommen, wenn es einmal friedlich, menschenfreundlich in mir aussähe, und ich nichts als Luft und Sonne, und Gegend und schöne Augen brauchte, nach Oberitalien zu reisen. Die Reise-

beschreibungen hatten mich immer abgeschreckt, aber schon in Tertia hatten mich stets die Hohenstaufen danach lüstern gemacht. Sie hatten alles dafür hingegeben, um sich die eiserne Krone aufzusetzen, es schien mir eine Art Verzauberung darin zu liegen, daß sie immer wieder hinzogen in das Land, wo sie schon soviel rotes deutsches Blut vergossen hatten, wo schon soviel schöne blasse, deutsche Leichen lagen. Wenn ich von den Hohenstaufen hörte, so dachte ich an die zauberhaft schönen, goldenen Lombardischen Ebenen. Auch Goethe hatte mich sonst davon abgeschreckt, aber er hatte zwei Verse geschrieben, die mein Mund oft in warmen Nächten unwillkürlich sprach, wenn ein inniges Wohlsein durch mein Herz ging, eine Sehnsucht nach Schönheit, eine Liebe zu fernen unbekannten Menschengesichtern meine Seele schwellte, diese zwei Verse überfielen mich in jedem weichen Sommer zur Nachtszeit, wie liebenswürdige Diebe, heut sogar am Tage, als ein seidener Wind durch den Saal des Hotels strich. Es sind aber die Worte jenes wunderschönen Liedes, aus welchem tausend schöne Augen Italiens sehen:

„Ein leichter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still, und hoch der Lorbeer steht.“

Mein Nachbar hatte bloß mit dem Kopfe genickt, er war in ein Frikassee vertieft und hatte keine Zeit. Ich wollt' es ihm eben noch einmal sagen, als mir der Wirt vom Hause, mein ritterlicher Freund, mit Hand und Auge winkte. Ich kannte jenen Wink, er sagte: Dein Nachbar ist ein berühmter Mann, und nun betrachtete ich ihn. Es war ein großer dicker Mann mit schmutziger Leibwäsche, der sehr angelegentlich zu Mittag aß. In seinem Gesicht fehlte alle Klarheit, der Frack war mit rotem Schnupftabak infiziert, und wenn er sich etwas vom Essen erholte, so stopfte er solchen garstigen, unanständigen Tabak in eine weiche kraftlose Nase. Die ganze Person kam mir ungewaschen vor,

denn ich mag nie begreifen, wie ein reinlicher Mensch, oder ein Liebhaber, oder Dichter, oder wer noch ein Stück Spiegel im Hause hat, Tabak schnupfen, ein Kotreservoir in seinem Gesicht anlegen kann. Das starke, in saftlosem Fleische baumelnde Gesicht hatte von edlem Ausdruck nur eine kultivierte Schlauheit, und eine fein fidele Gourmanderie.

Als die Tafel zu Ende war, holte er Atem, nahm eine Prise, sah mich an, und sprach: „Das machen Sie recht, nach Italien zu reisen, das muß jeder Mann von Bildung, man muß seine Saison da zubringen, statt in den Bädern."

Die kleinen Augen lächelten dazu, als zerdrückte die Zunge süße Konfitüren.

„Sind Sie nicht ein Herr von Uckermann," fragte er.

„Nein, mein Herr, ich bin kein Herr von Uckermann."

„Ach, Sie lächeln, Sie sind ganz gewiß ein Herr von Uckermann."

„Nein, mein Herr, ich bin ganz gewiß kein Herr von Uckermann."

Pause. Man flüstert mir ins Ohr, daß es Herr von Rumohr sei.

Richtig, tief in den halbkahlen Kopf schlich die Stirn hinein, und da waren alle die feinen, glatten Gedanken zu sehen, die sich in Rumohrs Schriften finden. Das kleine Volk spielt Ekarté unter sich.

Nun entwickelte sich das Gespräch. Seine Manieren sind die eines sicheren Weltmannes, der Manieren hat und gern herzlich tut, seine Sprache ist geräuschlos und ohne Prätension, wie sie ein objektiver Mann haben muß, und die Unterhaltung mit ihm ward sehr amüsant, wie sich das erwarten ließ.

Ich liebe es sehr, wenn man die einzelnen Dinge, ja oft die größeren Interessen, leicht, nebenher abmacht, nur berührt, und sich im eigentlichen Leben nicht stören läßt. Ich halte das Leben, das Dahingehen für die Hauptsache,

und hasse die Geschäfte. Nichts ist mir widerwärtiger, als wenn unsere großen Interessen als Geschäfte betrieben werden, wenn man feierlich wird, sich erst räuspert, das Taschentuch herauszieht, eine Stelle zitiert, oder den lieben Gott um Beistand bittet, den überhaupt die Leute sehr inkommodieren.

Man darf nach meinen Sympathien höchstens etwas davon tun, wenn man unter lauter Gegnern lebt, wo man fortwährend um Leben und Tod seiner Ansichten besorgt sein muß. —

Wenn man die große und kleine Erfahrungs- und Wissenswelt durchrennt, so kommt man allmählich zu der Einsicht, daß jedes Jahrhundert für irgend ein neu gewonnenes Terrain leidenschaftlich Partei nahm, daß dieses Terrain in kurzem wie eine bekannte Gegend durch die vielen Reisenden abgenutzt war, daß eine neue Jugend der Weltgeschichte kam, daß das Neueste alt wurde. Darüber soll man nicht die Empfänglichkeit verlieren, man soll in jedem Frühlinge poetisch sein und mit den Vögeln singen, aber man soll — human werden.

Humanität ist das Ziel aller Zivilisation in allen einzelnen Radien, und Humanität ist mehr als strenges Rechthaben.

Ich weiß, daß die Forderungen, welchen wir Leute der brausenden Jugend uns anschließen, gerecht, tugendhaft sind, ich weiß es, daß ich dafür sterben werde, wenn es not tut, denn sie sind meine Religion; aber ich weiß auch, daß sie mein spekulatives Interesse bereits nicht mehr befriedigen, daß sie für mich bereits Geschichte sind, obwohl die Wirklichkeit noch lange nachhinken wird, ich weiß, daß sie darum an sich meine Leidenschaft nicht mehr erregen, denn nur das Werden und Entstehen verbündet sich mit der Leidenschaft, und daß jenes nur der Fall ist, wenn ich sie von arroganter Dummheit oder egoistischer Böswilligkeit angegriffen sehe.

Es ist mir indes nicht unbekannt, daß man nicht in seidenen Strümpfen, mit seidenen Handschuhen und einem Paradedegen durch einen Wald geht, in welchen man erst einen Weg bahnen will, darum lieb' ich meine rauheren Kampfesbrüder, welche die hart ledernen Stiefel und den rauhen Filz tragen und schonungslos die große Holzaxt schwingen, um das Gestrüpp aus dem Wege zu räumen.

Während einer Entwicklungsperiode gilt das Martialgesetz in der Weltgeschichte, und es bedarf der schonungslosen Richter, aber es gibt kein Gesetz, das nicht zu streng wäre; ich würde auch an Septembertagen das leichte Leben eines Herrn von Rumohr in Schutz nehmen.

Auch die demokratische Gesellschaft soll nicht tyrannisieren; es muß auch jedem frei stehen, sich kein Verdienst um die Gesellschaft zu erwerben.

Die Leichtigkeit Rumohrs, über alles Wichtige hinzugleiten, war mir angenehm. Er treibt's bis zur Koketterie. Meinethalben. Er liest keine Zeitung, sondern sein Jokei tut es für ihn und referiert ihm nur, wenn etwas geschieht, also oft sehr lange nicht. Und es muß etwas Reelles geschehen, eh' dieser Referent dran glaubt. Seit dem Falle Warschaus — an den Polen nehmen alle modernen Edelleute lebhaftes Interesse — hatte er bis zum Juni 1833 fast gar nichts geschehen lassen.

Übrigens gab Rumohr der alten Zeit nur ungefähr noch drei Jahre zum Leben, „in zwei Jahr, elf Monaten ist's mit ihr vorbei," sagte er. Ich schreibe dies im Dezember, also nur neunundzwanzigmal vier Wochen Geduld, das kann eine Welt schon aushalten, die bereits soviele hundert Jahre gewartet hat. Freilich sind die letzten Minuten im Kerker schlimmer und länger, als die ersten Jahre.

Er spricht mit liebenswürdiger Wegwerfung und erlaubter Selbstschätzung von seiner Schriftstellerei. Jetzt wird er Novellen schreiben und lauter Novellen, ich hab' ihm mit

Eifer zugeredet. Wir saßen nebeneinander auf dem Fensterbrett, es lachte ein kultivierter Fuchs dabei aus seinen Augen, und er wies auf eine schlanke Dame, die eben vorüberging, und sagte: „Die hat mir auch so zugeredet, und ist schuld, daß ich jetzt lauter Novellen schreiben werde."

Ich sagte es ihm voraus, daß er unsern deutsch-lyrischen Kritikern mit seiner Formeneinfachheit nicht zusagen würde. Er zuckte die Achseln und lächelte. Der Kellner George ward gerufen, wußte aber auch nicht, wo die deutsche unbefangene Kritik zu finden sei.

Wir haben beide recht gehabt, sie tasten mit Nebelhänden seine steinernen Gestalten an. Übrigens bin ich mit keinem seiner Bücher zufrieden, er weiß sie bloß anzufangen. Aber dieser Anfang eines plastischen Geschmacks ist schon der Rede wert.

Rumohr ist ein bequemer Mann, nicht geschaffen, um die Welt zu fördern in großen Schritten, aber doch, sie auf kleinen Promenaden zu begleiten, wo sie ihre Gesundheit stärkt zu späteren Reisen. Ich glaube, er ist ohne aristokratischen Beikram, bin aber nicht ganz sicher und äußerst mißtrauisch, da ich in neuerer Zeit soviel derartige Pferdefüße aus der unscheinbaren Verhüllung habe hervorgucken sehen.

Wir blieben noch eine Weile auf dem Fensterbrett sitzen und kamen auf Heine zu sprechen. Von dem hatte er nichts als einen Aufsatz über eine Gemäldeausstellung gelesen. Daran war nun der Jokei schuld; meine neunundzwanzigmal vier Wochen wurden aber sehr dadurch erschüttert. Wie kann einer die Zeit berechnen, der nicht einmal ihre bedeutendsten Beweger kennt, wie kann eine Uhr richtig die Zeit weisen, wenn man beim Aufziehen nicht genau weiß, wie spät es ist.

Was er über Heine sprach, war vornehm artistisches tohu wabohu, ich gab ihm keine Antwort darauf, sondern rief den Jokei, und trug ihm auf, Herrn Henry Heine zu kaufen. Ich glaube aber nicht, daß Rumohrs einfach plastische,

konservative Richtung des Schreibens Heines revolutionäre Form je verstehen wird.

Und doch haben beide einen Vereinigungspunkt in Goethe, aber von da aus gehen sie nach entgegengesetzten Seiten. Es ist in Rumohr das Goethesche behagliche Wesen, und sobald das nichts Pretiöses zur Schau trägt, mag ich es gern leiden; es ist ein angenehmer, vornehmer Materialismus, der Wohlbehagen erzeugt. Goethe hat auch nur seinem Wohlbehagen all die Philosopheme angepaßt, die an ihm vorübergegangen sind. Er war im Grunde der subjektivste Mann, aber er war ein Weltmann, der sein Gelüst zu verbergen wußte, und seiner Ton ist immer Objektivität.

So ist der Faust, der Spiegel von Goethes Innerlichkeit, eine verkörperte Entwicklung der philosophischen Ideen, wie sie eben im Schwunge waren. Das wird im zweiten Teile bis zur Fratze klar. — Wenn die Isabella in der Braut von Messina nur *einen* Sohn gehabt hätte, so wäre das ganze Unglück nicht geschehen.

Mein ganzer Traum von der Schönheit des unvollendeten Faust ist vernichtet, meine Freude über die Poesie der Nichtvollendung dahin — o Goethe, warum hast du mir das getan, und dir soviel Mühe gegeben, einen Schluß des Faust zu schreiben, und so gute Verse dafür zu machen!

Rumohr glitt herunter vom Fensterbrett und sagte schüchtern: „Sie sind doch wohl ein Herr von Uckermann?“

„Nein, mein Herr,“ sagte ich, „ich bin kein Herr von Uckermann, aber ich bin des Teufels.“

„Das tut nichts,“ erwiderte er, „darf ich fragen, warum?“

„Nein, mein Herr, das dürfen Sie nicht; denn Sie würden meinen Teufel nicht erkennen, Sie sind ein Artist, und was die deutschen Lyriker zuviel haben an nebelhafter Poesie, das haben Sie zuwenig. Der Faust ist zu tief für Ihre Statuen, Sie gehen darin unter. Ach, der arme

Faust, das objektivierte Ich Goethes, wird ein Geheimer Rat und bekommt Orden, und wird alt mit dem Geheimen Rate und den Orden, und die zauberhafte Form der revolutionären Tragödie ist zertrümmert, und er appelliert an die Gnade, oder mit andern Worten an die Laune der Gottheit, denn Gnade ist ja doch nur gute Laune. Was? — Nein, nicht was? Ich will keine Antwort."

„Reisen Sie vielleicht mit nach Berlin?"

„Nein, ich reise nach Italien; wenn ich nach Berlin ginge, könnte ich's vorm Börne nicht entschuldigen, daß ich mich jetzt mit Humanität beschäftigte."

„Berlin ist ein hübscher Ort."

„Berlin ist mehr als ein hübscher Ort, es ist ein liebenswürdiger Ort, es ist der Faust unter den Städten, aber man hat ihn fortgesetzt, und ich liebe die Gnade nicht."

„Wissen Sie, was Le Telletier über die Jesuiten sagt?"

„Ja. Die Jesuiten waren gewiß ehrliche Leute, aber es hat seit dreihundert Jahren keine Schurkerei gegeben, wo sie nicht dabei gewesen wären."

„Was halten Sie von den Jesuiten?"

„Ich liebe sie, weil sie die einzigen Menschen ihrer Zeiten waren, in denen Geist steckte; und es ist eben mein Unglück, daß sie nicht nur geistreich, sondern auch Schurken waren."

„Leben Sie wohl."

„Gott stärke Ihre Schönheit."

---

5. Altenburg.

Als Mann von Bildung schickte ich auf die Post und ließ mir auf dem nächsten Wagen nach Italien einen Platz bestellen. Das Zepter, womit ich die unruhige deutsche Literatur regieren helfe, legte ich nach einer salbungsvollen Rede in eines Freundes Hände, steckte mir für den Notfall einige

Bücher in die Tasche, kaufte mir eine Mütze, und ging nach der Post, fest entschlossen, mich glücklich zu reisen.

Als gutes Omen, daß ich wenigstens viel Schönes hören würde, begegnete mir auf dem Thomasgäßchen der Komponist Marschner, der aus Hannover gekommen war, um seinen Hans Heiling aufzuführen. Wir sagten uns in aller Eile, daß wir sehr berühmte vortreffliche Menschen seien, wir näherten uns einander mit beispielloser Schnelligkeit, denn es fing an zu regnen, und wir hatten beide nur einen Regenschirm. Auf diese Weise schied ich noch mit einer historischen Arbeit von Leipzig, und sah Marschner, dem Vampyr, dem Templer, tief ins Gesicht. Man hatte mir gesagt, er wisse sehr, was er wisse, er wisse sich zu schätzen. Das hab' ich auf dem Thomasgäßchen unter dem Regenschirm gar nicht so arg gefunden. Er wußte es, daß er beliebte Opern geschrieben, er wußte es, daß wir keinen Überfluß an Komponisten haben, er wußte es, daß es eine Hauptsache sei, dramatisch zu komponieren, er wußte es endlich, daß er mit Eifer, Fleiß und großem Interesse bei seiner Kunst verweile. Ich würde es ihm übel nehmen, wenn er das nicht wüßte — warum soll einer barhäuptig gehen, der sich einen Hut kaufen kann?

„Nur die Lumpe sind bescheiden.“ Ich hatte mir Marschner größer und ernsthafter gedacht, er ist ein kleiner, feister, fixer Mann mit einem behaglichen, schlauen Gesicht, spricht wie ein Buch und trägt weiße Halstücher, weil er beinahe blond ist.

Wenn ich ihn in großer Toilette des Abends auf dem musikalischen Gerüst bei Lampenschimmer gesehen hätte, so wäre er mir wahrscheinlich äußerlich wie der deutsche Rossini vorgekommen. Auf dem Thomasgäßchen ist aber die Illusion sehr schwierig. Er hat wie jener etwas vornehm wohlgenährtes im Gesicht, ein gewiß behagliches Adagio. Seine Opern sind aber deutsch bis auf den letzten Strich. Die

klugen Leute sagen, er sei ein Nachahmer von Weber. Die Ähnlichkeiten in allen Kunstproduktionen sind in Deutschland das Studium der mittelmäßigen Richter. Sie jagen vielmehr nach Ähnlichkeiten als nach Genuß, und „Reminiszenzen“ ist das Zauberwort, womit sie sich und andere täuschen. Diese Art wird noch lange nicht aussterben, weil es das bequemste Mittel ist, sich selbst mit all seiner enormen historischen Kenntnis zu bespiegeln.

Ich sehe diese Helden, mit der Opernguckerbatterie bewaffnet, das Haupt hin und her wiegen, und bei jeder neuen Nummer der schönen Nachbarin so gewiß „o mein Gott“ zuflüstern, „Euryanthe — Freischütz — Oberon“.

Es singt eine Nachtigall wie die andere, und sie ahmen einander nicht nach.

Der gelbe Schwager blies, ich fragte eiligst Marschner, wie, bei welcher Gelegenheit, in welcher Situation, um welche Zeit er seine Opern komponiere, ob vor oder nach Tisch, im Negligé oder im Frack, im Bett oder im Freien, sitzend, stehend oder gehend. Das ist mir sehr interessant, seit ich weiß, daß der berühmte Philolog Reisig zum Beispiel seine besten und tiefsten Studien an der platten Erde auf dem Bauche liegend machte. Mein Stubenkamerad auf der Universität, mit dem zugleich ich jene wichtige Notiz hörte, fing von da an, auch Philologie zu studieren und sich auf den Bauch zu legen; ich erwarte alle Tage, daß er berühmt werden wird. Beethoven komponierte im Schlafrocke, und zwar in einem sehr schlechten Schlafrocke, den er mit einem Stricke zusammenband; Marschner gestand mir, daß er seine besten Gedanken auf dem Spaziergange in einer Pappelallee habe. Der Schwager blies zum zweiten Male. Für die Pappeln kann ich nicht stehen, es kann auch eine Lindenallee sein, mein Gemüt ward bewegt durch die Fanfare des Schwagers und durch das Scheiden, aber für die Allee bürg' ich. Der Schwager blies zum dritten Male, ich mußte den Regen-

schirm und Marschner verlassen. Die Freunde gaben mir ihren Segen, denn ich zog hin ins Land Gosen, und wenn ich eine schöne Ägypterin fand, die mich lieben wollte, so kam ich nicht bald wieder. Das wußten sie. Der Sorglichste von ihnen fragte, ob das auch die Post nach Italien sei.

„Ne“, sagte man ihm, „die geht nach Borne.“

Er rief erschreckt, der Wagen flog fort. Es regnete fleißig und unverdrossen wie sittsame Mädchen des Nachmittags unaufhaltsam spinnen: die Räder schnurren, der Regen klatscht an die Fenster, es ist aschgrau deutsches Wetter. In solchem grauen Reitermantel lag das Leipziger Schlachtfeld da, so verließ ich Deutschland, machte die Augen zu und rekapitulierte mein ganzes Leben, wie ich beim Antritt jeder großen Reise zu tun pflege und erschöpft, von meinem Leben und von Deutschland, schlief ich ein.

Als ich erwachte, sah ich die kleinen Landvierecke an beiden Seiten des Wagens, von kleinen Gräben eingeschlossen, mit kleinen munteren Bäumen bepflanzt. Hie und da nickten harmlos die einzelnen Wäldchen, die nicht breiter und nicht länger sind, als ein bescheiden Bauernhäuschen. Ich erkannte das Land an seinem Kleide, es war Altenburg. Bald kamen auch die uniformierten Landleute hie und da zum Vorschein. Die Frauenzimmer müssen einmal im Altenburgischen großes Unglück angerichtet haben; seit der Zeit hat man ihnen eine Zwangstracht angelegt, die sie garstig macht. Vor der Brust tragen sie ein Brett, damit Herz und Busen verkümmere, die Röcke reichen nur bis ans Knie, um plumpe Gebirgswaden zu zeigen. Das Erzgebirge streckt einen seiner letzten Zweige in das Ländchen, und es ist merkwürdig, wie sich dieser kleine Distrikt absondert von seinen Nachbarn. Es ist Charakter im Altenburger, sollt' er auch nur in der kurzen Jacke liegen, deren Taille unter den Armen steckt. Die Hauptfarbe ist noch schwärzer, als die bei den Braunschweigern, aber sie ist trauriger, geschmackloser, nicht so

mutig, als bei jenen, sie sieht mehr leidend, gottesfürchtig aus. Auf dem Kopfe trägt der Altenburger ein kleines unreifes Filznäpfchen, um die Beine weite schwarze Lederhosen, die aber nur bis ans Knie reichen; es muß viel lederne Hantierung in Altenburg geben: auch das Berühmteste in der Stadt sind schöne, solide und wohlfeile Handschuhe. Die Tracht der Landleute, von welchen hier nur die Rede ist, sieht steif, gemacht und geschraubt aus, es ist keine Leichtigkeit und Bequemlichkeit darin, die Leute sehen auch trübselig ernsthaft daraus hervor, obwohl es ihnen gut geht und sie meist wohlhabend sind. Es ist kein Feuer, keine Genialität in ihnen. Aber treuherzig sind sie und gut, und lieben ihre niedrigen Berge und ihre Kröpfe.

In die Stadt selbst, Altenburg, rollt man bergab schnell hinein und kommt langsam wieder hinaus. Das ist ein gutes Zeichen, es ist nicht übel Wohnen da; man findet viel Liberalismus, viel Essen und Trinken, viel Gesundheit und viel schlechtes Wetter. Wenigstens regnete es immer, wenn ich nach Altenburg kam, darum liegt die Stadt naß in meinem Gedächtnisse.

Aber immer guckten hübsche Mädchenköpfe aus den Fenstern, und heute war das Glück und Unglück gar zu groß. In einer engen Straße, durch welche der Postwagen donnerte, kam ein dunkelgelocktes Mädchenhaupt aus einem Fenster, und zwar so nahe an meinem Kutschenschlage, daß ich mutwillig hinausfahren und ihr wenigstens eine Locke küssen wollte. Sie fuhr zurück, aber das frische Gazellenauge lachte, ich streckte die Hand aus, das schalkhafte Kind tat's auch — wie ein Blitz schlug die Hand in mein Gedächtnis. Ich kannte diese volle, weiße Hand, ich kannte jene Gazellenaugen und jene fliegenden Locken, ich kannte sie aus Anhalt und Magdeburg.

Vorüber flog der Wagen, der Eilwagen ist das moderne Fatum, nichts hemmt seine Speichen. Vergeblich sprang ich

auf und nieder, bergauf, bergab ging's weiter durch das romantische Altenburg. Die Stadt ist wirklich in sich romantisch, Höhe und Tiefe, Begeisterung und Kot wechseln schnell wie ein Windstoß. Prächtig verlassen steht jenseits eines kleinen Wassers das Herrenschloß. Ein Professor neben mir, der bereits die Homöopathie, das öffentliche Gerichtsverfahren, die Dampfwagen, die neuesten geographischen Entdeckungen und die preußische und sächsische Politik erschöpft hatte, detaillierte der Gesellschaft mit jener todesverachtenden Redseligkeit deutscher Professoren den Prinzenraub, welcher da drüben im Schlosse vollendet worden war. Er kannte jedes Fenster und jeden Absatz, dessen sich Kunz von Kaufungen bedient hatte, und er beschrieb so lebendig und so genau, daß wir zehnmal fragen mußten, und als der Wagen rechts einbog und das Schloß verschwand, nicht klüger waren als vorher.

Ich teilte ihm die Notiz mit, daß Kunz von Kaufungen zur damaligen Zeit stark an Hämorrhoidalbeschwerden gelitten habe, und daß es nur deshalb mit seiner Flucht so mangelhaft gegangen und er später erwischt worden sei.

Der Professor war sehr dankbar für diese Notiz und fragte hastig nach der Quelle. Ich zitierte ihm den Codex Clermontanus, den er zu Leipzig auf der Schweizer Bibliothek zu jeder Stunde einsehen könne. Er war noch einmal sehr dankbar.

Nach fünfzig Jahren werden es die Leute, welche keine Historiker sind, gar nicht glauben können, daß einst der Raub von zwei kleinen Buben ganz Deutschland in Alarm gesetzt und Krieg und Not und jahrhundertelange Verwirrnis habe erzeugen können; sie werden das Wort „Prinzenraub“ nicht mehr verstehen. So geht die Kultur verloren. —

Ich fragte den Professor, ob er in Freiberg den blauen Stein gesehen, auf welchem der Kaufungen hingerichtet worden, und der eben von Kunzens hämorrhoidalischem Blute blau

geworden sei — der Professor war außer sich vor Neugierde, der Wagen hielt, „Zehn Minuten, meine Herren“, schrie der Kondukteur, ich mußte wissen, ob es Jerta gewesen, ich fühlte die warme, weiße Hand an meinem Munde, ich rannte davon. Der Professor schrie, ich rief im Laufen, daß ich wiederkäme, er schrie jammernd, daß er nicht weiter mit uns fahre — ich hörte nichts mehr.

Schicksal, Schicksal, ich verirrte mich und konnte die Straße nicht finden, sieben Minuten waren um, ich wußte auch nicht mehr, wo die Post war. Kunz von Kaufungen, doch warst du glücklicher, ich fand nicht einmal meine Prinzessin. Ich mußte mir für einen altenburgischen Sechser einen Buben gewinnen, der mich im Trabe zur Post zurückbrachte. Es war der Moment des Abfahrens. Wie ein Paket ward ich hineingeworfen, händeringend stand der Professor am Schlage, eine antiquarische Träne stand auf seinem wissenschaftlichen Auge, „der blaue Stein“, wimmerte er. Ich konnte ihm nicht helfen, die Pferde zogen an, ich schrie, als ob ein Menschenleben auf dem Spiel stünde: „Reisen Sie nach Freiberg“, ob er's aber gehört hatte, wußte ich nicht.

O, Jerta, deine Gesichtszüge sind mein Malheur! Als ich noch jung, sehr jung war, und den ersten gründlichen Unterricht im Christentume erhielt zu Sprottau in der kleinen gewölbten Sakristei, wo es immer schmählich kalt war, da saß mir gegenüber ein schlankes Mädchen im grauwollenen Überrocke, die war größer als ich, und ich liebte sie schon damals mehr als das Christentum. Aus ihren großen blauen Augen, die so tief waren wie der See Genezareth, las ich alle die Antworten christlicher Liebe, welche ich dem Herrn Pastor Primarius zu seiner größten Zufriedenheit gab, und um ihre Lippen hatte sie einen schalkhaften, liebenswürdigen Zug, der mein Herz zerschnitt mit der Seligkeit des Himmels. Ach, ich hätte immer weinen und sterben können, wenn sie

mich ansah mit diesen lieben, lieben Augen und jenem Zuge und Ausdruck, der mich so namenlos glücklich machte. In jenem Zuge mußte wohl das ganze Geheimnis aller irdischen Freude liegen, die mir zuteil werden könnte, ich wüßte sonst nicht, woher diese überwältigende Himmelsseligkeit über mich gekommen. O, es ist ein großes Mysterium, die erste Liebe, und alle Leidenschaften borgen ihren Reiz von ihr.

Wie wußt' ich nichts von Kälte, obwohl mir die Hände erstarrten, wenn sie da war, und wie langweilig war das Christentum, wenn es ihr einmal zu kalt war und sie nicht kam. Sie trat immer erst später mit dem Herrn Primarius in die Sakristei, und ich glaubte lange, den Herrn Primarius allein zu lieben, und irrte mich doch so sehr. Ach, mit welcher Angst bemerkte ich's, wie wir immer mehr lernten, und die dümmsten Bauernjungen schon wußten, daß der Apostel Paulus früher Saulus geheißen, und daß er das Heiraten verteidigt habe, wenn's einmal sein müßte; denn je höher unsere Gelehrsamkeit stieg, desto näher kam das Ende meines Glücks, das Ende des Unterrichts.

Und das Ende kam wirklich, es war gar zu traurig, und ich sah sie nur noch von weitem hinter dem Fenster, und begegnete ihr manchmal, wenn sie in die Stunde ging zum Herrn Primarius, als ich schon ein kleiner Christ und sie noch eine liebe, halbe Heidin war. Daher mag's wohl kommen, daß mir mein ganzes Lebelang das Heidentum so viel schöner erschienen ist. Ich lebte acht Tage und acht Nächte von einem einzigen Blicke, und wenn es Abend ward, da schlich ich um ihr Haus und wartete so lang, bis in dem unteren Geschoß Licht ward, dann aß die Familie zu Abend und sie auch. Das Fenster war hoch und mit Eisengittern versehen, aber ich kam hinauf und hing so lang an den Eisengittern, als es meine kleinen Kräfte erlaubten und sah ihr zu, wie sie zu Abend aß, und sah ihr in das himmlische Gesicht, und die Tränen liefen mir über die Backen. —

So kam denn auch der letzte Abend, den andern Tag sollte ich weit fortgebracht werden auf eine größere Schule, damit ich auch Griechisch und Hebräisch erlerne, was in Sprottau niemand konnte. O, ich war so böse auf das Griechische und Hebräische, und habe in beiden aus Haß niemals was Ordentliches gelernt. Ich sollte den letzten Abend fein artig zu Hause bleiben, die Mutter wollte noch viel mit mir sprechen, und ich sollte packen helfen, aber ich stahl mich immer einmal fort und sah, ob bei ihr im Erdgeschoß kein Licht sei. Umsonst, der erste Stock war erleuchtet und unten blieb es finster. Ich war so traurig, als sollt' ich sterben. Da kam ein kleines Licht; — husch hinauf ans Fenster, wahrhaftig sie war's, war allein und suchte etwas im Zimmer. In der finstersten Nacht am besten, und auch am hellsten Tage weiß ich noch, wie das Licht ihr mildes Antlitz beschien, alle Herrlichkeit der Erde lag auf diesem kleinen, lieben, süßen Angesichte. Ich hätte nicht gewagt, ein Zeichen meines Daseins zu geben, meine Liebe war eine schweigsame Religion, sie hat nie eine Silbe davon erfahren, und es fiel meinen kühnsten Träumen nicht ein, daß sie in das untere Zimmer gekommen sein könne, um meinen Augen einen Abschied zu gönnen. Ich wollte nichts von ihr, sie hatte nichts zu tun für mich, als zu existieren.

Den andern Tag reiste ich in einem verhangenen Korbwagen an ihrem Hause vorbei auf die ferne Schule, es regnete wie heute, und ich habe sie nie wieder gesehen. Aber ihr süßes Angesicht ist für immer die Romantik meiner Liebe geworden, und jener Zug um den lieben Mund, der mein Herz mit Seligkeit durchschnitt, ist noch heut der Typus jenes Zaubers, den man Liebeszauber nennt, und er hat mich oft unglücklich glücklich gemacht.

Sein gedacht' ich jetzt im Postwagen, denn jenes Mädchen in Altenburg glich ebenfalls jener lieben, kleinen Heidin

aus Sprottau, und glich doch auch der Jerta, und warf mein Herz Fangball und quälte mich auf das Süßeste.

Es war glücklicherweise finster geworden, da geht das Liebesträumen so vortrefflich; ich drückte mich in die Ecke und schwelgte wie ein türkischer Opiumesser, und selbst die Erinnerung störte mich nicht, wie man mir einst erzählt, die kleine Heidin sei sehr groß geworden und habe einen dicken Justizrat geheiratet. —

---

6. Die Novelle.

In Altenburg waren zwei Damen eingestiegen, und erst vor der Stadt hatten sie sich in die Gesichter gesehen und sich erkannt. Es schienen herzliche Freundinnen zu sein, die weit entfernt voneinander gewesen waren, aber der Ausdruck ihrer Freude kam mir so dumpf gemäßigt vor, wie man die Trommeln schlägt, wenn ein Soldat begraben wird. Sie küßten sich und drückten sich die Hände; genauer schaute ich nicht hin, ich war zu sehr beschäftigt, ihre Gesichter hatte ich auch nicht gesehen. Ich saß neben ihnen auf dem hintersten Sitz, und als es ganz finster war, und sie mich gewiß fest eingeschlafen glaubten, erzählte die eine mit leise flüsternder Stimme folgende Geschichte. Vorher hatte ich auf ihr Gespräch nicht acht gehabt, der epische Ton aber, welcher plötzlich anhub, weckte mich alsbald. Die erzählende Dame hatte eine schöne Altstimme, welche zuweilen über das Flüstern heraustrat. Sonst sprach sie alles ohne Modulation, eintönig, und das erhöhte mir den Eindruck außerordentlich. Die Nacht und der Wagen war übrigens finster und still, ununterbrochen, aber in gleichmäßigem Tempo, regnete es draußen. Ich hörte halb wachend, halb träumend zu, doch werd' ich kaum etwas Wesentliches geändert haben, wie ich die Erzählung aus meinem Gedächtnis objektiviert hier wiederbringe.

1.

Draußen am Rhein in einem mäßigen Städtchen saß eine bürgerliche Familie beim Frühstück. Es war noch sehr früh, die Morgennacht sah grau zu den Fenstern herein, das Kaminfeuer brannte, und auf dem Tische standen zwei brennende Lichter. Um den Tisch herum saßen der Vater in einem warmen Schlafpelze, die Mutter mit der weißen Nachthaube, und der Sohn, ein stattlicher Bursch, zur Reise gegürtet. Ferdinand wollte in der Frühe fort, er sollte bis nach Rußland reisen. Am Kamin stand die Schwester, einen frischen Topf Warmbier kochend, denn es war kalte Frühjahrsluft draußen. Das Mädchen war hoch und schlank gewachsen, sie hatte ein großes Tuch umgeschlagen und auf dem Rücken die Zipfel zusammengebunden. Unverwandt sah sie ins Feuer hinein, und langsam glitten die Tränen ihr über die Wangen.

„Aber Mathilde," rief der Vater, „die Kanne ist leer, und Ferdinand hat erst zwei Tassen getrunken."

Da fuhr sie erschrocken zusammen, und die weißen, schönen Arme kamen aus dem Tuche heraus, und legten frisches Holz an, die Tränen fielen ins Feuer, und sie nahm sich kaum die Zeit, die Wange mit dem Tuche abzutrocknen. Das Warmbier kochte, sie brachte es auf den Tisch, schenkte dem Bruder die Tasse voll und fuhr ihm dann mit beiden Händen über Kopf und Gesicht, und leise weinend drückte sie ihr Gesicht an seine Augen. „Und du gehst nun auch fort, Ferdinand." — —

Mehr konnte sie nicht sagen. Der Bruder schlug den Arm um sie, der Vater stellte die Pfeife weg und ward unruhig, die Mutter weinte sehr und trat hinzu und nahm den Sohn bei der Hand. Endlich tat der Vater, als sei er verdrießlich, und schalt, daß man den Jungen nicht wenigstens in Ruhe frühstücken ließe.

Da knallte es laut im Hausflur, und alle riefen: „Der Kutscher.“

Ferdinand sprang auf, küßte den Vater. Des Alten Gesicht war in stürmischer Bewegung. Er küßte die laut weinende Mutter; unter lautem Weinen band sie ihm einen Fuchsschwanz um den Hals und wollte ihn nicht mehr loslassen. Sie steckte ihm noch das Taschentuch, das er auf dem Stuhl hatte liegen lassen, in die Brust hinein. Nun wollte er von der Schwester scheiden. Sie legte den Arm um seine Schultern und bat innig: „Noch nicht!“ — Die Eltern durften nicht mit vor die Tür, es sei zu kalt für sie draußen. Und draußen am Wagen, da drückte sie dem lieben Bruder noch einmal die zitternden, warmen Hände ins Gesicht und bat ihn vom Herzen, er möge ja recht glücklich leben. „Und wenn du ihn in Riga triffst, so bitte ihn, daß er treu ist.“

Der Wagen rollte fort. Mathilde sah ihm mit schmerzlichem Gesicht nach und flüchtete ihre schönen Arme unter das Tuch. Es war kalt, die Straße sah noch tot aus wie eine graue Stube, deren Decke abgetragen ist. Der Nachtwächter auf der Bank gegenüber war aufgewacht, half sich langsam am Spieß in die Höhe, lüftete seinen breiten Hut und pfiff fünf Uhr. Langsam, schauernd vor Frost und Trauer, ging Mathilde ins Haus zurück. Das Kaminfeuer war ausgegangen, die Eltern saßen im Dunkeln. Sie setzte sich still in einen Winkel am Ofen, wo sie oft mit dem Bruder und dem gesessen hatte, den sie in Riga grüßen ließ. —

2.

Eines Abends kam Ferdinand in Riga an. Er hatte in Heidelberg seine Studien vollendet und sollte jetzt eines reichen Bankiers Kinder erziehen. Deshalb war er hier und schritt über die Schwelle des hell erleuchteten Hauses.

Es war Teegesellschaft da, man nahm ihn vornehm freundlich auf, der Bankier machte ihn mit seiner Familie bekannt. Die Frau vom Hause hatte ein eitles, aufgeblasenes Gesicht, es war viel Schönheit in den Formen, aber eine gewisse Unordnung in den Zügen, sie behandelte Ferdinand mit jenem Gemisch von Kaufmannsdünkel, Geldstolz und halbgebildeter Artigkeit. Ihr Anzug war reich, aber ohne Geschmack, die Toilette üppig und frei. Hinter ihr, zum Teil auf ihre Schulter gelehnt, stand die älteste Tochter Emilie und sah den Ankömmling neugierig mit ihren brennenden Augen an. Das Mädchen trat eben ins Alter der Jungfrau, wie junger Reif lag ein frisches Verlangen auf den festen jugendlichen Formen, auf dem kecken Rot der Gesundheit. Sie hatte rabenschwarzes Haar und schwarze Augen, und war schon so groß wie ihre Mutter. Ferdinand sollte sie Französisch und Musik lehren. Sie fiel wie Feuer in seine Augen, und er sah sie mit leuchtenden Blicken an. Die Mutter begegnete seinen Blicken und lächelte. Man fragte ihn, ob er vorlesen könne, und gab ihm Goethes Stella.

Ferdinand las, Emilie saß neben ihm, er fühlte ihren Atem, ihre Augen auf den Buchstaben und las heiß und leidenschaftlich. Das Mädchen hörte mit großer Teilnahme zu, und nach den Akten war sie erhitzt und holte tief Atem und lächelte dem Leser dankbar in die Augen. Die Mutter applaudierte, der Papa ging langsam im Nebenzimmer auf und ab, und sprach leise mit einem Fremden über Geschäfte. Nur zuweilen blieb er in der Türe stehen und sah die Gruppe an, aber man konnte leicht unterscheiden, daß er auf Stella nicht höre. Zwei jüngere Brüder Emiliens waren bei Beginn der Lektüre von der Mutter entfernt worden, weil das Buch nicht passend für sie sei.

Als das Buch zu Ende war, glühte Ferdinand und war sehr glücklich. Die Mutter trat nahe an ihn heran,

lächelte zutraulich und meinte, es sei scharmant, daß er so hübsch und mit soviel Gefühl lese. „Ach ja!“ setzte Emilie schnell dazu, und stand mit niederblickenden Augen sinnend neben ihm.

3.

Am folgenden Tage traf Ferdinand auf der Straße seinen Universitätsfreund Richard, und die Freude war groß, sie hatten miteinander studiert, und Richard war einst in den schönen Pfingstfeiertagen mit Ferdinand nach Haus gereist, hinaus an den Rhein in jenes kleine Städtchen, wo es still und hübsch ist, und wo Mathilde vor der Tür saß und ihrem Bruder einen bunten Studentenbeutel stickte. Im Frühlinge, da kamen die Blumen all und auch die Liebe, und Richard hatte Mathilden geküßt, eh' die lustigen Freunde wieder von dannen zogen, es war große Freude draußen am Rhein gewesen. Später war er wieder gekommen, und war Arm in Arm mit dem lieben Mädchen spazieren gegangen, und die Leute hatten gesagt: Das ist ein schönes Paar, Vater und Mutter aber hatten sie gesegnet. —

Jetzt richtete Ferdinand Mathildens Gruß und Sorge aus, und Richard fragte zurück, wie es ihr ginge. Darauf ließ er sich von Ferdinand in das Haus des Bankiers einführen. Er spielte besser Klavier als jener, und übernahm zum Scherz und aus Freundschaft die Musikstunden für Emilien. Die Mutter war es zufrieden, denn Richard war ein sehr artiger Mann und ein geliebter Gesellschafter in Riga; er hatte soviel Verbindliches, und war auf dem besten Wege, eine glänzende juristische Karriere zu machen. Der Bankier machte ihm sehr freundliche Verbeugungen, und Ferdinand stieg im Preise, daß er so respektable Konnexionen besäße.

In den Morgenstunden unterrichtete Ferdinand Emilien und ihre Brüder, die Mutter schlief da noch, oder machte

Morgentoilette, der Vater hatte Geschäfte und ließ sich auch niemals sehen.

Ferdinand lehrte alles so innig und eindringlich, daß Emilie die Stunden immer lieber gewann. Wenn nach Tisch die Eltern ausfuhren, blieb sie jetzt immer zu Hause, um bei den Stunden ihrer Brüder zuzuhören, und selbst noch manches mitzulernen. Wenn die Sonne schien, ließ Ferdinand die Knaben in den Hof springen, und der Winter begann zu scheiden, die Sonne schien oft.

Da sprachen sie stille, herzliche Dinge miteinander, Ferdinand und Emilie. An einem solchen sonnigen Nachmittage war's, als er sich ein Herz faßte und sie bei der Hand nahm, und die frische, pulsierende Hand heiß und lebhaft küßte. Sie legte in Freude und Schreck zusammenschauernd die andere Hand auf die seine, und sie sahen sich endlich in die Augen und fielen sich in die Arme. Es begann ein Küssen und Drücken, sie wußten nicht, wie ihnen vor Seligkeit geschah.

Da stieß ein Frühlingswind das Fenster auf, das nach dem Hofe ging, einer der Brüder unten rief: „Kuckuck“, und sie sprangen erschreckt tiefer in die Stube.

Ferdinand sagte im Taumel seines Glückes zu Emilien, er wolle den Vater, sobald er nach Hause komme, bitten, ihm seine schöne Tochter zur Frau zu geben. Gestern habe er Briefe vom Rheine bekommen, und die Pfarrstelle in seiner Vaterstadt sei ihm angetragen. Emilie küßte ihn dafür, der Wagen fuhr vor, sie sprang in den Hof, um den Bruder von losem Geschwätz abzuhalten. Ferdinand ging hinter dem Bankier her und bat um eine Unterredung.

4.

Richard war im Hofe und spielte mit den Buben. Der Älteste erzählte ihm, was er heut gelernt, und wie lange er jetzt schon gespielt habe. Als Richard nach Emilien fragte,

antwortete er ihm leise, sie küßte sich eben mit Herrn Ferdinand.

Darauf ging Richard eiligst zur gnädigen Frau vom Hause, und Ferdinand war kaum beim Bankier eingetreten, so erschien auch jene mit zornflammendem Gesicht und unterbrach den Vortrag Ferdinands, welcher eben begonnen hatte. Halb zu ihm, halb zu ihrem Manne gewendet, sagte sie mit schneidenden Worten, daß der Herr Hauslehrer sich Vertraulichkeiten mit seiner Schülerin erlaube, welche sich durchaus nicht schickten.

Mühsam schob Ferdinand dazwischen, daß er eben den Vater aufgesucht habe, um Emiliens Hand zu erbitten. Da schrie die Mutter laut auf, höhnisch und schneidend, der Vater aber, welcher bis dahin nur mit halbem Auge aufgesehen hatte, sah ihn plötzlich groß an, runzelte die Stirn und sprach mit fester Stimme: „Mein Herr, davon kann nicht die Rede sein.“ — —

Auf dem Korridor fand der zurückkehrende, zerschmetterte Ferdinand Emilien, die in Freude, Liebe und Angst bebend seiner harrte. Er reichte ihr die Hand und sagte ihr mit weicher, von heftigem Schmerz bewegter Stimme, daß alles verloren sei. Sie fiel ihm um den Hals, überschüttete ihn mit heißen Tränen und Küssen.

„Laß uns nach Deutschland fliehen!“ bat sie.

„Du willst?“

„Ich will alles, was mich mit dir vereinigt, ich liebe dich sehr.“

Und nun besprachen sie, wie das zu beginnen sei, denn es war nicht wahrscheinlich, daß man Ferdinand noch länger im Hause dulden werde. Türen wurden geöffnet, sie waren nicht sicher an dem Orte und verabredeten ein Rendezvous. Emilie wollte sich den Schlüssel zum Gartenhause verschaffen, dort würden sie, wenn alles im Hause schliefe, das Nötige besprechen.

Sie schieden unter Küssen, ermutigt durch ihre Pläne.

Denselben Abend war Thé dansant im Hause. Emilie erschien geschmückt und war ausgelassen und schön und lachte und scherzte und tanzte wild und lustig, vorzüglich mit Richard. Ferdinand stand in einem Fensterwinkel und sah ihr mit Entzücken zu; seine Seele war mit der Liebe für das schöne, frische Mädchen und mit Besorgnis wegen der Flucht erfüllt. Er tanzte nicht. Als sich die Gesellschaft trennte, flüsterte sie ihm zwei Worte ins Ohr und eilte auf ihr Zimmer.

5.

Es war eine mondhelle Nacht. Die Gartentür knarrte, und eine verhüllte weibliche Gestalt huschte unter dem Schatten der Bäume hin. Es war Emilie. Ferdinand schlich drüben an der Gartenmauer entlang. Sie mußten vorsichtig sein, denn der Mond schien verräterisch klar, und in des Vaters Schlafzimmer, das auf den Hof hinausging, war noch Licht. Plötzlich schrie Emilie laut auf — rücksichtslos sprang Ferdinand über die Beete herbei. Sie zitterte am ganzen Körper und deutete auf eine dunkle Stelle des Gartens, von dort habe sie ihren Namen nennen hören. Rücksichtslos ging Ferdinand auf die Stelle los — er fand nichts. Sie gingen ins Gartenhaus und küßten sich und kamen in folgendem überein: Ferdinand sollte aus dem Pavillon, der ins Freie führte, sogleich nach dem Hafen eilen, zwei Plätze auf einem Schiff bestellen, und dann an denselben Ort zurückkehren. Emilie werde ihre Habseligkeiten und Kostbarkeiten zu einem Bündel schnüren und ihn reisefertig erwarten.

Ferdinand geleitete sie erst zurück ins Haus, nahm seinen Mantel um, steckte ein Neues Testament in die Tasche und ging. Am Hafen war's still, ein Schiffer schlief auf dem Damme. Er weckte ihn und begann seine Unterhand-

lung. Der Schiffer blieb liegen, stemmte seine Arme unter, ließ ihn ausreden, stand dann auf und ruderte, ohne ein Wort gesprochen zu haben, Ferdinand hinüber ans Schiff. Der Kapitän ward gerufen, das Geschäft war bald abgemacht, um sechs Uhr wollte das Schiff in See gehen. —

Ferdinand eilte zurück, fand Emilien harrend und trat den Weg zum Hafen mit ihr an. Sie wollte immer bemerken, daß ihnen in weiter Entfernung eine Figur gleichmäßig folge, aber Ferdinand nannte es Träumerei. Erst am Hafen schien es auch ihm, als folge ihnen jemand, das Boot, das sie übersetzen sollte, zögerte, er ward unruhig. Drüben von den Häusern her näherte sich eine Figur. —

Aber das Boot war da — sie segelten hinüber, und bestiegen das Schiff. Beide holten tief Atem und fühlten sich in Sicherheit.

6.

Es war noch nicht Tag, da begann eine große Verwirrung im Hause des Bankiers. Ein Mann, in einen langen Mantel gehüllt, hatte heftig an der Haustür geschellt und darauf bestanden, den Herrn vom Hause augenblicklich sprechen zu müssen. Der Wagen des Bankiers rollte nach dem Polizeihause, die Polizei eilte bald darauf nach der Richtung des Hafens hin.

Der Dreimaster hob eben die Anker, in Riga schlug es sechs, als der Polizeihauptmann auf einem Boote am Schiffe ankam und im Namen des Kaisers den Kapitän zu sprechen verlangte. Die Matrosen schrien, die Anker würden gelichtet, es sei zu spät. „Im Namen des Kaisers“ klang es verhängnisvoll in das Gewirr. Der Kapitän kam.

Bald darauf sah man Emilien und Ferdinand die kleine Schiffstreppe herabklettern ins Boot. Richard, der in seinen langen Mantel gehüllt, auf dem Steindamme stand, führte

Emilien an des Vaters Wagen, hob sie hinein, küßte ihr die Hand, und rief dem Kutscher zu, nach Haus zu fahren.

Ferdinand ward ins Gefängnis gebracht, und es begann ein Kriminalprozeß.

In den ersten Tagen hatte Emilie oft geweint; Richard war aber redlich bemüht, sie zu trösten.

Nach einiger Zeit sagte man ihr, Ferdinand sei nach Deutschland entlassen und die Sache sei aus.

7.

Draußen am Rhein in dem kleinen Städtchen blieben nun auch die Briefe von Ferdinand aus, denn Briefe von Richard erwartete man schon nicht mehr. Mathilde war sehr blaß geworden und noch ernsthafter als früher. Eines Tages sagte sie dem Vater, sie wolle mit der Post nach Riga reisen, Ferdinand sei gewiß krank und habe in der Fremde keine Pflege. Der Vater sagte nichts und machte ihr das Reisegeld zurecht. —

In Riga hörte sie auf der Polizei, Ferdinand sei nach Sibirien transportiert worden. Sie weinte nicht, sondern traf Anstalten, nach Petersburg zu reisen, um dem Kaiser einen Fußfall zu tun. Als sie nach dem Hafen ging, um einen Platz auf dem Schiff zu bestellen, ging ein eleganter Mann vor ihr her, der ein deutsches Lied sang, das man bei ihr zu Hause am Rheine oft zu singen pflegte. Sie ging etwas schneller; vielleicht hatte der Mann Ferdinand gekannt. Er wendete sich um. Mathilde stand still wie eine Bildsäule, sie kannte den Mann; er hieß Richard. Er kannte aber sie nicht und ging weiter, und trällerte sein rheinisches Lied.

8.

Mit vieler Mühe war sie in Petersburg zur Audienz gekommen, mit vieler Mühe hatte sie ihres Bruders Be-

gnadigung erhalten. Jetzt fuhr sie über die weite Eisfläche Sibiriens hin, sie hatte schon viele hundert Werste zurückgelegt, das Städtchen lag vor ihr mit seinen Hütten, wo sie Ferdinand finden, ihm seine Befreiung ankündigen würde.

Man trug eine Leiche an ihrem Schlitten vorüber, und als sie in den Ort kam, erfuhr sie, daß es Ferdinands Leiche gewesen war. —

Mathilde weinte nicht. Sie wollte zurück nach dem Rheine, um ihre alten Eltern zu pflegen. —

In der Nähe von Riga begegnete ihr eine schöne Equipage. Der Kutscher des schönen Wagens fuhr heftig gegen einen Stein, es krachte ein Rad, die Darinsitzenden stiegen aus, der Postillion, welcher Mathilden fuhr, hielt still, um dem Kutscher behilflich zu sein.

Der Herr und die Dame, eine junge schöne Dame, baten Mathilden, sie mitzunehmen nach der nahen Stadt. Mathilde erkannte den Herrn und ließ ihren Schleier über das Gesicht fallen, es war Richard. Er saß ihr gegenüber und scherzte mit ihrer Nachbarin. Die Nachbarin war aber seine junge Frau, und als sie nach Riga kamen, sagte ihr der Postillion, die junge Frau wäre die Tochter eines reichen Bankiers, welche einmal mit einem jungen Deutschen hätte fortfahren wollen.

Mathilde sagte nichts und fuhr weiter nach Deutschland hinein.

In diesem Augenblicke hielt der Wagen vor dem Posthause in Zwickau. Man leuchtete mit einer Laterne hinein, und ein Lichtstrahl fiel über die Erzählerin. Ich erbebte wie zum Tod erschrocken: das waren die verstorbenen großen Augen Mathildens, auf diesen blassen, edlen Zügen lag die ganze Leidensgeschichte des unglücklichen Mädchens aus jenem Städtchen draußen am Rhein. Ach, es schien mir ein er-

schreckliches Unglück auf diesen totgeweinten Mienen still und stolz zu ruhen, lange, lange schon mochten es keine Tränen mehr befeuchtet und geschmeidigt haben. Ein strenger Weibesschmerz sah heraus, trocken war das Auge eines Mädchens nach solch trauriger Geschichte. Meine Nachbarin, an welche die Erzählung gerichtet worden war, bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuche und schluchzte innig, und die erschütterte Seele drängte sich in den bebenden Körper heraus.

Bei Erzählung solchen Unglücks konnte nur ruhig und tränenlos sein, wer das Unglück selbst erlebt hatte.

Keinen Augenblick zweifelte ich mehr, daß es Mathilde selbst sei. Ich hob sie aus dem Wagen, ihre Hand, ihr Arm war kalt, sogar ihr Atem, der mich berührte, schien keine Lebenswärme mehr zu haben. Es war eine hohe Gestalt. Sie vergaß mir zu danken und reichte stumm der nach ihr kommenden weinenden Freundin die Hand. Als diese beim Heruntersteigen beider Hände bedurfte, und einen Augenblick das Tuch vom Gesicht nahm, sah ich auch ihr Gesicht — ich war versteinert von den verschiedenartigsten Eindrücken. Es war der schöne Mädchenkopf aus Altenburg, es waren die verweinten Augen, die schmerzlich verzogenen Züge meiner kleinen Heidin aus Sprottau.

Umsonst hatte ich sie gesucht, ohne es zu ahnen hatte ich eine Poststation neben ihr selbst gesessen und mit ihrem Bilde geschwelgt, und jetzt weinte sie und war schmerzerfüllt; ich konnte sie nicht anreden, wenn es mein Leben gerettet hätte, sie gehörte dem Schmerz und Mathilden.

Mein Weg führte über Schneeberg, der Postwagen ging aber gerade fort über Plauen nach Bayern hinein. Eh' ich meine verwirrten Affekte geordnet hatte, waren die Reiseeffekten geschieden, die Mädchen fuhren von dannen, ich hatte nicht den Mut gehabt, ein Wort an sie zu richten, hinaus in die Nacht fuhr das Mädchen mit dem süßen Gesicht meiner Jugendliebe.

Ich stand schmerzlich bewegt, voll Trauer und Sehnsucht im Torwege und sah der Laterne des Wagens so lange nach, bis sie verschwand.

All die süßen Liebesschauer aus der Sakristei, all das Liebessehnen der frischen Jugend ging durch mein Herz — ich hatte ein altes Gedicht gelesen und hätte wie damals als Knabe bitterlich weinen mögen, daß es zu Ende war.

---

7. Zwickau.

„Und er nahm ihm ein Stück seines Lebens und lachte dazu."
Aus der verlornen spanischen Tragödie.

Nach allen Seiten hatten sich die Reisenden aus dem Posthause zu Zwickau zerstreut. Ich saß mit einem ruhigen, behaglichen Norddeutschen am Ende allein in dem winkeligen Gastzimmer auf einem versteckt liegenden Sofa. Es war in der zweiten Stunde der Nacht, ein einsames Licht brannte träg auf einem entfernten Tische von lang gebranntem Dochte beschattet. Der Norddeutsche rauchte seine Pfeife und sah zufrieden vor sich hin, meine Gefühle schlugen auch allmählich immer kleinere Wellen, es war so fein still in Nähe und Ferne, der Morgenwind schüttelte leise zuweilen an den Fenstern, man hörte es, wie er den erschöpften Regen fortblies, ein früher Hahn begann schüchtern und wie unsicher probierend sein erstes Signal eines neuen Tages.

Ich wollte auch einen neuen Tag anfangen und verschloß die Tür zu den Gedanken des vorigen Tages, und wendete mich an meinen Nachbar. Ein neuer Mensch auf einer Reise erschließt immer wieder ein ganz anderes Terrain, wenn man seinen Geist und sein Herz nur ein wenig zu öffnen weiß.

Der Norddeutsche war einer von denen, welche nach zehn Minuten so bekannt und offenherzig sind, als wäre

man schon jahrelang mit ihm umgegangen. Das ist bei vielen Menschen eine Schwäche, bei ihm aber war es Stärke; er war sich seiner Kraft bewußt; die ihm begegneten, mochten mit dem, was er ihnen gab, machen was sie wollten, das war ihm einerlei. Er hatte ein gutes Gewissen, wie denn ein starker Mann, dessen Unterleib gesund ist, selten ein schlechtes hat. Denn an einem schlechten Gewissen sind immer zwei Dritteil Angst und Schwäche.

Es ergab sich, daß wir zusammen über Schneeberg nach Karlsbad reisen wollten. Er sah stämmig und robust aus wie eine gesunde Kiefer, und ich fragte ihn natürlich, was er denn in Karlsbad wolle, da er nicht vornehm genug aussähe, um diese Frage überflüssig zu machen.

Da zog ein liebenswürdig Lächeln um seinen Mund, wie wenn in den letzten Tagen des April die Sonne zum ersten Male wieder oben über dem Kieferwalde zum Vorschein kommt, und die wenigen Äste einander zuraunen: „Seid munter, sie ist da.“ Er nahm die Pfeife aus dem Munde und konnte sich gar nicht mehr aus dem Lächeln herausfinden, ich war ernstlich besorgt, daß es sich in ein Lachen verwandeln und ich gar nichts erfahren würde, und unterbrach ihn deshalb, als er lächelnd aufstand und das Licht schneuzen ging.

„Sie müssen nicht davon sprechen —“

So fangen alle Leute an, die in Deutschland mündlich etwas erzählen wollen. Die jungfräuliche kindische Scheu vor der Öffentlichkeit ist immer so groß, daß sie rot werden, wenn sie ihren Namen gedruckt sehen, und bleich, wenn etwas dabei steht, was sie selbst gesprochen.

Ich machte ihn sicher, und nun erzählte er wie ein langsames, aber regelmäßiges Mühlrad.

Jetzt sei er zwar ein tiefer Dreißiger, aber er sei einst auch jung gewesen und habe sich auf der Schule mit dem Cornelius Nepos und andern wichtigen Dingen beschäftigt.

Und nun begann er eine Detailerzählung und stopfte sich dazu eine neue Pfeife. Ich erinnerte ihn, daß wir keine volle Stunde mehr übrig hätten, dann ginge der Wagen nach Schneeberg ab, und ob er wohl bis dahin fertig zu werden gedächte mit dem Cornelius Nepos und andern wichtigen Dingen, um derentwillen er nach Karlsbad reise.

Eine Zeitlang mußte ich auf Antwort harren, da die Pfeife eben in Brand gesetzt wurde, dann zog er einen tiefen Schluck Rauch und sagte: „Wir können ja im Wagen fortfahren.“

Nach diesen Worten setzte er sich und erzählte. Er hatte auf der Schule zwei Treppen hoch hinten hinaus in einer kleinen Stube mit einem langen, sehr langen Theologen und einem sehr kleinen Abclehrer zusammen gewohnt. Selbiger letztere habe sich sehr viel auf seine Schwester, die einen Goldschmied geheiratet, und auf das Perfektum des Verbums ferre zugute getan, das er als ehrwürdigen Rest sonstiger klassischer Bildung, die ihm geblieben, allen andern Perfektis der Welt vorzog.

„Deshalb nannten wir ihn Tuli —“ „Herr Tuli,“ fiel ich dem Norddeutschen ins Wort, und war äußerst bewegt, denn das war ja meine Geschichte, jener Tuli war mein Stubengenoß gewesen, jener Schüler war ich.

Der Norddeutsche ließ sich aber nicht stören, sagte: „Sehr richtig, deshalb nannten wir ihn Tuli,“ und fuhr gleichmäßig fort zu erzählen. Mich überlief es eiskalt, alle Geschichten von Doppelgängern, von gestohlenen Spiegelbildern kamen mir in den Sinn, es war spät in der Nacht, ich war allein mit dem Manne im Gastzimmer zu Zwickau, ich träumte vielleicht, war auf dem dunkeln Sofa eingeschlafen, ich fragte den Norddeutschen, ob er gewiß wüßte, daß ich wachte.

„Ja“, antwortete er trocken, und fuhr fort in seiner Geschichte.

„Tuli hatte die ganze Stube voll Vögel hängen, und wenn sie alle sangen, so hörte man sein eigen Wort nicht.

Hinter dem Ofen aber befand sich eine Hecke von Kanarienvögeln, auf welche Tuli all seine Erwartungen baute. Wir führten ein sehr stilles, gottseliges Leben: am Tage lehrten und lernten wir, Tuli das Abc, ich Lateinisch, der Theologe las hochbeinige Klassiker und sammelte sich schöne Redensarten für zukünftige Predigten. Gegen Abend fanden wir uns alle zusammen, Tuli versuchte es, eine seiner verstopften Pfeifen in Brand zu stecken, was nicht immer gelang, der Theologe, der nebenbei mein Vetter war, zog sich seinen alttestamentlichen Schlafrock an, der grau wie Buße und lang wie die Ewigkeit aussah, und ging mit großen Schritten nicht ohne Schwierigkeit im kleinen Zimmer auf und ab, ich saß im Winkel und dachte an den Epaminondas, der die Flöte so schön gespielt habe, und beschloß, meinem Vater zu schreiben, daß ich auch Flöte spielen wollte, um ein Epaminondas zu werden, meiner Mutter aber mitzuteilen, wie fleißig ihr Rat befolgt werde, und wie ich mich alle Tage am Treppengeländer baumle, um zu wachsen. Denn ich sah wohl ein, daß ich größer werden müsse, um den Epaminondas zu spielen, und meinen langen Vetter beneidete ich in solchen Augenblicken immer sehr."

„Jetzt räusperte sich Tuli und stellte mit schüchterner Stimme die Motion, ein übriges für den schönen Winterabend zu tun und eine Bretzelsuppe zu kochen oder Kartoffeln in Speck zu braten, da die Herren — das war mein Vetter und ich und das schmeichelte mir sehr — von der letzten Sendung der respektiven Eltern wohl noch Speck besäßen!"

„Der Antrag ging durch, es ward Licht gemacht, Tuli zog seinen blaugestreiften leinwandenen Schlafrock an, gab die Versuche mit seiner Pfeife auf und hinkte hinunter zum Bäcker, um Bretzeln zu kaufen und versprach, den Sechser auszulegen und aus dem Keller Kartoffeln mitzubringen."

Der scharfsichtige Leser wird bemerken, daß ich zuweilen dem Norddeutschen das Wort abnehme und in der Erzählung

seiner Veranlassung, nach Karlsbad zu reisen, selbst fortfahre. Das verwundert ihn gar nicht, es ist eine schreckliche Lage, schrecklicher als die des Lesers, der nicht absieht, wie wir nach Karlsbad kommen werden. Den Leser kann ich trösten, denn ich ahne es, wo es hinaus will, und mich quält nun auch schon die Eifersucht, aber wer tröstet mich, dem in der Nacht zu Zwickau auf dem dunkeln Sofa ein Teil seines Lebens abhanden gekommen ist!

Wir fuhren fort:

„Aus einer Schüssel, die auf einem nackten Tische von weißgewaschenem Fichtenholze stand, aßen wir alle drei friedlich und besonnen Bretzelsuppe oder Speckkartoffeln. Dann spielte ich mit Tuli eine Partie Dame, die er mich selbst gelehrt, und wenn er zuviel Schweinchen bekam, so hörte er verdrießlich auf und setzte sich auf die Ofenbank, die kurzen Beine horizontal so lang wie möglich vor sich hinstreckend. Da sah er aus wie ein Indianerhäuptling von einem verwahrlosten Stamme und sprach drei Stunden lang kein Wort und regte kein Glied und, wie ich gewiß weiß, dachte auch nicht den kleinsten Gedanken. Der Vetter exzerpierte von neuem klassische Stellen, ich las alle epischen Gedichte, deren ich habhaft werden konnte, und Alxingers Doolin von Mainz und Bliomberis und Schulzes Cäcilie und Bezauberte Rose waren noch lang nicht die schlechtesten. Es war totenstill im kleinen Zimmer, die Vögel schwiegen schon lang, und gespenstisch hingen die Bauer da und von meinem Vetter und mir hörte man die Blätter umwenden, bis es zehn schlug. Ich segne aber jetzt die Zeit, denn ich brauche sie notwendig für meine literaturhistorischen Kenntnisse, später wäre ich nimmer imstande gewesen, soviel Heldengedichte mit durchzuschlagen.

Schon gegen zehn tummelten sich die Helden verworren vor meinen müden Augen. Sobald es schlug, schleifte Tuli seine Elementarglieder von der Ofenbank herunter bis ins Bett. Auch ich schlüpfte hinein, und in bunten Träumen

schlug ich mich herum mit dem anfänglichen Gesichte Tulis, das einem Albino, einem weißen Neger, angehört hätte, wär' er in Afrika geboren gewesen. Auf seinem Scheitel hatte er nur zwanzig lange Haare, welche auf dem Hinterkopfe entsprangen und mit ökonomischer Benutzung einen ganzen Haarwuchs vorstellen mußten. Sie waren nämlich durch vorsichtige und sanfte, aber unausgesetzte Erziehung daran gewöhnt, gegen ihre natürliche Neigung vorn nach der faltenreichen Stirn zu, glatt und bescheiden anzuliegen. Die Stirn war kurz wie Tulis Verstand, um die Gegend, wo Augen sein sollten, schwebte ein beständiges Abendrot, in dem Allerheiligsten des mutmaßlichen Auges taute und regnete es aber beständig, und kein Wald von Wimpern schützte die löschpapierne Wange vor Überschwemmung, jenen Schutz hatte ihm die Natur völlig versagt. Daher kam seine boshafte Katzennatur, welche sich bald offenbaren wird, denn er ward alle Morgen blind wie die Katzen geboren, und erst nach langen Anstrengungen mit Schwamm und Tüchern gelang es ihm, den Tag zu gewinnen.

Nimmer, Tuli, vergess' ich deinen Anblick, wenn du am hellen Morgen tastend bis zum Handbecken stolpertest, in welchem dein Tageslicht verborgen lag. Du warst im tiefsten Negligé, aber auch im Negligé schamhaft, nimmer vergess' ich deine bräunlichen, flanellnen Untermodesten, aber auch nimmer den Morgen, wo du mich unbarmherzig aus meinen Träumen von dir rütteltest, der Fink hatte noch nicht gepiept und mich geweckt, ich träumte von dir und der bezauberten Rose.

Wie ein rachelustiger Gnom stand er an meinem Bett und klagte mich der fürchterlichsten Freveltat an, die sein Abcherz zu ersinnen vermochte, der Freveltat, seine Kanarienhecke vergiftet zu haben. Am Abende hätte ich ihm alle fetten Kartoffeln von seiner Seite wegstibitzt, ich sei überhaupt ein junger Bösewicht.

Entsetzt fuhr ich auf, mein Vetter, dem ich einige schlechte Witze in sein Heft großartiger Redensarten geschrieben, was er eben entdeckte, sprang aus dem Bette und überschüttete mich mit einer Rede des Demosthenes, ich kam nicht zu Worte und entfloh mit Mühe in die Schule zum Cornelius Nepos, wo ich mich ein wenig mit dem leidenden Aristides tröstete.

Nun kamen trübe Zeiten, ich lebte in unserem kleinen Zimmer wie ein Ausgestoßener, sogar die Vögel konnten mich nicht mehr erfreuen, denn sie erinnerten mich an die Kanarienhecke — ich glaubte am Ende selbst an meine Schlechtigkeit und hielt mich für ein verwahrlostes Gemüt, wie mich mein langer Vetter immer nannte. Ach, ich war sehr betrübt.

In dieser traurigen Stimmung saß ich eines Abends einsam am blassen Tische von Fichtenholz — die Zeit der Bretzelsuppen und mit Speck gebratenen Kartoffeln war vorüber — und lernte mit schmerzlich bewegtem Herzen die Präfatio im Cornel auswendig: „Non dubito, fore plerosque" — ich zweifelte aber und verzweifelte an allem. Es war recht deutsch unheimlich heimlich um mich, ein kleines Sechserlicht brannte matt, der Wind warf murrend den Schnee an die Fenster, hie und da schlug gespenstisch ein Vogel leise mit den Flügeln, wenn er vom Aar, oder Geier, oder von Leimruten, oder auch von einem fern fliegenden Liebchen träumte, dessen Untreue ihm natürlich schien, da Schlegel den Vögeln keine Romantik hat beibringen können. Mich schauerte vor Einsamkeit. — —

Da klopfte es dünn und furchtsam an die Tür. Ich hatte niemand kommen hören und erschrak sehr, das dünne Klopfen klang so geisterartig. Kein Ton war in meiner Kehle — es klopft wieder, ich ermanne mich zu einem jämmerlichen ‚Herein'. Ein junges blondes Mädchen öffnet die Tür und bittet schüchtern, ob sie ihr Licht bei mir anzünden könne.

Das Mädchen prägte sich mir schneller ein, als die Präfatio im Cornelius Nepos; sie machte einen wunderbaren Eindruck auf mich und ich hielt sie für einen Engel, trotz des reellen Talglichtes, das sie in der Hand hielt und das ich mit meinem Sechserlichte in Brand steckte. Bei dieser Gelegenheit zitterte meine Hand, und ich erinnerte mich nach vielen Wochen, als ich wieder etwas zur Vernunft gekommen war, daß der Engel damals ein wenig schalkhaft lächelte. Sie war zwar auch schüchtern, aber wir waren beide vierzehn Jahre, also war sie älter und hatte schon mehr Geistesgegenwart.

Ich fand sie sehr schön, und ich habe fünf Jahre lang geglaubt, jedes Mädchen, das hübsch sein wolle, müsse blonde Haare haben und ein weißes Kleid tragen und ein himmelblaues Halstuch. Alles andere fand ich fünf Jahre lang ordinär.

Sie fragte mich, was ich so allein machte, und ich sagte ihr, daß ich die Präfatio im Cornelius Nepos lernte. Als sie nicht wußte, was das sei, wies ich sie ihr, und als sie ungläubig den Kopf schüttelte, wuchs mir der Mut, und ich wiederholte mit Nachdruck, das sei wirklich die echte praefatio Cornelii Nepotis. Zum Beweise las ich ihr vor:

„Non dubito, fore plerosque, Attice, qui hoc genus scripturae leve, ac non satis dignum —“

Aber sie unterbrach mich mit der Frage, ob ich schwarzen Peter spielen könne. Vortrefflich. Und nun ging ich mit ihr, sie wohnte mit ihrer Mutter nur fünf Schritt von mir auf demselben Saale, aber vornhinaus. Es waren noch einige Mädchen da, und wir spielten schwarzen Peter, ich war aber der einzige Peter, weil ich fortwährend in die großen blauen Augen meiner kleinen Führerin sah, und wurde vielfach ins Schwarze gemalt.

Ein solcher Peter blieb ich fünf Jahre lang, wir wuchsen nebeneinander auf, und meine Liebe zu dem blonden Mädchen

wuchs immer größer, ich wußte nicht mehr, wo ich sie beherbergen sollte, und teilte sie allen Winden und allen Wolken mit, die vorüberzogen, und strömte sie aus in drangvolle Gedichte, in melancholische Scharaden, aber dem blonden Mädchen sagte ich nie etwas davon. Jetzt weiß ich, daß sie's wußte, denn ich erinnere mich, daß sie sehr kluge blaue Augen hatte.

Als die fünf Jahre um waren, verließ ich die Schule und wollte die Universität beziehen, obwohl mir Tuli, als einem vermeintlichen Giftmischer noch immer nicht vergeben hatte. Da kam ich Abschied nehmen zu ihr. Die Mutter, welche sonst immer, wenn ich da war, verdrießlich nach der Wanduhr hinterm Ofen gesehen und des Abends immer gesagt hatte: „Hören Sie, es muß bald zehn sein, und Sie sind noch zu jung,' die Mutter war heut freundlich und sagte, ich könnte ihnen schreiben, und sollte die Briefe nicht frankieren. Das war sehr viel. Ich hatte mir zwar fest vorgenommen, meinem Liebchen nach fünf Jahren zum ersten Male beim Abschiede die Hand zu küssen, aber es gelang mir nicht, und so ging ich von ihr und hatte ihr nie ein Wort gesagt, daß ich sie seit jenem Abende der Präfatio vor fünf Jahren schwärmerisch liebe."

Hier ward uns gemeldet, daß der Wagen nach Schneeberg bereit sei. Der Morgen war frisch und blies von meinen Schläfen das Haar, von meinen Augen die nächtlichen Schatten. Ich sagte meinem Begleiter, daß er mir auf unbegreifliche Weise ein Stück meines Lebens, und zwar nicht das schlechteste, nämlich meine romanhafte Liebe auf der Schule entwendet habe, daß ich mich durchaus nicht erinnerte, sie jemals einem Menschen im Zusammenhange erzählt zu haben, daß ich ihn aber jetzt am frühen Morgen für einen Spaßvogel halte.

Er breitete seine Füße aus im Wagen, bedeckte sie mit dem Mantel, rückte den Oberleib bequem in die Ecke und ignorierte abermals meine Einrede.

Mit gleichmäßiger Stimme fuhr er nach einer kleinen Pause in seiner Erzählung fort: „Ich fand im nördlichen Deutschland eine Anstellung, und im Wirbel der Geschäfte hatte ich nicht Zeit, an die Liebe zu denken, ich wurde bequem und brauchte viel Geld, so wurde das Heiraten verschoben. Halbe Nachrichten, die mir zukamen, erzählten übrigens, mein blondes Mädchen habe auf Drängen ihrer Mutter einen trockenen Leutnant geheiratet, und nun begab sich noch obenein das Unglück, daß ich nach einer heftigen Erkältung ein starkes Nervenfieber bekam, das alle früheren Gemütseindrücke aus meinem Gedächtnisse verwischte. Ich hatte vergessen, daß ich jemals einen Vater und eine Mutter gehabt, denen ich mit Liebe zugetan gewesen; ich wußte nichts davon, daß ich Brüder habe, bis sie an mich schrieben, und mir's sagten, daß sie meine Brüder seien. Mein Gedächtnis war gleich einer abgewischten Tafel, mit mäßiger Mühe stoppelte ich mir wieder die nötigsten juristischen Kenntnisse zusammen. In den ersten vierzehn Tagen mußt' ich Visitenkarten um meiner selbst willen bei mir tragen, weil ich meinen Namen vergessen hatte.

Von meiner blonden Liebe wußte ich kein Wort mehr. In diesem Frühjahr schrieb mir mein Bruder, seine Frau habe ein Mädchen kennen gelernt, das sich meiner mit großer Teilnahme erinnere. Die Mutter dieses Mädchens habe ihr eine vormalige Liebesgeschichte von mir erzählt und vielfach gefragt, ob ich denn noch immer so blöde sei. Meine Schwägerin, eine red- und schreibselige Dame, die Komödien und Novellen schreibt, hat mir alle früheren Details mitgeteilt und befindet sich jetzt mit dem blonden Mädchen in Karlsbad.

Deshalb, mein Herr, reis' ich jetzt auch nach Karlsbad, und wenn ich dem Mädchen gefalle, und sie mir noch gefällt, so hab' ich sie zu heiraten beschlossen. Ich weiß zwar durchaus nicht mehr, wie sie aussieht, ich wüßte überhaupt ohne

meine Schwägerin nichts von dieser meiner schwärmerischen Jugendliebe, nichts von Tuli, dem Finkler, ich bin auch dafür, daß mein blondes Mädchen für ein Mädchen schon etwas hoch in Jahren sein müsse, wenn ich mich anders recht erinnere, daß sie gleichen Alters mit mir gewesen sein soll — aber ich werde sie doch wahrscheinlich heiraten. Ich liebe so etwas Historisches vor der Ehe, und ich habe immer gefürchtet, daß ich einmal so kahl vom Fleck weg ohne Einleitung und Begebenheit heiraten müßte. Was meinen Sie, mein Herr, dazu, und worin bestanden Ihre Unterbrechungen meiner Geschichte? Sie müssen mich entschuldigen, daß ich keine Notiz davon genommen habe, mein Gedächtnis ist noch sehr unsicher, und wenn ich mich auf Nebenwege und Berichtigungen einlasse, so verliere ich leicht die ganze Geschichte unter den Händen, oder erzähle die zweite Hälfte einer ganz andern an meine angefangene. Das begegnet mir leider sehr oft, ich habe vor kurzem unsere Familienpapiere durchstudiert, um doch wieder etwas von meinen früheren und jetzigen Angehörigen zu wissen, da haben denn die Heiratsschicksale meiner Großmutter einen so lebhaften Eindruck auf mich gemacht, daß ich sie sehr oft in andere Angelegenheiten mische, namentlich in die meinen. Wenigstens versichern mich dessen meine Umgebungen, ja, und was ich Ihnen erzählt habe von meiner Kusine mit der schönen Taille — — —“

Da schlief er ein. Wäre es nicht am frühen Morgen gewesen, ich hätte mich vor dem Manne gefürchtet, diese Verwirrnis, in welche meine eigenen Jugendleiden verwebt waren, verhäkelte mir selbst Verstand und Gedächtnis. Ich beschloß, den verworrenen Knäuel von Dingen bis Karlsbad in die Tasche zu stecken, vielleicht ließ er sich dort mit Hilfe jener Schwägerin entwirren, die am Anfange dieser Fäden zu stehen schien.

Und doch lag auf dem Gesichte des Schläfers solch klare Ordnung, solch ein besonnener Schalk, daß es mir

manchmal schien, als sei ich in den Händen einer überlegenen Fopperei.

Der Schwager blies sich ein Morgenlied, ich freute mich der Fahrt. Das Land ist hier bergig, der Weg ist einer von den Pässen, welche durch das sich absenkende Erzgebirge nach Böhmen führen.

---

8. Karlsbad.

Es öffnete sich die Talschlucht zur Linken; da kroch es hin, das wunderliche unschöne, aber pittoreske Karlsbad wie ein Regenwurm an dem indifferenten Flüßchen Tepel, an beiden Seiten eingeengt von Bergen, hinten verschlossen wiederum von einer dunkeln Höhe, so daß man meint, da sei die Welt zu Ende.

Vom kleinen Turme herab erscholl ein entschlossenes Trompetengeschmetter, als zögen neue Kämpfer in eine alte Ritterburg ein, die wacker gleich den alten Ahnherrn saufen, fechten und stehlen könnten; so begrüßt die böhmische moderne Ritterwirtschaft zu Karlsbad die Fremden mit mittelalterlicher Sitte. Ich glaubte in einen Spindlerschen Roman hineinzufahren.

Es war ein buntes wirres Treiben auf der schmalen Egerstraße, der Wagen konnte kaum hindurch, so drängten und wogten die Menschen und Fuhrwerke. Notwendig mußte ein Fest in der Nähe gewesen sein. An der nächsten Haustür klimperte und jubelte eine Harfenspielerin, und wucherte mit dem letzten Rest ihres Schauspielvermögens, ein Paar großen schwarzbraunen Augen, die schon viel gesehen hatten, und einer weißen Hand, einer verführerischen, empirischen Hand.

Ich stieß meinen Norddeutschen an, der sehr begierig auf all die Dinge war, welche ihm hier in Karlsbad kommen sollten, und sagte, ob das vielleicht sein verkleidetes Mädchen der schwarzen-Peter-Bekanntschaft sei. Er setzte seine massive Brille mit großen, runden Gläsern auf, der Wagen mußte

in dem Gedräng einen Augenblick halten, die Dirne lächelte, mein Nachbar lächelte auch, und er sagte leise, es sei doch nicht wahrscheinlich, daß blonde Haare und blaue Augen so unverschämt schwarz würden in einigen Jahren.

„Man hat Beispiele.“ —

„Wirklich?“ — —

Das Mädchen trat mit dem Notenblatte vor den Wagen und streckte es mit ihrer weißen Hand hinein. Mein Nachbar fuhr nicht ohne Verlegenheit in die Tasche, und ehe er den Beutel geöffnet und ein Zwanzigkreuzerstück — er war schon in der Illusion — gewählt hatte, flüsterte ich ihm zu, es sei gewiß etwas dahinter, und er solle ihr unter dem Notenblatte die schönen Finger drücken.

Er faßte sich ein Herz und tat's, das Mädchen schlug wie ein buhlerischer Vollmond die Augen lächelnd auf und warf den schelmischsten Blick auf seine Brille. Da rollte der Wagen weiter. — „Schafkopf!“ schrie der Norddeutsche, und der Postillion sah sich um, sich genauer zu erkundigen, wie der Gasthof hieße, in welchem wir absteigen wollten, er habe es nicht verstanden.

Vergnügt stieß er mich an und sagte: „'s ist was dahinter.“

Ich wußte bereits, daß seine Schalkhaftigkeit nicht so riesenplanig war, ich wußte also auch, daß nicht ich, sondern er bei der zu verhoffenden Karlsbader Geschichte der Gefoppte sei, mein Dichten und Trachten ging nun auf seine Schwägerin.

Hinter allen Jalousien guckten lockige Mädchenköpfe hervor, die blinkenden Equipagen mit strahlenden Damen brausten vorüber, auf allen Trottoirs hüpften die leicht- und hochgeschürzten — es lag noch ein feiner Tau von Regen auf dem Pflaster — wir wußten nicht, wohin wir sehen sollten, und trunken kamen wir vor dem „Schilde“ an.

Ich eilte sogleich zurück nach der Egerstraße; hinter dem „Paradiese“ fand ich die lilienhändige, harfenspielende Nausikaa, streichelte ihr die Wangen und bestellte sie mit einem alten, sehr alten Liede, das sie glücklicherweise kannte, abends um neun in den Garten vor dem „Schilde“. Ich mußte meinen Romantiker durchaus gleich vornherein kopfüber in Verwirrnis stürzen, denn ich war noch immer nicht ganz ohne Besorgnis wegen meines blonden Mädchens. Und es ist eine meiner Schwächen: ich seh' es nicht gern, wenn Mädchen heiraten, die ich lange und treu geliebt habe, und fünf Jahre kommen mir länger, viel länger vor, als der tollste Romantiker verlangen kann. Es ist dies nicht bloß eine Schwäche, es ist ein lasterhafter Wunsch, denn ich beabsichtige keineswegs, sie selbst einst gelegentlich zu heiraten, und dies ist also ein ganz artiges Stückchen von rotem, lasterhaftem Despotismus. Aber bei unsern meisten Sympathien ist etwas Laster. Selten ist jemand so tugendhaft, daß er die Suppe ohne Salz äße; ein wenig Sünde ist zu jedem Interesse nötig.

Ich instruierte das Harfenmädchen, halbe Antworten sollten sie meinem Nachbar romantisch machen, und wenn sie seufzte, so müßte sie nie anders seufzen als „Tuli!“

Es war ein gefälliges Mädchen, und ich eilte zurück und sagte meinem Gefährten, daß ich überall von dem geheimnisvollen Harfenmädchen sprechen gehört, die man für mehr als ein Harfenmädchen hielte. Er machte Toilette und lächelte. Als er seine neue seidene Weste anzog, da flog ein freudiger, unausbleiblicher Sieg über sein gutmütig Gesicht, er wußte es, was diese Weste vermochte, er baute auf sie, wie Cäsar auf seine vierte Legion.

Nun führte ich ihn aus, mit Staunen sah er das Stück großer Stadt, das ich ihm auf den Wiesen und am Markte zeigte, hohe steinerne Häuser, von innen und außen geputzt wie Hochzeitsgerät, fortwährender Sonntag, Jahrmarkt, Basar,

flüsternde Kastanienbäume, unter denen die verräterischen weißen Kleider sitzen, mit hohen Bergwänden rings alles verschlossen, vor aller Störnis der Welt geschützt, angefüllt mit allerlei Menschenbildern aus Süd und Nord, der schönste Winkel der Erde zum stillen, behaglichen Glück mit dieser oder jener. —

Und er nickte mit dem Kopfe und freute sich, besonders da es Abend ward. Ich begrüßte meine Sechs-Wochen-Freunde, die alle Jahre ins Bad kommen und Freunde brauchen, um beim Brunnen mit ihnen zu reden, wenn's regnet Whist mit ihnen zu spielen, und von den vielen und interessanten Bekanntschaften zu sprechen, wenn sie nach Hause kommen. Es sind die Meubles der Brunnenorte, und ich begrüße sie mit demselben Interesse, wie ich die Brücken und Straßen von Karlsbad wiedersehe, sie gehören dazu, sonst ist der Ort nicht mehr der alte; wenn ich nichts Besseres zu tun habe, so interessiere ich mich für sie. —

Ein weicher, üppiger Sommerabend hing wie ein seidener dunkler Mantel über dem Tale, die wenigen kranken Gäste aßen im Garten, welcher vor dem „Schilde" ist, und wir setzten uns auch dahin. Es schlug neun, und allmählich ward es stiller.

Da erklangen Harfentöne, nicht weit von uns. Nach einem kurzen Präludium mit der verwitterten Melodie: „Hier ruhst du, Karl, hier werd' ich ruhen," änderte sich die Weise, und eine klare, böhmisch-deutsche Stimme sang das alte Lied: „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten." —

Der Norddeutsche stellte die Pfeife beiseite und faßte mich kräftig und bewegt bei der Hand: „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten, o, ich kenne das Lied, obwohl ich nicht musikalisch bin," lispelte er.

„Es geht auf den liebesabenteuerlichen Henri-Quatre," sagte ich, und ging leise auf Rekognoszierung aus.

„Sie ist's," flüsterte ich zurückkehrend — „Sie sind ein Glückskind — auf!"

Er zog seine seidene Weste gerade und warf einen forschenden Blick darauf, dann schlichen wir nach verschiedenen Seiten fort. Plötzlich blieb ich wie vom Blitz getroffen vor einer anderen Laube stehen, und in dem Augenblicke schnappte drüben das Lied von Heinrich mit der Neuvermählten in der Mitte ab.

Vor mir aber speisten zur Nacht mein antiquarischer Professor aus Altenburg und das reizende Mädchen, das aus dem Fenster gesehen, das neben mir im Postwagen geweint hatte und nachts in Zwickau von dannen gefahren war mit der unglücklichen Mathilde, das Erinnerungsbild meiner Liebe aus der Sakristei.

Himmel, was war die Erde und das Mädchen schön in diesem Augenblick, was sprang mir für eine Freude vom Auge ins Herz, und auch der Professor sprang mir entgegen und fragte mich nach dem hämorrhoidalischen blauen Steine in Freiberg. Und als ich ihn mit Mühe zufrieden gestellt, erzählte er mir, daß ihm in dem Gewirr des Prinzenraubes an der Post in Altenburg seine Nichte abhanden gekommen sei, die er dort habe abholen wollen. Selbige Nichte hätte aber beabsichtigt, ihn zu überraschen, da sie ihn beim Vorüberfahren im Postwagen gesehen, und sei vor seinen Augen eingestiegen, in der Meinung, er folge ihr. Das habe er aber alles in der Angst um den blauen Stein nicht bemerkt, sondern habe hinterdrein sogleich Extrapost nehmen müssen, als er inne geworden, was vorgegangen sei. Die Nichte aber, durch eine äußerst unglückliche Freundin, die sie auf dem Wagen getroffen, völlig in Beschlag genommen, habe erst bei grauendem Morgen erkannt, daß der Onkel fehle, habe sich ein Herz gefaßt und sei allein hinübergefahren nach Karlsbad, vor einer Stunde sei sie angekommen, vor zwei Stunden er, und die Nichte sei die junge Dame, welche er mir vorstellte.

Sie sah mich mit jenen klaren, fragenden Augen an, welche die Unbefangenheit so gefährlich machen — ach, das ganze Mädchen war ein so frisches, glänzendes Jungfrauenauge, daß meine in dichtem Papierstaub lange verhüllte Seele hoch auf die Flügel schlug, und ich mußt' es ihr sagen, wie wohltuend ihr Anblick auf mich eindringe. Ich wußte mir nicht zu helfen, aber sie mußte mich ihre Hand küssen lassen.

Und sie ward nicht einmal rot, so harmlos und natürlich war sie, und gewährte mir lachend beide Hände, und als ich's zu arg machte, schlug sie mir eine scharmante Ohrfeige.

Sie meinte, mich schon gesehen zu haben, ich meinte es noch viel mehr, und erzählte ihr mit unendlicher Seligkeit meine Liebschaft während des Christentums in der Sakristei, und dabei wurde ich so gerührt, daß mir das Wasser in die Augen trat, und aus liebenswürdiger Gefälligkeit ließen sich's ihre Augen auch gefallen, und ich sagt' es ihr rund und aus ganzer Seele, daß sie auch in einer Sakristei das Christentum gelernt haben müsse, und daß ich ihr sehr gut sei.

„Sie sind gewiß auch ein guter Mensch," erwiderte sie und fuhr mir leise und sanft mit ihrer flachen Hand über den Mund. Der Papa, der dabeistand, und gedankenvoll mit Kreide auf den Tisch Figuren malte, richtete sich jetzt auf und meinte, wir möchten schlafen gehen.

„O, Professor," sprach ich, „warum sind wir keine vernünftigen Heiden, und ihre erste Person Pluralis würde eine Wahrheit, sei's auch nicht länger als die französische Charte." —

Marie unterbrach mich; ich fürchtete, Marie sei ein sehr kluges Mädchen.

Wir gingen durch den Garten und begegneten plötzlich dem ganz von mir vergessenen Harfenpaare. Zu meinem Erstaunen ging der Norddeutsche ernsthaft mit dem Mädchen auf und ab. Das „Auf" und das „Und" schien mir sehr

überflüssig. Er sagte sogar laut und vernehmlich: „Guten Abend!“ Marie fragte mich, ob ich denn schon Bekannte habe. Ich erzählte ihr mancherlei von Zwickau bis Karlsbad. Sie sah mich mit großen Augen an, und der Professor sagte, sie erwarte auch ihren Bräutigam hier.

„Nicht doch, Papa!“

Wir schieden. — Das verzweifelte Heiraten, die Menschen morden alle meine Freuden mit dem Worte. Nur ein Volk, das nicht frei sein will, spricht bei jedem schönen Mädchen dieses Bannwort, diese Exkommunikationsformel aus, damit ich alsbald mein erfreutes Auge wie ein armer Sünder niederschlage.

Da sprang sie nun im Galopp hinein, in meine junge Neigung zur rosenfrischen Marie, jene Hast, welche die Schönheit und die Ruhe und des Olympos Glück zu Tode hetzt, und welche nichts dafür gewährt als eine schwindsüchtige modernromantische Spannung, einen nervenquälenden Wechsel.

Ich lief hinaus über die Wiesen, hinauf auf die Berge, das ganze Tal, meine Seele war mir zu eng. Alle Augen schliefen, die letzten lichten Fenster schlossen ihre Lider, in Karlsbad hebt der Tag mit der Sonne an, und schließt mit der Sonne, es sind da lauter Sonntage. Ich wollte meinen Körper ermüden und stieg immer bergauf, bergauf. So kam ich mit dem Monde zu gleicher Zeit auf dem Dreikreuzberge an. Der Herr Christus, leider Gottes einziger Sohn, hängt dort zwischen den beiden Schächern. Ich, ein dritter Schächer, setzte mich auf die Bank an den Kreuzen und dachte an mein Kreuz, und der Mond blies seine lichten Backen heller auf — an das Kreuz der Menschen, die da unten in den Tälern und auf den Bergen wohnten, und fragte den schwarzen Himmel: „Warum Kreuze? Sind die Sterne, das heißt die Glückssterne, nicht ebenso wohlfeil?“

Ich sah tief hinein in das mondhelle Karlsbad, dessen vornehme, egoistische Augen aus der Tepel verdrießlich herauf-

blinzelten. Es sieht von der Höhe des Dreikreuzberges aus wie ein christliches Jerusalem, das sich vor den Muselmännern versteckte mit seinem weißen, reinlichen Viereck der beiden Wiesenstraßen, welche schlanke Brücken verbinden, wie eine zierliche Stadt von Pappe. Als kleine Buben bauten wir uns sogenannte Krippel, das heißt, wir steckten auf grünes Moos ein papiernes Jerusalem und Bethlehem. Da durfte der Tempel Salomonis nicht fehlen und der Stall mit dem Ochs und dem Esel und den drei Königen aus dem Morgenlande und mit dem Stern darüber, und die Hirten bei ihren Hürden knieten auf dem Felde, und die Engel, auf langen Drähten in der Luft fliegend, bliesen lange Trompeten mit unglaublich dicken Backen. Eine Straße mit weißem Küchensand legte ich immer an, welche nach dem Tempel führte, es mochte eine dunkle Ahnung in mir sein, daß man nur mühsam in der Welt zum Allerheiligsten käme, und blasse, schweigsame Menschenbilder steckten wir an die Wege, welche Schafe, Tauben und anderes unschuldiges Vieh zum Opfer nach der Stadt trugen, und dazu sangen wir, wenn die dünnen Wachslichter brannten und düster christlich das Stück Palästina erhellten, melancholische Weihnachtslieder von der Krippe und den Windeln.

Wie jenes Krippelbild lag Karlsbad in christlicher Mondbeleuchtung unten, und die Tepel war die weiße Straße von Küchensand, und die Menschenbilder mit den schuldlosen Tieren im Arm sah ich hinter den schwarzen Fenstern schlafen. Das kleine Christkind aber sah mich aus dem Dämmerlichte mit der Ahnung seiner grundlosen Liebe und den schmerzlich süßen Augen der Kindheit so tief beweglich an, daß ich die Gedanken meines frivolen Blutes vergaß und still hinabstieg, und, Marias gedenkend, wie eines jungen Engels, mich zu Bett legte.

---

9. Fortsetzung.

Am andern Morgen verschlief ich's natürlich, zu rechter Zeit an den Brunnen zu kommen. Die Brotstudenten des Karlsbader Wassers gingen schon heim, als ich mich einfand; doch wogten noch große Massen auf dem kleinen, mit zierlichen Quadern belegten Platze vor dem Mühlbrunnen, und die Treppen hinauf, die lange Wandelbahn entlang, auf den Terrassen des Theresienbrunnens, und die Musik spielte noch rauschend die verführerisch-sinnliche, spanische Wollust atmende Ouverture zum Don Juan.

Es ist mir immer, wenn ich diese Musik höre mit ihren weichen und doch hie und da so stolzen, zierlichen, übermütigen Rhythmen, als müßte ich das nächste schöne Mädchen bei der Hand nehmen und sie dahinführen in gemessenen, hüpfenden Tanzschritten, wo man die Schönheit der Welt übersieht, und sie küssen mit Lichtstrahlen und Freude, daß die Gottheit uns aus Augen und Lippen sprüht.

Der Morgen war hochgolden, feine blaue Nebel flohen wie verspätete nächtliche Träume vor der Sonne hin durch die Talschluchten, die alten morschen Berge trockneten sich die bärtigen, betauten Gesichter in der sich ausbreitenden Morgenwärme, auch der Dreikreuzberg sah verjüngt aus, und als wüßte er nichts mehr von der wüsten, unchristlichen Nacht. Er hatte alles vergessen, und das ist so schön an der Natur, das ist ihre romantikfeindliche Romantik, daß sie alles vergißt und alle Morgen frisch, jung und neu aufsteht. Sie ist der Phönix der Alten, die Poesie der Jugend, und das ist noch mehr wert, als die Poesie des Alters, die wir Romantik nennen.

Ich sah mit jenem innigen Morgenbehagen in die wogenden Gruppen, das soviel Lust zum Leben in sich trägt. Groß und klein, hoch und niedrig strich nebeneinander hin, als sei die gestrige Welt zu Ende, als hätten

Staaten und Gesetze, die Krücken der Menschen, aufgehört, nötig zu sein. Neu-Griechenland sah ich vor mir, und unter den Säulengängen Athens das alte Geschlecht, das all seine Sünden vergessen hatte und wiedergeboren war. Ich stand einen Augenblick still, um das nächste Mädchen, das kommen würde, zu umarmen. Einem katholischen Priester mit den blanken, steifen Stiefeln, den kurzen, prallen, verschwiegenen schwarzen Beinkleidern, dem neugierigen, weltlich-lüsternen, schmalen weißen Streifchen über dem schwarzen Halstuche, einem solchen Priester mit dem glatten, glänzenden Gesichte, von dem die Enthaltsamkeit in echt katholischem Fett widerstrahlte, wünschte ich Glück, daß der Zölibat zu Ende sei — da kam Maria in einem fliegenden schwarzseidenen Überrocke; frei wie eine übermütige neue Griechin trug sie auf dem schönen weißen Halse den schalkhaften, blitzenden Kopf. Ich wollte hastig auf sie zu, der Norddeutsche trat zwischen uns und hinderte mich an dem dummen Streiche, den ich gewiß gemacht hätte.

Er sagte mir, ich sei ein Träumer, der den Tag verschliefe, und Maria sei die romantische Liebe seiner Jugend, und die Dame im bunten Mantel mit dem behaglichen Gesichte sei seine Schwägerin, und der Professor, der dort drüben seinen Brunnen trinke, sei sein baldiger Schwiegervater. All die Erkennungsszenen hätte ich verschlafen.

Neu-Griechenland ging mir unter. Ich hatte kaum die Kraft, leise nach dem Harfenmädchen zu fragen, er runzelte die Stirn und meinte, da liege der Mittelpunkt des Gewirrs, er ahne eine tiefe List, Maria sei schön, aber zu jung, und blonde Haare würden schwarz, das Harfenmädchen sei die Hauptperson, und so leicht sollte man ihn nicht täuschen, er werde seine Rolle spielen und alle überlisten.

Ach, ich hatte alle Spannkraft zum Scherzen verloren und ließ ihn gehen und lehnte mich an die Mauer.

Manchmal hab' ich mich gewundert, wie die Poeten ihre größten Menschen, die nach der Welt Wurzeln und äußersten Gipfeln jagen, die den Gott mit Steckbriefen verfolgen, gleich dem Faust und seinen Genossen, wie die Dichter bei solchen Leuten der Liebe so großen Einfluß gestatten, ja wie sie ein Paar blaue Augen zum Mittelpunkte eines Lebens machen konnten, das nach dem Urquell alles Lebens lechzt. Was ist eine kleine warme, weiße Hand, was ist sie einem Himmelsstürmer? Ich hatte meine dummen Stunden, wo ich, angesteckt von meinen Umgebungen, solche Fragen aufwerfen konnte. Jetzt weiß ich's besser, denn ich weiß, daß ein geheimnisvolles Mädchenauge und eine kleine, warme, weiße Hand mehr sind als alles andere, denn sie sind das Geheimnis des Glückes. Ich frage nicht mehr: Warum immer und immer wieder Mädchen und Liebe? wie mancher gute Bürger fragt, ich frage nur: Warum nicht mehr Liebe?

Wie war mir eben Karlsbad und der Morgen und die Welt schön gewesen, wie waren die Gedanken von meinem neuen Griechenland in mir herumgehüpft — jetzt war alles vorbei, weil man einen bunten, liebenswürdigen Vogel in ein plumpes Bauer sperren wollte.

Ach, die dummen, dummen Menschen, alles ist Geschäft, Geschäft und Berechnung. Tief verstimmt, ja traurig drängte ich mich durch die Massen hinauf nach der Terrasse über dem Theresienbrunnen. Dort ging ich auf dem dritten Einschnitte langsam auf und ab. Das ist den Leuten zu hoch, und man kann ungestört hin und her gehen. Unter sich sieht man die murmelnde bunte Masse hin und her ziehen. Drüben, hoch oben über Karlsbad am steilen Bergesabhang kommt in drohendem Sprunge die Straße von Prag daher und beherrscht wie ein vorüberfliegendes stolzes Mädchen das ganze Tal. Viele meinen deshalb, man müsse nur nach Karlsbad reisen, um da anzukommen, denn es muß ein überraschender Siegestaumel sein, wenn man plötzlich aus den Bergschluchten

heraus auf diese übermütige Abhangsstraße gelangt, und ein fabelhaftes Tal mit einem Stück Residenz und hin und her flutenden, geputzten Menschen zu seinen Füßen sieht.

Ach, ich wollte mein Herz zerstreuen mit der Prager Straße, aber ich sah niemand davonfahren und in den Bergschluchten verschwinden, als Maria, die morgenfrische, an der Seite des Norddeutschen mit der seidenen Weste. Und Maria hatte einen dichten weißen Schleier über das Gesicht gezogen, ich sah dies tröstliche Antlitz nicht wieder. —

Nur die verheirateten Leute werden sich wundern, wie Romeo und Julie so schnell sich finden konnten; ich hatte Maria kaum gesehen. Eben darum war ich doppelt unglücklich. Ich war an jenem Morgen auf der Theresienterrasse nicht mehr so jung, daß ich vorher noch kein Mädchen geküßt, kein Glück erfahren hätte, aber der Strahl hatte nie so plötzlich gezündet, ich hatte meisthin lieben gelernt. Nun ist das zwar eine schöne Wissenschaft, aber die plötzlich empfangene Kunst, das blitzschnelle Genie ist mehr als Wissenschaft. Bei Marias Anblick hatte mein Herz wie ein Genie empfangen, und das war meine unendliche Freude, die mich trieb, das Mädchen mit Gefahr des Lebens an meine Brust, an meine Lippen zu reißen und sie vor allen gewöhnlichen, tugendhaften Händen zu bewahren. Mein Herz und meine Lippen waren aber besser als alle andern Marien gegenüber, denn sie hatten die Schönheit und Liebenswürdigkeit des Mädchens am schnellsten empfunden.

Ich hätte weinen mögen, ob aus Trauer oder Ärger wußt' ich selbst nicht. Voll Vorwurf und Betrübnis sah ich starr in den Morgen hinein.

Da stand Maria vor mir mit des Norddeutschen Schwägerin, und Maria redete mich an, und mein Herz brach zusammen vor ihren frühlingsweichen Worten, ich hatte Mühe, meiner Tränen Herr zu werden. Als die Schwägerin sich nach einer Blume bückte, flüsterte ich ihr liebesfeucht,

wie sie mir aus dem Herzen kamen, die Worte zu: „Mädchen, ich liebe dich unsäglich.“

„Das weiß ich,“ sagte sie laut, und stellte mir die Dame als eine Landsmännin vor, mit der sie alle Wochen lustige Briefe wechselte. Und diese Dame war wirklich ein heiteres, witziges Wesen, mit einem jener unveränderlich hübschen Frauengesichter, von denen alles spurlos abgleitet, wie von glattem Marmor. Sie behauptete, mich zu kennen, und nannte mir den Ort, wo ich auf der Schule gewesen sei, nannte mir dasige Familien, mit denen ich verkehrt, unter andern auch jene, wo ich schwarzen Peter gespielt und fünf Jahre stumm geliebt hatte.

Das überraschte mich nicht wenig, und bunte Kombinationsgedanken fingen an, in mir zu schwirren. Aber das nahe Unglück verscheuchte alles: der Norddeutsche und der Professor traten heran, und jener gebärdete sich wie ein Bräutigam, dieser wie ein besorglicher Schwiegervater. Maria fragte mich, ob das nicht der Herr sei, welcher gestern abend mit dem Harfenmädchen promeniert wäre. Ich wußte nicht, ob ich die Kameradschaft verletzen sollte, und zögerte, der Norddeutsche bejahte aber selber lächelnd. Der Professor machte ein aufmerksames, die Schwägerin ein ernstes Gesicht, man sprach aber nicht mehr darüber.

Wir gingen frühstücken. Auf der alten Wiese war unter den Kastanienbäumen eine lange Reihe von buntbedeckten Tischen aufgeschlagen, der Kaffee dampfte, die weißen Brötchen lockten, alles genoß; das Frühstück ist in Karlsbad der erste und schönste Kuß des Tages nach der Sehnsucht der Morgenfrühe. Der Brunnen erzeugt nämlich einen energischen Hunger. Auch wir ließen uns da nieder und genossen.

Ich konnte meine Traurigkeit nicht überwinden und sah Marien oft mit schmerzensreichen Blicken an. Als wir aufstanden, flüsterte sie mir zu, ich möge mich nicht so jämmerlich gebärden, und mich umsehen, an jedem Tische

säße etwas Schönes, dem die Liebeshoffnung auf den Augenwimpern ruhe. Man ist wirklich wie auf einem fortwährenden Balle in Karlsbad. Da ließ sie einen kleinen seidenen Schal, den sie in der Hand trug, entgleiten, ich hob ihn auf, sie faßte beim Hinnehmen einen Finger von mir und kniff ihn unter schalkhaftem Lächeln mit ihrer kleinen Hand und sprach: „Courage, Monsieur!“

---

10. Fortsetzung.

Am andern Tage hatte ich's wieder verschlafen, und zu meinem Schrecken erfuhr ich, daß die Gesellschaft eine Partie unternommen und vergeblich auf mich gewartet habe. Das Fräulein habe vorgeschlagen, mich wecken zu lassen, der Vorschlag sei aber verworfen worden. Der Kellner sagte, sie habe in aller Eile auf ein kleines Zettelchen für mich geschrieben, und suchte danach in allen Taschen. Ich brannte vor Ungeduld, hoffentlich stand das Ziel ihrer Reise darauf, das die Domestiken nicht kannten, und ich konnte ihnen nacheilen, oder es war ein freundliches Wort des Trostes — endlich fand der unanständige Mensch das Papier. Mit Bleistift geschrieben fand ich die kaum leserlichen Worte: „Vous êtes du genre des sept dormants.“

Ich war so verdrießlich, daß ich alle Brunnengäste hätte durchprügeln mögen. Den ganzen Tag über schlenderte ich herum; es ward Abend, und sie kamen nicht, es ward noch einmal Abend, und sie kamen nicht. Aus Langeweile und Verzweiflung machte ich lauter Bemerkungen über die Brunnengäste und schrieb sie auf.

Wenn man unbefangen ist, kann das Zusehen in Karlsbad auf ein paar Tage interessant sein, denn man sieht alle Parteien unserer stürmischen Tage durcheinanderlaufen, bald wird das Interesse aber matt, weil alle Parteien hier fau-

lenzen. Es stumpft sich ab, wie das für einen Dichter, mit dem man täglich verkehrt, und der nichts mehr produziert.

Es ist eine allgemeine europäische Klage, daß Parteien die Welt zerrissen, sie unruhig, ungenießbar machten. Aber Stahl allein erzeugt kein Feuer, man braucht Stahl und Stein, die Parteiungen fördern eine Entwicklungsepoche, welche das zu erobernde Terrain theoretisch absteckt. Nur der Tat, der Eroberung selbst sind sie nachteilig; alle europäischen Länder, Polen voran, sind dafür der sicherste Beweis. Ihr Treiben hält den Sieg einer Wahrheit auf, aber es klärt, läutert die Wahrheit selbst. Die beteiligte Generation verliert immer durch Parteiungen, die Weltgeschichte gewinnt.

In einer Äußerung der Gesellschaft aber, in der Geselligkeit, bleiben sie unter allen Umständen Gift. Man sieht das nirgends deutlicher als in Karlsbad. Dieser Brunnenort ist das millionenfach verkleinerte Spiegelbild, das Schachbrett Europas.

Karlsbad ist Kleinindien; es teilt sich nicht nur Adel- und Bürgertum, sondern beide zerfallen wieder in eine Menge Schubladen.

Ich habe auch unrecht, wenn ich sage, daß alle Parteien faulenzen: die höhere adelige ist hier sehr tätig, das heißt sie tut das, was heutigentags Tat bei ihr genannt wird: sie reitet, fährt, tauscht Pferde, spreizt sich, ist bauernstolz, und doch wohl am Ende dabei gutmütig. Ein moderner Christus würde ebenfalls diesen Jehoviten gegenüber lehren: Leute vergebt ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.

Wenn diese Partei auch längst vergessen sein wird, in Karlsbad wird man Exemplare davon finden, denn hier ist ihre deutsche Zufluchtsstätte. Und ich hoffe es mit all meinen Sympathien, in welchen der reiche Adel seine Kinder aufzieht, daß ihr Depot so lange aushält, als ich nach Karlsbad pilgere, denn ich brauche sie äußerst notwendig. Erstlich

lieb' ich die schönen Mädchen, und unter der göttlichen Faulheit und Behaglichkeit gedeiht das Mädchenfleisch vortrefflich. Es gibt eine Schönheit, welche ohne einen gewissen Grad von Dummheit nicht bestehen kann. Diese schönen adeligen Mädchen zu Karlsbad will ich nimmer lieben, ich will sie nur sehen, mein Schönheitsgefühl daran weiden. Wenn mir das Unglück begegnete und ich alt würde, so zög' ich doch noch gen Karlsbad und setzte mich auf jene Bank beim Elefanten auf der Wiese, um mein altes ästhetisches Herz zu erfrischen fürs ganze Jahr an adeligen Formen.

Denn — und das ist zweitens — das Bürgervolk, wofür man arbeitet, denkt, und über kurz oder lang auch stirbt, das taugt zur Schönheit nicht; man braucht nicht nur Mut, man braucht Kühnheit, um schön zu sein und schön zu erscheinen. Ich reise zweitens nach Karlsbad, um die Kaufleute und alle die Rechenmeister zu vergessen, welche keinen andern Genuß als den Vorteil kennen, und Gottes Welt, und die Freude und alles Große zerrechnen und zerkalkulieren, ich reise nach Karlsbad, um dreisten Adel zu sehen, der nach fröhlichem Genuß trachtet, um dem beginnenden, trostlos vernünftigen Nordamerika, das sich zu bilden anfängt, zu entrinnen.

Im Emigrantenasyl zu Karlsbad spiegelt sich die römische Aristokratie, als sie nahe am Verscheiden war, und die ersten Triumvirate entstanden. Es steht hier obenan der französische, russische und böhmische Adel. Am ungebärdigsten ist der russische: er poltert mit szythischer Roheit, ungebändigtem Übermute, plumpem Reichtume, häßlicher Pracht hier herum, man wird an die Völkerwanderung, den säbelbeinigen schmaläugigen Attila und seinen Neffen Suwarow, an Genserich den Vandalen erinnert, welche Italien, das Land der Kultur geplündert haben, und mit schmutzigen Händen aus goldenen etrurischen Schüsseln essen, mit ungewaschenen Mäulern aus Bechern von Kapua oder Sybaris schlürfen.

Eine gewaltige Masse solcher Tatarkhans gibt's gewöhnlich in Karlsbad; man hört Namen, die sich grollend wie die Wolga ums Ohr wälzen. In blitzenden Equipagen jagen die Gallizin, Trubetzkoi, Razomowkoi, und wer weiß wie viele Koi und Kow vorüber, und die kleinen kotigen Pferde mit dem unartigen Geschirr klappern wie spöttisch lächelnde Kommentarien vor der Herrlichkeit einher und erinnern an die süßen Kosaken und Kalmücken. Die bestialischen Kutscher und Pferdeknechte bekunden den ungeleckten hunnischen Ursprung. Nur was zur Diplomatie gehört, hat in Paris studiert und glänzt im Zivilisationsfirnis. So Ribeaupierre, sonst Gesandter in Konstantinopel, jetzt in Berlin, also des Zaren Liebling, ein wohlbeleibter, feiner, hübscher Mann mit einem verbindlichen Gesicht, trinkt langsam in kleinen Zügen von seinem Becher Neubrunn, und spricht links und rechts artig und freundlich.

Und ich glaub' es nimmermehr, daß jene graziöse Dame mit der bezaubernden Romantik im dunkel beschatteten Auge, mit der blendend weißen Schulter, mit der verführerischen Hand und dem französischen Fuße, mit der zivilisierten Melancholie in den weichen Zügen und der schlanken Figur, daß jene liebreizende Stroganof eine Russin sei.

Und doch versichern mich gründliche Kenner, daß man in Rußland neben der niedrigsten Roheit die größte Schönheit, und was mehr sagen will, die allergrößte Liebenswürdigkeit finde. Es sei ein Land der Pole.

In ihrem schönen, elegischen Gesichte habe ich täglich gelesen wie in Tiecks Genoveva, und ich glaubte die ganze stürmische Geschichte darin zu finden, als ihr Gatte Gesandter zu Stambul war bei Ausbruch des Griechenkrieges, und die wutschäumenden Moslems den russischen Adler von seinem Hotel reißen und den Ambassadeur strangulieren wollten.

Ich glaubte immer Tränen in der Schönheit ihres Gesichts zu sehen, und ich komponierte mir ein Gedicht, wenn

ihr Gatte die Tür des Balkons aufreißt und hinaustritt vor die Augen der brüllenden Menge, in den Bereich der auf seine Brust angeschlagenen Janitscharenröhre, und das Volk haranguiert — da sah ich das schöne, liebende Weib in Verzweiflung auf die rotseidenen Polster fallen, ich sah's wie sie sich aufrichtete bis auf die Knie, wie sie die schwarzen Flechten zurückwarf in den Nacken und die weißen, schönen Arme ausstreckte nach ihrem Gatten, und die Gefahr mit ihrer Schönheit beschwor. Ich sah's, wie sein Mut gesiegt und er unverletzt zurück ins Zimmer trat, sah's, wie sie ihm in die Arme stürzte und die Tränen heiß und unaufhaltsam aus den Augen brachen.

O, ich wollte, alle Staaten hätten immer so entschlossene Männer, wie sie Rußland an allen wichtigen Punkten hat, und ich wollte, es liebte mich ein so schönes Weib und weinte wollüstige Tränen um mich, um dieser Tränen willen würd' ich tausend Janitscharenröhren trotzen.

Das Weib und die Liebe, das ist ihr Blut, erzeugen die Heldentaten, nur die Begeisterung für die Kultur geht noch darüber und zeugt die großen Taten, aber es ist dieselbe Familie, auch die Begeisterung stammt von der Liebe.

Bei solchen Gedanken sah ich der schönen Frau unverwandt ins Gesicht, und wie ein Heiligenbild ließ sie es geschehen, bis sie lächelte. Da ward ich vernünftig und nahm meinen Hut ab, und sie sagte mit ihrer schönen Stimme: „Bon jour, Monsieur!"

Dieses „Bon jour, Monsieur!" tröstete mich ob Marias, und ich vergaß meiner Sehnsucht, wenn ich dies Frauengedicht mit dem lieben, durch und durch gebildeten Antlitze unter den plumpen Landsleuten umhergehen sah, wie Eurydice unter den Fratzen des Orkus.

Übrigens ist diese russische Partei der Meinung, sie herrsche in unseren Bädern wie zu Moskau; in ungeschickt schwerseidenen und sammetenen Gewändern schleifen und

schleppen sie ihre Herrlichkeiten um die Brunnen her, und lassen sich von der hohen böhmischen Noblesse und den Altfranzosen den Hof machen.

Letztere anlangend, so ist Böhmen allerdings Neu-Koblenz geworden. Der Exkönig Karl zieht von einem Orte zum andern, um den regierenden Herren aus dem Wege zu gehen — es ist ein tragischer Anblick, daß der alte Mann der Kirche und des Thrones nicht einmal das entblößte Haupt ruhig niederlegen darf, selbst hier ist er überall im Wege. Sogar die Gläubiger verfolgen ihn von allen Seiten, Pfaffenhofen war mit schweren Forderungen im Anzuge, und der österreichische Kaiser, der kein leichtes französisches Schuldengewissen hat und seine Privatbedürfnisse, die Schuster- und Schneiderrechnungen usw. prompt bezahlt, soll sehr lebhaft wünschen, daß solche fatale Geldverhältnisse nicht in seinem Lande zur Sprache kämen. All das erträgt nur ein echter Bourbon mit stoischem Gleichmute, der auch in Schmach und Elend weiß, daß er der echte König Frankreichs sei. Man verfolgt und verspottet den Wahn dieser Bourbonen und vergißt, daß alle Kämpfe unserer Tage die alten Glaubenskämpfe in neuen Kleidern sind.

Dort ist absoluter Katholizismus, hier neu gestalteter Protestantismus; der zehnte Leo hieß diesmal der zehnte Karl, Wittenberg Paris, Tetzel Polignac, die Bullen hießen die Ordonnanzen, das alte Pariser Stadthaus ward die Wittenberger Schloßkirche, und Lafayette spielte den humanen und darum unkräftigern Luther. Und auf Religionskriege meinten wir doch immer vorbereitet zu sein, und wir wollten nicht mehr fanatisch miteinander umgehen und einander nicht totschlagen, weil wir über dies oder jenes verschiedene Gedanken hätten. Und doch — —

Es wäre doch sehr traurig, wenn man den Mord und Totschlag durch Politik und Justiz noch lange bestehen ließe.

Chateaubriand, der Karl X. in Töplitz besucht hatte, um die Entbindungshochzeit, das geborene Impromptu der Herzogin von Berry auszugleichen, hatte sich nur einen Tag in Karlsbad aufgehalten und war fort — fort war mit ihm das schöne silberne Trinkgeld, das ich auf den letzten Stationen verschwendet hatte, um ihn noch anzutreffen. Er kostet mich zwei Gulden Münze, wie soll ich die aus ihm herausschreiben! Wenn ich den Namen Chateaubriand höre, so denke ich immer an einen der zwölf kleinen, und wenn ich etwas von ihm lese, an einen der vier großen Propheten im Alten Testament. Er ist ein französischer Jeremias oder Daniel, der unter Ludwig Philipp unangetastet in der Löwengrube sitzt und sich den Bart wachsen läßt. Wie jene Juden konstruiert er den Staat aus Traumgespinsten der Gottheit, und eine gesalbte Macht der Rede besitzt er wie jene für den Theokratismus begeisterten Poeten, welche unter den Ölbäumen saßen und hineinschauten in den mysteriösen blauen Himmel und das schweigsame Dunkelgrün des Landes Palästina und welche man Propheten nannte. Denn in der alten Zeit war alle Dichtkunst Weissagung, wie sie's denn auch wirklich ist. Daß man nicht allen Weissagungen glaubt, ist etwas anderes und gar nicht so dumm.

Bei dem Worte Chateaubriand denke ich auch immer an Heinrich Heine, und wenn ich an Heine denke, so sehe ich eine indisch-wollüstige Welt, welche ein kleiner Despot regiert, der all seinen bezaubernden und peinigenden Launen den Zügel schießen läßt und dem ein schönes Wort mehr gilt als ein gutes und der deshalb die Monarchie liebt. Alles in jener Welt spricht aber in stolzversigen Worten, an allen Wegen blühen Lotosblumen, und unter den Palmen und Zedern liegen purpurne und goldene Gewänder, und auf diesen die reizendsten Bajaderen, welche Goethesche Lieder singen und die Zimbel spielen und das Tamburin schlagen.

Heine kann nämlich so schön schreiben als Chateaubriand, ja wenn er eben gut geschlafen hat, noch schöner, denn er ist offenherziger, und sein Herz ist an kleinem lieben Spielzeuge noch reicher. Heine hat auch zwei Vorzüge, die Chateaubriand nicht erreichen kann, selbst wenn er noch einmal zum Jordan reiste: er ist witzig und hinkt nicht. Palästina war immer poetisch, aber niemals witzig, der Witz ist unchristlich; und der Teich Bethesda ist vertrocknet.

Die französische Adelspartei hat sich völlig in Böhmen angesiedelt, die Prinzen Rohan haben sich Güter gekauft und sind der sehr richtigen Meinung, besser nach Böhmen als nach Frankreich zu passen. Sie halten mit dem böhmischen Adel alljährlich die Saison in Karlsbad ab, wie der spanische Hof alljährlich einige Monate nach Aranjuez ging. Was von guter Familie aus Frankreich kommt, schließt sich all den erwähnten Notabilitäten an und spricht von der Vergangenheit. Sie tragen auch noch Ludwigskreuze und schreiben das Imparfait und den Conditionnel mit oi.

Als Maria auch den zweiten Tag nicht kam, entschloß ich mich, mit einer Karlsbader Rarität im sächsischen Saale zu essen, wo die haute société an kleinen Tischen speist. Diese Rarität ist ein vergessener Kammerherr mit einem großen Umfange an Leibesbildung, er trägt einen Orden, zu dessen Erkenntnis man einen Almanach braucht, und spielt, solange er sich erinnern kann, täglich Whist und ißt täglich zu Mittage. Er kommt alljährlich nach Karlsbad in Begleitung seiner Schwester und einer großen goldenen Tabaksdose, aus welcher er nie schnupft. Seine Schwester unterscheidet sich nur dadurch von ihm, daß sie weiblichen Geschlechts sein soll, und die Dose hat ihm der verstorbene deutsche Kaiser Leopold durch die Post geschickt, der Kammerherr ist aber so stolz darauf, weil er heute noch nicht weiß, warum sie ihm der Kaiser Leopold geschenkt hat. Er stellt sie immer neben seinen Teller, damit sie jedermann

sehe und ihn um eine Prise bitte. Alsdann entschuldigt er sich, greift nicht ohne Unbequemlichkeit in die Tasche und präsentiert eine andere Dose, erzählt aber zugleich die Geschichte von der unbegreiflichen Gnade des Kaisers Leopold. Der Kammerherr ist mein guter Freund, weil ich ihn stets, ich mag ihm begegnen wo ich will, zuerst nach der Dose, und dann nach seinem Befinden frage, und ohne Murren die lange Geschichte anhöre.

So saß ich denn mit dieser Rarität und seiner Dose im sächsischen Saale, der Kammerherr sprach, wie er bei öffentlichen Gelegenheiten immer zu tun pflegte, französisch, so sauer es ihm auch ward, als ein starker, mäßig bejahrter Mann eintrat und mit weiten, nachlässigen, aber festen Schritten durch die Gesellschaft bis in eine entfernte Ecke des Saales schritt. Zu meiner Verwunderung stand jeder vom französischen Adel, bei dem der Mann vorüberkam, ehrerbietig auf und grüßte. Der Kammerherr erzählte eben die Dosengeschichte, ich durfte unsere Freundschaft nicht durch eine Zwischenfrage aufs Spiel setzen und mußte meine Neugier zügeln. Der Herr mit dem deutschen Schritt und dem deutschen Gesicht setzte sich allein an ein kleines Tischchen und begann seine Mahlzeit, ohne sich um die übrige Gesellschaft zu kümmern. Sein Aussehen hatte etwas demokratisch Liebenswürdiges, das kurze Haar fing schon an weiß zu werden, das Gesicht sah aber noch gesund rot und scharf gezeichnet aus, ein kräftiges blaues Auge blitzte manchmal harmlos und ohne Gedanken über den Saal hin. Bald vertraute mir der Kammerherr, der Mann mit dem feinen weißen Teint und dem grauen Backenbarte sei Marschall Maison.

Er wird auch von den Altfranzosen mit fernbleibender Artigkeit behandelt, weil er von guter Familie, ein wohlrenommierter Napoleonide mit der Restaurationstaufe und als designierter Gesandter in Petersburg eine wichtige politische Person ist und ein paar Hauptleinen des europäischen

Gespanns in Händen hat. Wenn er auch nicht allein vom Bocke fahren darf, so weiß man doch, wieviel auf einen sanften Druck, eine leise Fühlung bei kitzligen Dingen ankommt.

Am andern Morgen traf ich ihn in seinem groben Brunnenrocke beim Sprudel. Hier stach seine napoleonische Ungeniertheit noch auffallender von dem Wesen der übrigen Franzosen ab: zum Glück liegt der Sprudel mit seiner Promenade von den übrigen Brunnenplätzen abgesondert, und die Emigranten kommen somit wenig mit ihm in Berührung. Sein unbekümmertes Wesen treibt er so weit, daß er mit einem Wiener Freudenmädchen, das er zu seiner Unterhaltung bei sich hatte, öffentlich ausfuhr und mit sonst niemand umging. Am Brunnen sprach er hie und da leicht, behaglich, bequem, fast humoristisch. Es war namentlich interessant, wie leicht, scherzhaft und sicher er mit den ihm begegnenden Russen verkehrte. Die ganze französische Bravour mit ihrer unermeßlichen kriegerischen Zuversicht lag in dieser wohlklingenden, sorgenlosen Baßstimme und in der Nonchalance seines Wesens. Er hatte die erste Nachricht von Napiers kolossalem Seesiege am Kap Vincent, und teilte sie beiläufig mit, als er einen Becher Sprudel aus der Kelle hob. Die hiesigen Ärzte sollen sehr unzufrieden mit dieser Mitteilung gewesen sein; es ward ein schlechter Brunnentag, voll Diätfehler.

Der dritte Teil, der böhmische Adel, ist alle Jahre derselbe; kommt man oft nach Karlsbad, so wird er allerdings langweilig, aber mit wenig schwerwiegenden Ausnahmen ist er doch der angenehmste und liebenswürdigste. Er ist zwar ganz von Adel, aber er ist artig, und weil er eigentlich immer in einer mehr oder weniger verdeckten Opposition gegen Wien, das heißt gegen Metternich lebt, so findet man größere Regsamkeit, als man im allgemeinen erwarten sollte.

Man darf aber doch nirgends die Opposition des Adels mit dem der böhmischen Nation verwechseln, jener hat immer ein kleineres Herz als diese. Die Nation würde frei sein

wollen, wenn sie etwas wollte, der Adel will herrschen, und es kommt ihm nicht darauf an, ob das zu Wien in der Burg oder zu Prag auf dem Hradschin geschieht. Er hätte nichts gegen Metternich, wenn das ein böhmischer Kavalier wäre, er haßt ihn nur, weil Metternich kein Böhme ist. Der Adel bringt es nirgends weiter als zu einer Art Brotneid, er will keine Nationalfreiheit, sondern höchstens eine Nationalherrschaft. Und von diesem Gesichtspunkte aus nehmen sie auch Partei für die Polen, alle alten Adeligen Europas. Man darf sich ja nicht täuschen lassen, als hätten sie einmal im Rausche der Tapferkeit für die Freiheit geschwärmt, es war nichts als eine gottlose Adelsromantik, welche ihnen in die leeren Köpfe stieg.

Die Ministerstellen in Wien und das böhmische Vizekönigtum in Prag sind ein starkes Band, das den böhmischen Adel an Österreich fesselt, und in diesem Augenblicke nehmen sie um ihres Landsmanns, des Ministers Collowrath willen Interesse am Kaisertume. Der Sturz Metternichs beschäftigt die böhmische Partei am Hofe und in der Provinz schon seit vielen Jahren, und von Zeit zu Zeit trösten und stärken sie sich mit einem voreiligen Triumphe.

Auch vor Troja war unter den Argivern ein ewiger Neid um die Gewalt des Achilleus, und der schlaue Diomed, der eifersüchtige Ajax, der klugheitmächtige Odysseus trachteten ihn zu stürzen; aber keiner entdeckte seine Ferse, und als Achilleus endlich vom Feinde fiel, da war auch die Heldenzeit zu Ende.

Wenn der Peleide Metternich einst dem belagerten europäischen Troja gegenüber fallen sollte, so wird ihn kein schlauer Böhme ersetzen, mit einem Helden aus göttlichem Stamme fällt auch sein Jahrhundert, und wenn die tausendjährige Zeder auf dem Libanon unter dem Sturme zusammenstürzt, so zerbricht sie mit dem Sturme alles, was in ihrer Nähe ist.

Ich will indes darüber nicht zu bemerken vergessen, daß der böhmische Verstand schlau und empfänglich ist, daß er mit Gewandtheit zu spähen und zu forschen versteht. Aber die Größe erfindet. —

Sonst schritten im Gedächtnisse meines Herzens schlanke, hohe Böhminnen einher, mit geheimnisvollem Reiz, verstohlenen kühnen dunkeln Augen, mit verschwiegener Freude eines innerlichen Sinnenfeuers. Dieses Jahr war wenig wohltuende Schönheit unter ihnen zu finden und die Toilettenkunst entsprach den Anforderungen der Künstlerinnen durchaus nicht. Ich hatte seit langer Zeit nicht so dreist Rouge et Noir spielen sehen, und wenn man in einem Beutel mehrere unechte Münzen findet, so traut man dem ganzen Beutel nicht mehr: eine falsche Karte verdirbt ein ganzes Spiel.

Diese erste Abteilung verdirbt denn hier auch das ganze Sommerspiel. Nur der beste Adel und bedeutende diplomatische Notabilitäten der konservativen Partei bilden die haute société; schon der zweite Rang des Adels spielt eine ärmliche Genitivrolle, und der gewöhnliche Adel fällt der großen Masse anheim.

Eine abgesonderte Partei bilden ferner die unglücklichen Polen mit ihren Häuptern Chlopicki und Skrzynecki, die kurze Zeit zusammen hier waren. Skrzynecki mit seiner hohen, imponierenden Figur, die sich in heroischen Rhythmen vornehm einherbewegt, mit der ganzen einschmeichelnden Romantik seiner weichen, milden Stimme und des humanen Gesichts, mit dem forschenden, aber blöden Auge habe ich schon früher beschrieben. Er ist das Bild eines weichen zivilisierten Polen, aber die Weichheit ist im Revolutionskriege ein Unglück. Chlopicki ist auch im Äußeren nichts weiter als ein straffer Soldat, wie er uns zu Warschau erschienen ist. Er hat eine hohe tüchtige Figur, kurzes, weißes Haar und ein sehr bedeutendes rotes Gesicht, auf welchem statt der Gedanken rasche Kommandowörter, schnelle Schwerter ruhen. Mit

kurzen polnischen Schritten geht er kerzengerad soldatisch einher, spricht wenig und geht gleichgültig herum. Von der Granate, welche ihn bei Grochow vom Pferde warf, sieht man nichts mehr, unter der straffen weißen Hose scheint die Wunde vernarbt zu sein, wohl ihm, wenn auch die tiefere unter der Weste verharscht ist. Er verkehrte nur mit einigen seiner Landsleute und tändelte viel mit einer kleinen, lachlustigen polnischen Frau, und mit der lächelte er auch zuweilen. Sein großes Unglück mag mit seiner Diktaturuniform in irgend einem Koffer liegen; man sieht nichts davon und ist dumm genug, sich zu wundern, daß man nichts davon sieht, daß er wie jeder andere schlechten Melnicker trinkt und seine weiße Semmel zum Frühstück ißt. Er war immer arm wie der Römer Fabricius, der daheim seine Rüben aß; vor der Revolution wohnte er in einer kleinen Dachstube und trug wie Napoleon einen schlichten grauen Rock. Den Dienst hatte er quittiert, weil man seinen polnischen Stolz beleidigt hatte; aber Konstantin, der wilde Korporal, hatte großen Respekt vor ihm, und war sehr artig, wenn er zuweilen auf den sächsischen Platz kam und die Parade ansah. Die Polen glaubten alle großen und tiefen patriotischen Tugenden Kosciuskos in ihm zu verehren und holten ihn nach der siegreichen Novembernacht aus seiner kleinen Dachstube, zogen ihm den grauen Rock aus und bekleideten ihn mit dem glänzenden Rocke der Diktatur. Aber nicht alle stillen Wasser sind tief, und seine einsame Zurückgezogenheit hatte ihn interessanter gemacht, als er's verdiente, er war nicht mehr als ein jähzorniger, gefährlich tapferer Soldat, in seinem Kopfe klapperten nur Bajonette, in seinem Herzen dröhnten nur Kanonen, aber keine moralischen Kräfte, die mehr sind als Bajonette und Kanonen.

Es ging ein einfältiges Gerücht um, er habe als armer Mann nur die einfache Kurtaxe gezahlt, und vier Gulden Konv.-Münze, die ganze, für sich zu hoch erachtet. Zu gleicher

Zeit erzählte mir ein Mann, der aus Warschau kam, es habe ihn in der Gegend von Kalisch ein Kutscher gefahren, der aller zivilisierten Sprachen mächtig und zu seinem Erstaunen von großer Bildung gewesen sei. Nach einigen Stationen habe er erfahren, daß sein Kutscher noch vor zwei Jahren als reicher Edelmann gelebt und nichts gerettet habe, als zwei polnische Klepper, mit welchen er jetzt durchreisende Kaufleute von einem Orte zum andern fahre, und sein Leben friste.

Aber was ich von Chlopicki gesehen habe, deutete auf zureichende Wohlhabenheit. Der Stolz seiner Landsleute würde auch schwerlich jemals eine solcherweise ostentierte Armut dulden, sie würden ihrem früheren Diktator vier Gulden Konv.=Münze zusammenbetteln.

Jener Mann, der aus Warschau kam, erzählte mir ferner, daß jetzt nur die Freudenmädchen dort vergnügt seien, wenn der Fürst Paskiewitsch einen Ball ankündigte, denn in Ermangelung anständiger Tänzerinnen würden die Tanzsäle aus den Bordellen gefüllt.

Auch der gebrechliche alte Klicki war in Karlsbad, und es macht anfänglich einen wunderbaren Eindruck, wenn man die polnischen Feldherren bei den russischen Generalen, unter denen nur Pahlen einen Namen hat, vorüberstreichen sieht; man glaubt immer, nun müsse etwas geschehen. Bald aber gewöhnt man sich daran, daß diese Leute ohne Aufmerksamkeit nebeneinander hergehen: es ist hier europäischer Comment suspendu, man ist auf einem neutralen Boden, auf einem andern Sterne, Streit und Zwist bleibt jenseits der Berge, alle fühlen dieselbe Wirkung vom Brunnen. Dies warme Wasser, das wie Hühnerbrühe schmeckt, ist die moderne Lethe. Nur der Stein der Stände widersteht ihm.

Die Klassen der Bürgerlichen falten sich zwar ebenfalls gleich einem Fächer vielfach auseinander, aber sie sind doch durch einen Griff verbunden. Der Kammerherr verkehrt mit

dem Kandidaten, und Kandidat heißt doch so viel als: einer, der nichts ist; der Bürgermeister mit dem Schneidermeister. Auffallend ist es, wieviel Patienten Preußen beisteuert; die eminente Regelmäßigkeit seiner inneren Verwaltung muß den Unterleib über die Gebühr anstrengen; es scheint kein Land so reich an ärgerlichen, gallichten Personen zu sein.

Es ist sehr zu bedauern, daß jene äußere Demokratie der Bäder immer mehr verschwindet, nach welcher die Gäste bloß als Menschen, so oder soviel Schuh hoch, herkamen, und alle gleich waren vor dem gleichmäßig wirkenden Brunnen, der kein Ansehen des hoch oder niedrig gebornen Magens kennt. Damals erzählten mir ältere Leute, wo noch alles in Friede und Ruhe bestand, der Vornehme vornehm und der Niedrige niedrig war, da brachte man keine Orden und Auszeichnungen in die Bäder, solche Sachen waren selten und sicher. Jetzt glaubt jeder, man könnte nicht wissen, ob er morgen noch ein ausgezeichneter Mann sein werde, und man sieht immer nach zehn Schritten einen aufgeklebten Orden oder sonst ein Aushängeschild. Sie nützen die Dinge ab und machen's wie die Verschwender, welche den Erben nichts lassen wollen. Ohne Aufhören sieht man, daß in dem gelben Manne und in jenem ein grandioses Verdienst an Leberschmerzen leide. Deutschland strotzt von großen Leuten. Diese großen Leute sollten offiziell verboten werden, ein kleiner Laie, der in keinen Orden aufgenommen ist, kann leicht durch Reue, Neid, Ärger, Ehrsucht oder sonst eine andere Karlsbader Krankheit heimgesucht werden beim Anblick solcher Verdienste, und das stört die Kur.

Aber dem Gedeihen sehr zuträglich ist die Brunnenliste mit ihren echt deutschen, wirklich ingeniosen Titulaturen. Sie quetschen den Paß eines armen Privatmannes so lange, bis etwas aus diesem wird, und mancher hat erst in Karlsbad erfahren, was er eigentlich sei. Ein gewöhnliches Kuvert reicht für die Titel und Würden nicht aus, an welchen ein

echter Kurgast leidet, und mancher ehrliche Mann mit schwachem Gedächtnisse ist nicht imstande, während eines langwierigen Nachmittags seine Titulaturen auswendig zu lernen. Da gibt es „Kaiserlich Königliche privilegierte Gubernial-Kassen-Rendantur-Assistenten-Gattinnen" mit ihren Söhnen, die noch einige Adjunkturen und Adspektanzen anzuhängen haben, es laufen Rentiers aus allen Zonen herum, mit und ohne Moos, und wenn einer gar nichts ist, so ist er ein Privatier, oder seine öffentliche Ehehälfte wenigstens eine Privatiersgattin. Auch die Weiber müssen etwas sein.

Ich habe die Drucker in Verdacht, daß sie ein gut Teil Schuld dabei haben, es ist meist an den Leuten so wenig, und ein österreichischer Drucker, der sonst nichts zu drucken hat, muß etwas aus ihnen machen. Darum hassen sie die französischen, kurzgeschößten citoyens.

Karlsbad ist ein Ferienpunkt der europäischen Notabilitäten.

Wenn es auf Erden nichts zu tun gab, oder wenn sie des Tuns satt waren, gingen die Götter in den Olymp, um sich zu restaurieren. Karlsbad ist die Restauration mancher europäischen Götter in Ermangelung der olympischen; ich hoffe, man besingt es auch einmal, ein guter Romantiker findet alle Sorten von Rezepten.

Bequem genug lebt sich's da; dafür sorgt höchst lobenswert Regierung und Brunnen-Kommission, die Fremden werden wie kranke Kinder behandelt, denen man mit Verleugnung mancher Prinzipien allen Willen tut. Und Kinder sind wir doch alle gar zu gern; da dürfen wir wieder an eine Liebe glauben, wo's keine Eifersucht, keinen Wechsel, keine Treue, keinen Eigennutz gibt, an die Mutterliebe, an das erste und letzte Gefühl des Lebens.

---

11. Fortsetzung.

Die Zeit ist eine Last, wenn man wartet; die Erwartung selbst ist eine nachhaltigere Gewalt als der Schrecken, der Schrecken tötet, wie die Erwartung mordet, der Schrecken ist ein Meuchelmörder, der bald mit seinem Geschäft fertig ist, die Erwartung ein Giftmischer, der Zeit braucht. —

Und Maria, die scharmante, war beteiligt bei diesem Mordversuche: sie kam nicht wieder. Es ist allerdings eine akutere Glückskrankheit, ein Mädchen zu lieben, als in weiterer, breiterer Liebe zu leben, durch die schlafende, im Monde träumende oder erwachende Natur hinzustreifen, in ihrem Odem zu weben, die Gottheit mit Wollust tief einatmen. Aber die Liebe ist eine Einseitigkeit. Einseitige Menschen werden große Männer, und namentlich Künstler, drum hat die Liebe mit jeder Art von Kunst so viel zu tun. Einen großen Teil der heutigen Liebesarten verdanken wir dem Christentume: die romantische, die sentimentale, die eheliche und die uneheliche. Es ist eine liebe und schöne Sache um die Liebe aber keine große, dachten die Griechen und Römer, und wir können heut doch noch größere Dinge haben als jene. Ein bißchen Vaterlandsliebe gehört doch jetzt zur bourgeoisie der Empfindungen, und ist bei der Masse nicht viel mehr als Philisterei und Barbarei, darin hat's die pommersche Landwehr so weit gebracht wie die Athener.

Wo steckte denn die große Sache der Alten, welche sie für die Flitterwochen des Herzens entschädigte? Mit der Natur hatten sie sich ein für allemal abgefunden durch Mythen und Sagen und Religion und Kultus, sie nahmen weiter keine Notiz von derselben, sie hatten ihre Pedanterien wie wir; hätte nicht Lucrez so hübsche Dinge darüber geschrieben, man müßte glauben, es sei früher in Italien und Griechenland eine ganz andere Natur gewesen ohne Reiz und Freude.

Wo steckte denn die große Sache der Alten? Lesen wir irgendwo, daß Alcibiades, der Suitier, in einer Mondnacht sanfte Lieder gesungen? Und doch war er, waren die Griechen so glücklich. — —

Ja, unsere Liebe ist eine christliche Einseitigkeit, aber nur die Gegensätze schaffen die Dinge; wir wüßten ohne jene Einseitigkeit nichts von der großen kolossalen edlen Liebe, deren wir fähig sind, wenn wir uns in keinem verliebten Stadio befinden!

Was ist es für eine Seligkeit, über Land zu fahren oder zu reiten, wenn kein unbequemer störsamer Wind weht, kein ungezogener Regen stört, und unser Herz langsam und melodisch seine Pforten öffnet der Schöpfungs-Harmonie, wenn der Geist Gottes um unsere Schläfe säuselt, oder seine geschäftigen glühenden Boten sendet aus der sammetschwarzen Gewitterwolke.

Und all die großartige Herrlichkeit bläst ein Mädchen mit rotem Munde auseinander — Herrgott, was willst du mit der Mädchenliebe sagen?!

Solche zerrissene Wolkengedanken trieben mich eben über den Theresienbrunnen auf dem kleinen Plateau des Berges umher, ich konnte das Badeleben mit seiner bunten, murmelnden Monotonie nicht brauchen, Marie fehlte mir, meine Seele war verdrießlich, mein Herz seekrank.

Je bunter die Gesellschaft, je größer die Stadt, je bewegter die Zeit, je reicher, sehnsüchtiger das Herz, desto größer die Langeweile. Soviel Dinge, soviel Bedürfnisse dehnen das Herz aus, und die große, wüste Masse des Stoffs füllt es nicht immer. In einem kleinen Städtchen oder Dörfchen, wo wir mit den kleinsten Freuden groß werden, da gibt es keine Langeweile, denn es gibt keinen leeren Platz für das Verlangen und die Sehnsucht.

Und ist man gar im Begriff zu lieben, und die wachsende Göttin verläßt uns, so ist das ganze Herz ausgehöhlt für

das Meer des Glücks, das eindringen soll, aber das Meer bleibt aus — wer zu lieben beginnt und die Liebe nicht findet, kann vor Langerweile des schmerzhaftesten Todes sterben.

In dem Apfel der Erkenntnis, von welchem die blonde Eva naschte, ruhte nicht bloß die sogenannte Sünde, welche wir Freude nennen, sondern auch jene göttliche Sehnsucht, die durch alle Freuden der Erde nicht befriedigt wird, die Ahnung überirdischen Glücks, welche tief unglücklich macht, menschlich unglücklich, welche in weichen Gemütern die Religion und Poesie, und in harten, störrischen die Langeweile erzeugt.

Und doch, blonde Eva, hast du wohlgetan, zu naschen, dreist und opponierend will der Herrgott seine Menschen, will ich meine Schwestern und Brüder. Ich bin auch der Meinung, die Weiber hätten ursprünglich frischere, natürlichere Courage als wir. Das hat Moses durch die Eva angedeutet. Die Weiber sind durch das Menschengebären der Gottheit näher. — —

Maria, ich fing an, dich immer heftiger zu lieben, deshalb langweilte ich mich, und das kann man nirgends besser als in einem Badeorte, denn sein buntes Geräusch gestattet keinen erquickenden Schlaf und Tod, es tötet durch fortwährendes Wachen.

Wieviele Novellen liefen hinter den verbleichenden Mädchengesichtern herum, die hier gesund werden wollten, wieviel Schauerromane gähnten hinter den leberwüsten Gesichtern der Männer. Denn Karlsbad ist der Abzugskanal aller gallichten Kritik Europas. Sogar Amerikaner waren da und hatten ihre traurige Unterleibsgeschichte übers Weltmeer gefahren, um sie dem heißen Brunnen zu erzählen. Der Adel aus Süd und West, lauter historische und chronische Leiden finden sich hier ein. Geschichten von gebrochenen und zerstörten Herzen und Lebern und Magen tief aus der Walachei,

oben aus Schweden streichen mit ihren hängenden Augenlidern an mir vorüber, tausend Gedanken wurden in mir aufgeregt, und wer kennt nicht das Elend, unter der Gedankenfülle, der man nicht Herr werden kann, zu stöhnen — all meine Gedanken hatte Maria.

Es war wieder ein Tag und eine Nacht um, und sie war noch nicht zurück. Ich stand in tiefen Gedanken am Sprudel, und sah in die emporspringende und niederstürzende siedende Flut, und meine Gedanken verloren sich in dem durcheinanderbrausenden Geschäum und stiegen hinunter in die Märchen der Erde. Die Gnomen und Erdgeister sind doch immer am schlechtesten weggekommen: zusammengeschrumpft, bleich, klein, machtlos werden sie geschildert, sie haben nie Glück in der Liebe, machen schlechte Verse und sehen keine Sonne. Arme Gnomen, pauvre Demokraten, die man unter die Erde gebracht hat.

Wo jetzt der Sprudel und Karlsbad ist, da hat man früher nichts als einen dichten, undurchdringlichen Wald gesehen. Mitten in diesem Walde hat eine kleine Elfenfamilie ein liederliches Leben geführt; ihr großes Reich war schon zerstört durch die Aristokraten, das heißt: die Menschen und die ganze Elfensippschaft war in die babylonische unterirdische Gefangenschaft getrieben. Hier in diesem unzugänglichen Tale lebte nur noch ein kleiner Überrest und hatte sich aus Verzweiflung über das Schicksal seiner Brüder einem leichtsinnigen Lebenswandel ergeben, trank den ganzen Tag Champagner und sang und lärmte Vaterlandslieder aus Körners Leier und Schwert, die einige Jahrhunderte später durch den Druck bekannt wurden. Eines Tags stürzt atemlos hoch vom Felsen herab ein Hirsch mitten unter sie — in Ermangelung besserer Gesellschaft hatten sie sich mit den Tieren des Waldes familiär gemacht — bricht ein Bein und schnauft sehr jämmerlich. Sie versuchen es, ihn mit Champagner zu sich zu bringen, man übergießt, man ersäuft ihn in schäumendem Weine.

Da knistern die Gesträuche, ein böhmischer Herr, der Jäger des Hirsches, erscheint, heulend stürzen die Gnomen all in einem Knäuel in die Erde hinein, und aus der Öffnung beginnen sie eine Kanonade mit Champagner. Im ersten Schreck ruft der böhmische Herr: „Heiliger Äskulapius, steh' mir bei!" Der heilige Äskulapius hat aber die größte Macht über die Gnomen in Deutschland, er hat sie einst alle unterworfen, deshalb sind die Elfen von Notwendigkeit und Rache gezwungen, ihre Champagnerkanonade ununterbrochen durch alle Jahrhunderte fortzusetzen. Das macht ihnen so unsäglich viel zu tun, daß sie kaum Zeit haben, sich fortzupflanzen, und nun weinen sie über ihr großes Unglück ganze Ströme von Tränen in die Flut. Also ist der Sprudel entstanden, der von den heißen Tränen der Elfen einen feinen salzigen Beigeschmack hat, aber auf dem Berge zeigt man noch heute den Hirschensprung. Einigemal haben die Elfen versucht, in ihrer Pflicht nachzulassen, und erst vor einigen Jahren verschwand einmal plötzlich der Sprudel; da erscheinen aber nur die Herren von Böhmen mit ihren Trabanten und sprechen ihre Beschwörungsformel, und lassen Keile in die Erde schlagen auf die Häupter der Gnomen; da tun diese alsbald wieder seufzend ihre Schuldigkeit.

Ein leichter Schlag auf die Achsel weckte mich aus meinen Sprudelträumen. Der Norddeutsche stand neben mir mit der seidenen Weste.

„Ist sie da?"

„Wir sind alle da, nicht bloß sie," sagte er sehr ernsthaft. Ich eilte fort hinüber zum Mühlbrunnen, wo ich sie zu finden hoffte. Um die Ecke biegend, prall' ich überrascht zurück, denn Jerta, Jerta vom Postwagen, die englische Jerta stand vor mir, rot und weiß und schön wie damals. Aber nicht die kleinste Miene von Bekanntschaft war in ihrem Gesicht. Ich machte ihr in der Eile ein Kompliment, sie tat, als gälte das sonst jemand und ging wie ein Gerichts-

gang unbeteiligt, unparteiisch weiter. Mit offenem Munde, staunend sah ich ihr nach und vergaß den Hut aufzusetzen. So unbedeutend war ich mir noch nie vorgekommen.

„Herr Ritter, ist das Eure Treu?“ Maria stand neben mir. Ich faßte mich, denn die Freude meines Herzens unterjochte eiligst das Erstaunen — ach, Maria sah aus wie das Mädchen aus der Fremde, in einem Auge lauschte der sehnsüchtige Frühling, in dem andern der glückliche Sommer. Und ich hub an, mein Herz in Worte zu bringen, — da hielt ein Postwagen neben uns, man rief meinen Namen heraus, es war der Starost, der mich zur Reise nach Italien abholen wollte. Ich mußte hin, ihn zu begrüßen, ich mußte sehen, wie der Norddeutsche ihren Arm nahm und sie von dannen führte, auf ihrem Gesicht lagen die Gedanken in der Sanskritsprache, ich begriff sie nicht.

Die Interessen hetzten mich tot, es war nicht eine Minute Zeit mehr übrig zur Langeweile. Den andern Tag schon wollte der Starost fort; meinetwegen war er da, er hatte mein zuverlässiges früheres Versprechen; wenn ich ein ehrlicher Mann sein wollte, mußte ich ihm folgen, aber ich wollte kein ehrlicher Mann sein, sondern ein glücklicher. Über die englische Jerta mußte ich auch notwendig aufs klare kommen, das war eine zu wichtige psychologische Aufgabe, denn das Mädchen war sehr hübsch. Der Professor sagte mir ferner, er habe beschlossen, übermorgen die Hochzeit seiner Tochter hier in Karlsbad zu feiern, der Pastor seines Orts sei angekommen, und da es hier keine protestantische Kirche gebe, so werde er sie im Zimmer trauen.

„Herr,“ sagte ich, „ich bin auch Protestant, und ich werde bis zu meinem letzten Atemzuge protestieren.“ — — Von Sinnen war ich, ein zerrütteter Mann. Und aus Malice wurde das Wetter wunderschön, ich hätte mich mit dem Herrgott schlagen mögen.

---

12. Fortsetzung.

Ich rannte, der Tag rannte, denn der Tag tut uns alles zu Gefallen. Der Starost lächelte verneinend, als ich meinte, es wäre hübsch, wenn wir noch ein paar Tage blieben. Verdammtes aristokratisches Lächeln bei dem Jammer eines armen Teufels. Mit fliegenden Händen packte ich dies und jenes ein, und packte es immer wieder aus, es war nicht das Rechte, ich hätte weinen mögen vor Zorn, Verlegenheit und Liebe, namentlich fluchte ich jeder Delikatesse. Wäre es ein anderes Hindernis gewesen, ein turmhohes, ich hätte einen kühnen Anlauf genommen, ein delikates, wie das diesmalige, lähmte all meine Kräfte. Dabei saß der Starost unbefangen, höchst unbefangen auf meinem Fenstertritt und rauchte mit empörender Behaglichkeit seine lange türkische Pfeife, strich sich den Stutzbart, besah sich im gegenüberhängenden Spiegel, murmelte in halbem Gesange Opernarien, deren Melodie aber immer ganz falsch war. Lauter Dinge zum Ärgern. Falsch Singen kann den besten Humor vertreiben, und nun gar — ich hätte ihn gern zum Fenster hinausgeworfen, den Störenfried, aber er war ein großer, breitschultriger Mann, ich wäre wahrscheinlich eher draußen angekommen als er.

Wagen, Reiterinnen und Reiter brausten vorüber, das amüsierte ihn sehr, aber es hielt ihn nicht. Ich wußte, daß er viel mohammedanische Inklinationen hatte, ich machte ihn auf die ergiebige Saison aufmerksam; er lächelte wieder, aber es half nichts.

Ich rannte hinaus, Maria wollte ich sehen, ihre Knie wollte ich umschlingen, mein tränenvolles Gesicht einmal in ihren Schoß drücken, ihr sagen, daß sie ein Engel an Schönheit sei, und dann scheiden. Aber in Gedanken stürmte ich ganz wo anders hin, ich lief vielleicht an ihr vorüber, und als ich endlich ins „Schild“ kam, war sie nicht zu Hause.

Ach, es war trostlos! Der Tag neigte sich schon gegen den Abend, es war mein letzter Abend, und am Ende sah ich das Mädchen nicht mehr. Zerknirscht setzte ich mich auf eine Bank, und es fiel mir plötzlich ein, daß ich wohl nur wegen der vielen Hindernisse soviel Interesse an dem Mädchen nähme, und ich wußte selbst nicht, wie es kam, daß ich plötzlich laut auflachte. Aber meine Ungeduld blieb dieselbe, ich hätte vergehen mögen vor prickelnder Qual.

Es ward dunkel, und ich saß noch auf derselben Bank am „Schilde". Plötzlich erhalte ich einen leichten Schlag auf den Kopf, ich fahre auf, Maria steht am offenen Fenster und lacht. In meine Träumereien versunken, hatte ich sie nicht ins Haus gehen sehen, ich hatte sogar vergessen, daß ich unter ihrem Fenster saß. Sie wohnte zu ebener Erde. Hastig griff ich nach der Hand, die mich geschlagen, sie zog sie weg und trat einen Schritt ins Zimmer zurück. Sie bat mich mit leiser Stimme, nicht so viel Geräusch zu machen, sonst mache sie augenblicks das Fenster zu, der Vater lese im Nebenzimmer. Ich versprach, mich ruhig zu verhalten und bat sie nur innig um eine Hand. Scherzend gewährte sie endlich, und nun war sie gefangen. Auf dem Fenstersims sitzend, zog ich sie dicht ans Fenster und ließ sie nicht wieder los. Zwar tat sie böse, aber sie war es nicht, und nun sah ich erst, wie schön sie eben war. Vom Spaziergange leicht erhitzt glühten Augen und Wangen, die Locken flatterten wie lose Vögel um Nacken und Schultern, da ich ausgelassen genug war, ihr den Kamm aus den Haaren zu ziehen. Sie trug ein weißes luftiges Nachtkleid, und sie war warm und lieb wie eine blumige Frühlingsgegend, die den Tag über im Auge der Sonne geruht hat. Ich bedeckte ihre Hände mit Küssen und flehte um ihren Mund, aber sie neckte mich nur, blies mir den blühenden Atem über den Mund und entwich stets.

Jetzt erst besann ich mich, daß es die letzten Augenblicke seien, daß mein Starost mich morgen von dannen zerre, daß ich zu fragen habe, ob sie wirklich den Mann mit der seidenen Weste heiraten werde. Aber über all das sprang sie hinweg; morgen dürfe ich nicht fort, sondern müsse sie zum Heilingsfelsen begleiten, ihre Verheiratung ginge mich nichts an, und ich würde doch Zeit meines Lebens ein Vagabund bleiben — —

„Still“ — sagte sie plötzlich zusammenschreckend und drängte ihr Haupt ängstlich horchend an meine Schulter — „man öffnet über uns ein Fenster — es kommen Schritte durch den Garten —“

In diesem Augenblicke regte sich auch der Professor in der Nebenstube und kam auf die Tür zu.

Wir rührten uns nicht; es war stockfinster geworden. Oben am Fenster blieb Geräusch, die Schritte aus dem Garten kamen direkt zu uns, der Professor war an der Tür — er öffnete, es fiel ein Lichtschein aus dem Nebenzimmer in das Marias.

„Ich gehe zu Bett, Papa,“ sagte das böse Mädchen leise und regte sich nicht. Der Professor war sehr kurzsichtig, sagte gutmütig: „Gut Nacht, mein Kind,“ und ging wieder.

Die Schritte aus dem Garten endigten dicht vor mir. Eine Baßstimme begann ein zärtliches französisches Gespräch, noch zärtlicher wurde von oben geantwortet. Maria kniff mich mit unterdrücktem Lachen in die Wange, ich küßte sie aufs Auge, sie konnte nicht entrinnen, meinte ich.

Da fiel mir von oben ein Schlüssel auf den Rücken, er hing an einem Bande, und ich schleuderte ihn eiligst meinem unbekannten Nachbar zu. Dieser schien darauf zu warten, fing ihn glücklich und entfernte sich nach einer andern Tür hin. In diesem Augenblicke entglitt mir Maria, ich kam durch die unvermutete Bewegung völlig aus meiner Position

und hatte Mühe, mich auf der Bank zu erhalten. Blitzschnell hatte sie unterdessen die Fenster geschlossen.

Ich war ausgesperrt, und es fing an zu regnen. Jetzt fiel mir's erst schwer aufs Herz, daß sie meine Abreise fortwährend scherzhaft aufgenommen hatte und nicht daran glaubte, daß es der letzte Moment gewesen, in welchem ich sie gesehen. Angst und Unruhe kam über mich, ich klopfte stärker und immer stärker an die Scheiben. Sie antwortete nicht.

„So wahr Gott lebt, ich reise morgen," rief ich endlich mit lauter Stimme; ich erschrak selbst davor. Im obern Zimmer antwortet ein durchdringender Schrei, ich höre Geräusch, ich höre den Professor, oben sehe ich Lichter hin und her fliegen, am Gartenzaune vernehm' ich Stimmen — ich stürze nach der andern Seite und will über die Planken. Eine Kartoffelfaust packt mich beim Kragen, als ich auf der Erde ankomme. An den Fingern fühl' ich, daß es eine Hand ist, die sich einigen Zwanzigkreuzern krümmen werde; stumm greife ich in die Tasche und stumm empfängt er und läßt mich ziehen. Wahrscheinlich war es ein gebildeter Nachtwächter. — —

Am andern Morgen weckte mich der Starost, er war reisefertig, der Postwagen stand vor der Tür, es galt kein Zögern, über Hals und Kopf mußte ich packen, bei jedem Kleidungsstücke seufzte ich: „Maria." Kaum gewann ich so viel Zeit, den Postillion zu bestechen, daß er den Umweg nach dem Heilingsfelsen zu einschlage.

Es regnete mit sommerlicher Arbeitsamkeit; Karlsbad sah grau und feucht wie eine trauernde Wittib aus, mein Herz war voll trauriger Sehnsucht. An einer Ecke sahen wir unter dem Regenschirme eine feine, schmiegsame Gestalt hintrippeln. Die hob ihr seidenes Kleid regenfurchtsam hinten auf, und der Starost stieß mich vergnügt an und deutete auf den schönen Fuß und das runde, lockende Bein mit dem

engen, schneeweißen Strumpfe. Seufzend sagte ich ihm, daß er heut noch das schönste Mädchen sehen sollte, wenn der Himmel ein Einsehen hätte und sich die Wolken aus dem Gesicht striche.

Er horchte hoch auf. Das Mädchen aber vor uns war die englische Jerta, und heute lächelte sie; es stand auch ein kleines Wörtchen vom Hallischen Posthause in diesem Lächeln. Aber vorüber, vorüber, hinaus tobte der Wagen; ich hätte mich in Regen auflösen mögen, um die Menschheit zu ennuyieren.

Draußen sahen die Täler und die bewachsenen Höhen silbergrau aus, und wenn die Sonne manchmal einen verstohlenen Blick hineinwarf in die Regendämmerung, da glänzten und glitzerten über weite Strecken hin lauter hüpfende Augen. Es ist ein halbwüstes, halbverwachsenes, stummes Waldgebirg nach dem Heilingsfelsen hin. Eine halbe Stunde davon hört die Straße auf, und wir mußten aussteigen. Der Postillion sollte uns erwarten, wir machten uns auf, die Sonne jagte die letzten Wasserschauer ins Land hinüber nach Sachsen zu.

Über eine schweigsame Hochebene, die an Walter Scotts Plateau in Schottland erinnert, geht es nach dem Heilingstale. Ich bildete mir ein, zu Robin dem Roten zu gehen, und schottische Träume sanken wie weiche Decken auf mein krankes Trennungsherz.

Langsam öffnet sich ein unordentlich zerrissenes Tal. Es ist keine Unordnung der Größe oder Schönheit darin, es ist eine wüste Wirtschaft von schlanken Tannen, durcheinandergestürzten Felsblöcken, kahlen Strichen; dazwischen geht mit raschen ernsten Augen der Fluß.

Körner erzählt eine lange Geschichte von Heiling und benutzt dabei fleißig den Teufel. Ich hatte sie früher gelesen und nahm ihm die unnütze Teufelei übel, denn der Teufel muß überall herhalten, wo man nichts Besseres weiß,

und er hat die poetische Spekulation sehr gehemmt. Der Teufel war ein Monopol der Poeten. Als ich indessen dieses Tal sah, ward ich viel milder gesinnt gegen Theodor, der so glücklich gewesen ist, in allgemeiner Begeisterung zu singen und zu sterben; der Teufel hat allerdings hier und überhaupt in Böhmen arg gewirtschaftet. Der gelbe Salpeteratem liegt überall noch auf den Steinritzen, es ist wie eigensinnig durcheinandergeworfenes, revoltiertes Erdreich. Böhmen ist eine der besterhaltenen Barrikaden aus der Revolution der Erde. Da ich der Meinung bin, daß alles so lange besteht, bis es zu einer gewissen Schönheit oder Vollkommenheit gediehen ist, so glaube ich, die Erde werde sich noch lange in den jetzigen Sonnenkreisen und Verhältnissen befinden, es ist noch gar zuviel aufzuräumen, einzurenken, einzurütteln.

Das Heilingstal stärkte mich solchergestalt in einem stillen Lieblingsglauben, welcher mich oft hinter dem warmen Ofen erquickt hat, daß nämlich die Menschen noch viel vollkommener werden, als sie's jetzt sind. „Den Kindern ist das Himmelreich," man verhöhnt immer diejenigen Leute, welche alle Menschen für vortrefflich halten, es gibt nun sogar welche, die alle Menschen noch viel vortrefflicher glauben, als sich ein Mensch vorstellen kann: diese Leute besitzen die meiste Poesie, und die klugen Leute, die alles besser wissen, also auch dieses, sollten sie sehr um das Seherglück beneiden.

Unweit des Ufers lag ein großer Stein im Flusse, darauf saß ein Mann und angelte. Leute, die angeln können, sind geborene Philosophen oder süße poetische Träumer; ein anderer vernünftiger Mensch hält das Geschäft nicht aus. Ich sprang auf einzelnen hervorragenden Steinen hinüber zu ihm, ich stand hinter ihm und er regte sich nicht. Ein Stoß von mir und das Wasser verschlang ihn, und er dachte im schnellen Scheiden, die Gottheit habe ihn plötzlich hinweg-

gerissen. So wohlfeil ist oft die Gottheit. Langsam und still schlich ich zurück; ich wollte ihn nicht erschrecken.

Jetzt zeigten sich am jenseitigen Ufer die Heilingsfelsen, es sind senkrecht aufgestellte Steinblöcke von mäßiger Größe, die für eine bewegte Phantasie wunderliche Figuren bilden. Der Starost meinte, dergleichen sehe man in Adersbad an der schlesischen Grenze viel schöner, und er hatte recht; unser Führer, ein moderner Tischler aus Aich, hatte aber auch recht. Den ersten ungeschlachten Block nannte er den Kapuziner und die folgenden einen Brautzug, welcher dem Kapuziner zur Kirche folgend, plötzlich versteinert worden sei. In der Jugend hatte der Tischler diesen Brautzug ganz bis ins Detail kennen gelernt, denn da hatte er noch frische, junge Augen gehabt, und von daher kannte er noch die erste und zweite Brautjungfer und den Hochzeitsvater, die lustige Person des Zuges, ja, er hatte den Busen der schönen Braut sich heben sehen. Später aber war der Mann gebildet worden, jetzt mischte er hochdeutsche Worte in seinen böhmischen Jugenddialekt, trug des Sonntags und wenn er Fremde führte, Handschuhe und Vatermörder, jetzt war sein Auge blöde geworden, er sah keine Geister mehr und erzählte uns nur aus Führerschuldigkeit das Märchen von Hans Heiling, eine sehr aberglaubige Geschichte, wie er sie nannte.

Hans Heiling hat als ein Knabe am Ufer gelegen und mit den Wellen geplätschert und mit flachen Steinchen sogenannte Butterbröte über die Oberfläche hingeworfen. Das Tal ist tief und eng, wenn es draußen, jenseits der Berge noch goldener Tag ist, da sinkt hier schon ein roter Abend in den Fluß. Als der gekommen, hat sich Hans aufmachen und heim schlendern wollen, aber er ist plötzlich stehen geblieben. Eine übermäßig schöne Göttin hat sich nämlich auf einmal aus den Wellen erhoben und ein wunderschönes Lied gesungen, dazu hat sie mit runden weißen Armen das goldene [illegible]r aus dem göttlichen Gesicht gestrichen, und das ist

hinuntergefallen über die weißen, vollen Brüste tief ins Wasser hinein. Ihre großen, blauen Augen haben ihn aber hingezogen bis dicht ans Ufer. Nun hat sie ihm mit einer Stimme, die wie Harfen geklungen, versprochen, sie werde ihn heiraten und zum Könige machen, wenn er warten wolle, bis ihr schneealter Vater gestorben sei, wenn er ihr treu bleiben wolle, bis sie ihn abholen werde. Heiling hat vor lauter Glück und Vergnügen nicht sprechen können, sondern nur mit dem Kopfe genickt. Darauf hat die Göttin ihm einen Kuß mit der Hand zugeworfen und ist unter den Wellen verschwunden, Heiling aber ist seelenvergnügt nach Hause gegangen.

Es sind einige Jahre verflossen, Heiling ist täglich ins Tal hinuntergestiegen, die Göttin hat sich aber nicht mehr sehen lassen. Auf dem Rückwege ist er immer bei einem Hause vorbeigekommen, an dessen Türe stets ein blondes Mädchen gestanden, welche seiner Göttin sehr ähnlich gesehen und ihm sehr gefallen hat. Sie hat immer auf seinen Gruß erwidert: „Guten Abend, Hans," und nach einigen Wochen: „Guten Abend, lieber Hans."

So ist es wieder einmal Herbst geworden, und eines Abends hat das Mädchen sogar gesagt: „Guten Abend, liebster Hans", und ihre Augen sind voll Tränen gewesen. Da hat sie Heiling bei der Hand genommen, und sie ist ihm weinend ans Herz gefallen, und Heiling hat ihre volle Brust warm an der seinen gefühlt. Und nun ist er heiter geworden, „sie bleibt mir zu lang," hat er gesagt, und ist mit dem Mädchen ins Haus getreten, um sie von ihrem Vater zum Weibe zu verlangen.

Drunten im Tal hat eine Kirche gestanden, da hinab ist einige Tage drauf der Brautzug gewallt, der Kapuziner voran. Und als der Zug dahin gekommen ist, wo Hans der Göttin Treue versprochen hat, ist ein fürchterlich Wetter losgebrochen, und der ganze Brautzug, der Kapuziner voran, ist in Stein verwandelt worden.

„Es ist eine sehr aberglaubige Geschichte," wiederholte der Tischler von Aich, und der Starost schlug sich lächelnd Feuer, und sagte: „In Rußland haben wir viel solche dumme Geschichten."

Ich aber dachte an unsere Historiker, denen die Göttin einen Palast von Begriffen gebaut, denen sie versprochen hat, das weiche, warme Lager mit ihnen zu teilen, wenn sie unverzagt den Tag ihrer Ankunft erwarten wollen. Wenn sie sich aber ungeduldig gebärden und sich trauen lassen mit gleißenden Zugeständnissen, so werden sie versteinert, wie der Brautzug Hans Heilings.

Wir gingen langsam zurück, der Mann mit der Angel schritt vor uns her und bemerkte uns wieder nicht, obwohl der Tischler von Aich laut sprach und demonstrierte. Als wir an ihm vorüberkamen, streckte er uns lautlos einen großen Fisch entgegen, den er gefangen, und verzerrte das Gesicht widerwärtig dazu. Der Starost fragte ihn etwas, er nahm keine Notiz davon und antwortete nicht, es war ein unheimlich Wesen. Erst als der Tischler herankam, der, um einen Stein aufzuheben, einige Schritte zurückgeblieben war, erfuhren wir, daß der Mann taubstumm sei. Ein Blinder erregt Mitleid, ein Taubstummer Grauen; es ist etwas Bestialisches um den gelagert, der die Hauptsinne der Zivilisation, das Gehör und die Sprache nicht besitzt.

Der Starost fragte mich, wo das schöne Mädchen bleibe, das ich verheißen habe. Ich zuckte traurig die Achseln und deutete auf die Regenwolken, die wie Gespenster vorüberflogen.

Heiling und Maria erfüllten mein Herz, als der Wagen immer weiter forteilte von ihren Stätten. Ach, Scheiden und Meiden tut weh! „Lebe wohl, Maria mein," rief ich zum Wagen hinaus, „und wenn du mich liebst, so denke mein!"

„Ich denke, sie heiratet?" sagte der Starost.

Wenn ich nur wüßte, wer das erfunden hat; es ist ein kluger, aber ein langweiliger Gedanke, das Heiraten.

Der Starost sprach: „Sehr richtig,“ und weiter sprach er nichts. Wir fuhren aber weiter, und es war sehr viel Dreck und schlechter Weg allda, und der Postillion meinte, das käme vom Regen und von der Feuchtigkeit.

---

13. Marienbad.

Die Gegend hat fortwährend jenen böhmischen, halb nomadischen Charakter, sie sieht halb wüst aus. Hier und da ist der Pflug darüber hingezogen. Man sieht wenig Menschen, wenig Dörfer, das Ganze ist eine niedrige Hochebene. Unbedeutende Berge und Waldungen ziehen sich bald hier bald da im Lande herum. Vornehme Reisewagen flogen zuweilen an uns vorüber, die Gegend schien nur zum Durchpassieren für die Badegäste da zu sein, denn sonst fuhr niemand. Ich machte die Augen zu, drückte mich in die Ecke des Wagens und dachte an Maria und ihre warme, schöne Wange. Der Starost sprach von den polnischen Juden. Man halte ihn oft wegen seines russischen Barts und orientalischen Ansehens für einen Israeliten. In Deutschland habe man überhaupt gar keinen asiatischen Geschmack, und alles, was orientalisch aussehe, nenne man Juden. Man verstünde auch wenig von orientalischer Schönheit, die klaren, ausgeprägten Menschenzüge, welche den scharf abgeschnittenen Sternbildern am morgenländischen Himmel glichen, wüßte man gar nicht zu würdigen; weil die Juden Unarten hätten, die ein Ergebnis jeder Sklaverei seien, haßte man alles an ihnen, auch ihre Schönheit. Die kleinen verwischten Züge unseres Geschlechts hätte nur die Romantik genießbar gemacht; ein gesunder, plastischer Schönheitssinn werde sich immer zum Armenier, Türken, Juden flüchten, wo er vollständige, reife Menschenbilder fände. In Deutschland seien alle Gesichter

stumpf; es habe kein Land die Emanzipation der Juden so nötig, als dieses, damit die deutlichen Menschengesichter gediehen; nur Rußland habe es noch nötiger, sich mit den Juden zu vermischen. Jehova habe auch gewiß eine solche Rassenverschönerung beabsichtigt, als er ein asiatisches Volk vom Jordan in alle Winkel zerstreut habe. Aus Asien komme die Schönheit, aus Amerika das Gold, Europa sei eigentlich bettelarm, und um doch etwas zu besitzen, habe man hier die Gelehrsamkeit erfunden. Nur wolle die herrschende Religion nicht dazu passen, denn das Christentum befördere sie weniger als der Mosaismus. Die Juden seien von Religions wegen klüger als die Christen, der Talmud lehre nachdenken, er entwickle, die Bibel gebe historische Data und Resultate, Christus habe sich zu lange präpariert: die Lehre sei zu fertig und die Leute hätten nichts mehr zu tun. Der Talmud und die Unterdrückung sei schuld, daß die Juden scharfsinniger seien als die Christen.

Ich fragte ihn, ob er Wurst und Schweinefleisch äße. „Mit Vergnügen“ — erwiderte er — „ich gebe mich zwar gern für einen Juden aus, um die Leute herauszufordern, aber ich teile die Torheiten ihrer klimatischen Gesetze nicht.“

Der Starost ging augenscheinlich darauf aus, ein großer Mann zu werden, namentlich da er eben nichts Besseres zu tun hatte, denn es regnete nicht nur industriös, sondern hastig.

Der Wagen rollte in ein waldiges Tal hinein, kerzengerad und triefend standen an beiden Seiten die jungen schlanken Tannen wie ein Heer römischer Jünglinge in der Schlacht. Sie begleiteten uns treu auf einem im Kreise hinabeilenden Wege, in dessen Kessel plötzlich Marienbad die nassen Dächer zeigte. Stärkere Bäume gruppieren sich bis
[illegible] die Häuser, und es gewährt den Anblick, als führe
[illegible] ein altes Theater hinein, die terrassenförmig auf-
[illegible] Bäume seien die Zuschauer.

Die reduzierten Adligen etablieren in Österreich Gasthöfe, und ihre Titel dienen als Schilder. Der Postillion fragte, ob er uns zum Grafen oder zum Baron fahren sollte, der Baron sei aber besser.

Wir schlüpften ins Zimmer und ließen Feuer anmachen, obwohl es mitten im Sommer war. Nachdem wir uns umgekleidet und in die weichen Schlafröcke gewickelt hatten, öffneten wir die Fenster und ließen die Reiselust dampfen aus den frischgewaschenen Gesichtern und Augen. Die Wärme strich uns um die Schläfe nach der Regenluft hinaus, vor unserem Hause war ein abschüssiger freier Platz, weit drüben an seinem Ende öffneten sich die Waldberge, und große Christuskreuze heben sich in dem Passe empor. Dahinter aber öffnete sich licht das Land mit unbestimmter, matt schimmernder Ferne, durch den dunkel regnerischen Vordergrund sahen wir in ein süß dämmerndes Jenseits. Der ganze Anblick war süß katholisch, die fächelnde Wärme flüsterte stille lateinisch-italienische Worte, große Parteien von stolzen Gebäuden sahen uns nun mit dunkeln, vom Regen geschwärzten Augen an. Alles war totenstill. Leidende Herzen, hoffende Unterleiber aus Norden und Süden saßen hinter den stummen Mauern, aber kein Laut verkündete, daß ein Mensch in Marienbad wohne.

Als es dunkel wurde, schlug ich dem Starost vor, eine Partie Whist mit mir zu spielen, die Postpferde zu bestellen, und nichts mehr von Marienbad zu sehen, sondern diesen Eindruck stummer, italienischer Villen mit uns zu nehmen. Er war's zufrieden, und wir ließen uns Karten bringen. Die Karten bedecken die Stimmungen, ohne sie zu zerstören; ich mochte mir's kaum gestehen, wie die kleinen Hände der schönen Maria an meinem Herzen zerrten. Ich erzählte dem Starost die Geschichte vom Norddeutschen, und daß er mir ein Stück Jugend gestohlen, und all die beunruhigenden Verhältnisse, für welche ich keinen Schlüssel fand. Völker, welche

in einfachen Situationen groß geworden sind, die wenig mit komplizierter Gesellschaft verkehren, sehen schnell und scharf, sie müssen in öden Steppen und verwickelten Wäldern oft den Weg suchen, ihr Blick ist unbefangener — der Starost sagte, jener Norddeutsche mit der seidenen Weste habe uns alle dupiert. —

In diesem Augenblicke ging die Tür auf, ein um und um zugeschlagener Mantel trat ein, und der Wolf in der Fabel war's. Er legte stumm Mantel und Hut ab, setzte sich lächelnd zu uns und bat sich einen Strohmann aus. Wenn wir eine Stunde gespielt hätten, wollte er uns mancherlei erzählen.

Als abgehärtete Lebemenschen zeigten wir gar keine Verwunderung und spielten ruhig Whist. Da er den Rock aufknöpfte, sah ich, daß er heute die seidene Weste nicht trug.

Als wir aufhörten, bestellte ich Tee, der Norddeutsche rauchte sich eine frische Zigarre an, räusperte sich, faßte meine Hand und sprach: „Sie sind ein Novellist, und können eine Novelle nicht übelnehmen, wenn Sie nicht voll Handwerksneid sind. Hören Sie mich an, und erlauben Sie, daß ich nicht um Verzeihung bitte.“ Und er sprach wie folgt:

„Meine Schwägerin ist ein naseweises Weibchen, die gern alle Welt verwirrt und auslacht. Sie hatte in ihren Briefen schon allerlei Wege versucht, mich zum Narren zu haben; ich beschloß, ihr selbst einen zu öffnen, und schrieb ihr die Geschichte von meinem Nervenfieber, und daß ich das Gedächtnis verloren hätte und nichts mehr von meiner Jugend wüßte. Darauf hatte sie die Güte, mir jene Schulbegebenheiten mit Julie und die fünfjährige stumme Liebe zu dem blonden Mädchen mitzuteilen, und mir ihre lebhafteste Verwunderung darüber auszudrücken, daß ich so tiefe Eindrücke hätte vergessen können, das blonde Mädchen gedenke noch meiner. Mein Bruder aber, der mit mir unter einer

Decke spielte, hatte den Herrn Tuli leicht aufgefunden, und kam mit leichter Mühe dahinter, daß Sie, Herr Doktor, jener vogelmörderische, schweigsam liebende Jüngling gewesen seien. Nun ließ ich Sie in Leipzig aushorchen, ob und wann Sie in ein Bad reisen würden, oder ob die Intrige in Leipzig abgesponnen werden müßte. Gegen meine Schwägerin hatte ich mich nämlich höchlichst erfreut gestellt und lebhaft von ihr mir ein Rendezvous mit meiner Jugendliebe erbeten. Ich erfuhr, daß und wann Sie nach Karlsbad gehen würden, und bestellte sie dahin. Zu rechter Zeit war ich in Leipzig und stieg mit Ihnen auf den Postwagen; eine Stunde vorher hatte ich noch von meinem Bruder die Nachricht erhalten, das Mädchen, das mir seine Frau in Karlsbad vorstellen würde, sei nicht Ihr blondes Wesen, welches Sie ein Quinquennium angebetet, sondern eines Professors Tochter, ein loses Kind, mit welcher meine Schwägerin in Briefwechsel stünde. Der Professor habe bereits die Einwilligung zur Hochzeit mit mir gegeben. Das Mädchen wollte sich aber erst den Bräutigam ansehen. In Zwickau trat die Novelle ins Leben, in Karlsbad ist sie vor wenig Stunden zu End' gegangen. Maria wollte heut morgen trotz des Regens nach dem Heilingsfelsen fahren, meine Schwägerin und der Professor, denen Sie, lieber Doktor, im Wege waren, wollten nichts von der Partie wissen. Es gab eine häusliche Szene, da ich mich dem zukünftigen Schwiegervater anschloß, und Maria erklärte, daß sie mich nimmermehr heiraten wolle. Darauf zog ich lachend den Schleier von der Geschichte und teilte unter anderm meiner Frau Schwägerin mit, daß ich schon lange verheiratet sei.

Sie wollte mir die Augen auskratzen, der Professor war sehr ärgerlich und erinnerte sich, daß Sie sehr schöne antiquarische Kenntnisse besäßen, Maria lachte ohne Aufhören und schickte nach Postpferden, damit ich Ihnen nacheilen und mancherlei sagen könne, z. B. daß man sie im September in

engen, schneeweißen Strumpfe. Seufzend sagte ich ihm, daß er heut noch das schönste Mädchen sehen sollte, wenn der Himmel ein Einsehen hätte und sich die Wolken aus dem Gesicht striche.

Er horchte hoch auf. Das Mädchen aber vor uns war die englische Jerta, und heute lächelte sie; es stand auch ein kleines Wörtchen vom Hallischen Posthause in diesem Lächeln. Aber vorüber, vorüber, hinaus tobte der Wagen; ich hätte mich in Regen auflösen mögen, um die Menschheit zu ennuyieren.

Draußen sahen die Täler und die bewachsenen Höhen silbergrau aus, und wenn die Sonne manchmal einen verstohlenen Blick hineinwarf in die Regendämmerung, da glänzten und glitzerten über weite Strecken hin lauter hüpfende Augen. Es ist ein halbwüstes, halbverwachsenes, stummes Waldgebirg nach dem Heilingsfelsen hin. Eine halbe Stunde davon hört die Straße auf, und wir mußten aussteigen. Der Postillion sollte uns erwarten, wir machten uns auf, die Sonne jagte die letzten Wasserschauer ins Land hinüber nach Sachsen zu.

Über eine schweigsame Hochebene, die an Walter Scotts Plateau in Schottland erinnert, geht es nach dem Heilingstale. Ich bildete mir ein, zu Robin dem Roten zu gehen, und schottische Träume sanken wie weiche Decken auf mein krankes Trennungsherz.

Langsam öffnet sich ein unordentlich zerrissenes Tal. Es ist keine Unordnung der Größe oder Schönheit darin, es ist eine wüste Wirtschaft von schlanken Tannen, durcheinandergestürzten Felsblöcken, kahlen Strichen; dazwischen geht mit raschen ernsten Augen der Fluß.

Körner erzählt eine lange Geschichte von Heiling und benutzt dabei fleißig den Teufel. Ich hatte sie früher gelesen und nahm ihm die unnütze Teufelei übel, denn der Teufel muß überall herhalten, wo man nichts Besseres weiß,

und er hat die poetische Spekulation sehr gehemmt. Der Teufel war ein Monopol der Poeten. Als ich indessen dieses Tal sah, ward ich viel milder gesinnt gegen Theodor, der so glücklich gewesen ist, in allgemeiner Begeisterung zu singen und zu sterben; der Teufel hat allerdings hier und überhaupt in Böhmen arg gewirtschaftet. Der gelbe Salpeteratem liegt überall noch auf den Steinritzen, es ist wie eigensinnig durcheinandergeworfenes, revoltiertes Erdreich. Böhmen ist eine der besterhaltenen Barrikaden aus der Revolution der Erde. Da ich der Meinung bin, daß alles so lange besteht, bis es zu einer gewissen Schönheit oder Vollkommenheit gediehen ist, so glaube ich, die Erde werde sich noch lange in den jetzigen Sonnenkreisen und Verhältnissen befinden, es ist noch gar zuviel aufzuräumen, einzurenken, einzurütteln.

Das Heilingstal stärkte mich solchergestalt in einem stillen Lieblingsglauben, welcher mich oft hinter dem warmen Ofen erquickt hat, daß nämlich die Menschen noch viel vollkommener werden, als sie's jetzt sind. „Den Kindern ist das Himmelreich," man verhöhnt immer diejenigen Leute, welche alle Menschen für vortrefflich halten, es gibt nun sogar welche, die alle Menschen noch viel vortrefflicher glauben, als sich ein Mensch vorstellen kann: diese Leute besitzen die meiste Poesie, und die klugen Leute, die alles besser wissen, also auch dieses, sollten sie sehr um das Seherglück beneiden.

Unweit des Ufers lag ein großer Stein im Flusse, darauf saß ein Mann und angelte. Leute, die angeln können, sind geborene Philosophen oder süße poetische Träumer; ein anderer vernünftiger Mensch hält das Geschäft nicht aus. Ich sprang auf einzelnen hervorragenden Steinen hinüber zu ihm, ich stand hinter ihm und er regte sich nicht. Ein Stoß von mir und das Wasser verschlang ihn, und er dachte im schnellen Scheiden, die Gottheit habe ihn plötzlich hinweg-

gerissen. So wohlfeil ist oft die Gottheit. Langsam und still schlich ich zurück; ich wollte ihn nicht erschrecken.

Jetzt zeigten sich am jenseitigen Ufer die Heilingsfelsen, es sind senkrecht aufgestellte Steinblöcke von mäßiger Größe, die für eine bewegte Phantasie wunderliche Figuren bilden. Der Starost meinte, dergleichen sehe man in Adersbad an der schlesischen Grenze viel schöner, und er hatte recht; unser Führer, ein moderner Tischler aus Aich, hatte aber auch recht. Den ersten ungeschlachten Block nannte er den Kapuziner und die folgenden einen Brautzug, welcher dem Kapuziner zur Kirche folgend, plötzlich versteinert worden sei. In der Jugend hatte der Tischler diesen Brautzug ganz bis ins Detail kennen gelernt, denn da hatte er noch frische, junge Augen gehabt, und von daher kannte er noch die erste und zweite Brautjungfer und den Hochzeitsvater, die lustige Person des Zuges, ja, er hatte den Busen der schönen Braut sich heben sehen. Später aber war der Mann gebildet worden, jetzt mischte er hochdeutsche Worte in seinen böhmischen Jugenddialekt, trug des Sonntags und wenn er Fremde führte, Handschuhe und Vatermörder, jetzt war sein Auge blöde geworden, er sah keine Geister mehr und erzählte uns nur aus Führerschuldigkeit das Märchen von Hans Heiling, eine sehr aberglaubige Geschichte, wie er sie nannte.

Hans Heiling hat als ein Knabe am Ufer gelegen und mit den Wellen geplätschert und mit flachen Steinchen sogenannte Butterbröte über die Oberfläche hingeworfen. Das Tal ist tief und eng, wenn es draußen, jenseits der Berge noch goldener Tag ist, da sinkt hier schon ein roter Abend in den Fluß. Als der gekommen, hat sich Hans aufmachen und heim schlendern wollen, aber er ist plötzlich stehen geblieben. Eine übermäßig schöne Göttin hat sich nämlich auf einmal aus den Wellen erhoben und ein wunderschönes Lied gesungen, dazu hat sie mit runden weißen Armen das goldene Haar aus dem göttlichen Gesicht gestrichen, und das ist

hinuntergefallen über die weißen, vollen Brüste tief ins Wasser hinein. Ihre großen, blauen Augen haben ihn aber hingezogen bis dicht ans Ufer. Nun hat sie ihm mit einer Stimme, die wie Harfen geklungen, versprochen, sie werde ihn heiraten und zum Könige machen, wenn er warten wolle, bis ihr schneealter Vater gestorben sei, wenn er ihr treu bleiben wolle, bis sie ihn abholen werde. Heiling hat vor lauter Glück und Vergnügen nicht sprechen können, sondern nur mit dem Kopfe genickt. Darauf hat die Göttin ihm einen Kuß mit der Hand zugeworfen und ist unter den Wellen verschwunden, Heiling aber ist seelenvergnügt nach Hause gegangen.

Es sind einige Jahre verflossen, Heiling ist täglich ins Tal hinuntergestiegen, die Göttin hat sich aber nicht mehr sehen lassen. Auf dem Rückwege ist er immer bei einem Hause vorbeigekommen, an dessen Türe stets ein blondes Mädchen gestanden, welche seiner Göttin sehr ähnlich gesehen und ihm sehr gefallen hat. Sie hat immer auf seinen Gruß erwidert: „Guten Abend, Hans,“ und nach einigen Wochen: „Guten Abend, lieber Hans.“

So ist es wieder einmal Herbst geworden, und eines Abends hat das Mädchen sogar gesagt: „Guten Abend, liebster Hans“, und ihre Augen sind voll Tränen gewesen. Da hat sie Heiling bei der Hand genommen, und sie ist ihm weinend ans Herz gefallen, und Heiling hat ihre volle Brust warm an der seinen gefühlt. Und nun ist er heiter geworden, „sie bleibt mir zu lang,“ hat er gesagt, und ist mit dem Mädchen ins Haus getreten, um sie von ihrem Vater zum Weibe zu verlangen.

Drunten im Tal hat eine Kirche gestanden, da hinab ist einige Tage drauf der Brautzug gewallt, der Kapuziner voran. Und als der Zug dahin gekommen ist, wo Hans der Göttin Treue versprochen hat, ist ein fürchterlich Wetter losgebrochen, und der ganze Brautzug, der Kapuziner voran, ist in Stein verwandelt worden.

„Es ist eine sehr abergläubige Geschichte,“ wiederholte der Tischler von Aich, und der Starost schlug sich lächelnd Feuer, und sagte: „In Rußland haben wir viel solche dumme Geschichten.“

Ich aber dachte an unsere Historiker, denen die Göttin einen Palast von Begriffen gebaut, denen sie versprochen hat, das weiche, warme Lager mit ihnen zu teilen, wenn sie unverzagt den Tag ihrer Ankunft erwarten wollen. Wenn sie sich aber ungeduldig gebärden und sich trauen lassen mit gleißenden Zugeständnissen, so werden sie versteinert, wie der Brautzug Hans Heilings.

Wir gingen langsam zurück, der Mann mit der Angel schritt vor uns her und bemerkte uns wieder nicht, obwohl der Tischler von Aich laut sprach und demonstrierte. Als wir an ihm vorüberkamen, streckte er uns lautlos einen großen Fisch entgegen, den er gefangen, und verzerrte das Gesicht widerwärtig dazu. Der Starost fragte ihn etwas, er nahm keine Notiz davon und antwortete nicht, es war ein unheimlich Wesen. Erst als der Tischler herankam, der, um einen Stein aufzuheben, einige Schritte zurückgeblieben war, erfuhren wir, daß der Mann taubstumm sei. Ein Blinder erregt Mitleid, ein Taubstummer Grauen; es ist etwas Bestialisches um den gelagert, der die Hauptsinne der Zivilisation, das Gehör und die Sprache nicht besitzt.

Der Starost fragte mich, wo das schöne Mädchen bleibe, das ich verheißen habe. Ich zuckte traurig die Achseln und deutete auf die Regenwolken, die wie Gespenster vorüberflogen.

Heiling und Maria erfüllten mein Herz, als der Wagen immer weiter forteilte von ihren Stätten. Ach, Scheiden und Meiden tut weh! „Lebe wohl, Maria mein,“ rief ich zum Wagen hinaus, „und wenn du mich liebst, so denke mein!“

„Ich denke, sie heiratet?“ sagte der Starost.

Wenn ich nur wüßte, wer das erfunden hat; es ist ein kluger, aber ein langweiliger Gedanke, das Heiraten.

Der Starost sprach: „Sehr richtig," und weiter sprach er nichts. Wir fuhren aber weiter, und es war sehr viel Dreck und schlechter Weg allda, und der Postillion meinte, das käme vom Regen und von der Feuchtigkeit.

---

13. Marienbad.

Die Gegend hat fortwährend jenen böhmischen, halb nomadischen Charakter, sie sieht halb wüst aus. Hier und da ist der Pflug darüber hingezogen. Man sieht wenig Menschen, wenig Dörfer, das Ganze ist eine niedrige Hochebene. Unbedeutende Berge und Waldungen ziehen sich bald hier bald da im Lande herum. Vornehme Reisewagen flogen zuweilen an uns vorüber, die Gegend schien nur zum Durchpassieren für die Badegäste da zu sein, denn sonst fuhr niemand. Ich machte die Augen zu, drückte mich in die Ecke des Wagens und dachte an Maria und ihre warme, schöne Wange. Der Starost sprach von den polnischen Juden. Man halte ihn oft wegen seines russischen Barts und orientalischen Ansehens für einen Israeliten. In Deutschland habe man überhaupt gar keinen asiatischen Geschmack, und alles, was orientalisch aussehe, nenne man Juden. Man verstünde auch wenig von orientalischer Schönheit, die klaren, ausgeprägten Menschenzüge, welche den scharf abgeschnittenen Sternbildern am morgenländischen Himmel glichen, wüßte man gar nicht zu würdigen; weil die Juden Unarten hätten, die ein Ergebnis jeder Sklaverei seien, haßte man alles an ihnen, auch ihre Schönheit. Die kleinen verwischten Züge unseres Geschlechts hätte nur die Romantik genießbar gemacht; ein gesunder, plastischer Schönheitssinn werde sich immer zum Armenier, Türken, Juden flüchten, wo er vollständige, reife Menschenbilder fände. In Deutschland seien alle Gesichter

stumpf; es habe kein Land die Emanzipation der Juden so nötig, als dieses, damit die deutlichen Menschengesichter gediehen; nur Rußland habe es noch nötiger, sich mit den Juden zu vermischen. Jehova habe auch gewiß eine solche Rassenverschönerung beabsichtigt, als er ein asiatisches Volk vom Jordan in alle Winkel zerstreut habe. Aus Asien komme die Schönheit, aus Amerika das Gold, Europa sei eigentlich bettelarm, und um doch etwas zu besitzen, habe man hier die Gelehrsamkeit erfunden. Nur wolle die herrschende Religion nicht dazu passen, denn das Christentum befördere sie weniger als der Mosaismus. Die Juden seien von Religions wegen klüger als die Christen, der Talmud lehre nachdenken, er entwickle, die Bibel gebe historische Data und Resultate, Christus habe sich zu lange präpariert: die Lehre sei zu fertig und die Leute hätten nichts mehr zu tun. Der Talmud und die Unterdrückung sei schuld, daß die Juden scharfsinniger seien als die Christen.

Ich fragte ihn, ob er Wurst und Schweinefleisch äße. „Mit Vergnügen“ — erwiderte er — „ich gebe mich zwar gern für einen Juden aus, um die Leute herauszufordern, aber ich teile die Torheiten ihrer klimatischen Gesetze nicht.“

Der Starost ging augenscheinlich darauf aus, ein großer Mann zu werden, namentlich da er eben nichts Besseres zu tun hatte, denn es regnete nicht nur industriös, sondern hastig.

Der Wagen rollte in ein waldiges Tal hinein, kerzengerad und triefend standen an beiden Seiten die jungen schlanken Tannen wie ein Heer römischer Jünglinge in der Schlacht. Sie begleiteten uns treu auf einem im Kreise hinabeilenden Wege, in dessen Kessel plötzlich Marienbad die nassen Dächer zeigte. Stärkere Bäume gruppieren sich bis unten an die Häuser, und es gewährt den Anblick, als führe man in ein altes Theater hinein, die terrassenförmig aufsteigenden Bäume seien die Zuschauer.

Die reduzierten Adligen etablieren in Österreich Gasthöfe, und ihre Titel dienen als Schilder. Der Postillion fragte, ob er uns zum Grafen oder zum Baron fahren sollte, der Baron sei aber besser.

Wir schlüpften ins Zimmer und ließen Feuer anmachen, obwohl es mitten im Sommer war. Nachdem wir uns umgekleidet und in die weichen Schlafröcke gewickelt hatten, öffneten wir die Fenster und ließen die Reiselust dampfen aus den frischgewaschenen Gesichtern und Augen. Die Wärme strich uns um die Schläfe nach der Regenluft hinaus, vor unserem Hause war ein abschüssiger freier Platz, weit drüben an seinem Ende öffneten sich die Waldberge, und große Christuskreuze heben sich in dem Passe empor. Dahinter aber öffnete sich licht das Land mit unbestimmter, matt schimmernder Ferne, durch den dunkel regnerischen Vordergrund sahen wir in ein süß dämmerndes Jenseits. Der ganze Anblick war süß katholisch, die fächelnde Wärme flüsterte stille lateinisch-italienische Worte, große Parteien von stolzen Gebäuden sahen uns nun mit dunkeln, vom Regen geschwärzten Augen an. Alles war totenstill. Leidende Herzen, hoffende Unterleiber aus Norden und Süden saßen hinter den stummen Mauern, aber kein Laut verkündete, daß ein Mensch in Marienbad wohne.

Als es dunkel wurde, schlug ich dem Starost vor, eine Partie Whist mit mir zu spielen, die Postpferde zu bestellen, und nichts mehr von Marienbad zu sehen, sondern diesen Eindruck stummer, italienischer Villen mit uns zu nehmen. Er war's zufrieden, und wir ließen uns Karten bringen. Die Karten bedecken die Stimmungen, ohne sie zu zerstören; ich mochte mir's kaum gestehen, wie die kleinen Hände der schönen Maria an meinem Herzen zerrten. Ich erzählte dem Starost die Geschichte vom Norddeutschen, und daß er mir ein Stück Jugend gestohlen, und all die beunruhigenden Verhältnisse, für welche ich keinen Schlüssel fand. Völker, welche

in einfachen Situationen groß geworden sind, die wenig mit komplizierter Gesellschaft verkehren, sehen schnell und scharf, sie müssen in öden Steppen und verwickelten Wäldern oft den Weg suchen, ihr Blick ist unbefangener — der Starost sagte, jener Norddeutsche mit der seidenen Weste habe uns alle dupiert. —

In diesem Augenblicke ging die Tür auf, ein um und um zugeschlagener Mantel trat ein, und der Wolf in der Fabel war's. Er legte stumm Mantel und Hut ab, setzte sich lächelnd zu uns und bat sich einen Strohmann aus. Wenn wir eine Stunde gespielt hätten, wollte er uns mancherlei erzählen.

Als abgehärtete Lebemenschen zeigten wir gar keine Verwunderung und spielten ruhig Whist. Da er den Rock aufknöpfte, sah ich, daß er heute die seidene Weste nicht trug.

Als wir aufhörten, bestellte ich Tee, der Norddeutsche rauchte sich eine frische Zigarre an, räusperte sich, faßte meine Hand und sprach: „Sie sind ein Novellist, und können eine Novelle nicht übelnehmen, wenn Sie nicht voll Handwerksneid sind. Hören Sie mich an, und erlauben Sie, daß ich nicht um Verzeihung bitte.“ Und er sprach wie folgt:

„Meine Schwägerin ist ein naseweises Weibchen, die gern alle Welt verwirrt und auslacht. Sie hatte in ihren Briefen schon allerlei Wege versucht, mich zum Narren zu haben; ich beschloß, ihr selbst einen zu öffnen, und schrieb ihr die Geschichte von meinem Nervenfieber, und daß ich das Gedächtnis verloren hätte und nichts mehr von meiner Jugend wüßte. Darauf hatte sie die Güte, mir jene Schulbegebenheiten mit Julie und die fünfjährige stumme Liebe zu dem blonden Mädchen mitzuteilen, und mir ihre lebhafteste Verwunderung darüber auszudrücken, daß ich so tiefe Eindrücke hätte vergessen können, das blonde Mädchen gedenke noch lebhaft meiner. Mein Bruder aber, der mit mir unter einer

Decke spielte, hatte den Herrn Tuli leicht aufgefunden, und kam mit leichter Mühe dahinter, daß Sie, Herr Doktor, jener vogelmörderische, schweigsam liebende Jüngling gewesen seien. Nun ließ ich Sie in Leipzig aushorchen, ob und wann Sie in ein Bad reisen würden, oder ob die Intrige in Leipzig abgesponnen werden müßte. Gegen meine Schwägerin hatte ich mich nämlich höchlichst erfreut gestellt und lebhaft von ihr mir ein Rendezvous mit meiner Jugendliebe erbeten. Ich erfuhr, daß und wann Sie nach Karlsbad gehen würden, und bestellte sie dahin. Zu rechter Zeit war ich in Leipzig und stieg mit Ihnen auf den Postwagen; eine Stunde vorher hatte ich noch von meinem Bruder die Nachricht erhalten, das Mädchen, das mir seine Frau in Karlsbad vorstellen würde, sei nicht Ihr blondes Wesen, welches Sie ein Quinquennium angebetet, sondern eines Professors Tochter, ein loses Kind, mit welcher meine Schwägerin in Briefwechsel stünde. Der Professor habe bereits die Einwilligung zur Hochzeit mit mir gegeben. Das Mädchen wollte sich aber erst den Bräutigam ansehen. In Zwickau trat die Novelle ins Leben, in Karlsbad ist sie vor wenig Stunden zu End' gegangen. Maria wollte heut morgen trotz des Regens nach dem Heilingsfelsen fahren, meine Schwägerin und der Professor, denen Sie, lieber Doktor, im Wege waren, wollten nichts von der Partie wissen. Es gab eine häusliche Szene, da ich mich dem zukünftigen Schwiegervater anschloß, und Maria erklärte, daß sie mich nimmermehr heiraten wolle. Darauf zog ich lachend den Schleier von der Geschichte und teilte unter anderm meiner Frau Schwägerin mit, daß ich schon lange verheiratet sei.

Sie wollte mir die Augen auskratzen, der Professor war sehr ärgerlich und erinnerte sich, daß Sie sehr schöne antiquarische Kenntnisse besäßen, Maria lachte ohne Aufhören und schickte nach Postpferden, damit ich Ihnen nacheilen und mancherlei sagen könne, z. B. daß man sie im September in

Wien erwarte und dort im Erzherzog Karl wohnen werde. Ich hatte aber die Pferde sogleich selbst bestellt, als ich Ihre Abreise erfuhr — und nicht wahr, Sie nehmen die Novelle nicht übel?“

Der Erzherzog Karl war mir immer der liebste Österreicher, ich fragte nur noch nach dem Harfenmädchen.

„Die brauchte ich nur zum Rekognoszieren,“ erwiderte er, „und zu einer andern Novelle, die ich Ihnen in Wien erzählen werde.“

Dabei umarmte er mich, sagte: „Maria ist ein schönes Mädchen,“ und ging und verschwand.

Das war der Mann mit der seidenen Weste. Der Starost ging schlafen, ich aber rannte hinaus bis zu jenen Kreuzen und sah ins Land, über welches der Mond zuweilen mit flüchtigem Blicke hinweglief. Es regnete noch sanft, und immer sanfter sprach mein Herz „Maria ist ein schönes Mädchen.“

Mit denselben Worten erwachte ich am andern Morgen. Der Starost war schon reisefertig und ging sehr bewegt im Zimmer auf und nieder. Neben mir, sagte er, habe ein junges, rotes Mädchen aus Bayern geschlafen, das heut morgens ebenfalls nach Eger und so weiter reisen werde, er habe eben auf dem Vorsaale ihre Bekanntschaft gemacht und ihr gesagt, daß wir auch sogleich nach Eger fahren würden, und darauf habe sie erwidert, das sollten wir nur tun. Er rieb sich sehr vergnügt die Hände und trieb mich zur Abreise. Es war noch grau draußen über Marienbad, die Fenster des Himmels waren noch geöffnet, dieser Brunnenort wollte durchaus katholisch in meinem Gedächtnis zurückbleiben. Zwei Reisewagen standen vor der Tür, wir wollten langsam vorausfahren, damit uns die kleine Bayerin zum Mittagsessen in Franzensbrunn oder Eger nicht entging.

Unser Wagen schleppte sich am Brunnen, da schlug Musik herauf an unser Ohr, süße, überschwenglich süße Jessonda-

stimmen an einem erst aufwachenden aschgrauen regnerischen Morgen. Der Kutscher mußte halten. O, sie lockten so indisch in der Morgenstille die unerfahrenen Liebestöne: „Laß uns dahin, dahin ziehen, wo die Herzen höher schlagen.“ Ich sprang aus dem Wagen und eilte hinunter; in dem Augenblicke flog die Chaise mit dem bayrischen Mädchen vorüber, tödliche Unruhe, sie möchte ihm entfliehen, bemächtigte sich des Starosten, er bat, er flehte hinter mir her, diese fabelhaften indianischen Herzen zum Teufel schlagen zu lassen, da uns darüber ein reelles bayrisches zum Teufel fahre — umsonst — in jenen hüpfenden Flöten: „Dahin — dahin“ hört' ich Marias lockende Stimme, in jenem jubelnden Ensemble alle die zarten Stimmen, welche mir jemals gesagt hatten, daß sie Herzen besäßen. Es klang daher wie Liebesandacht durch den schweigenden grauen Morgen. Grollend folgte mir der Starost. Man tritt in den langen Brunnensaal, wie in ein Klosterrefektorium, reizlos und wüst sieht er aus. Schwere Mäntel und Überschuhe schleppten die Leute, welche so früh an ihre Gesundheit und die Vergeistigung des Unterleibs gedacht hatten, auf und nieder. Sonst betete man in einer so frühen Stunde nur für das Wohl der Seele, jetzt und hier betete man für das Wohl des Unterleibs, für eine gesegnete Leibesöffnung. Statt der Gebetbücher und Rosenkränze verkaufte ein stiller Mann in einer Fensterbrüstung weiche Quartblätter sanften Druckpapiers, und lächelte dabei still und innerlich, als ich mir ein Blatt kaufte und lesen wollte. Nicht zu so gemeinen Zwecken waren die Blätter bestimmt.

Aber wer war jener große Mann mit dem großen, weitläufigen Gesichte, welcher entblößten Hauptes in einem Winkel lehnte! Die Züge schienen mir so bekannt, wie die Melodien der Jessonda mit ihren sehnsüchtig einherziehenden Rhythmen, und diese Melodien schwebten in gebahnten Geleisen auf und nieder durch des Mannes große heroische Züge, die Melodien schienen alle in dem Gesichte zu Haus

zu sein. Und wenn der Rhythmus wechselte, da lenkte er ihn mit den Augenlidern, welche sich fest auf die weiten lyrischen blauen Augen drückten. Er bemerkte es nicht, daß ich vor ihm stehen blieb und ihn anstarrte, als fände ich einen alten Bekannten. Selbst ein Mädchen, das sich an ihn lehnte und mit ebensolchen musikalischen Augen schwelgend an ihm hinaufsah, beachtete nichts als ihn. Sie schien ihn ebenso zu lieben wie jene Musik, und die keusche Liebe, mit der sie ihn ansah, deutete darauf, daß sie seine Tochter sei. Als jenes schöne Liebesduett dem Ende zueilte, da schlug er die Arme unter der Brust zusammen, und das Haupt, das so groß und so rund war, wie man's den Halbgöttern gibt, nickte schneller und triumphierender. Alle Halbgötter haben nämlich volle, runde Schläfe, während die der gewöhnlichen Menschenkinder eingedrückt sind von irdischen Sorgen. Man erkennt an diesem Zeichen antike Köpfe, ich erkannte auch den meinen daran, es störte mich nicht, daß nur dünne, glatte braunblonde Haare ihn spärlich bedeckten. — Es war Jessondas Vater — es war Spohr. Alle Formen an ihm sind kolossal, und man sollte glauben, er müsse schon der Proportion halber statt der Geige wenigstens ein Violoncell in den Arm nehmen und an das breite übernapoleonische Kinn drücken. Trüge er nicht unter dem bloßen Halse eine altmodische Busenkrause, man hielte ihn für einen alten romantischen Recken, der wiedergekommen wäre, um Nibelungenstücke zu geigen und zu komponieren, und der nur immer noch nicht den rechten Stoff gefunden hätte. Alle Züge seines Gesichts sind schweigsam, aber musikalische Titanenworte ruhen in diesem Schweigen, und in seiner Musik ist alles keusch, und von der Erde Regungen ist nur die Verwandtschaft mit den Göttern wiedergegeben.

Der Starost bat mich flehentlich von dannen zu fahren, Spohrs Gesicht entging uns nicht, aber wohl das bayrische Mädchen.

„Herr,“ sprach ich, „haben Sie Erbarmen gehabt mit meinem Faible für Maria, haben Sie nicht selbst das bis ins zehnte Glied rachsüchtige Judentum in Schutz genommen? Was ist so ein bayrisches Mädchen, das Bier trinkt, gegen Maria, die von Äther und Sonnenschein lebt! Aber ich will Sie beschämen — Adieu, Spohr, ich will nichts von Marienbad sehen als dich.“

Und wir fuhren weiter. Der Wagen mit dem bayrischen Mädchen war nicht mehr zu sehen, der Starost war sehr unruhig und versprach immer höheres Trinkgeld. Die Gegend blieb wüst und unordentlich wie vor Marienbad; jenseits der Waldberge lag das Schloß Hohenwart, wo Metternich mit seiner jungen schönen Frau ausruhte von der Regierung des konservativen Europas. Die Diplomaten seiner Partei kommen tausend Meilen weit her in das wilde, abgestorbene Böhmen, um ihn zu befragen über die Maßregeln gegen das unbändige neue Geschlecht. Er spricht französisch mit seiner schönen Frau beim Lever, und beim Souper sagt er mit eben den französischen Worten den Diplomaten, wie die Freiheit zu besiegen sei. Es ist nur andere Interpunktion dazwischen, und seine junge schöne Frau lächelt des Abends dazu, wie sie des Morgens gelächelt hat. Dort drüben hält man die Flitterwochen des Kongresses zu Münchengrätz.

Endlich kamen wir nach Eger, wo man den Wallenstein ermordet hat. Es sieht unordentlich in und bei der Stadt aus, wie bei einer armen schmutzigen Familie. Es muß sich sogar fatal hier sterben. Auch die alten Trümmer sind nordisch heidnisch, unerfreulich. So wie das nordische Heidentum mit seinen Nebelgestalten und erfrorenen Augen ein unerquicklich Gebräu ist. Wenigstens hat es seit Ossian keinen interessanten Dichter gefunden, denn die matten, frierenden Darstellungen Oehlenschlägers, Fouqués, und ähnlicher mittelmäßiger Poeten wecken kein Interesse. Es existiert in Skandinavien nur Auktoritätspoesie; je langweiliger die

Sachen sind, für desto besser gelten sie. Ossian warf wenigstens Eisgebirge, und man erstarrte vor der entsetzlichen Natur und den ungeheuren Menschen; wenn Fingal den Mund öffnete, so bebten die schottischen Ufer; aber was mich hier in Eger an den Norden erinnerte, war augloses, heidnisches Gerüll. Steingebröckel ohne Grün. Es ist ärgerlich, daß Wallenstein in solch einem Loch zugrunde gehen mußte — Wallenstein, ein Name, der immer wie Stahl in meinen Ohren klingt, Wallenstein, eine Tragödie, die ich dem Schiller nie vergeben hätte, wäre sie nicht seine schönste, wäre nicht jede Zeile darin schön. Denn die ganze Anlage ist doch verdeutscht, deutsch untätig, deutsch träumerisch, wie's nur irgend geschehen konnte, sie ist ein Traumbild von jenem schneidend tätigen, gespenstisch wagenden, wie der Blitz hin und her fahrenden Friedland, von jenem eiskalt verständigen Manne, dem der Kampf um Glaubensdinge Kinderspiel, dem die Macht, die Macht — o die Macht alles, alles war. Jener Wallenstein mit dem Dolchauge, mit dem grausam kurzhaarigen rötlichen Schopfe, dem höhnischen irreligiösen Kinn, mit der zermalmenden, eckigen, langen Knochengestalt, jener Wallenstein mit der Ahnung Napoleonischer Kraft, wo ist er hingekommen?! Ist er nicht ein Professor geworden? O, Friedrich Schiller war viel zu tugendhaft, um eine große historische Tragödie zu schreiben, er hätte aus dem Napoleon einen Ideologen gemacht, ihn kümmerte nicht die Handlung, sondern der Grund der Handlung, nicht die Tat, sondern ihre Beschreibung, er war zu weich, zu gut, und saß zuviel in der Stube.

Da gedacht ich William Shakespeares, als ich in den Kirchhof Wallensteins, ins alte Eger hineinfuhr, welch einen Feuergeist hättest du aus jenem dolchaugigen Friedland gemacht! Wieviel größer waren seines Herzens frevelhafte Wünsche als die deines dritten Richard, und was hast du aus ihm geschaffen! Ein historischer Tragöde muß kein be-

fangenes Auge haben, auch kein durch die Tugend befangenes, er muß kühn und ohne Zucken hinsehen können, wenn auch das Blutigste geschieht. Solch ein Auge hat Shakespeare so groß gezogen.

Man hat neuerdings den Wallenstein wieder ehrlich gemacht und Beweise aufgefunden, daß er ein legitimer Mann und kein Empörer gewesen sei. Wo irgend eine historische Albernheit geschieht, da ist auch Friedrich Förster tätig, er ist immer tätig bei den Beweisen, daß es wahre Dummheiten gibt, um nicht zu sagen, dumme Wahrheiten. Sie werden über kurz oder lang auch sicher noch auffinden, daß Napoleon eigentlich ein sehr guter Christ und ein rechtschaffener Mann gewesen sei. Glücklicherweise ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, die frommen Raupen kröchen auch da hinauf und machten uns den Himmel tugendhaft.

Wallenstein soll sich auch viel mit konstitutionellen Einrichtungen befaßt haben, das sieht ihm just so ähnlich wie die Gründung einer Bibelgesellschaft, er ist auch wahrscheinlich ein sehr guter Ehemann gewesen und hat seine Frau immer erst um Erlaubnis gebeten, wenn er einmal hat spazieren gehen wollen.

Kurz, das garstige Eger und jene klugen Leute störten meine Wallensteinillusionen auf das ärgste. Da das bayrische Mädchen solche Gefühle mit mir geteilt haben mochte und auch sogleich weiter gefahren war, so eilten auch wir stracks von dannen. Der Starost war sehr bewegt und erleichterte sein Herz durch ein leises Fluchen. Des Anstands halber ersuchte ich ihn, seinen Gefühlen russisch Luft zu machen, und diesen Gefallen erwies er mir.

---

14. Franzensbrunn.

Über eine belebte Fläche ging's nach dem eine kleine Stunde entfernten Franzensbrunn. Das ist ein kleiner sauberer Ort mit lauter massiven, hübschen Gebäuden. Es sieht so ausgekehrt und zierlich aufgeräumt aus, als käme man in eine alte Jungfernstube. Jenen Bildern von französischen Lustschlössern gleicht es; Klein- und Großtrianon und dergleichen fielen mir ein. Französisch munter ist der Ort ohne Humor und Wärme und ohne Schatten.

Unsere Aufgabe war aber nicht gering, das Mädchen aufzufinden, da wir nicht den kleinsten Anhaltspunkt wußten. Aber der Starost war fest entschlossen, sie zu finden. Wir fingen also unsere Untersuchung beim ersten Hause an, und unsere löbliche Absicht erstreckte sich auf ganz Franzensbrunn. Es ist ein Novellenstoff, welchen ich hiemit sehr empfehle, zwanzig bis dreißig verschiedene Wohnungen hintereinander zu betreten: hier wird geschlafen, dort geweint, hier geliebt und dort geprügelt, und die Novelle geht wie ein verbindender Gedanke hindurch.

Wir traten in ein halbdunkles Vorzimmer; nach dem Lichte zu waren zwei große Glastüren mit dünnem Flor verhangen, welcher die Durchsicht wenig hemmte. Vor dem hohen Spiegel sahen wir ein Mädchen stehen; sie war nur mit einem blendend weißen Unterröckchen bekleidet, und flocht sich mit vollen, frischen Armen die schwarzen Flechten des Haares. Ihr Kopf nach vornhin niedergebeugt, ein voller Nacken und feiste Schultern sahen uns lachend und keck in die Augen. Lautlos standen wir, mit halber Stimme sang sie vor sich hin:

> Soviel Vöglein, als da fliegen,
> Als da hin und wieder fliegen,
> Soviel Grüße send' ich dir!

Jetzt wendete sie sich nach einem Seitentisch, um etwas an sich zu nehmen, wir sahen das Profil — es war unser bayrisches Mädchen. Der Starost drückte mir krampfhaft die Hand. Das hieß soviel, als bleibe zurück. Ich ließ mich still auf einen Stuhl nieder. Er schlich leise hin, öffnete die Tür und trat ein — sie erblickt ihn im Spiegel, ruft seinen Namen, und schreit laut auf. Der Starost hält einen Augenblick inne, und das verwunderte mich — sie spricht Französisch, das verwunderte mich noch mehr. Jetzt eilt er zu ihr, ergreift ihre Hand und küßt sie lebhaft, ich seh' noch einmal ihr volles Gesicht, aber es ist ein anderes, es ist nicht das des bayrischen Mädchens, inniges Bitten liegt darauf, ich höre deutlich die Worte, daß sie jeden Augenblick ihren Gemahl erwarte. Wirklich kommen hastige Schritte die Treppe herauf, der Tür des Vorzimmers zu — hastig rufe ich: „Er kommt," setze meinen Stuhl dicht vor die Tür, und mich auf meinen Stuhl. — Stürmisch rennt der Eintretende an mich und meine Verschanzung, ich springe auf, um ihm die Aussicht zu benehmen, er fragt entrüstet, wer ich sei. Pantomimisch suche ich ihm begreiflich zu machen, daß ich stumm wäre und hier auf jemand warte. Er stößt mich beiseite und eilt nach dem Zimmer, in welchem niemand mehr zu sehen war. Diesen Moment aber benutze ich zum Entschlüpfen. Als ich auf die Straße komme, tritt eben aus dem Nachbarhause der Starost. Ohne zu wissen wohin, gehen wir eine Strecke fort, und er erzählt mir, daß die Dame eine alte Bekanntschaft aus Teplitz sei, und er in großer Eil durch Seitenzimmer, welche sich bis in das anstoßende Haus erstreckten, entkommen wäre.

Ich mahnte ihn daran, daß ich es durchaus nicht für geraten hielt, dem Herrn Gemahl noch einmal zu begegnen, da meine stumme Rolle einige Unannehmlichkeiten mit sich bringen könne, daß ich es also für besser erachtete, die Bayrin aufzugeben und nach Eger zurückzufahren. Aber er war

durchaus nicht dahin zu bewegen, und zog mich in den Kursaal, wo eben gespeist wurde. Wir setzten uns an die Tafel — neben uns saß das bayrische Mädchen mit ihrer dicken, harthörigen Mutter.

Der Starost erneuerte mit Feuer die Bekanntschaft und überschüttete das gesunde, natürliche Kind mit Liebeserklärungen. Sie kam nicht aus dem Rotwerden heraus, und beide Teile versäumten das schlechte Mittagessen. Nach aufgehobener Tafel ging man im Saale auf und nieder; ich nahm mich der harthörigen, bayrischen Mutter an, und ließ mich angelegentlichst in alle Mysterien ihrer gestörten Verdauung einweihen, um welcher willen sie Ferdinandsbrunnen trinke. Sie liebte wie all solche Figuren das Leben über alles, und ich konnte nichts Besseres tun, als ihr mit rationellen, physikalischen und kabbalistischen Gründen zu beweisen, daß sie sehr, sehr alt werden müsse. Der Starost war mit der Tochter in ein Seitenzimmer getreten, ich stellte mich vor die halb offene Tür und verhinderte durch lebhafte Unterhaltung die Mutter am Eintreten, und damit sie nicht hineinsehen könne, deutete ich auf einen erkältenden Zug, der aus dem Zimmer dränge. Sie trippelte auf die Seite, und ich ersuchte sie nun um eine vollständige Geschichte ihrer Krankheit, damit ich ungestört nach der Szene in der Stube horchen könne.

Das Gespräch in jener Stube aber ward immer weicher und stockte zuweilen; als ich mich einmal schnell umwendete, sah ich, daß der Starost seinen Arm um die Taille des Mädchens geschlungen hatte, daß die Tochter der dicken Mutter nur nachgiebig wehrte. Ihr Gesicht konnte ich nicht sehen, denn sie kehrte mir den Rücken zu. Kaum zu meiner Magenstörung zurückgekehrt, sah ich jenen Herrn Gemahl mit seiner Frau in den Saal treten, und, Plätze suchend, langsam auf uns zu kommen. Ich stand auf Kohlen, denn meine stumme Rolle konnte arge Unannehmlichkeiten bringen. In diesem

Augenblicke schrie das Mädchen im Nebenzimmer laut auf und stürzte heraus in die Arme ihrer Mutter. Ich hörte nur noch ihre leise klagenden Worte: „Ach Gott, Mutter, er ist ein Jude!“

Der Herr Gemahl kam direkt auf mich los, ich zog mich eiligst ins Nebenzimmer zurück, Hut und Überrock im Stich lassend. „Fort, fort,“ rief ich dem Starost zu, „der Gemahl kommt.“ Wir eilten ins nächste Zimmer, ins dritte, die Schritte kamen hinter uns; die Zimmer waren zu Ende, der Ausgang verschlossen. Im Hui sprangen wir durch die offenen Fenster; der Saal und die Zimmer waren auf ebener Erde. Entblößten Hauptes kamen wir beide zu unserem auf der Straße haltenden Postillion und sprangen in den Wagen. Ich nahm dem Hansel die Zügel ab, mit einigen Zwanzigkreuzern bewehrt, wurde er abgeschickt, um das im Stich gelassene Material durch einen Kellner zu gewinnen. Ich fuhr uns eiligst aus der Schußweite bis vor das Städtchen.

Hansel ging lachend, und nach einer Viertelstunde kam er lachend wieder und brachte Rock, Mantel und Mütze. Nur mein Hut fehlte; ich hatte den Kopf verloren, und barhäuptig kam ich nach Eger zurück.

Dort ging eben eine Post ab, ich requirierte eiligst eine Mütze, und fort ging's nach Bayern.

Ich dankte es meinem Vater innig, daß ich kein Jude sei.

---

15. Bayern.

Ich saß stumm im Postwagen, eine verschleierte Dame lehnte still in der andern Ecke, der Starost mit noch einem Passagier saß draußen im Kabriolett. Es war stumm und still in mir; das leere bunte Leben ohne Halt und Ziel, das frivole Spiel mit Liebe und Liebesdingen, all das flüchtige Reisegenießen, wobei die Seele hie und da gestreichelt, wobei

ihr innerster Kern niemals beteiligt wird, ging wackelnd und kopfschüttelnd gleich putzigen Karnevalsfiguren an meinem halboffenen Auge vorüber. Vielleicht war Bayern daran schuld, Bayern macht heutigen Tages viel zu denken, trotzdem, daß in Bayern nach wie vor so unglaublich viel Bier getrunken wird, vielleicht auch namentlich darum, daß doch noch immer so unglaublich viel Bier getrunken wird.

Grüne Gefilde rannten am schnell rollenden Wagen vorüber, und die bayrische Grenze ist nicht zu verkennen: es beginnen die Hopfenstangen, die süße Symbolik des schönen bittern Bieres, und die Hopfenstangen verlassen einen nicht, sie rennen wie Gespenster mit fliegendem Haar neben dem Wagen her bis hinab an die salzburgische Grenze. Nur drüben auf der Westseite sollen sie hier und da durch Reben abgelöst werden. Sie sind die stehende Poesie und ein süßer Augentrost des Bayers.

Es war ein gar trüber, melancholischer Tag, graue Wolkennebel lagen auf den niedrigen böhmischen Grenzbergen, überall auf dem grünen Rasen perlten die feinen Wassertropfen. Man vergaß, daß es eine Sonne gebe, und meine jungen schlesischen Gedanken, welche an der Heimat verzweifelt waren und das Glück und die Schönheit suchen wollten in der Weite, sie schüttelten verneinend ihre Locken in mir, daß es mahnend klang wie die Memnonssäule, wenn die Sonne untergeht hinter der Wüste im unabsehbaren öden Meere.

Die Naturforscher haben uns die Poesie der Memnonssäule genommen, wir wissen jetzt, daß es kein geistiger Ton ist, den sehnende Liebe oder träumerische Geschichte aushaucht, wir wissen, daß er von materiellen Dingen, von Wärme oder Kälte herkommt, welche die Steine affiziert — die Reise hatte auch meine Hoffnungen klüger aber nicht glücklicher gemacht. Die Tage flatterten oder krochen vorüber, das Auge sah bald dies, bald jenes, das Herz hüpfte wohl einmal

hier oder da, aber in all dem Gebraus sah ich sehnsüchtig zurück nach jener stillen schlesischen Stube, wo einst die tausendjährige Blume der Liebe aufging in meinem Herzen an einem milden Sommerabende, wo ich in häuslicher Beschränktheit alle Reiche der Erde besaß. Ach, was ist die Liebesspielerei gegen die Liebe. Jenes kleine Stübchen mit der kleinen Fußbank, auf welcher ich saß und ihr in die sehnsüchtigen Augen blickte, die auf und nieder gingen in unendlicher Liebe zu mir, wo find' ich sie wieder! Ich fürchte, sie sind nicht mehr an der Heerstraße zu finden, wo die Poststationen vorübergehen.

Es ist gut, die Welt mit tausend Liebesaugen auszuschmücken, aber es ist besser, nur zweier zu bedürfen, zweier Augen, die Himmel und Erde in unser Herz spiegeln. Es ist gut, das Glück zu suchen früh und spät und im Ost und West, aber es ist besser, seiner Herr zu sein in einem kleinen Stübchen, wo nicht Regen noch Wind hineinschlägt, wo ein treuer Ofen und ein treuer Busen wärmt, wo im Wandschrank ruhige Bücher stehen, welche angefüllt sind mit Weisheit.

Solchergestalt strich mir der schlesische Philister mit der Hand über das Antlitz, und ich hielt still auf dem Postwagen zwischen Eger und Amberg, und vor jedem geschlossenen Auge stand mir eine Träne, auf meinem Munde aber lächelte etwas, was ich selbst nicht erklären konnte. Ich fühlte etwas von Ironie, von inniger Wehmut, edel herber Wahrheit, was in diesem Lächeln sich ausprägen müsse, aber ich konnte es leider nicht sehen.

Wenn die Welt so recht groß und lebendig werden wird, dann gehen gewiß recht viel kleine Gefühle verloren, die das Lebensglück so bescheiden, aber so sicher machen. Das fühlt man auf den flüchtigen Reisen unserer Tage. Ich bin auch mehr für große Dinge, aber ich möchte doch darauf hinweisen, daß die stillen unscheinbaren Güter nicht ganz

vergessen würden, es wäre doch schlimm, denn es begibt sich zuweilen, daß das Herz seine schwachen Stunden hat und sich nicht mehr recht ausdehnen will für alle die weltgeschichtlichen Forderungen, da tun ihm die kleinen häuslichen Glückseligkeiten so unaussprechlich wohl. Ach, und wenn sie dann einmal gar nicht mehr existieren sollten, da müßte man mit zusammengepreßtem Herzen eines schmerzhaften, lieblosen Todes sterben, und das kann manchem von unsern Aposteln begegnen.

Es ward mir plötzlich sehr kalt, und ich mußte mich dicht in meinen Überrock hüllen.

Und wenn ein kühner Seemann Reisen durch tausend und abertausend weite Meere antritt, so sorgt er doch vorher für eine kleine stille Heimat in einem Winkel des vaterländischen Strandes, dort läßt er seine Liebe in einem kleinen Häuschen, als könnte er morgen wiederkehren, und sie ist, die Liebe im kleinen Häuschen ist sein Kompaß in weiter Ferne, und wenn er untergeht, so geht er unter in ihrem Anblick. Es ist gar zu schlimm, allein zu sterben. Die fremden bunten Länder ersetzen nicht das eine schlichte Menschenkind, das um uns weint.

Ich war schon lang von der Heimat fort, und zwischen Eger und Amberg war ich recht reisemüde.

„Est-ce que vous parlez français?“ lispelte die Dame schüchtern neben mir. Sie schien sehr verlassen zu sein, und als sie nach einigen aufmunternden Redensarten von meiner Seite ihren Schleier zurückschlug, sah ich just solch ein wehmütig historisches Gesicht, als es eben meine Gedanken dargestellt hatten. Das tat mir wohl, sehr wohl. Es war ein feines, französisches Antlitz, dessen Herrin etwa fünf- bis sechsundzwanzig Jahre zählen mochte. Weiche braune Haare schlossen sich in wenigen, halb aufgelösten Locken an ein kleines Häubchen, eine leichte, kleine Kummerfalte lief zuweilen flüchtig über eine weiße, hohe Stirn und über gut-

mütige braune fränkische Augen, denen man ansah, daß sie früher viel gelacht hatten. Fein und griechisch war die Nase, aber die vollen Lippen sahen so schmerzlich aus, in den Mundwinkeln lag viel inniger geschichtlicher Kummer, die feine Röte des lieben, wenn auch nicht schönen Angesichts sah auch nach manchen Tränen aus. Ihre Kleidung war aus unscheinbaren Stoffen, aber sehr modisch geschnitten, sie glich einem arm gewordenen Stolze, einzelne Stücke, wie ein prächtiger Reisebeutel, kontrastierten arg mit den übrigen, fast weniger als schlichten Dingen. Der Ausdruck ihres Gesichts war so liebsanft-unglücklich. Eine unglückliche Französin ist äußerst angenehm, denn sie verfällt nie in die deutsche Weinerlichkeit, das heitere Naturell lauscht immer hinter den Augen, ob nicht ein Moment zum Hervorspringen kommen wird. An ihrem Akzent und ihren zeremoniellen feinen Wendungen bei Frage und Antwort erkannte ich bald den Faubourg Saint-Germain. Sie kam aus Prag; ich sprach ihr Mut zu; mit ein paar kleinen schnell weggescheuchten Tränen erfuhr ich, daß sie in der ersten Hälfte des Juli 1830 noch in den Tuilerien gewohnt habe, in der Nähe der Herzogin von Angoulême, später habe sie in Schottland logiert, und jetzt komme sie von Prag. Und sie klagte namentlich darüber, daß man in all den Gegenden nicht französisch spreche. Also eine schlanke, liebenswürdige Karlistin. Ich hatte das Bourbonenunglück nie in der Nähe gesehen, und ich dachte mir's immer mit den harten, unduldsamen Emigrantenzügen; jetzt erschien mir's plötzlich so weich und sanft. Die kleine hilflose Frau reiste allein auf der ordinären Post durch Deutschland nach Italien, wie sie sagte, nach Paris, wie ich bald merkte. Ich hätte die Karlisten bedauern mögen ob dieser verlassenen, hübschen Stellvertreterin. Dies gutmütige Wesen sollte vielleicht intrigieren für seine Partei, ach, wie zerbrochen, wie altersschwach kam mir in diesem Augenblicke der Karlismus vor, wie eine ver-

armte Familie, welche die jüngste, mäßig hübsche Tochter in die Residenz schickt, daß sie mit ihren anmutigen, verweinten Augen und dem liebenswürdig bittenden Munde alte Freunde erweiche.

Ich sagte es ihr recht innig, wie ich sie bedauerte, obwohl ich ihre Partei gar nicht liebte, ich sagte es ihr so schonend wie möglich, daß schwerlich jemals eine Änderung eintreten dürfte. Da kamen ihr große Tränen in die Augen und sie seufzte so tief, wie eine Französin nur seufzen kann und meinte, auch sie hoffe sehr wenig. Aber in Prag schelte man, wenn sie so spräche, und in Prag müßte man's doch wohl besser verstehen. Die Hauptsache sei aber, wenn sie nur wieder alle offen nach Frankreich dürften, und da fragte und bat sie mich so herzlich, ob ich ihr das nicht versprechen könnte.

Ich konnte mir nicht helfen und versprach's ihr feierlichst. Nun wurde sie munterer und erzählte dies und jenes, vom kleinen Heinrich V. und von der Dauphine und von ihrer großen Verwunderung, daß sie in Deutschland alle armen Leute Kaffee trinken sähe.

„Und in dem Lande, wo wir jetzt sind," sagte ich, „trinken die Leute alle Bier."

Das machte ihr sehr viel Spaß, und wir waren ans erste bayrische Städtchen gekommen, wir wußten selbst nicht wie.

Hier mußten wir aussteigen, um unsere Pässe und unser Äußeres untersuchen zu lassen. Es war in diesem Jahre zu Frankfurt ein Attentat auf den Bundestag geschehen, und das mußten die Reisenden in Deutschland entgelten, namentlich hatte es Bayern sehr übel genommen und verhielt sich wie in Belagerungsstand erklärt. Man besichtigte uns, und vier bis fünf wohlgesättigte Bayern entschieden, ob unsere sonstigen Gebärden dem Charakter angemessen seien, welcher im Paß verzeichnet stand.

Diese feierliche Handlung wurde durch einen leidenschaftlichen Zwischenvorfall zerstört. Wie schon bemerkt, hatte noch ein Passagier mit dem Starost im Kabriolett gesessen. Der war noch nicht in der Stube erschienen, und es lief ein beunruhigendes Geräusch durch die wachthabenden Bayern, warum der nicht erscheinen möchte. Das Geräusch wuchs, als der Reisende noch länger zögerte, es ward ein Subaltern nach ihm gesendet, der Same des Mißtrauens, den jeder Passagier in Bayern erzeugt, schoß schnell in die Höhe, wir wurden noch einmal inquiriert, ich mußte noch einmal den Dolmetscher für meine ängstlich dreinsehende Französin machen. Sie war sehr liebenswürdig dabei. Glücklicherweise hieß sie Madame le Duc und kam von Prag; ich raunte einem Beamten die respektvolle Bemerkung zu, es sei gewiß ein wichtiges Inkognito, ich hätte so gewisse verlorne Worte gehört, daß sie den König von Bayern besuchen wolle, Madame le Duc — sei ein verfänglicher Name, wer könne Madame le Duc heißen, der Name schicke sich gar nicht für eine Privatperson; er werde sich aus den Zeitungen erinnern, welch eine wichtige Person am französischen Hofe die Madame Madame sei und le Duc heiße der Herzog, man müßte vernagelt sein, wenn man nicht einsehe, daß die Dame die verkleidete Herzogin von Berry wäre.

Er prallte zurück und machte der Französin ein tiefes Kompliment. Der Starost raunte mir ins Ohr, der noch fehlende Passagier sei ein Vicomte, ein Frank Karlist, der aus Asien komme, ein Stück mit Lamartine gereist und ein sehr unterrichteter Mann sei.

In diesem Augenblicke trat er ein. Sowie er seine Landsmännin erblickte, stürzte er vor Freude und Verwunderung strahlend auf sie zu, „oh, Madame!“ rufend und will ihre Hand küssen. Sie tritt erschrocken zurück und flüstert mit unsicherer Stimme — „Monsieur le Vicomte“ — —

Es befand sich aber unter den Beamten ein rücksichtsloser Biertrinker, der weder von den Vermutungen über Madame, noch von dem Herrn Vicomte die mindeste Notiz nahm und den letzteren mit unzweifelhafter Grobheit zur Rede stellte, wo er sich herumtreibe und wo sein Paß wäre. Der Vicomte verstand so ziemlich die deutsche Sprache, ihre Grobheiten aber erst unvollkommen. Er überreichte einen gewaltig großen und sehr zerlesenen Paß und wendete sich mit dem größten Anteil sogleich wieder zu Madame. Die übrigen Beamten waren durch die vorhergehende Szene, durch „Madame“ und „Vicomte“ vollkommen überzeugt, daß hier ein legitimes Inkognito auf der ordinären Post reise, sie scharten sich um den Rücksichtslosen, der sich nicht beruhigen wollte und von unverständlichen französischen Pässen murmelte, die nicht nach Deutschland gehörten. Ich sah auf der andern Seite deutlich, daß Madame nur mit großer Mühe ihrer Verlegenheit dem Vicomte gegenüber Herr wurde, ich hörte es, wie sie ihn leise bat, noch nicht in den Wagen zu kommen, sondern im Kabriolett zu bleiben, ich hörte, wie sie's ihm bestimmt untersagte, als er drängte.

Dahinter mußte eine Novelle stecken. Ich betrachtete aufmerksam den karlistischen Vicomte. Aus jeder Bewegung sah der adelige Stolz und der Bourbonenhof heraus. Nur wenn er mit der Dame sprach, nahm er seinen schäbigen Hut ab und bückte sich und sprach verbindlich. Mit den Beamten verfuhr er kurz, hochfahrend, gebieterisch. Er trug einen abgetragenen und von Regen und Sonne ausgebleichten Mantel von Merino, wie man die sogenannten griechischen Mäntel in Venedig kauft. An manchen Stellen war der Zeug schon gebrochen und zeigte lange Ritze. Darunter hatte er einen vergänglichen braunen Rock bis an die Krawatte zugeknöpft, blau und weiß gestreifte Vatermörder und Manschetten beschatteten kleine von dürftigen Handschuhen bedeckte Hände und ein von der Witterung unregel-

mäßig gerötetes Gesicht. Der Ausdruck dieses letzteren war nicht ohne Härte und doch wieder nicht ohne eine gewisse glatte Feinheit, die Formen desselben waren regelmäßig, um den Mund lag eine wegwerfende Medisance. Dünne Haare lagen schlicht um sein Haupt, er sah ärmlich, aber vornehm sauber aus, und ein gewisser schweigender Stolz hielt alles von ihm in Entfernung. Es war nicht eine demokratische Linie an ihm zu entdecken.

Der Rücksichtslose erhob sich von seinem Schreibtische und sagte ihm, es fänden sich Unregelmäßigkeiten in seinem Passe, er müsse dableiben. Aber er war noch nicht zu Ende mit seiner langsamen Rede, als auch schon ein stürzender Gießbach französischer Worte des Vicomte ihn betäubte; wie Dolche schleuderte er ihm zwanzig kleine Sätze ins Angesicht, riß ihm den Paß aus der Hand, nahm einen andern Beamten; drängte ihn auf einen Stuhl und sagte: „Schreiben Sie, daß ich will reisen nach Münnich." —

Alles war in Verwirrung, der Rücksichtslose stand wie verwirrt von dieser Dreistigkeit, und wenn er den Mund öffnen wollte, so fuhr ihm stets der Vicomte mit einer neuen Parade tödlich entschlossener, französischer Worte dazwischen, einige seiner Kollegen suchten ihn zu beschwichtigen, die andern arbeiteten am Passe, mitten in dieser Verwirrung saß Madame le Duc auf dem alten Lehnstuhle, den man ihr präsentiert hatte, und blickte mit unruhig, besorgt forschenden Mienen in die stürmische Szene. Der Mantel war ihr von den Schultern geglitten, die Wangen hatten sich gerötet, sie sah scharmant aus in der niedern Zollstube unter den dunkeln Biergesichtern.

Der Rücksichtslose rief plötzlich mit einer Löwenstimme nach den Gendarmen, die Dame fuhr erschrocken vom Stuhle auf, als sie das Wort hörte; ihr Mantel blieb auf dem Stuhle, ich sah, wie fein französisch sie gewachsen war, sie trug ein eng anschließendes, verschossenes seidenes Kleid.

Die Gendarmen traten ein; des Vicomtes Paß war unterdes visiert, er ging stolz hinaus, wir folgten ihm; es geschah nichts.

Wie in sicherer Heimat fühlten wir uns, als wir wieder im Postwagen waren, dieses quälende Verdachts- und Inquisitionssystem, welchem man bei jeder Station ausgesetzt ist, peinigt mehr als die Furcht vor Unsicherheit der Straßen. Der Vicomte war gehorsam ins Kabriolett gestiegen, ich war mit meiner liebenswürdigen Dame allein; es fing an dunkel zu werden, und ich hätte gar zu gern jene Novelle gewußt.

---

16. Die Karlisten.

Die Herzogin von Angoulême hat sich eines jungen Mädchens angenommen, welches aus einer alten, aber verarmten adeligen Familie war. Die Eltern des Mädchens waren gestorben und hatten sich samt ihren Vorfahren durch treue Dienste ausgezeichnet: einer der letzteren war sogar einmal Zeremonienmeister in den Tuilerien gewesen. Das Mädchen hieß Angelique und war sehr hübsch. Es war indes nicht eine hervorstechende Schönheit, welche sie auszeichnete, sondern mehr ein unbefangenes, einnehmendes Wesen. Sie hatte ein liebes Gesicht, in welchem sich alle Eindrücke schnell und angenehm, ja einschmeichelnd abspiegelten; die Züge desselben waren weich und fein, sie hatte ein Antlitz wie ein Gedicht und eine überaus schöne sanfte Stimme. Die Herzogin von Angoulême gab sie nach St. Cloud zu einer ältlichen Dame, welche mehrere Mädchen zu ihrer Erziehung bei sich hatte. Wegen ihrer angenehmen Stimme war sie aber oft nach Paris gefahren, um der Herzogin vorzulesen. Es waren immer ernsthafte, moralische Bücher, welche ihr zu diesem Zwecke gegeben wurden und die tugendhaften Grundsätze, welche darin ausgedrückt waren, prägten sich während des Lesens treu und schön in Angeliques Gesicht aus. Die

Herzogin von Angoulême, eine hohe Frau mit einem Gesicht wie von Marmor und Tugend, saß gewöhnlich auf einem Taburett in einer Ecke des Zimmers, ihre Hände ruhten still auf ihrem Schoße, weit ringsum in allen Gemächern war es totenstill, und wenn ein Abschnitt zu Ende war, so winkte sie die Leserin zu sich. Angelique kniete vor ihr nieder, die Herzogin küßte sie auf die Stirn und entließ sie dann wie eine Mutter mit einigen wohlgemeinten guten Lehren.

Wenn Angelique nach Hause fuhr, so machte sie gewöhnlich ein Glasfenster der großen Kutsche auf, obwohl die sie begleitende ältere Dame immer viel dagegen einzuwenden hatte. Mehrere Male begegnete ihr nicht weit von der Barriere ein Reiter auf einem stolzen großen Rappen, hinter welchem ein sehr reich gallonierter Bedienter ritt. Der Reiter hatte ein sehr vornehmes Ansehen und sah dreist, und wie es schien sehr aufmerksam in den Wagen hinein; später waren seine Blicke sehr freundlich, und er grüßte jedesmal. Eine der Hofdamen, welche allmählich die regelmäßige Begleiterin Angeliques geworden war, kannte ihn und sagte, es sei der Vicomte v. B., ein sehr wohlgelittener Chevalier bei der Suite der Herzogin von Berry.

Eines Nachmittags, als Angelique nach Hause fuhr, war er eine Strecke neben dem Wagen hergeritten und hatte mit ihr gesprochen. Sie kam ein wenig erregt nach Hause und eilte schnell nach ihrem Zimmer, um sich umzukleiden, als Madame Berrault, ihre Erzieherin, eintrat und ihr ankündigt, daß ihr „der Herzog“ seine Aufwartung machen würde.

„Welcher Herzog?“

Madame Berrault legte den Finger auf den Mund, umarmte Angelique und sagte ihr, sie sei ein glückliches Mädchen. „Der Herzog“ war ein langgewachsener, junger Mann mit einem sehr gutmütigen, regelmäßigen Gesicht und einer sehr

liebenswürdigen guten Laune. Er schwatzte mit Angelique das drolligste Zeug, sie lachte herzlich mit ihm, und er kam alle Tage wieder. Madame Verrault hatte ihr verboten, der Herzogin etwas davon zu sagen.

Als Angelique eines Tages eben mitten in ihrer Vorlesung war, entstand Geräusch in den Nebenzimmern, die Tür flog auf, und die Herzogin von Berry flog ins Zimmer, küßte die Angoulême flüchtig, setzte sich neben sie und winkte Angelique, ruhig fortzufahren. Man habe ihr gesagt, daß sie so schön lese, und sie wolle sich davon überzeugen. Angelique las, es dauerte aber nicht lange, so sprang die Berry wieder auf, sagte: „Schön, scharmant,“ strich dem errötenden Mädchen die Haare aus der Stirn und küßte sie aufs Auge. Darauf erbat sie sich von der Angoulême die Erlaubnis, Angelique morgen und je zuweilen bei sich lesen zu lassen. Die Herzogin von Angoulême zögerte mit der Einwilligung, die Berry aber streichelte ihr die Wangen und versicherte: „Wenn wir auch nicht ganz so ernsthafte Dinge lesen, so sollen sie doch nicht viel weniger ernsthaft sein.“ Und sie eilte davon.

Angelique ward mit vielen guten Lehren entlassen, die sie zur Hälfte verstand, wenn sie an den nebenher reitenden Vicomte und den sie erwartenden „Herzog“ dachte. Dieser pflegte sich nämlich immer einzufinden, wenn der Abend kam.

Heut war er munterer als je und setzte sich auf eine Fußbank neben ihre Füße, und nahm zum erstenmal ihre Hand und küßte sie und trommelte ihr leise mit den Fingern auf den kleinen Füßen herum. Angelique schlug ihn auf die Finger, aber als sie sich dabei ein wenig bückte, faßte er sie mit beiden Händen beim Kopfe und küßte sie munter und herzhaft. Angelique wollte sehr böse werden, aber er setzte sich neben sie und streichelte ihr die Wangen. —

Am andern Tage war sie bei der Herzogin von Berry. Sie befanden sich in einem sehr großen prächtigen Zimmer,

die Herzogin war eben von einem Spazierritt gekommen und saß noch im Reitanzuge oder lag vielmehr in einem Diwan, den Reithut mit den hohen Federn in die Kissen drückend, so daß er sich ihr vorn tief in die Stirn drängte und das muntere, neapolitanische Gesicht beschattete.

Man mußte genau hinsehen, ob die schlanke Figur mit den scharfen Gesichtszügen ohne Schönheit ein Männlein oder ein Fräulein sei. Mit der Reitgerte spielte sie auf dem Tische, vor welchem Angelique ihren Platz hatte und ihr eine bunte, ausgelassene Novelle las. Mehrere Herren und Damen saßen im Zimmer zerstreut und flüsterten leise miteinander. Nicht weit von ihr in einer Fensterwölbung stand ein einzelner Herr, Angelique wagte nicht, genau hinzusehen, es schien ihr aber, als sei es der Vicomte. Die Herzogin sprach zuweilen einige Worte in italienischer Sprache zu ihm, welche Angelique nicht genau verstand, da sie der Sprache nicht völlig mächtig war. Allmählich ward die Herzogin still, Angelique las und las, bis es dunkel ward, da bemerkte sie erst, daß jene eingeschlafen sei. Sie hielt einen Augenblick inne, die Stimme aus der Fensterwölbung sagte leise: „Continuez.“ Da fuhr die Herzogin in die Höhe und sagte leise in sich hinein: „Perche no — si, perche no“ — darauf sich ermunternd, rief sie dem Vicomte in der Fensterwölbung, er möge das Fräulein begleiten, reichte ihr die Hand zum Küssen, klopfte sie leise auf die Wange und ging in ein anderes Gemach.

Eh' sich Angelique besinnen konnte, hing sie am Arme des Vicomte, fühlte sich sanft gedrückt, hörte sie seidenweiche Worte, war sie in den Wagen gehoben — und der Vicomte saß neben ihr.

Er war ein feiner, aber feuriger Mann, der schnell und eiligst siegen wollte. Das erschreckte Angelique, es erbitterte sie, daß sie umsonst versuchte, ihre Hand aus der seinigen zu befreien, sie drohte ihm, sein Betragen „dem Herzoge“

mitzuteilen. Man sagte am andern Tage im Salon der Herzogin von Berry: „Der Vicomte reussierte nicht," und man verwunderte sich.

In der ersten Bestürzung hatte Angelique dem sie erwartenden „Herzog" alles erzählt; er hatte sie fest in seine Arme geschlossen, und sie hatte sich zum ersten Male wie schutzbedürftig seiner Umarmung hingegeben.

Am andern Tage erschien auf Angeliques Zimmer Madame Verrault, ein Priester, ein ihr unbekannter Mann als Zeuge und „der Herzog". Angelique hatte ein schönes weißseidenes Kleid bekommen, das trug sie heut, und die fliegenden Haare hatte man ihr künstlich in die Höhe und in einen Orangenzweig hineingeflochten, und sie zeigte zum ersten Male ihre weiße Brust und die weißen Schultern halb entblößt und sah schamrot aber bezaubernd dazu aus. Der Priester aber hielt eine kurze Rede und erklärte, daß er berufen sei, das Fräulein mit dem Herrn „Herzog" zu kopulieren. Er war noch mitten im Sprechen, da hörte man Reiter und Wagen eilig in dem Hofe ankommen, stürmische, klirrende Tritte kamen die Treppe herauf — der Priester hielt inne. Madame Verrault ging an die Tür und schob den Riegel vor, dann faltete sie von neuem die Hände und ersuchte den Priester, die heilige Handlung zu vollenden. Der Priester zögerte; es wurde an der Tür gerüttelt, man hörte eine donnernde Stimme: „Im Namen des Königs öffnet, es geschieht ein Betrug!" Angelique erkannte mit Beben diese Stimme, sie bat mit flehendem Auge den Priester, zu endigen, und in halber Zerstreuung vollendete dieser den Aktus, mit seinen geist-weltlichen Augen in den bittenden Angeliques ruhend. Neuer Sturm an der Tür, welche gesprengt wird. Madame Verrault wirft Angelique einen Mantel über, „der Herzog" nimmt sie bei der Hand und entweicht mit ihr durch ein Nebenzimmer, das er innen verschließt. Darauf öffnet die Verrault die eben weichende Tür und fragt den

mit Bewaffneten hereinstürmenden Vicomte, was ihm zu Dienst sei.

„Wo ist der sogenannte Herzog?“

„Mein Herr Vicomte, Sie lästern die Toten: mein erster Gatte liegt auf dem Père la Chaise und hieß vor aller Welt mit seinem rechtmäßigen Namen Monsieur le Duc.“

Angelique lebte in der Gegend von Orleans beinahe ein Jahr lang still und ruhig mit ihrem Gatten auf einem einsamen Landhause. Da fragte sie ihn eines Tages, ob denn der Vicomte noch immer in Paris sei und ob der Herr Herzog nicht bald nach Hofe zurückkehren werden. Ihr Gatte entgegnete, das solle in nächster Woche geschehen, der Vicomte sei nach Griechenland gegangen und seine, des Gatten, Mutter habe ihm eine angenehme Stellung im Dienste der Herzogin von Angoulême verschafft.

In den Tuilerien erfuhr die sanfte Angelique, daß sie Madame le Duc, aber nicht Madame la Duchesse sei, und da sie gar nicht ehrgeizig war, so wunderte sie sich nicht lange, aber sie fing an, öfters und weniger furchtsam an den Vicomte zu denken, als man ihr erzählte, er habe aus unglücklicher Liebe zu ihr Frankreich verlassen. Wie man Frankreich verlassen könne, war ihr lange unbegreiflich; je länger sie darüber nachdachte, desto stiller wurde sie.

Einst ging sie gegen Abend mit mehreren Hofdamen spazieren, und eine der Damen erzählte, daß der Vicomte in Athen lebe und alle Abende zwischen den Säulen eines alten Tempels mit einer wunderschönen Griechin sitze, welche ihm oft die Hand küsse. Der Vicomte stünde zu wiederholten Malen auf, lehnte sein Haupt tief in den Lorbeer, welcher sich an einer hohen Marmorsäule emporranke, sehe nach Norden und seufze. Darauf stehe auch die Griechin auf, streichle ihm liebkosend die Wangen und führe ihn still in das Ölbaumgehölz, das in der Nähe sei.

Die Herzogin von Angoulême, welcher Angelique jetzt wieder vorlas, fragte sie oft, warum ihre Augen so trüb seien, ihr Herzog mache sie ja doch nicht weinen. Angelique küßte ihr heiß die Hand und fuhr mit dem Taschentuche über die Augen.

Um jene Zeit ward es sehr unruhig in den Tuilerien, und ein paar Tage darauf waren in Paris die drei Farben wieder Mode, Angelique aber floh mit der königlichen Familie aus Frankreich und erfuhr erst in Schottland, daß ihr stiller „Herzog“ im Louvre erschossen worden sei.

Es war auf der Diligence zwischen Eger und Amberg Nacht geworden, und als wir auf die Station kamen, hatte alles Hunger und Durst; Madame le Duc wollte verschmachten. Der Vicomte war untröstlich, daß im Posthause, einer gewöhnlichen Kneipe, alles schlief. Eigenhändig weckten wir eine mit bayrischem Bier festschlafende Magd, und auf dem Kaminherde ward ein großes Feuer gemacht. Da saß die liebenswürdige Französin und wärmte sich, der Starost mit dem dunkeln asiatischen Gesicht stand nicht weit von ihr im hellen Scheine des Feuers, der Vicomte stand in ihrem Anschauen verloren vor ihr, und seine ganze wilde Karlistenseele lag in seinem Auge und mit dem Auge auf den Blicken der holden Angelique, die sinnend ins Feuer fielen. Als ihre Hände warm geworden waren, reichte sie die eine dem Vicomte und sah ihn mit jenem mädchenhaft, sanft fragenden Blicke aus St. Cloud an und fragte nach der schönen Griechin. O, wie beteuerte er —, und ich freute mich, endlich daran glauben zu dürfen, daß sie eine Französin sei, denn sie seufzte nicht, sondern gab ihm einen leichten Backenstreich.

Es war gegen Mitternacht; dennoch trat ein Soldat ein und verlangte unsere Pässe. Da er nur mit Mühe die deutschen entzifferte, so hatte er nicht übel Lust, die ihm

stockfremden französischen bis zum Morgen zurückzubehalten, obwohl die Post in einer halben Stunde weiterging. Mit solider Entschlossenheit nur brachten wir ihn von diesem polizeigemäßen Vorsatze ab; denn er behauptete steif und fest, Deutschland und besonders Bayern sei nicht recht in Ordnung und niemand als die Franzosen seien schuld daran.

In einem gut bayrischen Wirtshause ist nichts als Bier zu haben, die schläfrige Magd kochte uns also brummend ein Warmbier, und wir aßen schwarzes, trockenes Brot dazu.

Jetzt ward der Vicomte ins Innere des Wagens gelassen, und er erzählte und sprach noch mehrere Stunden, es war niemand schläfrig, und er war artig wie ein seidener Handschuh gegen seine wiedergefundene Herzogin, die glücklich befreite Witwe des Sohnes der Madame Berrault.

Er war viel gereist und erzählte von den fremden Sprachen, wie von wunderlichen fremden Mädchen, aber das Neugriechische mit dem melancholischen i war immer die Favorite. Madame machte ihm das lebhaft zum Vorwurfe. Wer weiß es, wie die Römer und Griechen ihre Worte ausgesprochen haben, und man sollte eigentlich glauben, die romanischen Völker sollten namentlich das Römische am richtigsten aussprechen, aber die Subjektivität der französischen Aussprache geht bis ins Lächerliche. Wir Deutsche sprechen die klassischen Sprachen zwar auch deutsch, aber unsere Pronunziation ist an und für sich einfacher, ich behauptete darum, wir sprächen am richtigsten Latein und die Engländer am richtigsten Griechisch, denn das th und die Vorliebe für halbe Vokale teilen auch die jetzigen Griechen mit den Briten, und der Engländer wird mit seinem Altgriechischen am ersten von den jetzigen Hellenen verstanden. Das erhitzte den Vicomte sehr, und ich mußte den Herrn Professor Zumpt in Berlin vielfach gegen ihn zu Hilfe rufen. Es ist aber wirklich notwendig gewesen, das Verdienst Ludwigs XIV., das Französische zur allgemein verständlichen Weltsprache zu

machen, denn das französische und englische Latein und Griechisch ist ein uns völlig unverständliches Idiom. Der Vicomte behauptete übrigens, die europäischen Sprachen wären alle durch eine engere oder weitläufigere Verwandtschaft verbunden, nur die Ungarn und Finnen gehörten gar nicht zu dieser Familie. Finnland war meine schwache Seite, ich erwiderte nur, die Franzosen brächten durch ihr leidenschaftliches Klassifizieren viel Übersicht, aber auch viel Irrtum in die Wissenschaft. Es kommt ihnen auf einen kleinen Fehler nicht an, wenn der Ausspruch nur rund und imposant klingt. Sie sind die Rhetoriker in der Weltgeschichte.

Durch die wechselvollen Schicksale Frankreichs sind alle Parteien genötigt worden, unter fremde Leute zu gehen, und ihrer Vernunft haben sich viel kosmopolitische Begriffe aufgedrängt, aber das Herz eines Karlisten ist altfranzösisch geblieben mit allem äußeren, geschmeidigen Wohlwollen und aller brutalen Eitelkeit eines Altfranzosen. Er hält seine kurze, fertige Sprache, die einen einzigen, glänzenden, purpurverbrämten Anzug hat, diese arme Sprache, welche nicht einmal doppelte Leibwäsche besitzt, die Jahrzehnt um Jahrzehnt mit demselben verblichenen Purpur, denselben abgegriffenen Fransen kokettieren muß, er hält diese unglückliche Präsentiertellersprache für die schönste, er spricht vom Corneille noch heute: Oh, si noble, nennt den Shakespeare einen trivialen Barbaren, Fenelon und Bossuet Muster für Politiker, die Sprache des neuen Frankreich, Viktor Hugos und seiner Genossen vandalisch.

Es gibt sehr viel hergebrachte Begriffe in der Charakteristik von Ländern, Völkern, Klassen, die wie Buchstaben von einem zum andern übergehen, Schema werden. Sie ändern sich nicht, auch wenn sich die Dinge geändert haben. Ich glaubte, dahin gehöre auch die Schilderung eines Karlisten, und ich war überzeugt, die nachlässige neue Partei übertreibe bei Darstellung des Alten. Aber der Vicomte, ein noch

junger, sehr erfahrener, unterrichteter Mann, war bis ins innerste Herz ein alter Karlist, und wenn man ihn reizte und solchergestalt einen seiner schwachen Momente herbeiführte, so kam die ganze, alte frank-royalistische Bestialität zum Vorschein. Er hätte in Paris die Schriften der Romantiker verboten, damit das Altfranzösische nicht darunter litte, er war voll Mut bis aufs Blut zu kämpfen, für seinen Glauben zornig zu sterben, aber er hatte nicht den kleinsten Mut, etwas gründlich Neues zu denken, er war streng aus dem unfruchtbar gewordenen Leibe der gebärmüden trojanischen Hekuba.

In ganz Frankreich haßte er niemand mehr als Ludwig Philipp, die Republikaner behandelte er wie Engel neben jenem. Wer allen Leuten das Geld abgewinnt, den hassen alle Spieler.

Es ist merkwürdig, welch ein Faible die Karlisten für den Napoleon-Journalisten, für Armand Carrel, den Redakteur des „National“, haben. Sie verehren in ihm den gefährlichsten Feind des jetzigen Königs und den Sprößling einer nobeln karlistischen Erziehung. Carrel ist nämlich unter der Fürsorge eines Grafen Chasel in der Provence aufgezogen worden, und alle Karlisten nehmen darum ein großes Interesse an ihm. Seine feinen Manieren, seine delikate, edle Schreibart, sein von aller Sanskulotterie entfernter Republikanismus, sein durchdringender, gebietender Seigneurverstand, alles das, was ihn den Parteien so gefürchtet macht, nennen sie karlistischen Ursprungs, und als ich den Vicomte fragte, ob Carrel vielleicht gar ein versteckter kluger Karlist sei, schwieg er hartnäckig still.

Diese Idee ist ungefähr so geistreich wie die Vermutung eines Berliner Polizeirats, daß Kaspar Hauser ein Betrüger sei. Ein Herr von Lang hat diese Idee so glänzend ausgebildet, daß er die Meinung drucken ließ, Kaspar Hauser habe sich am Ende selbst totgestochen, um seinen Betrug recht

auffallend glaublich zu machen. Es war in diesem Bayerlande, wo jener romanhaft unglückliche Knabe ans Licht des Tages kam —; jetzt, da ich dies schreibe, laufen erschreckliche Gerüchte wie heulende, blutdürstige Tiere der Wüste im Lande herum, und jemehr man sie zu unterdrücken trachtet, zu desto wilderen Volksmärchen werden sie ausarten und ein gut Teil der annoch bestehenden Religion verschlingen. Die Geschichte hat ein Einsehen und will dem armen Kaspar wenigstens einen historischen Namen sichern für sein fabelhaftes Unglück.

Auch Carrel hat sich einen scharfen, kalten Karlistendegen in den Leib stoßen lassen, um seine Rolle wahrscheinlich zu machen, der feine, geistreiche Mann, der nicht nur ein Herz voll Mut, sondern auch einen Kopf voll Mut besitzt, siecht dahin unter einer altfranzösischen Wunde, und wenn sein Leib verkümmern und am Ende das mutige edle Herz brechen wird von jener karlistischen nackten Zudringlichkeit, so werden sie sein Andenken noch beflecken mit der plumpen Verleumdung, er sei ein versteckter Karlist gewesen.

Denn sie werden es noch lange nicht begreifen, daß man ein demokratisches Herz und doch aristokratische Augen und glatte, reine Hände und Sitte und Grazie in Worten und Gliedmaßen haben könne. Solche Dinge sagte ich dem Vicomte, und ich sagte ihm, daß sie Frankreichs neuestem Edelmann und der Adelsschönheiten letztem Retter und dem jüngsten Napoleon in Armand Carrel, dem Redakteur des „National“, den Degen in den Leib gerannt hätten, und daß ihre Heldentaten dumme Streiche seien.

Er ward sehr heftig trotz Angeliques Beschwichtigungen, denn die Politik geht dem Franzosen auch über die Liebe; aber Angelique war sehr liebenswürdig dabei. Sie war Karlistin, weil sie als solche aufgewachsen sei, der Karlismus war ihr Vater und Mutter, sie liebte ihn, ohne zu fragen, wie er aussähe. Daß ich recht haben könnte, stellte sie gar

nicht in Abrede, sie habe aber auch recht, obwohl sie nicht wüßte, warum.

Allmählich machte der Schlaf seine Rechte geltend, und all die Dinge, welche die Menschen trennen, sanken in Staub und Asche vor der Menschlichkeit. Als wir erwachten, hielt der Wagen zu Amberg auf dem Markte, und alles um uns war Bayern. Es ist unglaublich, wie dieses Völkchen in sich abgeschlossen und fertig und beschränkt ist; wenn sie was sprechen, so betrifft es immer Bayern, und sie sind eigentlich ganz verwundert, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen. Sie sind eine strengbayrische Nation, und ihr Nationalheiligtum, ihr vaterländischer Mittelpunkt ist das Bier. Wenn der Bayer in Bengalen das Heimweh empfindet, so ist das nichts als Durst, Durst nach bayrischem Biere. Dieses Bier hat allen kosmopolitischen Fortschritt aufgehalten, alle Welt ist ihnen gleichgültig, denn sie sind durstige Materialisten, und der Durst ist ihnen die erste und letzte Äußerung der Kultur. Wenn die Studenten und mit ihnen die letzten Reste des alten Germanentums, die Trinkgelage, von denen Tacitus erzählt, zugrunde gehen, so wird immer noch Bayerland die letzte Studentenkneipe repräsentieren, wo man trinkt, absolut trinkt, an sich trinkt, wo man trinkt, bloß um zu trinken ohne störende Nebenzwecke.

Dieser Materialismus liegt wie das mecklenburgische Wappen mit untergestützten Armen faul und feist auf den Gesichtern, er glänzt von den fetten Backen, den wohlgenährten Backenbärten, er liegt wie ein dämmernder Schlaf auf den Bewohnern. Es ist ein gutes, starkes Volk mit starken Knochen und vollen Herzen, aber es hat seine höheren Tätigkeiten abgestumpft, jede Begeisterung ist abgedämpft und äußert sich höchstens noch als Grobheit, die Zunge und die Wünsche sind schwer und träg und schleppend geworden, das Land ist fleischig, und seine Sehnen sind dick und stark, aber die elastische Geschmeidigkeit, welche schnellt und schafft, sie

ist nicht mehr zu finden, die Frische, die Jugend, das Grün, der Frühling — alles ist mit Bier überflutet. Man ist nicht mehr keusch nüchtern, ein steter Dämmer weht um die gläsernen Augen, und die frischen, tauigen nüchternen Morgenstunden sind's, in denen die Völker ihre historischen Gedanken und Vorsätze empfangen.

Ich bemerke hierbei für viele andere Fälle, daß auf dergleichen Charakteristiken nicht mehr zu geben ist, als man auf Anschauungen zu geben pflegt. Man muß die Einseitigkeit des Individuums dabei nicht vergessen. Es geht in solchen Dingen wie in der Medizin, wo einzelne Fälle leider nur zu oft ein ganzes Verfahren, ein Gesetz erzeugen. Nationen sind reich an Millionen von Richtungen, der Beobachter experimentiert, einen Durchmesser dieser Richtungen zu finden, und er hat doch nur zwei Augen, und er hat doch nur eine Auffassungsgabe, nämlich die seine. Man muß also auf solche Worte sich ebensowenig verlassen, als man sich auf den zärtlichen Blick einer Kokette verlassen darf, ein Reisebeschreiber muß aber mit den Gegenständen kokettieren, da er nicht immer und alles wirklich lieben kann, da einem Liebesblicke sich mehr öffnet als einem gleichgültigen.

An der Westgrenze Bayerns hinab äußert sich auch diese Nation schon ganz anders, da wächst schon die Rebe statt des charakterlosen langgereckten Hopfens, und aus dem Weine steigen die Geister, aus dem Biere die Gnomen.

Wir saßen in einem großen Zimmer am Markte zu Amberg und frühstückten. Draußen ritten bayrische Reiter zum Exerzieren vorüber, innen ging Karlismus und Politik im warmen Kaffee unter, wir waren nicht kriegslustig, sondern hungrig, und es war alles sehr schön in der Welt.

Da schlug plötzlich die Nachricht wie ein Donnerwetter ein, daß die Tour Angeliques hier von Amberg abginge gen Nürnberg, nun war die Verwirrung der Gefühle groß, keiner wußte, wieviel er davon entfesseln sollte. Auch Angelique

hatte die Unbefangenheit verloren, ich glaube, das verwitwete Mädchen wußte es jetzt noch nicht genau, wie sie gesinnt sei gegen den Vicomte. Und der Vicomte wußte erst gar nicht, wo hinaus; er faßte hastig an alle Taschen, an Kopf und Hals, an Kragen und Flügel seines Rockes, als suche er das, was not tue. Ich sah's ihm an, die karlistische Pflicht rief ihn nach München, und er dachte selbst an keine Rettung. Bei solchen Gelegenheiten beschäftigt man sich in der Angst des Scheidens am ersten mit den unbedeutenderen Personen: Angelique nahm weitläufigen Abschied vom Starost und von mir. Aus ihrem großen Pompadour zog sie eine grün und weiße Karlistenkrawatte, die schenkte sie mir zum Andenken, ich zog als Erwiderung ein Buch aus der Manteltasche des Starosten und bat sie, selbiges von mir anzunehmen, und es in Paris übersetzen zu lassen, es würde die Bourbonen wieder glücklich machen. Erst später bemerkte der Starost, daß ihm ein Band von Börnes Briefen fehlte. Und nun versprachen wir einander noch, nämlich Angelique und ich, wir wollten einander schreiben, aber ganz gewiß und recht viel. Als sie fort war, fiel mir der Übelstand ein, daß sie meinen Namen nicht wußte; und daß wir unsere beiderseitigen Reiserouten und die späteren wahrscheinlichen Aufenthaltsorte nicht kannten.

Sie hatte mir die Hand gegeben, und dann hatte sie der Vicomte hinausgeführt an den Nürnberger Postwagen. Zum Sprechen war nicht mehr viel Zeit übriggeblieben, und sie hatten gewiß das Beste vergessen; ich habe nie erfahren, was sie damals miteinander gesprochen haben, ob über auswärtige oder innere Angelegenheiten.

Aber es war mir wehmütig und leer zumute, als der große Wagen mit Angelique um die Ecke fuhr und verschwand. Gleich neben dem Gasthause in Amberg ist die Kirche — da ging ich hin, um auf andere Gedanken zu kommen. Es gelang mir wohl auch, denn es beteten lauter

alte Weiber, die nicht mehr zum Sündigen taugten, und es hingen die Bilder von lauter geschundenen, gerösteten und gesottenen Heiligen an den Wänden. So kam ich auf andere, wenn auch nicht bessere Gedanken. Für Kunstkenner, welche ihren Kenntnissen zuliebe reisen, bemerke ich, daß der heilige Sebastian auf dem Altarblatte in den Reisebeschreibungen und bei den Ambergern ein großes Renommee hat. Es passierte ihm und mir das Unangenehme, daß wir uns nicht füreinander interessierten. In Leipzig und Magdeburg würde übrigens solch ein nackter Sebastian wegen der Keuschheit und Moralität nicht geduldet: es müßten ihm wenigstens ein Paar Pantalons angezogen werden. Die nackten Bilder in den katholischen Kirchen sind übrigens sehr wichtig geworden für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts, solch ein heiliger Sebastian hat manches illegitime Genie Ambergs zu vertreten. Ich fühle immer ein tiefes Mitleid, wenn ich solche Bilder in Nonnenklöstern sehe und an die unglücklichen Augen der armen Nonnen denke.

Die Bilder in den katholischen Kirchen sind sehr wichtig für die Kultur- und Literaturgeschichte; es gäb' auch viel weniger Romane ohne sie.

---

17. Regensburg.

Der Weg geht durch flache Täler und stumpfe steinige Berge fort; das Land sieht indifferent aus, ohne besonderen Fleiß, die Leute geben sich nicht viel damit ab, sondern halten sich mehr in den Bierstuben auf. Auch der niedrige Böhmerwald bildet nur einen matten Seitengrund. Aber man merkt es, daß man mehr nach dem eigentlichen alten Deutschen Reiche kommt, hier und da erblickt man ein verfallen Schloß und die Dörfer werden immer seltener, die Einwohner haben sich zum Schutze vor den straßenräuberischen Edelleuten, hinter die Mauern kleiner Städte gezogen;

von da aus treiben sie auch den Ackerbau. Der Trotz gegen das Feudaltum beginnt.

Sowie man an den Regen, einen artigen Fluß, kommt, gewinnt das Land ein etwas weicheres Ansehen. Der Regen soll ein alter Bojoarier gewesen sein, welcher sich weit umher das Land unterworfen hat. Als er weiter vorgedrungen ist, hat man ihn überredet, sich taufen zu lassen, und zum Gedächtnis an diesen Aktus hat er das Städtchen Regenstauf erbauet, durch welches wir passierten. Er ist aber noch weiter hineingezogen ins Land und hat sich eine große Residenz angelegt, und hat sie nach seinem Namen Regensburg genannt. Der Name ist geblieben, aber seine Herrschaft ist verschlungen worden von einem größeren Eroberer, der von Süden her gekommen ist. Dieser hat von des Regens stolzer Burg gehört und ist mit all seinen Mannen ein Stück nördlich gezogen, obwohl er sonst den Norden nicht geliebt, hat sich den Regen samt seiner Herrschaft unterworfen, und sich dann stolz wieder nach Süden gewendet. Dieser Herrscher aus Süden hieß aber Danubius. Als die Römer ins Land kamen, gab es in Deutschland sehr viel Regenwetter, und als später der heilige Bonifazius mit dem Christentume kam, da wurde überall getauft, und das Wasser wurde mächtig, so sind allmählich alle die alten Herrscher in Flüsse verwandelt worden, und man hat ihre Macht durch Ufer und Eisböcke und Brücken und Wehre gebrochen. Nur wenn der Frühling und der Sommer kommt, da schwillt ihnen in der warmen Sonne gewöhnlich das Herz noch einmal auf von ihrer alten starken Herrlichkeit, und sie sprengen die Ufer und Brücken und versuchen eine Emeute, zu einer Revolution können sie es aber nicht mehr bringen.

Solch eine Emeute war eben im Beginne, als wir bei Regensburg an den Danubius kamen, dessen Zorn man mit dem weichen Vokalnamen Donau zu beschwichtigen gesucht hat. Grimmig schlug er seine grünen Locken an die Pfeiler der

massiven Brücke, aber der alte Held ist der Kinder Spott geworden. Ein bayrischer Minister fuhr rasch mit vier Pferden drüber hin und ignorierte ihn völlig.

Wie ein aufeinander getürmter Haufe von Häusern und Türmen sieht die alte Reichsstadt aus, und als ich in die engen, winkeligen Straßen fuhr, da dacht' ich an die Einzüge der Fürsten und Herren zu den Reichstagen, an ihre Fähnlein und ihre Schnurrbärte und an die ganze mediatisierte Herrlichkeit, deren breiter Wahlplatz das westliche und südliche Deutschland ist. Da die Reaktion vom Jahre 1833 so glücklich vonstatten gegangen ist, so haben diese alten Reichsperücken auch wieder zu wackeln angefangen, und sie singen wieder ihre schlecht stilisierten verschollenen reichsfreiherrlichen Unkenlieder in der „Allgemeinen Zeitung", und wollen privatim Gesandte zu den Kongressen schicken. Aber sie sind ein kläglich Fahrzeug zwischen der Scylla und Charybdis, nicht das Volk, nicht die Fürsten wollen die Herrschaft mit ihnen teilen. Seit Ludwig XIV. haben die Fürsten jene unbequemen Vasallenrechte in Vergessenheit gebracht, und die Mediatisierung der kleinen Souveräne auf dem Wiener Kongresse war nicht der kleinste Sieg der größeren Souveräne. Seit der Herrentragischen vierten Augustnacht zu Paris sind sie auch bei der andern Partei mit der Todesstrafe belegt — sie sind der einzige unglückliche Punkt, über dessen Begräbnis die Fürsten und Völker eines Sinnes bleiben.

Es war schon gegen Abend, als ich nach Regensburg kam, und ich eilte gleich von dem Postwagen nach dem Dome, der jetzt die größte Merkwürdigkeit von Regensburg ist. Reell sah er mich an mit seinen hohen steinernen Mauern und Pfeilern. Man kommt sich ärgerlich klein vor im Angesichte eines solchen mittelalterlichen schweigenden Gebäudes. Echt christlich, zur Demut niederbeugend, ist der Anblick der alten Dome. Sie sind so breit und massiv und ohne alle moderne Renommisterei, daß man ihre lastende, gebieterische

Größe und Gewalt erst empfindet, wenn man dicht vor ihnen steht. Lauter kleine Einschnitte und Vertiefungen strecken sich unendlich lang an der Fassade in die Höhe, und in kleinen Nischen unter zierlichen gezackten Schutzdächern stehen putzige Könige und Frauen und Bischöfe, die in der Nähe ganz artig groß sein mögen. Krauser als die Wellen des Meeres laufen die mannigfachen steinernen Schnörkel bis an den Giebel hinauf, wie die tausend kleinen Gesetze und Verbote des Christentums — man sieht solch einem Dome die ganze Muße des Mittelalters an, wo ein einziger Mensch sein halbes Leben an solch einem kleinen steinernen Bischofe, an solch einer Reihe Schnörkel arbeiten mochte, die man beide niemals in der Nähe sah.

Drinnen im Dome war es schon mittelalterlich dunkel, und ich glaubte die langen und langweiligen Gesichter und Gestalten der alten Reichstage in den Seitengängen hin und her ziehen zu sehen. Die blau und rot gemalten Fenster fielen wie matter, romantischer Karfunkel in das hohe Schiff der Kirche, ich dachte an des Ofterdingens „blaue Blume" und setzte mich auf eine steinerne Stufe. Es muß doch auch schön gewesen sein damals, wo man nichts zu denken brauchte, sondern so träumerisch vor sich hin lebte, und sanfte Mädchen mit niedergeschlagenen Augen küßte, und schwermütige, wellenweiche Lieder summte, und wo es keine Polizei und keine Rezensenten gab. Wenn einem die Poesie ausging, da trat er in solch einen Dom, denn solch ein hoher Dom ist ein himmelhoher poetischer Gedanke, vor dem man sich beugt, wenn man bedenkt, daß die Menschen oft ein halb Jahrhundert diesen einen, einzigen Gedanken haben mußten, um ihn fertig zu bauen. Welche Erhabenheit in dieser Armut — und in diesen Worten liegt ein Mittelalter. Neben mir war ein unermeßlich tiefer Brunnen, grundlos tief wie die Gnade; der enthielt lauter heiliges Wasser. Hier konnten, gleich einer ganzen Herde, die Sünden abgeschwemmt werden.

die guten Schäflein; man möchte lächeln, wenn es die Rührung zuließe. Alles ringsum war Stein — und wenn draußen an der Donau der eine dem andern den Schädel eingeschlagen, und wenn er den nun unnützen Körper ins Wasser gestoßen hatte, so ging er hierher in den Dom, und nach einigen steinernen Stoßgebeten war's so gut, als ob nichts geschehen sei. Wahrlich, die katholische Religion ist die größte Künstlerin, ihre Theater, das sind die Dome, sind an Effekt noch unübertroffen.

Ich setzte mich auf eine Altarstufe und stützte mein Haupt in die Hand, und ließ es weben und schweben und träumen und fliegen in mir mit blau, rot und gelben Farben in der geheimnisvollen steinernen Stille. Der Starost ging sporenklirrend scheußlich modern an mir vorüber und warf die entsetzliche Äußerung hin, es ennuyiere ihn, daß er hier keine Zigarre rauchen dürfe. Der Mensch kam mir wie ein Druckfehler vor; es ist ein Vergehen, in einem Dome das Wort „ennuyieren" auszusprechen, es ist ein Verbrechen, nach einer sündhaften Zigarre zu verlangen. Ich verabscheute den Heiden und ging weiter, und versank immer tiefer und tiefer in das Dunkelblau des Rittertums, aus welchem geheimnisvoll die blanken Rüstungen glänzten, und die langen weißen mysteriösen Frauengewänder schimmerten; ich hörte hoch in der Luft die ernste, heilige Glocke summen — Maria, o lateinische Maria, wo bleibst du, sagte ich halb singend vor mich hin.

Da fühlte ich wirklich eine weiche Hand auf meinem Haupte und hörte die Worte: „Stehen Sie auf vom Altar, der Vater läutet die Vesperglocke."

„Bist du's wirklich, Maria?" — „Ja," sprach das Echo.

Es war ganz dunkel im Dom, ich faßte ihre Hand, und mein Herz segelte im Schiff der Kirche mit Liebesgedanken umher.

„Bitte, stehen Sie auf," sagte Maria, „die Leute kommen zur Vesper." — „Warum," entgegnete ich, „warum, Maria,

sprichst du in solch feierlichem Augenblicke nicht ‚du‘ zu mir?“

Ach, darauf erwiderte mir das katholische Mädchen, sie heiße gar nicht Maria, sondern Veronika, und sie kenne mich nicht, deshalb dürfe sie mich nicht duzen.

O, Novalis mit der „blauen Blume“; es war ein ordinäres Mädchen, das ein Trinkgeld dafür haben wollte, daß sie mich statt des Küsters geweckt hatte, das mich in aller Eile darauf aufmerksam machte, daß die Orgel von Holz sei, und die gemalten Fenster zum Teil ganz neu von München gekommen wären.

Dieses Mädchen kostete mich ein Trinkgeld und eine Stunde Mittelalter, und jetzt sagte ich selbst zum Starost: „Lassen Sie uns eine heidnische Zigarre rauchen, das Mittelalter ist undankbar.“

Wir suchten uns das Rathaus, wo die Reichstage gehalten worden sind. Durch schiefe, kleine Gassen, eng wie Korridore, kommt man hin, und wenn man vorm Rathause steht, so fragt man einen Vorübergehenden, wo das Rathaus sei, in welchem die großen Reichstage gehalten worden sind. Es ist nämlich ein kleines verschobenes Gebäude mit grämlich verzogenen Fenstern. Die Alten brauchten wenig Raum zum Reden, ein Wort und drei Taten, und das nennt man tatsächlich, jetzt heißt's: drei Worte und noch keine Tat, und das nennt man zivilisiert. Die rohe Tat tritt allerdings immer mehr zurück bei der Zivilisation. Aber es ist die Sorge, welche den Schriftstellern obliegt, daß die schnelle, schöne, frische Tat nicht vergessen werde.

Übrigens denkt man sich die Römer und die Ritter und die alten Städte so ungeheuer, und irrt sehr. Weil sie weit entfernt sind, vergrößert man sie ungebührlich, denn die Entfernung der Zeit wirkt entgegengesetzt von der Entfernung des Raumes: eine entfernte Zeit macht groß, ein entfernter Raum klein. Die großen Rüstungen, welche man der Rarität

halber aufbewahrt hat, die Heldengedichte und die Romanschreiber haben auch das ihrige getan.

Man klagt jetzt darüber, daß wir keine Heldengedichte haben, Heldengedichte hat nur eine unzivilisierte oder halbzivilisierte Nation. Mit den ausgebildeten Fähigkeiten schwinden die Wunder. Eine beginnende Poesie bedarf aber der großen Massen, der kolossalen Formen, der Übertreibung; daher haben wir so turmhohe Vorfahren erhalten, und den Romanschreibern ist alles Exzentrische willkommen: je größer der Ruprecht, desto mehr erschrecken die Kinder. So sind wir zu der Idee von riesenhaften Menschen gekommen, welche vor uns gelebt haben.

Ein breit geharnischter, kolossaler Ritter, wie er uns geschildert wird, kann wahrlich manche Straße Regensburgs gar nicht passieren.

Indes darf das Ableugnen jener großen Körper nicht allzu weit getrieben werden; wie wir den Geist pflegen, so pflegten sie damals den Körper, und Dummheit macht groß und stark, der Leib ist ein Feind des Geistes, lehrt schon das Christentum; wer wenig denkt, ißt viel.

Ferner lebten die Leute einfacher und aßen keine komplizierten Speisen voll Gewürz und Erschlaffung. Roland wäre nicht Roland geworden, hätte er viel Gänselebern von Straßburg verspeist.

Ein altes Hautrelief am Regensburger Rathause wird allen Fremden gewiesen. Ein ungarischer Ritter und ein verurteilter Bürger werden dargestellt. Der Ritter ist geharnischt und der Bürger nur mit einer Keule bewehrt, schlägt aber den Ritter tot. Das Gebilde versinnlicht den alten Reichsbürgerstolz, welcher der erste Kämpe war gegen den Adel.

In der Regens-Burg ließen wir auch den Regen gefangen zurück, und bei einer schimmernd hereinbrechenden Nacht fuhren wir hinauf gen Landshut und München. Die

Straße gilt nicht für ganz sicher, und ein bis an die Zähne bewaffneter Soldat setzte sich auf den Vordersitz neben den Kondukteur. Es waren aber im Innern nur zwei schmale Plätze, und der Vicomte mußte sich auf uns setzen. Nicht der revolutionärste Lärm erschütterte den Kondukteur, einen gleichmütigen Bayer. Es war eine Höllenstation, und ich betete inbrünstig den Herrn von Nagler an. Der Vicomte klapperte vor Grimm und Kälte und wünschte nichts als einen französischen Degen. Als der Kondukteur bei der nächsten Station abstieg, nahm der Vicomte seinen Platz ein und sagte dem opponierenden Kondukteur, er werde ihm den Schädel einschlagen, sonst sagte er aber nichts, wieviel auch jener sprach. Nun ward der Soldat oben aufs Verdeck postiert, und dort nahm er sich gut chinesisch aus. Die knirschenden Feinde saßen aber jetzt nebeneinander und haßten sich schweigend; ja sie schliefen voll Haß nebeneinander.

Es war ein schöner Morgen, als wir nach Landshut kamen, und der mädchenschlanke, himmelhohe Turm mit dem pfeilhoch fliegenden Dome unter sich lachte uns weiß und rot in der Morgensonne entgegen wie eine luftige Himmelsfee. Das ist der Dom einer schönen Religion, schlank wie weiße Mädchenarme streckt er seine hohen, hohen Pfeiler zum Himmel auf, der Tag flog wie ein Freudengedicht im hüpfenden Sonnenscheine von der kühnen, graziösen Kuppel herab auf die Menschengesichter, die ganze freie, luftige Kirche atmete Mut, lustige Kühnheit, fröhlichen Flug nach dem blauen Himmel, wo das Glück und die Schönheit wohnt. Dies auffliegende Haus, diesen himmelan rennenden Turm hat ein fröhlicher Christ erbaut.

Es ist einer der höchsten Türme und Dome in Deutschland, und im gegenüberliegenden Gasthofe, wo ich ihn im Auge hatte, schmeckte mir das Frühstück vortrefflich. Solch eine Baukunst erzeugt Courage, man sieht's an diesem Wagnis, daß wir kleine Götter sein können, und daß wir mit dieser

Kunst dem schaffenden Gotte am nächsten kommen. Mit dem babylonischen Turme haben die Heiden sicherlich einen Weg in den Himmel erbauen wollen, der Egoismus nur, der Vater des Zankes und des Krieges, hat das Unternehmen gestört; sonst wären wir vielleicht jetzt schon bis zu einem hohen Sterne vorgedrungen. —

Der Lärm, der von München herunterkam, als wir weiter fuhren, wurde immer größer und tobender, die Isar war aus ihrem Bett gesprungen und sprang über die Felder und Landstraßen. Totes und halbtotes Wild kam dahergeschwommen, rasche Hirsche, furchtsame Hasen, sogar schlaue Füchse in Menge. Es war, als bräche die Sündflut über die bayrischen Biersünden und sonstigen Sünden herein. Wir fuhren immer tief im Wasser und mußten endlich auf die Augsburger Straße ablenken. Wie das Gericht erwartend erhob sich hinten am Horizonte München mit seinen stumpfen, plumpen Türmen, ein Anblick einfach und reizlos.

Die Straße führt über eine stille Ebene, auf welcher bald hier, bald dort ein kleiner Forst lief. Neugierig stand an der Waldecke ein Reh und sah sich um, friedlich weiß leuchtend schaute tief aus einem geraden Waldwege Schloß Schleißheim herüber und lud uns ein zu den schönen Gemälden, welche es birgt. Ein kühler Wind strich über die Fläche, München liegt auf einem hohen Plateau, fast so hoch wie der Harz über der Meeresfläche. Mich fror immer mehr, je näher wir kamen.

---

18. München.

Diese Residenz ist gegen alles Fremde in fortwährendem Verteidigungszustande: schon ein weites Stück vor den Toren harren mit Soldaten gefüllte Wachthäuser der Ankommenden und beginnen das erste Examen, sobald man aber die Stadt betritt, da wehen einem mit frischer Kühle die klarsten archi-

tektonischen Gedanken entgegen, es empfängt einen die breite Ludwigsstraße, und wie stumme Götteraugen ruhen links und rechts alle die neuen sauberen Gebäude von klarster Schönheit. Es ist ein Entree, das die alten Gedanken an Athen und Florenz aufweckt in der staunenden Brust. Und selbst die Gebäude, welche nicht fertig sind, erfrischen und stärken das Auge durch die Sauberkeit ihres Negligees. Die Ziegel ordnen sich wie gemalt, die Gerüste und Apparate sind mit Delikatesse eingerichtet, es hat alles ein so appetitliches Ansehen, als wären es lauter Meisterstücke, wo wirkliche Künstler die Steine aufeinander gelegt hätten, an welche keines faulen, kalkschmierigen Maurers unreine Hand gekommen wäre.

Es ist nicht zu leugnen: reifer, geläuterter Geschmack baut in München. Nicht jene plumpe antiquarische Kenntnis, welche die Schönheit der Dinge auf Auktorität annimmt, nicht jene plumpe historische Pietät ist's, welche in Bayern eine Residenz Griechenlands baut, es ist ein feiner, gebildeter Schönheitssinn.

Wir fuhren Schritt für Schritt durch diese kühl und vornehm stolze Ludwigsstraße, als würden die indifferenten Postgäule eingeschüchtert durch die still harrenden Paläste und ihre marmornen Augen. Das sauber Tatsächliche lächelt dem raffiniertesten Ideologen ins Gesicht.

Der Max-Palast, die Ludwigskirche und noch neuere Bauten stehen da in ungeschminkter Grazie wie Statuen mit tadellosem Mantelwurf, und doch so fein, daß man süße Taillen in ihnen zu erblicken meint. Wie eine rätselhafte Sphynx ruht das Theater auf schweren, gewichtigen Säulen, keine seiner schweigsamen, klassischen Mienen verrät, ob Ernst oder Scherz hinter den stolzen Brauen wohne.

Ich mußte sogleich von der Post zurücklaufen, um all das noch einmal zu sehen; ich glaubte in einer griechischen Kirche gewesen zu sein, wo ringsum Schönheit war, und doch nichts

den Himmel und die sonnige Hoffnung verbarg. Still waren die Straßen, ich glaubte, in Pompeji oder Herkulanum, oder sonst einer unterirdischen Stadt zu sein. Die still an den Häusern hinschleichenden Bewohner glichen Fremden, die alle verschiedene Sprachen redeten, und darum keinen Versuch machten, sich miteinander zu verständigen. Oder sie waren aus Irrtum oder Neugier hergeraten, und sie wagten es noch nicht, in der tiefen, toten Stadt laut zu sprechen. Wahrlich, mir war's, als befände ich mich in dem prächtigen Palaste Belsazars, und es sei eine Sonnennacht und alles schlüge die Augen nieder, weil man in jedem Augenblicke die gespenstige Hand erwartete, welche ein unglücklich Wort an die dunkle Decke schreiben werde. Es ängstigte mich unter all der Schönheit das unheimliche Gefühl, als sei nicht nur ein großes Unglück geschehen, sondern, als erwartete man mit Bangen jeden Augenblick ein noch größeres.

Es war Krankheit, werden die Objektiven sagen — ja, ja Krankheit, schwere Krankheit, Münchner Krankheit. Ich wollte sie von der Stirn und von den Augen streichen, ich nahm die Mütze ab und fuhr mit der Hand über die Haare, um die bösen Dämonen in die Luft zu scheuchen, aber es kamen immer nur die Worte der unglücklichen Königin Elisabeth auf meine Lippen: „Man ist sehr ruhig in Madrid."

Mit Mühe erfuhr ich von den gleich Schattenbildern Vorübereilenden, daß im englischen Garten Konzert sei. Obwohl hier und da ein Häuflein Menschen hinging, so hörte man doch kaum ein Geräusch, kein Bursche sang, kein Gassenbube pfiff, kein Mädchen lachte, der Hofgarten, welcher an die alte Residenz anstößt, war höchst anständig ruhig, obwohl es ein schöner Sommerabend, und noch dazu ein Sonnabend war, wo die Handwerker am Feierabend die Sorge der sechs Wochentage abschütteln. Nicht einmal ein Vogel sang, und man hat mir später erzählt, daß nach München keine Nachti-

gallen kämen, weil es zu kalt sei. Arme Stadt, wo keine Nachtigallen singen! Was helfen dir deine schönen kalten Häuser, was hilft die Schönheit ohne die Liebe, und die Stimme der Nachtigall, das ist die Liebe, sie ist das Herz der Luft und der Bäume. Armer Hofgarten ohne Herz!

An zwei Seiten desselben ziehen sich die sogenannten Arkaden hin, Säulengänge, an deren Wänden Freskogemälde angebracht sind, meist italienische Landschaften. Aber die kalte Münchner Luft grollt den heißen Farben, und Italien wird unter den Arkaden täglich ärmer. Gegen diese arkadische Idee läßt sich nichts einwenden, es kommen einem so hübsche hesperische Träume, wenn man daneben hinwandelt, auf fremde Bäume sieht und eine Münchnerin mit ihrem goldenen Riegelhäubchen vorüberhuscht.

Wir gingen tiefer in den Park, wir suchten das Konzert, die Isar brauste und tobte und drohte in einer finstern Nacht die ganze Einsamkeit mit Todesvergessen zu überziehen. Schweigsam kam die vornehme schöne Welt von dem Konzerte gefahren; man sagt mit Recht die schöne: die Weiber in München sind ebenso schön wie die neuen marmornen Häuser. Ja, sie sahen an jenem Abende auch ebenso klassisch aus: die Züge stumm und steinern, ich habe keinen Affekt wahrgenommen, und nach vielen Stunden waren die Kleider noch ebenso unverändert wohlgefaltet, als ob sie eben aus dem Garderobenzimmer kämen.

Später versicherte man mir indes, hinter den steinernen Mauern brenne mitunter die heißeste Liebesfreude, und auch die vornehmsten schönen Münchnerinnen hätten heiße Herzen, und es kämen späte Stunden, wo die glatten Gewänder ihre Gewissenhaftigkeit verlören zum Ärger der Kammerzofen, wo der Marmor des Busens und Leibes heiß werde unter Pygmalions Munde. —

Das hat mich innig getröstet. Und es ist ein sehr schöner Irrtum, den solcher Trost berichtiget.

Ich ging hin, um den „Archivarius des Königs“ zu suchen, nicht des Königs Ludwig, sondern sonst eines Königs. Dieser Archivarius, ein Doktor der Philosophie, hatte ein Buch über die Narrheit unserer Tage geschrieben, obwohl er selbst aus Berlin war; er las übrigens alle Zeitungen und war somit das beste Intelligenzblatt; er wollte mich auf meiner weiteren Reise begleiten, und hier in München wollten wir einander zum ersten Male sehen. Ich wußte nichts weiter von ihm, als daß er noch nicht vierundzwanzig Jahr, mäßig blond, kurzsichtig und ein leidenschaftlicher Verehrer Wolfgang Menzels und der griechischen Partikeln sei, ja für letztere einst ernsthaft und häuslich geschwärmt habe. Vor jedem halbblonden jungen Manne blieb ich stehen und sah ihn an, und fragte mit den Augen, ob er der Archivarius sei und mich gefälligst erkennen und umarmen wolle. Es machte aber keiner dazu Anstalt, der Instinkt schwieg, und ich kam wirklich auf dem gewöhnlichen Wege, den gewöhnlichen Treppen zur Wohnung und Bekanntschaft des brieflichen Archivarius.

Wir besprachen miteinander, was wir für berühmte Leute werden würden, wenn das so fortginge mit unseren sich entfaltenden Geistern, und dann gingen wir ins Theater. Hier bewaffnete er seine Augen bis an die Brauen und wies mir in einer kleinen Loge ein schönes Mädchen mit glänzend schwarzem Haar und einem Freudenauge, das kein Geheimnis machte aus dem Glücke, dem es entgegensah. Denn es war alles übrige tadellos schön an dem Mädchen.

Der Archivarius beklagte sich bitter, daß er mit dem Mädchen nicht zusammenkommen könne, eine kurzsichtige Tante beaufsichtige sie; aber das Mädchen sei gewiß nicht kalt. Gewiß nicht. — Er ging im zweiten Akte von dannen, um die neu angekommenen Journale eiligst zu lesen; vor dem Schlusse versprach er wieder einzutreffen. Das Mädchen sah lustig wie -länzender See herunter, und ich hatte also recht, daß

der Doktor nicht bloß ein Doktor, sondern „der Archivarius des Königs“ sei, dem das Lesen noch wichtiger ist, als das Lieben. Ich bat ihn um seiner selbst willen, bei dieser Gelegenheit einen rasenden, liebes- und todesentschlossenen Brief an das Mädchen aufzusetzen, er werde sie heute sprechen, aber vielleicht nicht lang genug sprechen, um des Briefes zu entbehren. Er ging kopfschüttelnd.

Das Innere des Münchner Theaters ist weit, hoch, reich, golden, prächtig, überprächtig, überladen. Die rastlos aufsteigenden Logenreihen überfallen und überfüllen das Auge, die massiven Farben schüchtern es ein. Aber es ist ein Vorhang im Münchner Hause, wo von einem grünen, überaus grünen Hügel ein schönes Frauenzimmer hinabfliegt ins Land mit den Klängen und der Schönheit und sonstigen Dingen, dieser Vorhang ist voll wohltuender poetischer Verheißung.

Das Theater ging zu Ende, der Archivarius kam wieder, der Starost ward ins Komplott gezogen, wir warteten an den Türen. In den weichen Sommermantel gehüllt, kam das schöne Kind mit der kurzsichtigen Tante. Der Bediente hob beide in den Wagen, schlug den Schlag zu. In diesem Momente flog auch sein Hut vom Kopfe, er war von mir und dem Starost vom Wagen fort ins Gedräng gedrückt, dem Archivarius saß der Tressenhut auf dem Kopfe, er sprang hintenauf, ich rief: „Fort!“ und der Wagen donnerte von dannen.

Der Bediente suchte seinen Hut; ich sagte ihm, ein Polizeidiener habe ihn aufgehoben, hierhin, dorthin sei er gegangen. Ich beneidete übrigens den Archivarius, wenn er das schöne Mädchen aus dem Wagen heben werde.

Wir gingen in den „Hirsch“ und sprachen mit Bayern und Fremden, und aßen Fleisch und tranken Bier. Es gibt ein altes Lied vom bayrischen Himmel, das murmelte mir ohne Aufhören zwischen den Zähnen. Es verspricht lauter

reelles Vergnügen im Himmel und wohl ausgekochte Klöße und trefflich aufgewärmtes Sauerkraut und Bier von der ersten Sorte, dies Lied ist von ergreifender Wahrheit. Der Moslem erwartet die schönsten Huris und die schnellsten, gelenksten Pferde und den kühlsten Schatten, und der Bayer erwartet trefflich aufgewärmtes Sauerkraut und Bier und noch einmal Bier, und wenn er von Allahs eigener Seligkeit träumt, Bocksbier im Himmel.

Was kann ein Volk für solchen bockledernen Himmel tun, was kann man von solchem Volke erwarten, das so bockledernе Wünsche hat. O, sie sehen so wohlgenährt aus und tragen alle Bärte, wenigstens einen Henriquatre, und sehen höchst energisch hinter dem Glase aus und sprechen, wenn sie erst anfingen, da schmissen sie die Erde in den Mond und noch weiter, aber sie fangen nicht an. Wie bei den Römern „Brot und zirzensische Spiele", so heißt's bei den Bayern „Bier und Schnurrbärte". Da ruht ihr Leben; solange das unangetastet bleibt, solange hat's gute Wege in Altbayern. Dies dumpfe, teilnahmslose Volk ist allerdings auch in neuerer Zeit reger, frischer geworden, und hat sich um dies und jenes bekümmert; aber man muß ja nicht an die wirbelnden, lang aufgeschossenen romanesken Rheinbayern mit dem Blute voll Wein und dem Herzen voll moderner Menschenrechte und poetischen, mautfeindlichen Theorien dabei denken. Diese Völker sind jetzt so verschieden als Wein und Bier. Der Wein regt die überirdischen verborgenen Kräfte des Menschen auf, das Bier die unterirdischen, der Wein die rosenroten Feen und die himmelblauen Zauberer, das Bier die speichelbleichen Gnomen. Nach dem Weine tanzen die Gedanken, nach dem Biere prügeln sie einander so lange, bis der bleierne Schlaf sie bewältigt. Der Bierrausch ist ein Alpdruck, ein Volk, das leidenschaftlich Bier trinkt, hat keinen energischen Willen. Die Renommisten auf der Universität sind auch immer die besten Biersäufer.

Nur in einem Teile Frankens, von wo aus man den alten, würdigen Bürgermeister Behr auf die Fronfeste nach München holte, von wo Schönlein, der geistreiche Mediziner, abzog, um nach Zürich zu pilgern und den Staub Bayerns von seinen Füßen zu schütteln, nur um Würzburg usw., wo wiederum Wein wächst, muß man strebende Bayern suchen.

„Hurra, es lebe das bayrische Bier,“ rief eine Gesellschaft tüchtiger Bayern unten im „Hirsch“ bei Herrn Havard in der Schwabinger Gasse. Ich ging eiligst schlafen.

---

19. Fortsetzung.

Als ich in München erwachte, lag schon ein heißer, zudringlicher Sommertag über dem Bayerlande. Ich ging mit dem Vicomte durch die Straßen, welche sich neu hinausstrecken in die harte Ebene. Er war voll Neid und lachte höhnisch, daß der König von Frankreich nicht soviel Herrlichkeit habe verwenden können, und den vielen Betteljungen, die uns begegneten, gab er reichlich, und „Bayern liegt doch noch ziemlich weit von Frankreich,“ murmelte er, „und der Zar von München hat doch keine Bergwerke.“

Wir waren aufs Freie gekommen, aber die Sonnenstrahlen trieben uns zurück. Mit Sehnsucht flogen zwei eilige Blicke nach dem blauen Höhenrauch am südlichen Horizonte, wo die Alpen standen und lockten. Da hinten, hinter jenen Bergen, da wird die Erde dunkelgrün und der Himmel dunkelblau, und da kommt das ebenso dunkle Mittelländische Meer und das fabelhafte Afrika mit den weißen Maurinnen und den glänzenden Negermädchen, da hinten, hinter den Bergen leuchten lauter glühende Liebesblicke und stockfremd aussehende Häuser und Städte, da ist alles neu und wunderlich, ach, da wird man die alten, quälenden einförmigen Gedanken los über Aristokratie und Jakobiner und Bockbier und Stallfütterung, und da braucht man keinen Paß.

Heiß von Sehnsucht und Sonne kamen wir vor der Glyptothek an. Sie ist das Gebäude, in welchem die Denkmäler der alten und neuen plastischen Kunst aufgestellt sind. Leo Klenze, der Hauptbaumeister in München, hat es gebaut.

Augenlos, stumm, aber großartig ruhig wie eine Statue liegt das Gebäude von außen da, man sieht keine Fenster, denn diese gehen alle nach dem innern Hofe, nur aus Nischen, den Augenhöhlen, sehen die Statuen des Phidias, Perikles und anderer. Die spätere Geschwätzigkeit des Tages und der Geschichte verstummt vor dieser steinernen Ruhe. Es ist in Form eines Quadrats gebaut und enthält zehn Säle, in welchen die plastischen Kunstwerke von ihrem ägyptischen Anfange auf, die schöne griechische Zeit, die verhallende römische vorüber, bis zu der neuen, wieder schön gewordenen Ära Canovas und Thorwaldsens aufgestellt sind. Nur der Eingang ist ein gleichgültiges, unbewohntes Herz zwischen der altägyptischen und der feinen, schönen, modernen Zeit. Die Bauart der Säle ist bestmöglichst den Statuen und ihrer Entstehungszeit angepaßt. Die Glyptothek ist ein plastischer Auszug der plastischen Kunstgeschichte.

Es war uns beiden, die wir aus den trocken-heißen Sonnenstrahlen Münchens kamen, wie ein Trunk aus frischer Quelle, als wir in die kühlen Säle traten. Es ist ein wollüstiges Kunstheiligtum, dieser steinerne Tempel. Die Ruhe der Weltgeschichte, in welcher sie Steine gemeißelt hat, flog mir wie ein erquickender weicher Wind, der aus einem Palmenwalde kommt, um die Schläfe, ich sah die schattige Werkstatt aller Nationen. Alles ist marmorglatt, marmorkühl, frisch, heiter, antik; denn alles ist Marmor.

Das Licht kommt wie bei den römischen Bädern durch hochliegende, halbrunde Fenster, alle einfache Pracht der Bildnerei ist auch bei diesen hohen Decken aufgeboten, und die nach der nordöstlichen Fronte zu liegenden Gesellschafts-

säle, welche Cornelius gemalt hat, vollenden den freien, griechischen Eindruck, den das Ganze macht. Im großartigsten Stile schreitet dort das Geschick der Götter und Helden Griechenlands vorüber. Die großen Leiber, die ehernen Glieder, die ewigen Augen, der unsterbliche Zorn — alles tritt wie ein nackter, klassischer Gedanke aus dem Pinsel des griechischen Deutschen mit dem römischen Namen Cornelius.

Es sind große Fibelbilder zu den Büchern des Homer und der griechischen Tragiker.

Ein paar Bayern sahen sich das alles mit an, und als sie von Gesellschaftssälen hörten, da stieß einer den andern und flüsterte ihm zu, daß der nächste „Bock" hier gefeiert werden solle. Der andere aber schwieg, und sein Auge sah fragend zum alten Priamus hin, auf dessen Gesicht der ganze trojanische Schmerz sich geflüchtet hatte. Starr und steif sah er ohne Aufhören hin und schüttelte endlich das Haupt: es ward ihm nicht deutlich, was für eine Sorte Bier der alte Mann getrunken haben müsse, um solches Übelbefinden zu erleiden. Aus den Taschen der beiden reisenden Bayern sahen zwei naive Tabakspfeifen, je eine aus der Tasche eines jeden.

Das ist die Lehre von der Ironie. Ein bayrischer Pfeifenstummel erhält erst seine Bedeutung in der Glyptothek.

Ein enthusiastischer Fremder rief: „Man ist in Hellas!" Und die hellenischen Pfeifenstummel stießen sich wieder an und lächelten und strichen sich die Bärte.

Sonst haben sich die Münchner selbst im allgemeinen schon glatt und fein gesehen: man hört sehr gebildete Urteile über Kunst und Schönheit. Der Glyptothek machen sie den Vorwurf, daß sie keinen einzigen vollkommenen Saal enthalte. Ich bin aber nicht der Meinung, daß man diesen Vorwurf bei dem einmal klar ausgeprägten historischen Zwecke machen dürfe.

Ich möchte alle Wochen einmal in diesen marmornen Sälen unter diesen steinernen Gestalten erwachen. Das würde mein Schönheitsherz erfrischen wie ein blitzend frischer Trunk im Morgenlande. Es bedarf einer Anstrengung, alle die knickrigen Sorgengesichter zu verarbeiten, welche man auf den deutschen Promenaden sieht, man muß das Schönheitsgefühl sogar gegen die täglichen Eindrücke verteidigen, und ich gehe nur auf Bälle, um geputzte, sorglose Leute zu sehen und den täglichen ästhetischen Befehdungen einmal einen Ruhetag zu gewähren. Hier aber hat es nicht zu kämpfen, sondern zu empfangen, zu genießen. Die Schönheit fällt wie Tageslicht auf die glücklichen Augenlider.

Die deutschen schöngeistigen Schriftsteller, welche mit zwei oder drei Ausnahmen alle lyrisch-rhetorisch, formanfänglich sind, sollten die Glyptothek wie einen Gesundbrunnen besuchen und Gestalten trinken.

Unweit davon ragt höher und mannigfacher das Gemäldehaus, die Pinakothek, dem Auge entgegen. Die bunten Farben künden sich schon durch diese Mannigfaltigkeit, durch die zahlreichen hohen Fenster an. Noch ist das Innere nicht fertig, und ich habe es nicht gesehen. Ebenso habe ich nur wenig schauen können von Schnorrs großen Bildern in der „neuen Residenz", die nach dem Pittischen Palaste in Florenz erbaut ist. Dort weben die langen romantischen Gestalten aus den Nibelungen mit ihren langen Leidenschaften und langen Reden. Wenn in Bayern für alles so gesorgt würde, wie für diese Teile der Kunst: man fände kein Ende des Lobes. Wenn man aber diese Sachen gesehen hat, muß man abreisen, einen längeren Aufenthalt gestattet die Zensur nicht.

In der Glyptothek saß ein blasses Mädchen aus England mit unparteiischen großen blauen Augen. Sie trug ein langes, schwarzes Sammetkleid, und nur das Sammetkleid hinderte mich, sie auch für eine Statue zu halten. Man

erzählte mir, sie sei sehr reich und sehr unglücklich. Das verwunderte mich sehr, denn wenn man die Schönheit liebt und viel Geld hat, so kann man eigentlich nicht unglücklich sein. Der Zorn kann uns entflammen bis zum Wahnsinn, wenn wir die „Münchner Zeitung“ lesen, aber der Zorn ist kein Unglück; Achill hat tödlich gezürnt, aber unglücklich war er nicht. Des Mädchens Geliebter sei auf einem Dampfschiffe nach Oporto gefahren und eine Kugel habe ihn bei der Einfahrt in den Duero geworfen. Als das Mädchen eines Morgens dies in den „Times“ gelesen, habe sie lange ganz stillgeschwiegen und sich nicht geregt; dann aber stumm das Blatt der „Times“ zusammengefaltet, es in ihren Koffer gepackt und sei auf das erste Schiff gestiegen, das aus der Themse gelaufen.

Man wußte nicht, ob ihr Schmerz darum so groß sei, daß ihr Geliebter für die Freiheit gestorben, oder darum, daß er nur gestorben sei und nicht gekämpft habe. Seit dem Tage, wo sie das erfahren, haßt sie die Freiheit und will sich so lange in München aufhalten, bis Don Miguel in Portugal gesiegt hat. Dann wird sie hingehen und im Anschauen seiner Taten leben. In München liest sie zu ihrem Troste nichts als bayrische Zeitungen, und in der Glyptothek sitzt sie immer da, wo ich sie gesehen, nämlich im römischen Saale, wo man fast lauter Kaiser und Tyrannenköpfe sieht. Die Tyrannen haben alle kurze, dicke Hälse, und der römische Saal liegt etwas tiefer als die übrigen und ist der größte.

Ich kann nicht an die Glyptothek denken, ohne das blasse Mädchen mit dem schwarzen Sammetkleide und dem großen, starren Statuenauge zu sehen, das unter der Büste Neros saß.

Dies Auge hat mich eigentlich aus München vertrieben, denn es sah aus wie freiheitsmörderischer Marmor-Despotismus, wie ein überschwelgtes Kunstauge, das die Menschen

nicht mehr kennt. Ich will meine abergläubige Furcht offen gestehen: solange ich in München war, donnerte mir fortwährend Heinrich Kleists „Erdbeben von Lissabon“ im Kopfe herum, ich setzte unsicher die Füße auf die Erde und glaubte jeden Augenblick, jetzt würde es losgehen, und die groben Türme der Frauenkirche würden zuerst über uns zusammenstürzen. Der Gedanke verließ mich nicht, ich sei in Lissabon, und noch heute denke ich immer an den Turm Belem, wenn ich von der Fronfeste in München lese, und noch heute kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, es werde in München einmal ein fürchterliches Erdbeben die guten und bösen Menschen verschlingen, und wenn ich meine düstern Bilder wegscheuchen will mit der kühlen, glatten Glyptothek, da seh' ich das unglückliche reiche Mädchen aus England unter dem Nero sitzen mit dem schwarzsammetenen Grabkleide und den todesliederlichen Augen.

Ich atmete tief auf, als der Postwagen aus der Isarvorstadt ins Freie rollte, denn ich meinte, einem Gefängnis entronnen zu sein, und die frische Morgenluft und die Triller der Lerchen, ach, ich sog sie so wollüstig ein, als sei ich aus einer großen Gefahr gerettet. Licht und Luft hatte ich wieder; Licht und Luft sind aber die Hauptsache.

---

20. Fortsetzung.

Erst in dieser Freiheit des Postwagens wagte ich nachzuholen, was ich wohl sonst noch gesehen in München. Da gedachte ich dein, unglücklicher sogenannter Intendanzrat, der du berufen bist, von schlechten und guten Witzen zu leben, und an ihnen zu sterben, dein gedacht' ich, o Berliner Saphir, der du jetzt wie Ovid in Tomi zu München Tristia fabriziereſt!

Es war um die zwölfte Stunde des Mittags, als er in den Saal der philharmonischen Gesellschaft plötzlich eintrat

wie ein verdrießlicher, aber entmannter Löwe. Seine Maske paßte gut zu seinen Schriften; man denkt, er verstellt sich und macht nur einen physiognomischen Witz: es ist viel dreistes Hunnentum, nutzlose Courage, säuerliches Vergnügen, das selbst keinen Spaß vom Spaße hat, und — wunderbar genug — eine tiefe liebenswürdige Gutmütigkeit in dem Gesichte dieses deutschen Schalksnarren. Der Intendanzrat scheint ihm schlecht zu bekommen, oder er hat unruhige Nächte oder zudringliche Besuche — er sah so gewiß jämmerlich malkontent aus. Seine Unzufriedenheit hat keine Courage, sie ist wie ein kleiner Straßenköter, der auf alles Vorübergehende losfährt, als wollte er's zerreißen; man weiß aber schon, er tut nichts, es ist nur blinder Lärm, man sieht sich kaum noch nach dem Kleinen um.

Saphir ist ein Beispiel, wie ein scharmantes Talent ohne Charakter ebensogut Bankerott macht als ein begüterter Kaufmann ohne Ordnung. Zum Eulenspiegel berufen, hat er sich zum Hofnarren oder gar nur zu dessen Intendanz erniedrigt, und ist dann wie jeder besoldete Spaßmacher zum Hanswurst herabgesunken. Saphir wird nie majorenn, er hätte immer einen Vormund neben sich haben sollen, eine Privatzensur; Saphir ist nicht seines Witzes Herr, sondern der Witz ist sein Herr, er muß alle dummen Streiche machen, die seinem Witze einfallen. So wie Lord Byron den Mazeppa auf ein wildes Pferd binden ließ und dies in die Wälder unter die anderen wilden Pferde, unter die hungrigen Wölfe jagte, so hat sich Saphir auf den lüsternen Esel seines Witzes gebunden, und er muß nun all das Übel tragen, das dieser anrichtet, wenn er unanständig schreit, ausschlägt und dergleichen Dinge macht.

Saphir ist nicht zurechnungsfähig. Ein guter Freund von mir sagt immer von ihm: Er ist ein liebenswürdiger Lump, aber er tut ihm Unrecht; sein Witz ist ein Lump, und zwar ein rachsüchtiger, eitler, vorlauter Lump, aber Saphir

selbst ist ein guter, ja ein lieber Narr, dem man nicht zürnen kann. Ich seh' es kommen, daß er noch für eine Kleinigkeit feil ist; denn

„Du fängst mit einem heimlich an.
Bald kommen ihrer mehre dran,
Und wenn dich erst ein Dutzend hat,
So hat dich auch die ganze Stadt!“

Man wird Pasquille von allen Seiten bei ihm bestellen können. Seine Jungfräulichkeit ist hin, man hat ihn sogar um den Einsatz betrogen, und ein geprellter Narr läuft Karriere — Gott weiß, wo er noch hinkommt. Es tat mir in der Seele weh, als ich dies zerbrochene Gesicht sah. Der Mißmut rauchte schlechten Tabak in seinen Zügen, und das Gelächter, das zuweilen aus den Winkeln seines Gesichts vorüberschob, bedeckte sich mit krampfhaften Händen die Augen. Seine starken semmelblonden Locken liegen wie Erynnienwitze undurchdringlich dicht auf seinem Haupte, und dräuen herab auf die zwinkernden schlechten Gewissensäuglein, und auf die ausschweifende Nase und das große Maul, das jeder Skandalschriftsteller haben muß. Und doch liegt der Nebel eines guten, ja poetischen Herzens über diesem unorthographischen Antlitze; ich habe Saphir lieb, wie ich manches gefällige Mädchen lieb habe, das unter bunter, vielfacher, täglicher und nächtlicher Liebe ein gefühlvoll Herz bewahrt; er ist ein guter Mensch, der nicht dafür kann, wenn er schlechte Streiche macht. Ich weiß auch, daß er nicht deshalb weinerlich aussieht: die schlechten Streiche würde er sich vergeben, aber die dummen Streiche nagen ihm am Innersten.

Es liegt tiefe Weisheit in Staberls Worten: „Wann i nur wos davon hätt'!“ das weiß Saphir, der Journalisten-Staberl sehr wohl.

Aber die Natur trat uns in einem hoffnungsreichen Morgenkleide entgegen, entschlossene blaue Berge flogen trotzig

an unseren Blicken vorüber, und hoch drüben sah tief aus den Bayrischen und Tiroler Alpen in der Sonne glänzend der blendende Schnee in die grüne Ebene herunter. Bald waren wir hineingeschoben in die Salzburgischen Voralpen, neue Bergformen entwickelten sich.

Der Vicomte war mir unter den Residenzen in München verschwunden, er hatte Geschäfte mit dem bayrischen Kaisertume, der Archivarius saß schweigend neben mir und dachte an das Freudenauge, das er aus dem Wagen gehoben, zwei sanfte Reisende lasen mit stiller Andacht Rinaldo Rinaldini, der Starost saß im Kabriolett und pfiff.

Frisch grün wie junges Gras kam bei Wasserburg der Inn geschossen, immer steiler wurden die Berge, und ihre Wasser von Regen geschwellt, schäumten lärmend durch die Täler. Es hieß, die Salza habe die Täler zerrissen, und wir müßten einen weiten Umweg durch die Schluchten machen.

Die Nacht breitete sich früh zwischen diesen hohen Wänden aus, während hoch oben und weit draußen der Tag noch spielte. Auf allen Stationen war große Geschäftigkeit, die langen Bauerboten kamen von allen Seiten herbei und erzählten von den Untaten der Wasser, und schilderten Gefahren und warnten vor der Weiterreise. In solchen tiefen Bergen hat die nächtliche Gefahr etwas Unheimliches, sie kann aus jeder Krümmung, aus jedem Hinterhalt turmhoch herabstürzen, klaftertief mit dem Opfer in die Erde fallen.

Ein paar katholisch ernsthafte Salzburger ritten mit Laternen bewaffnet vor dem Wagen her, und die Lichter flogen scheu über die schwarzen Bergmassen und plötzlich über einen schweigsamen mysteriösen See, der still und ruhig schlief. Von der Spannung erschöpft, schlief ich ein; ein dumpfes Donnern weckte mich wieder; der schwere Postwagen rollte durch das hohe Festungstor von Salzburg, der weiße österreichische Grenadier nahm die Pässe ab, durch abgestorbene Straßen

donnerte unheimlich der Wagen, ein großes Tor ging knarrend auf; es war mir, als ging's in die Vorhöfe der heiligen Inquisition.

Einen Gasthof suchend schritten wir über die Salzabrücke: die hohe Festung, die steilen Berge sahen wie alte Verstorbene auf uns herab — der Mond war leise aufgegangen, das ganze wunderliche Salzburg glich einer steilen katholischen Kirche mit hohen und niedrigen Altären von schwarzem Marmor, die einzelnen halb italienischen Häuser am Flusse hin waren die kleinen Betaltäre, und der Mond goß Segen und Licht und Musik und Glanz der bischöflichen Gewänder vom Hochaltare.

Nur die Salza, welche dicht unter der Brücke die vollen hohen Wellen warf, störte die Totenstille.

Wir waren wieder in Österreich. In diesem österreichisch-katholischen Gebiete ist alles tot und still, und eine blöde Schlafsucht, eine stupide Pönitenz liegt mit knöchernen Armen über dem Lande. Die moderne Bildung ist unbekannt und verboten, nur Fremde, die damit behaftet sind, betreten die Salzabrücke. —

Es bedünkte mich, wir kämen in eine Stadt, welche seit zwei Jahrhunderten vergessen worden sei hinter den hohen Bergen. Der Starost donnerte an die Haustür eines Gasthofes; wir erschraken vor dem Lärmen, den dies Pochen in der hohlen, schlafenden Gebirgsstadt machte. Er pochte wieder und wieder; es regte sich niemand, man schläft fest und katholisch in Salzburg; leise fing es an zu regnen, wir waren ausgeschüttelt vom Postwagen; es begann ein leises Fluchen. Da öffnete eine blinzelnde Köchin mit salzburgischen ausgespannten, leeren Zügen und einem salzburgischen Kröpflein.

Wir konnten nichts Besseres tun als schlafen.

---

21. Salzburg.

Diese Stadt steht in dem Rufe exorbitanter Schönheit und verdient ihn nicht ganz. Als wir aufwachten, regnete es so innig und gemütlich, wie das nur in einem kurzen, gottvergessenen norddeutschen Städtchen passieren kann. Es gibt Städte und Zeiten, in denen ich es sehr gern mag, wenn ein ununterbrochener Regen „eins, zwei, drei, vier, eins, zwei, drei, vier“ an die Fenster schlägt, manche Städte gewinnen dabei an düsterem Interesse, zum Beispiel das trocken lutherische Wittenberg, das eigentlich bei Sonnenschein gar nicht existieren sollte. Aber für Salzburg schickte sich das gar nicht, das war ohnedies schon römisch-katholisch genug, schwermütig und düster. — Der Starost, der Archivarius des Königs und ich bewohnten zusammen ein Salzburgisches Zimmer, in welchem drei himmelhohe Betten, vier große Tische und einige kleinere, ein Dutzend altfränkische Stühle und viel sonstige Möbel aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges standen. Es schickte sich nicht, in diesem Zimmer zu lachen oder philosophische Gespräche zu führen. Wir hatten einen sehr richtigen Takt und erzählten einander vormittags Gespenstergeschichten und katholische Legenden.

Wir wohnten dicht an der Brücke, und die umstehenden hohen Häuser ließen uns eine Spalte offen, um über die vom Regen gepeitschte Salza nach einem der bewehrten Berge zu sehen. Der Archivarius erzählte lauter traurige Dinge vom Herrn Abälard und seinem unnatürlichen, priesterlichen Unglück, und beschrieb die schöne Heloise und sagte, sie hätte glänzend schwarzes Haar und Augen so dunkelblau wie Kornblumen gehabt, ihre Hand sei aber weich und warm und schneeweiß gewesen, und diese schneeweiße Hand hätte eben den Abälard so unglücklich gemacht.

Ich lehnte mit der Stirn an der Fensterscheibe und sah durch die Spalte nach der Festung hinüber, auf dem dunklen Hintergrunde spielte der geschäftige Regen, und aus den

spielenden Tropfen sah mich das bleiche, verkümmerte Gesicht Abälards an, das einst so schön gewesen sein mußte, seine blassen Lippen öffneten, seine gebrochenen großen braunen Augen schlossen sich, und der Regenwind peitschte seine Worte an die Fenster, welche der Archivarius hinter mir wiederholte: „O, die Salzburgischen Pfaffen!“

Nachmittags kam die Sonne einer wärmenden Aufklärung, und wir fuhren aus. Aber die protestantische Aufklärung führte viel unerquickliche Kälte mit sich: schon auf der Brücke überraschte uns ein Prasseln des eiskalten Schloßenwetters voll fataler Vernunft. Aber der Kampf sah schön aus. Wie eine schwarze fliegende Nacht stürzte sich links die Wolke kopfüber in die Salza; und umfing mit den dunkeln kalten Armen einen Teil der Stadt und der Berge, und auf der andern Seite lachte die Sonne auf den weißen italienischen Häusern. Über die Burg und die steinigen Berge zuckte ein stolzes Lächeln ob dem Wüten der Wetter. —

Salzburg liegt an beiden Ufern der Salza an den Bergen in die Höhe. Die Berge selbst stürzen sich in und um die Stadt unordentlich durch die Augen, verrennen sich den Weg und die Aussicht. Es ist vollkommen originell in dieser Unordnung, aber nur aufregend, nirgends wohltuend, das Auge wird gehetzt, man kommt in ein fremdes Theater, ist noch vom Lampenlicht geblendet, hört Worte, aber keine Rede, sieht Figuren, aber keine Charaktere. Der Blick findet manche Schönheiten, keine Harmonie. Die Berge liegen rings um die Stadt, als ob der Herrgott mit einem Sack voll Gebirgen über die Gegend geflogen sei und einzelne Bergstücke hätte fallen lassen. In all ihrer Lage ist kein notwendiger Zusammenhang, sie erheben sich nicht allmählich aus der Erde, sondern stehen auf plattem horizontalen Boden, als könnte man sie wegschieben.

Wir fuhren zwischen den Bergen herum und waren ganz verwirrt. Am Untersberge ließ der Führer still halten und

erzählte eine lange Geschichte. In diesem Berge sitze der Kaiser Karl, den man auch Barbarossa nenne, und lasse seinen Bart wachsen und sammle fünfmalhunderttausend Mann. Wenn aber sein roter Bart fünfmal um die Tafel reichen werde, an welcher er mit seinen Paladinen zecht und täglich zehn Flaschen Johannisberger trinkt, dann komme er heraus und nach Deutschland. Im Jahre 1830 sei großer Spektakel gewesen, und die Salzburger hätten gefürchtet, der rotbärtige Kaiser werde mit seinen fünfmalhunderttausend Mann zum Vorschein kommen, und das österreichische Militär hätte alle Tage scharfe Patronen gehabt, denn der alte deutsche Kaiser sei ein Demagoge und Jakobiner. Aber der gnädige Herr Barbarossa hätte wohl nur große Revue abgehalten, denn es sei später wieder ganz still geworden. Übrigens wäre es ein sehr schlimmer Berg, den die Regierung nicht genug im Auge haben könne, ein Bäcker, ein Fleischer und ein Weinhändler seien hintereinander darin verschwunden. Überhaupt müsse der Herr Kaiser im Untersberge dergleichen Geschäftsleute brauchen, denn namentlich seit Salzburg wieder an Österreich gekommen sei und Handel und Wandel dadurch sehr gelitten hätten, da wäre es mit dem Untersberge gar nicht mehr auszuhalten, seit der Zeit fehlte es ihm gar zu sehr an Geschäftsleuten, und wenn diese Leute immer so verschwänden, so litten doch die Zahlungen, und durch die Zahlungen die Mitbürger.

Merkwürdig genug führt wirklich die Chronik das Jahr 1830 an, in welchem der Kaiser mit seiner großen Armee herauskommen werde. Der Archivarius meinte, der Ausgang sei eng, der Kaiser könne nur langsam seine Kräfte entwickeln, man könne nicht wissen — — darauf erwiderte der Führer, das Gouvernement wisse alles.

Der Berg selbst sieht muskulös und starknervig aus. Neben ihm ist der Stauffen hingestülpt wie eine phrygische Mütze, ein Rest der großen jakobinischen Erdrevolution, die

man ringsum hier so deutlich sieht. Die andern Berge sind Harnische und sonstige Waffen, und wie eine glänzende Riesenrüstung sieht der zehntausend Fuß hohe Watzmann mit seinem schneeweißen Haupte über die niedrigen hinweg nach Salzburg herab. Die ganze Gegend ist ein Bergwirtshaus. Die Feste zu Salzburg ist der Wirt. Die tiefe Nachmittagssonne legte sich eben golden über sie hin.

Vorübergehende sagten uns, oben bei Hallein sei eben ein Berg ins Tal gestürzt. Das durften wir nicht versäumen, die stummen Berge handeln so selten, vielleicht war's ein Vorposten von Barbarossas Heer. Wir fuhren hin und fanden wirklich ein kleines Erdschlachtfeld. Die Straße nach Hallein war von einem auseinandergefallenen Berge gesperrt, wie verarmte einzelne Personen und Familien steckten hier und da ein Baum, ein umgestülptes Haus Hand und Arm aus dem Erdschutte. Der Sturz war ohne romantischen Eklat langsam und nach vielem vorhergehenden Geseufze und Gestöhne und Auflösung verkündendem Bröckeln eingetreten. So war kein Mensch verunglückt, aber die armen Leute, welche jetzt bei hereinbrechendem Abend erst merkten, daß sie keine Schlafstelle mehr hätten, sahen recht traurig aus, wie sie mit verstörten Gesichtern die Erde anstarrten. Der eine hatte eine Axt, die zweite einen Topf, die dritte ein Spinnrad gerettet, und sie trieften vom Regen, denn sie hatten schon ein paar Stunden da gestanden und warteten, bis die Häuser wieder aufstehen würden.

Dergleichen kann oft in diesen Gegenden vorfallen, denn der Typus der Bergformationen ist steil und senkrecht, und an diese Urknochen hat sich das weiche Fleisch der späteren Erdschichten gelegt. Bei einem regnerischen Sommer löst sich leicht solch eine Schicht von der kompakten Bergmasse.

Durch die stillen Dörfer, in denen hohe Mastbäume in Menge aufgerichtet standen, fuhren wir zurück. An den hohen, glattgeschälten Bäumen flatterten bunte Bänder, und

die Buben und Burschen klettern daran des Sonntags in die Höhe, und die Mädchen klatschen bei dem in die Hände, der am höchsten klettert. Jetzt lag das Abendrot auf der Feste Salzburg, und sie sah jetzt umgewandelt, stolz und prächtig wie ein Sieger aus, und schlug sich den roten Himmel wie den Purpur um die Schultern und sah höhnend auf das kleine Geschlecht mit seinen kleinen Sorgen herunter, das sich abquält in Schweiß und Angst mit den Fragen: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden?

Als der letzte Sonnenstrahl auf der glänzenden Festung zuckte, da las ich auf ihrem stolzen Antlitze, was sie dachte über das Menschenpack tief unten: Ihr habt keinen Geist, ihr braucht keine Freiheit, die Nacht will ich über euch werfen.

Und die Nacht flog herunter, und wir kamen im Finstern durch die bergige Stadt bis an unsern Gasthof, ließen uns Tee kochen und tranken ihn aus blaugemalten kleinen Tassen und sprachen über dies und jenes.

---

22. Mark Sittich, der Bischof.

Es hatte ein Bauer eine Menge Jungen, und er ließ sie alle in seine Wirtschaft hineinwachsen. Nur der eine war ein Tischler geworden, und war des Vaters Liebling, weil er ein stilles, fleißiges und geschicktes Wesen hatte. Der jüngste Bube war nun noch übrig, der Mutter Liebling, über dessen Zukunft man noch nicht ganz einig war. Er hütete das kleine Vieh und galt für einen muntern durchtriebenen Burschen. Wenn der kleine blitzäugige Bube am Vater vorüberging, so lachte er immer schelmisch und knallte mit seiner Peitsche, der Vater aber drohte ihm stets mit dem Finger, konnte sich aber doch auch bei seinem Anblick eines gewissen wohlgefälligen Lächelns nicht erwehren. Die

Mutter strich ihm immer, wenn er abends das Vieh eintrieb, das kurze, krause Haar von der Stirn, trocknete ihm den Schweiß vom kleinen, braunen Gesicht, und steckte ihm ein paar Äpfel oder gekochte Eier in die Tasche. Wenn es der Vater sah, so schalt er sehr und sagte zu seiner Katharina, sie würde den Buben verhätscheln.

Als der Jüngste mußte er bei Tische das Gebet und den Segen sprechen, und da er eine klare, tüchtige Stimme hatte, so tat er das selbst zur Zufriedenheit des strengen Vaters. Dies war's vielleicht, was die Mutter darauf brachte, ihn dem geistlichen Stande zu widmen. Das Gehöfte und die Äcker waren in Ordnung, die Getreidepreise waren in den letzten Jahren ziemlich hoch gewesen, das schwarzbraune Wandschränkchen hinter dem Himmelbette mit den breitblätterigen Schnörkeln war nicht leer, der kleine Markus durfte nicht ohne Zubuße bleiben. Und wenn der Alte sagte, es würde den andern Söhnen zuviel entzogen, da erwiderte die Mutter, der Markus sei ja auch der Letzte von ihrer Ehe, und es koste ja doch im Kloster eigentlich nur hie und da ein hübsch Geschenk aus der Wirtschaft; dafür lerne der Markus Lateinisch und die heiligen Verrichtungen, und es brächte doch auch der ganzen Familie Ehre, und das sei am Ende doch die Hauptsache. Man könnte doch nichts Hübscheres und Rührenderes zustande bringen, als wenn ein Glied der Familie dem Herrgott diene, es brächte Segen ins ganze Haus, der Markus habe ein freies, klares Gesicht, er werde besser aussehen als mancher andere im ehrwürdigen Ornate, und er sei ein anstelliger, aufgeweckter Junge, man könne nicht wissen, wie weit er's bringe.

Der Alte war ein paar Minuten still und langte dann den von Fliegen heimgesuchten Kalender von der Wand herunter, sah nach dem Quartember, und trug der Frau auf, sie möge ihn heute abend an die große braune steirische Kuh erinnern, sie habe heute gekalbt, und Markus sollte es auf-

schreiben. Dann zog er sich die Manchesterjacke an und sagte zu seinem Weibe, ob sie sich einmal die Saat mit ansehen wollte draußen hinter dem Erlenholze, es hätte heute nacht so hübsch geregnet, und der Markus hüte das kleine Vieh in der Nähe, man könnte sich mancherlei dabei überlegen. Und die Alte sagte hurtig „ja", denn sie kannte ihre Ehehälfte, und sie gingen.

Draußen lag Markus an der Erde auf einer Hügellehne, und hatte frische, saftige Weidenstöcke um sich liegen, und schnitt sich Pfeifen. Nur hier und da warf er einen schnellen Blick auf das Vieh, und wenn es sich zu weit nach der Saat hin richtete, so jagte er wie ein kleiner Feldherr seinen großen schwarzen Spitz nach der bedrohten Seite, daß er das Vieh herüber belle, und lenkte ihn mit wenigen laut geschrienen Worten. Er selbst aber ließ sich nicht stören und pfiff und jodelte in die Luft hinein. Vater und Mutter waren unterdes in seine Nähe gekommen; aber obgleich er sie nicht zu bemerken schien, so ward er doch gar nicht überrascht, sondern rief ihnen zu, eh' sie dachten, daß er sie gesehen.

Der Vater sagte zur Mutter: „Wenn ich nur gleich an seine Stelle einen Buben für das kleine Vieh hätte, denn der Junge hütet aufs beste, stört das Vieh nicht unnötig im Fressen und läßt's doch nicht aus dem Auge — sieh nur, wie rund und glatt es aussieht." Aber die Mutter wußte immer Rat: „Nachbars Anton sei ein geschickter Junge."

Und so kündigte denn der Vater dem Markus an, er sollte nach der Kirchmeß drüben ins Kloster kommen, um geistlich zu werden. Markus sah ihn mit neugierigen Augen an, und als ihm die Mutter sagte, daß er dort alle Tage Honigschnitte kriegen würde, da nickte er mit dem Kopfe und probierte seine eben fertig gewordene Pfeife.

Markus war schon mehrere Jahre im Kloster, als er eines Tages am Klostergarten ein frisches, schönes Bauernmädchen vorübergehen sah. Sie gefiel ihm sehr, und er rief ihr zu. An der hohen Mauer des Gartens nämlich war tief im Dunkel von hohen Bäumen ein altes offenes Fenster, das wenige kannten, weil es ganz mit Efeu verwachsen war. Dort pflegte Markus oft zu sitzen, um Menschen vorübergehen zu sehen, denn er liebte Fleisch und Blut.

Das Mädchen stand still, und als sie mit Mühe erkundet, woher der Ruf käme, und daß es ein Geistlicher sei, der zu ihr gesprochen, trat sie näher. Sie erkannte Markus und ward rot. Er erkannte sie auch, denn es war die kleine Klara aus seinem Dorfe. Sie reichten einander die Hände, und das Mädchen kam oft wieder. Damit ihre Gespräche über Jugenderinnerungen nicht auffallen möchten, bat Markus die Klara, ihre Geschäfte so einzurichten, daß sie abends nach der Vesper vorüberginge. Und Klara richtete ihre Geschäfte so ein; denn des Markus Augen waren noch immer so munter, als da er einst das kleine Vieh hütete und mit ihr beim Brunnen Wasser schöpfte. Sie hatte auch nichts dawider, als er eines Abends die Efeuranken auseinanderschob, den Kopf und einen Arm herausstreckte und sie küßte; denn das Küssen gefiel ihr.

In müßigen Stunden verfertigte Markus im Schatten des Klostergartens eine kleine Leiter, und weil das Küssen durch das Fenster hinab so unbequem sei, bat er das Mädchen, heraufzusteigen, im Schatten des Klostergartens sei weicher schöner Rasen, da sitze sich's sehr schön. Und Klara stieg herüber und sie setzten sich auf den Rasen, und es kamen schöne warme Nächte, deren die Jugend allerwege sich freut. Markus und Klara fanden die Klosterstille sehr angenehm. —

Der Prior des Klosters war ein sanfter und gelehrter Mann. Er liebte den Markus, weil er alles sehr schnell gelernt hatte. Namentlich schätzte er an ihm einen unbe-

fangenen Scharfsinn, welcher bei schwierigen Stellen der Klassiker stets schnell und leicht ein klares, einfaches Verständnis auffand.

In einer der schönen Sommernächte las der Prior in den Homilien des heiligen Chrysostomus und stieß auf eine ihm dunkle Stelle — im Eifer des Studiums vergaß er die Nachtzeit und eilte über den mondhellen Korridor nach des Bruders Markus' Zelle, um ihn zu befragen. Die Zelle war leer, und nun besann sich der Prior, daß es Nacht und sehr auffallend sei, wenn Bruder Markus sich jetzt nicht in seiner Zelle befinde. Er wußte indes, daß Markus ein junges frisches Gefallen an der Natur fand, und vermutete, daß er sich bei der schönen Nacht im Klostergarten ergehen werde. Dies denkend stieg er in den Garten hinab. Markus, der mit Klara im Dunkeln saß, und dessen gesunde Hirtensinne noch scharf und aufmerksam waren, hörte den leisen Schritt des Priors und horchte. Da rief dieser mit lauter Stimme: „Bruder Markus!“ und Klara, heftigst erschreckend, stieß einen gellenden Schrei aus.

Markus hatte es der nachsichtigen Liebe des Priors zu danken, daß er in eine große Stadt versetzt wurde. Dort machte er viel Glück und war ein gesuchter Beichtvater; er sprach salbungsvoll und wußte zu vergeben. Er ward ein renommierter Geistlicher und stieg von Stufe zu Stufe. Auf der Kanzel war er der Abgott der Frauen, denn sein Auge war immer noch frisch und schön, seine Stimme klang frei wie auf dem Felde, und die Tonsur stand ganz vortrefflich zu seinem mutigen krausen Haar.

An einem schönen Kirchenmorgen ließ ihn eine hohe verschleierte Dame bitten, ihre Beichte anzuhören. Sie sprach viel von der Erregbarkeit ihres Herzens, und daß sie unwiderstehlich zur Liebe getrieben werde. Prälat Markus versicherte

ihr natürlich, das sei ganz in der christlichen Ordnung und durchaus keine Sünde. Darauf erwiderte sie, ihre Neigung richte sich dahin, wo Gott allein Ansprüche zu machen habe. Der Prälat meinte menschenfreundlich, der liebe Gott erlaube den Menschen, alles zu lieben, und verlange in seiner grundlosen Gnade keine Privilegien. Auf diese demokratische Äußerung erhob sich die Dame seufzend und ging. Aus Versehen ließ sie ihr Taschentuch auf dem braunen Brett am Beichtstuhl liegen. Der Prälat war von der wunderlichen Szene überrascht, denn er war gar nicht zur eigentlichen Sünde, noch auch zum Absolvieren gekommen, und in Gedanken griff er nach dem Taschentuche. Es fiel ihm ein Zettelchen daraus in den Schoß, darauf stand: „Heiliger Markus, ich bete dich an allnächtlich um die elfte Stunde an der großen Pforte des bischöflichen Gartens.“

Markus war ein kluger Mann, und in einem Mantel gehüllt stand er um elf Uhr an der Gartenpforte und sagte der verhüllten Gestalt, sie habe ihr Taschentuch heut im Beichtstuhl vergessen, und wenn sie's nicht übel nehme, so möchte er ihr selbiges einhändigen. Sie flüsterte ihm zu, daß sie das durchaus nicht übel nehme, und reichte ihm die Hand. Es war eine feine, warme, pulsierende Hand, die ihn in einen Seitenflügel des bischöflichen Palastes leitete. Im Zimmer ankommend warfen beide Teile die Mäntel ab und lachten sehr. Es war aber unter dem andern Mantel eine weibliche hohe Gestalt gewesen, die große Ähnlichkeit mit der Dame hatte, welche denselben Morgen am Beichtstuhle gewesen war.

Der heilige Markus küßte ihr lächelnd die leitende Hand und sie setzten sich nieder.

Selbige Dame war die Nichte des regierenden Bischofs, und wenn sie mittags dem Onkel einen Fasanflügel zerlegte, so erzählte sie immer eine rührende gottesfürchtige Geschichte vom Prälat Markus, wie er die Familie des Bischofs

leidenschaftlich verehre, und die christliche Liebe bis aufs äußerste treibe.

Prälat Markus wurde immer öfter zu Tische gebeten, und wenn der Bischof, ein alter, schwacher Mann sich zurückzog, so promenierte er noch mit der menschenfreundlichen Nichte in den tieferen Gemächern herum und erzählte ihr, wie er in seiner Jugend Rohrpfeifen geschnitzt und die Honigschnitte außerordentlich geliebt habe. Die Nichte des Bischofs galt im stillen für dessen Tochter, und hatte die weißeste bischöfliche Haut, ein römisches Blut und Feuer und zwei große alleinseligmachende päpstliche Augen, des Prälaten Geschichten und Promenaden in den tieferen Zimmern kamen immer ins Stocken, obwohl er sonst immer gut zu reden wußte. Er sagte immer, sein bischöfliches Beichtkind sei daran schuld, die Kirche habe ihm aber, Gott sei Dank, die Macht gelassen, zu absolvieren. Und Markus war in jener Zeit reich an nachsichtiger Liebe und Absolution.

Durch den guten Onkel der noch besseren Nichte war Markus Bischof von Salzburg geworden. Der Onkel war tot, und die traurige Nichte meinte, hinter den Bergen von Salzburg könne sie ihren großen Schmerz besser verbergen. Einen starken Schleuderschuß von Salzburg, in einem der vielen umherliegenden Täler baute ihr Markus aus zarter Erkenntlichkeit ein schönes Lustschloß, und erschöpfte sich dabei in den herrlichsten Anlagen, namentlich mußte das Wasser allerlei Kunststücke machen, und das Schloß wurde deshalb Hellbrunn genannt. Bischof Markus galt übrigens in Salzburg für einen großen Freund der Natur, denn der bischöfliche Wagen fuhr alle Tage nach Hellbrunn.

Eines Tages trat ihn ein nicht mehr ganz junges Bauernmädchen an, als er aus dem Wagen stieg. Man sah es, daß sie einst sehr hübsch gewesen sein müsse, und der Bischof schien genau zu wissen, wie lange das her sei; er

war sehr herablassend, obwohl die Dirne sehr trotzig tat. Sie erhielt eine Anstellung in des Bischofs Wirtschaft, und spielte eine ziemlich trotzige Rolle in seinem Hause; ja diese Klara galt bei vielen für die Hauptperson in der Diözese, und die jungen Geistlichen wendeten sich meist an sie, denn der Bischof war immer sehr verlegen, wenn sie ihn um etwas bat.

Einst hatte er ihr etwas abgeschlagen, und sie polterte Unglück verheißend im Hause herum. Es war schöne, warme Sommerzeit, der Herr Erzbischof befand sich eben zum Besuch in Salzburg, und der sonst so freundliche Mann ward nach einigen Tagen seines Aufenthaltes sehr ernst und wortkarg. An der Tafel beim Bischof Markus sprach er fortwährend von einem enthaltsamen, nüchternen Lebenswandel, wies die besten Schüsseln und Flaschen von sich und klagte bitterlich, wie das Fleisch in der Kirche immer dreister würde. Bischof Markus war sehr verstimmt und fuhr gegen Abend hinaus nach Hellbrunn, um bei der stillen Nichte wieder auf andere Gedanken zu kommen. Bald nach ihm stieg der Erzbischof auch in seinen Wagen, und auch Klara hatte zwei Ackerpferde vor den Küchenwagen spannen lassen, und beide fuhren ebenfalls nach Hellbrunn zu.

Bischof Markus pflegte an warmen Sommerabenden mit der stillen Nichte in den schönen Gartenanlagen zu verweilen, namentlich war es eine dunkle Grotte mit weichen, schwellenden Moosbänkchen, in welche sie sich gewöhnlich zurückzogen, um die Sorgen der Welt zu vergessen. Die Nichte ging wegen der Wärme nur sehr leicht angekleidet, und der Bischof, für ihre Gesundheit besorgt, streichelte ihr den weißen römischen Nacken und Busen, und legte ihren vollen Arm in sein Gewand, damit sie sich nicht erkälte. Diese Besorgnis steigerte sich, je länger sie in der Grotte saßen, die Nichte lachte aber immer dazu. Plötzlich wurden sie durch ein rauschendes Wasserbrausen aufgeschreckt. Markus

war von Jugend auf anstellig und schlau gewesen. Er begriff schnell, was das Wassergeräusch bedeute, warf sein weites Gewand über die Nichte, kniete nieder und drückte seine Hände auf den Boden. Sogleich begannen dicke Wasserstrahlen nach allen Seiten am Eingange der Grotte hervorzuspringen und den Zugang brausend zu sperren, das Geräusch wurde immer lauter.

Mitten im Garten aber standen der Erzbischof und Klara, und aus allen Wasserspiegeln, aus dem Munde aller Statuen, aus allen Steinen brausten die Wasserströme über das Paar. Heftig versuchte es Klara, den Erzbischof weiter fortzuziehen, und deutete auf die wasserschäumende Grotte, der breite, völlig durchnäßte Erzbischof versuchte es, noch einige Schritte vorzudringen. Als er aber eben mit einem flüchtigen Blicke des knienden Bischofs inne wurde, schüttete eine kolossale Steinfigur eine breite Wasserflut über ihn. Der alte Mann war erweicht, eilte, so schnell es seine Kräfte erlaubten, zurück und erhob ein klägliches Geschrei über Hexen- und Zauberkünste. Klara, fortwährend hinter ihm, beschwor ihn, bis zur Grotte vorzudringen. Umsonst. Am Eingange des Gartens fiel er halbtot seinen Dienern in die Arme, und konnte kaum noch lallend den Befehl erteilen, Klara als eine Hexe zu verhaften.

Am andern Tage starb er infolge der jähen Erkältung. Er hatte kaum noch Zeit gehabt, den Bischof Markus wegen eines unziemlichen Argwohns um Verzeihung zu bitten, und seine Frömmigkeit in Augenblicken der Versuchung den Anwesenden zu empfehlen.

Klara ward den geistlichen Gerichten überantwortet und wegen Verleumdung einer geheiligten Person und wegen zauberischer Künste im Inn ersäuft. Der Bischof aber kam in den Ruf noch größerer Tugend, welche selbst über teuflische Hexenversuche den Sieg davontrage, und alles Volk in und um Salzburg nannte ihn den sittigen Markus.

So hat die Kirchengeschichte seinen Namen als Mark Sittich überkommen.

All seine Wasserkünste in Hellbrunn, welches die Salzburger Hellabrunn nennen, sind noch wohl erhalten, und der Vorfall mit der stillen Nichte kann noch alle Tage passieren.

Unser Führer hat uns all diese Attrapen gewiesen und erklärt, und er machte sich das schlechte Vergnügen, einige Handwerksbursche, von denen kein Trinkgeld zu erwarten war, wie jenen Erzbischof zu taufen, obgleich in der Grotte nichts zu verstecken war, als ein scheußlich steinernes Weibsbild.

Für den Novellenschreiber hat es etwas Betrübliches, daß alle die lüsternen Pfaffengeheimnisse jetzt von prosaischen Lohnbedienten für wenige Kreuzer enthüllt werden.

Man fährt durch eine schöne Allee von Hellbrunn nach Salzburg. Die Sonne schien so schön wie damals, als Mark Sittich diesen Weg passierte, und wir waren alle einstimmig betrübt, daß die schönen Gemächer des bischöflichen Freudenschlosses jetzt so leer stünden. Der Starost meinte, etwas Sünde und viel Freude sei doch besser als verödete Tugend, und der Archivarius konnte den römischen Nacken und die alleinseligmachenden Augen gar nicht vergessen, und fragte den Lohnbedienten nach manchem Detail.

Der Lohnbediente lächelte und tat, als wüßte er noch viel. Er war aber ein dummer Teufel, und wußte nichts mehr.

---

23. Tirol.

Es war eine recht kindische Freude, die ich empfand, als der Postwagen ins Tiroler Tal hineinfuhr: ich glaubte, noch einmal in ein Stück meiner Kindheit selbst hineinzurollen, und ich sang, wie ich als Bube gesungen hatte: Jo, io, Tiroler machen's so! Die Tiroler hatten mich nämlich in früher Jugend beispiellos amüsiert, sie gingen immer in Sonntagskleidern, sie waren immer lustig, sie sagten zu allen

Leuten „Du“, sie trugen grüne Hüte und wunderschöne Hosenträger, sie hatten sammtene Jacken, und Blumen und Bänder flatterten an ihnen, und mein Vater sagte mir, daß sie alle mit ihrem kurzen Stutz vortrefflich schießen könnten. Ich dachte, das Land, wo solche Leute wohnen, muß gar zu scharmant sein, da ist gewiß alle Tage Sonntag, und die Leute haben gar nichts zu tun, sie verkaufen bloß einander ihre bunten Decken, denn Müßiggang schien mir eine Hauptsache fürs Wohlbefinden zu sein. Und in Tirol, dacht' ich, da ist's immer grün und warm, und jeder kann wunderschön singen, und jedermann lacht, und klug sind sie alle, denn sie haben alle so große, klare, frische Augen. Aber entsetzlich weit dacht' ich mir das Land, weit drunten hinter Spanien, und das war eben so schön, daß es weit entfernt lag.

Ich habe viel Jugendirrtümer berichtigen müssen im Lande Tirol, aber meine Freude ist mir nicht genommen worden: dies merkwürdige Ländchen hat mir gefallen vom Anfang bis zu Ende. Es hat ein klares, zweifelloses Gesicht, nicht so viel Klugheit, als ich erwartet hatte, aber einen Charakter ganz und gar. Das ganze Land ist ein Mensch, das ist ein wenig langweilig, aber sicher und behaglich.

Wenn man das Wort Tirol hört, so muß man an lange schmale Täler denken, die sich kaum auf einige Stunden Breite erweitern, sehr oft aber zur Schmale eines Gebirgspasses verengen. Ganz Tirol besteht aus drei Haupttälern und ist nicht viel größer als die Hälfte der Schweiz. Das Haupttal läuft von Norden nach Süden in die Lombardei hinein, und ist der letzte Träger des deutschen Dialekts, der dort dem südlichsten Tiroler, dem deutschen Welschen ausgeliefert wird, welcher ein schlechtes Italienisch spricht. Botzen ist sein Mittelpunkt. Dies Haupttal senkt sich jenseits des Brenners bis Roveredo und den Garda hinab. Die andern beiden laufen von Westen nach Osten, das Etschtal jenseits der Berge, das Inntal diesseits. Außer diesen gibt es frei-

lich noch mehrere kleinere Täler, wie das Ziller-, das Pustertal und andere, sie münden aber alle als Nebenflüsse in diese Hauptströme. Das ganze übrige Land ist steinernes Urgebirge, ein hoher Alpenrücken, nur für Gemsen, Adler und Jäger zugänglich.

Wir fuhren ins Inntal hinein, das sich von Ost nach West über Innsbruck hinaufschlängelt bis Graubünden. Entschlossenheit, Entschiedenheit der Natur trat uns auf beiden Seiten des Weges in stolzen Felsen entgegen, die ihre nackten magern Arme zum Himmel emporstreckten, als forderten sie ihn fragend heraus: Warum hast du die Welt nicht weicher und schöner gemacht, da du doch sonst soviel Talent an den Tag gelegt hast, warum Krankheiten und Unfruchtbarkeit und Tugenden aus Unterlassung, warum der am glücklichsten, der am wenigsten tut.

Und da sah ich sie wieder, die bunten Tiroler meiner Jugend mit der melancholischen Heiterkeit, dem Abglanz ihres Landes. Kühn sind die Felsen, aber arm, golden und weich ist der Sonnenschein, aber das Land ist hoch, er wärmt wenig, der Boden ist hart, er zeitigt wenig. Es ist ein armes Land, dies Nordtirol, kärglich sproßt ein wenig Getreide, aus dem Süden haben sie sich eine demokratische Frucht, den Mais, holen müssen, um sich zu sättigen. Nicht einmal die Schweizer Triften und Matten sind ihnen gewährt, die Berge sind steinig und harter, unersprießlicher Laune, auch die Viehzucht findet keine Nahrung. Das alles steht von Urelterväter her auf den Tiroler Gesichtern, sie sind von Haus ein Volk mit gesunder Leber und Milz, sie lächeln aus der Armut heraus, aber die Armut lächelt mit, sie sind ein sauberes Volk. Es ist unbegreiflich, woher sie ihre hübschen Hüte, ihre glatten Jacken, ihre zierlichen Hosenträger nehmen. Sie sind ordentlich und doch keine Philister, sind munter und doch nicht leichtsinnig, sind beschränkt und doch nicht dumm, listig und doch nicht falsch, stolz und doch nicht über-

mütig, ernst und doch nicht traurig, vorsichtig und doch voll Mut — sie sind unverfälschte Kinder ihrer klaren, scharf abgegrenzten Berge, sie haben ihr Land getroffen ganz und gar.

Man darf sich unter solchen Natur- und Lebensumständen auch nicht wundern, daß die sanftere Form und Schönheit des Weibes nicht gedeiht — dafür sind Berge und innere Verhältnisse zu rauh. Die Tirolerinnen sind gar nicht hübsch; das wissen sie wohl am Ende auch, und das hat sie eingeschüchtert, denn auch ihr Geschmack ist mißraten. Sie kleiden sich völlig unschön, verstopfen den Leib hinter dicke Ladungen wollener Röcke und tragen Hüte wie die Männer. Wenn man bloß Köpfe sieht, so kann man oft die Geschlechter nicht unterscheiden. Das rauhe unsanfte Bergleben hat auch die weiblichen Züge hart gemacht.

Alle diese Nachteile kommen aber den Männern zugute. Ihre Gesichter sind gestählt und gesättigt mit frischer, scharfer Bergluft, aus den Augen springen die wetterscharfen Berge, von Wange und Lippe strotzt die gesunde, unverfälschte Atmosphäre, der ganze Körper ist geschmeidigt durch die Gefahr der schwindelnden, sich um Abgründe windenden Klippen, durch die Tätigkeit, welche der unebne Boden fortwährend in Anspruch nimmt. Der Tiroler gehört zu den schönsten Männern Europas, und ich habe oft bei seinem Anblick an einen spanischen Brigant gedacht, der aus einer Schlucht der Sierra Morena herabsteigt und mit dem kernhaften schwarzen Auge umherspäht nach der dunkeln Ebene, wo die reichen Klöster und Schlösser aus den schwarzgrünen südlichen Bäumen leuchten.

In der Nähe des Loser Passes, wo die Talwände sich zusammendrängen wie stolze Feinde, die einander das Weiße im Auge suchen, da trat ein Tiroler Schütz plötzlich um die Ecke, und blieb, die Hand auf seinen Stutz lehnend, stehen, um uns vorüberzulassen. Ich meinte, es sei eine fabelhafte

Erscheinung, so grünfrisch-poetisch sah der Bursche aus, wie ein junger Alpenkönig, der eben aus den fliegenden Wolkenschichten trete; der Reif hing ihm um den bauschigen Knebelbart und die langen Augenwimpern, die Augen blitzten wie menschliche Gemsaugen hervor, an der Seite steckte das Messer, welches jeder Tiroler trägt, wenn er auch nur Brot damit schneidet, im Wetter gebleicht, fahlgrün war sein Hut und sein Wams, unbefangen und kühl wie ein Gießbach sah er in unsern Wagen.

Am Loser Paß hat es ein fürchterlich Franzosenmetzeln gegeben, nur verwitterte Steintrümmer waren übrig von der früheren Befestigung, der Schütz stand an einem klassischen Punkte, man sah's ihm an, seine Kugeln fehlten selten — er schaute aus wie ein moderner Ritter mit wenig Bildung, aber sicherer Waffe.

In diesen Tiroler Tälern mag die Redensart entstanden sein: Die Welt ist mit Brettern vernagelt. Es gibt immer nur einen Weg, auf welchen man vorwärts oder rückwärts muß. Das Volk in diesem Lande muß auch notwendig todestapfer oder feig werden, es gibt keinen juste oder triste milieu, keinen andern Ausweg, unzugänglich wie Kaufmannsherzen stehen links und rechts die himmelhohen kahlen Felsen, und verschließen die übrige Welt.

Solch eine meilenlange Wand trennt im Inntale Tirol nach Norden zu von Deutschland. Ganz Nordeuropa ist hier zu Ende, man ist für immer abgeschnitten von der Abendzeitung, vom Hofrat Böttiger und von seinen Rezensionen — Deutschlands Stolz ist zu Ende.

Nur nach mehreren Stunden schlüpft einmal ein schmales Tal nach Süden hinein, um eine Flucht nach Italien zu suchen.

Es wurde dunkel, und hie und da kam ein Tiroler, und warnte uns gutmütig vor den Wassern, welche die Wege sakkerisch zerrissen hätten.

Wenn man dem Tiroler das Wort sakkerisch verbietet, fängt er auch eine Revolution an.

In kurzem war es undurchdringlich finster. Wir mußten aussteigen und einen Nebenweg suchen, die Straße war zerstört. Nur ein schmaler, für den schweren Wagen gefährlicher Aushilfsweg lief in dem engen Tale an den Felsenlehnen hin. Es wurden Leute mit Kienfackeln herbeigebracht, wir tappten unsicher bei dem flackernden Scheine durch die Nacht und die Berge hin.

Ein todblasses Tirolermädchen ging stumm und gespensterhaft mit der Kienfackel neben mir her. Sie hatte ein wirres, unleserliches Auge, das niemand ansah, und sprang mit unglaublicher Kraft über die höchsten Felsblöcke. Ich war mit ihr immer der übrigen Karawane voran, und die weit hinter uns einzeln schimmernden Fackeln, und das wüste Gesicht des Mädchens neben mir, regten unheimliche Geschichten meines Busens auf.

---

24. Eine Tiroler Geschichte.

In diesem Lande müssen recht traurige Geschichten passieren können, dacht' ich in meinem stillen nächtlichen Sinn, und sah nach den schwarzen Felsmassen in die Höhe, die bei der Finsternis kein Ende nehmen, und nach dem ebenfalls unendlich schmerzhaften Gesichte des Mädchens. Das arme Kind riß sich das Busentuch heraus, als ich so in die Höhe blickte, und trocknete sich damit die Augen, obwohl die Augen gar nicht weinten. Eine alte Erinnerung mochte ihr wohl sagen, daß sie eigentlich weinen sollte, und sie wollte die harte Natur ergänzen. Ihr weißer Busen sah kalt und unempfindlich in die Nacht, und es bedünkte mich, als glich er einem Marmordenkmale, das auf dem Grabe heiliger Toten ruht.

Es war gar zu auffallend, denn die Tirolerinnen sind keusch und schamhaft, es mußte nicht recht richtig mit dem Mädchen sein.

Ach, es war auch nicht recht richtig. In diesem Lande passieren wirklich recht traurige Geschichten, denn die Bildung hat noch keine Leidenschaft in Baumwolle gewickelt, sie äußern sich in barer, wilder Naturkraft, und frei sind die Tiroler auch nicht, wenn sie sich auch so stellen.

Das Mädchen war einmal recht glücklich gewesen, sie hatte geliebt. War sie nicht eigentlich zu beneiden? Wißt ihr es wohl, ihr stumpf glücklichen Menschen, die ihr gedankenlos in der Fülle eures Behagens hinlebt, wißt ihr es wohl, daß diese lachende goldene Sonne Menschen bescheint, welche niemals, ach, das Herz bricht mir bei dem Worte — niemals glücklich gewesen sind, niemals nur den Mantelsaum des fliegenden Glückes gesehen haben!

Manchmal macht es mich irre an der Liebe Gottes, die durch alles rauscht, was da ist, daß es wirklich Menschen gibt, welche nie die Liebe empfunden haben, nie die Liebe empfunden — — Herr des Himmels, es gibt solche Menschen! Machtest du sie über Nacht klug, sie liefen auf die Türme und stürzten sich herab, um die trostlose Brust zu zerschmettern. Und es sind das nicht immer bloß alte Kaufleute, die nur ihr Geld, alte Edelmänner, die nur sich lieben, alte Jungfern, die ein Herz von Sohlleder gehabt haben; es sind mitunter ganz anständige Leute.

Wie ein Platzregen würde es auf sie herabstürzen, wenn sie plötzlich ihr Unglück erführen. Es ist eine traurige, entsetzliche Poesie um einen Menschen, der da sieht, wie alles überwältigend die Liebe bei allen Menschen ist, und der niemals selbst etwas davon erfahren hat.

Ich meine, es sei der unglücklichste Mensch unter der Sonne, unglücklicher als der größte Verbrecher.

Elsi, dein Unglück war eine Kleinigkeit daneben, obwohl es gar nicht klein war.

Elsi hatte in einem artigen Häuschen bei ihrem Vater und ihrer Mutter gewohnt, beim Hause war ein Gärtchen, im Stalle stand eine Kuh, der Altan, welcher bei den meisten Tiroler Häusern angebracht ist, war erst vor sechs Jahren blank und fest ausgebessert worden. Im Sommer zog der Vater mit Fußteppichen und Handschuhen nach Deutschland, im Herbste kam er wieder, und den Winter über hatten sie Holz genug, saßen fein warm, das Dach war gut erhalten, es drang kein Schnee durch, und das Ersparte reichte auch hin, in der Woche zweimal Fleisch zu essen.

Es ging der Elsi wirklich recht sauber, besonders als der Sepperl immer regelmäßig des Abends vorbeikam, im Frühjahr wenn sie oben auf dem Altan hinter den beiden Blumentöpfen saß, die ihr der Sepperl geschenkt hatte, und wenn der Sepperl immer freundlicher sagte: „Elsi, guten Abend.“ Denn der Sepperl war ein blitzhübscher Bube, er schoß die meisten Gemsen von allen Schützen im Dorfe und hatte den schwärzesten schönsten Knebelbart. Als der Vater schon einen Monat fort war, hinaus ins Reich, da trat der Sepperl einmal wirklich ein ins Haus und schüttelte Elsis Mutter die Hand und der Elsi auch und setzte sich.

Elsis Mutter war unten aus Welschtirol und hatte stechende schwarze Augen und Sepperl gefiel ihr, und wenn sie die Tochter hinausschickte, so streichelte sie ihm die Backen und den Knebelbart. Das gefiel dem Sepperl, und da Elsis Mutter noch eine rüstige, hübsche Frau war — Elsi war erst fünfzehn Jahr —, so streichelte er sie wieder, er war jung, sie war aus Welschtirol, sie wurden warm miteinander.

Die arme Elsi merkte nichts, denn Sepperl gab ihr immer die Hand, wenn er kam und wenn er ging, und Sonntags tanzte er mit ihr wie die andern Burschen mit

ihren verlobten Dirnen. Es tat ihr nur leid, daß die Mutter immer des Abends soviel zu schicken hatte, wenn der Sepperl kam.

So verging die Zeit, bis der Wind schon wieder rauh von Bayern her über die Berge herunterfiel und das Laub von den Bäumen blies. Da kam eines Abends Elsis Vater aus dem Reich zurück und er wunderte sich, daß es noch dunkel in seinem Hause war, machte leise die Stubentür auf und blieb stehen. Hinten vom blauen Himmelbett her vernahm er Geräusch, als wenn zwei Leute schön miteinander täten und sich küßten. Er schüttelte unwillig den Kopf, daß Elsi solchergestalt die Sitte hintansetze, kehrte flugs um und ging zum Pfarrer, für seine Tochter die Hochzeit zu bestellen; denn er hatte es schon im Frühjahr gesehen, daß Sepperl ein Auge auf sein Mädel hatte. Unweit des Pfarrhauses aber begegnete ihm Elsi. Sie grüßte ihn schön und gab ihm die Hand; er fragte sie aber bloß, wer denn eigentlich daheim in der Stube sei, und als Elsi antwortete: „Die Mutter und der Sepperl," da sagte er: „Elsi, geh' zum Herrn Pfarr und warte auf mich, ich werde auch gleich hinkommen."

Sie ging, er kehrte um und trat stumm in seine Stube. Das Weib saß mit entblößter Brust auf dem Bett, Sepperl sprang hastig auf die Seite. Elsis Vater trat an sein Weib heran und fragte, ob sie ihn kenne. Der Mond kam eben hinter den Bergen hervor und fiel mit seinem blassen Schein über beider Gesicht. Das Weib war totenstill; er griff nach seinem Messer an der Seite und stach es ihr tief in die offene Brust. Sepperl schlich langsam aus der Stube; er sah's aber noch, wie das Blut emporsprang und das Weib aufs Bett zurückstürzte.

Es hatte niemand ein Wort gesprochen, aber Sepperl mußte wohl später geschwatzt haben, denn am andern Tage war die Geschichte ruchbar. Elsi hatte bis spät in den Abend

im Pfarrhause auf ihren Vater gewartet. Als er gar nicht kommen wollte, ging sie heim, und da unten alles finster und still war, dachte sie, die Eltern schliefen schon, und ging hinauf in ihre Kammer, und schlief bis an den frühen Morgen. Im Hause selbst schlief aber niemand mit ihr als die tote Mutter.

Als Elsi früh in die Stube trat, begann ihr Unglück: die Mutter fort, der Vater fort, das Messer mit seinem Namen bei der Leiche, und Sepperl — — — die Nachbarn erzählten ihr schonungslos, was sie wußten und was sie nicht wußten.

Elsi war alt genug, ihr Unglück zu übersehen: Vater und Mutter verloren, und was mehr sagen will: den Geliebten, und was noch mehr ist: die Liebe, und alles in einer Nacht — es war Unglück genug, um den Verstand zu verlieren. Elsi verlor ihn auch.

Aber wer nie geliebt hat in seinem Leben, ist doch noch schlimmer dran.

Von Elsis Vater hatte man nie wieder etwas gehört, aber Sepperl hatte Soldat werden müssen. Elsi saß still in ihrem Häuschen, legte den Tag über die Hände in den Schoß und sang die alten glücklichen Lieder; sie putzte sich sorgfältig, weil sie glaubte, der Mangel an Schönheit sei Schuld gewesen, daß sie Sepperls Liebe nicht gewonnen. Die Nachbarn brachten ihr Essen, und sie aß mit großem Appetite, war still und sanft und tat niemand etwas zuleide.

Eines Abends saß sie wieder im Dunkeln allein, unweit des blauen Himmelbettes, in welchem jetzt niemand schlief; denn sie ging immer noch hinauf in ihre Kammer, obgleich der Schnee jetzt durch das verwahrloste Dach hereindrang. Sie summte leise ein altes Lied, da ging die Tür auf, und Elsi sprang in die Höhe und rief jauchzend: „Sepperl!" Sie hatte ihn am Tritt erkannt. Es war

Sepperl, der von Wien desertiert war; sie schien ganz vernünftig zu sein, solange sie mit ihm redete. Er stellte ihr vor, wie man ihn verfolge, und daß kein anderer Ausweg übrig sei, als aufs Gebirg zu fliehen, denn wenn man seiner habhaft würde, erschösse man ihn. In diesem Augenblicke sei er halbtot gehetzt und bedürfe einer stärkenden Ruhe, im Gebirge sei's noch kalt und rauh, Elsi solle ihn vierundzwanzig Stunden beherbergen.

Elsi nickte mit dem Kopfe, er verschlang hungrig ein Stück Brot, das auf dem Fensterbrett lag, dann fiel er todmüde auf jenes Bett, wo das Unglück geschehen war; er hatte keine Zeit und keine Kraft zum Schauder; der Schlaf sank bleiern auf seine Augen. Elsi ging und riegelte die Tür zu, dann legte sie sich angekleidet neben ihn aufs Bett und schlief nicht, sondern sah den Schläfer an mit offenen Augen, obwohl sie wenig an ihm sah, denn die Nacht war dunkel.

Als der Tag graute, erwachte Sepperl, sah das Mädchen neben sich halb aufgerichtet sitzen, sah seine Lagerstätte und fuhr entsetzt in die Höhe. Er wollte fort. Elsi umklammerte seine Knie, er möge bleiben. Sepperl wußte nichts von Elsis Wahnsinn; er wollte noch einen Tag bleiben, um sich einzurichten für seinen Aufenthalt auf den Bergen.

Als es Morgen ward, kam die Nachbarin und brachte Elsi das Frühstück, Sepperl kroch hinter den Ofen, und Elsi schob den kleinen Schieber am Fenster auf und nahm den Topf der Nachbarin ab.

„Der Sepperl ist wieder da,“ sagte sie.

Sepperl erschrak des Todes in seinem Versteck.

Die Nachbarin aber, gewohnt sie vom Sepperl sprechen zu hören, achtete nicht darauf, sondern ging, sich bekreuzigend wieder von dannen. Jetzt kam dem Sepperl zum ersten Male der Gedanke von ihrem Irrsinn, aber wenn sie sich zu ihm wendete, sprach sie unverwirrt.

Es war ihm doch unheimlich in der schlimmen Stube zumute; er machte sich indes zu tun, suchte den Stutzen und Pulver und Blei von Elsis Vater zusammen, putzte das Gewehr und machte sich reisefertig. Der Elsi verbot er, wenn die Nachbarin wiederkäme, seinen Namen zu nennen; als sie aber kam, sagte Elsi wiederum: „Der Sepperl ist da, ich darf's aber nicht sagen."

Nun blieb ihm kein Zweifel mehr über ihre schreckliche Lage; er sah auch, daß sie nichts tat und sich wie eine Kranke von außen her ernähren ließ. Ihn verlangte angstvoll nach dem Abende, er schmachtete nach den Bergen, Schuld und Unglück lastete wie Verdammnis mit der niedrigen Stube auf seiner Brust.

Elsi war unterdes lieb und zärtlich gegen ihn und sprach kein töricht Wort.

Es ward Abend, und er machte sich reisefertig. Elsi tat's auch. Er fragte. Sie wolle ihn bis ans Ende der Wolken begleiten, und wenn's weiter ginge, weiter. Als er's ihr abschlagen wollte, weinte sie bitterlich.

Seppel suchte sie zu beruhigen und streichelte ihr zum ersten Male die Wangen, und küßte sie flüchtig auf den Mund. Da fuhr's wie ein Feuerstrahl durch ihr Antlitz und ihre Glieder, die Augen leuchteten, und sie preßte ihn küssend und wieder küssend so heftig an sich, daß es ihn schmerzte.

Er steckte soviel Brot, als im Hause zu finden war, in die Jagdtasche, und sie gingen; was er mit ihr beginnen sollte, wußte er noch nicht.

Es war Abend. Sie schlüpften zwischen Häusern und Zäunen hin. Plötzlich hörte Sepperl Fußtritte und kauerte sich hinter einen Zaun. Als Elsi dies bemerkte, waren die Männer, deren Fußtritte Sepperl gehört, schon da und fragten sie, wohin sie bei so später Zeit noch gehe.

„Ich geh' mit dem Sepperl auf die Berge, sie wollen ihn totschießen."

Eiskalt überlief es den Sepperl, denn er hörte Waffen klirren; es waren österreichische Militärs, die ihn verfolgten. Er huschte so leise als möglich auf der Erde hin und fiel in eine Grube, duckte sich zusammen und regte sich nicht.

„Sie ist nicht klug," sagte ein Tiroler, welcher dabei war, aber Elsi setzte hinzu: „Hier hinter dem Zaune sitzt er."

Man trat hinzu. Ein Soldat näherte sich der Grube. Sepperl spannte seinen Stutz, der Hahn knackte, der Soldat trat näher und rief: „Antwort oder ich gebe Feuer."

Es fällt ein Schuß, es fliegt ein Mann über den Zaun, Schüsse knallen hintendrein, man setzt ihm nach, nur der Tiroler und Elsi bleiben bei dem blutenden Soldaten. Elsi ruft ängstlich nach Sepperl.

Aber Sepperl war ein gewandter Bursche und kannte alle Wege und Stege — erst ein paar Jahre nach diesem Vorfalle ist ihm oben auf dem höchsten Gebirge ein Gemsjäger begegnet. Sepperl hat sehr mager und alt ausgesehen, und auch ein langer Bart, der ihm unterdes gewachsen. Er lebt nur von Gemsenfleisch, und es sollen noch mehrere solche Unglückliche da oben im Gebirg herumirren, welche der Konskription entflohen sind. Sie wagen sich auch nach vielen Jahren nicht herunter, denn das Gouvernement ist unerbittlich. Man erzählt, daß einer von ihnen altersschwach mit sechzig Jahren herabgekrochen sei, verhoffend, man habe sein vergessen. Aber man vergißt nichts, hat ihn eingefangen und an Leib und Leben gestraft. Wie bei den Türken und Persern existiert auch das Heimfallsrecht bei solchen Personen: jener Mann hat neunzigtausend Gulden besessen, welche dem Gouvernement verfallen sind. —

Der Tiroler, welcher mir die Geschichte mit Elsi und Sepperl erzählte, als er mich so betrübt und verwundert über ihren Anblick sah, setzte hinzu, man wisse nicht, ob sie mit dem Sepperl wohl zusammenkomme. Sie werde oft des Nachts hoch oben auf den Felsen gesehen und hasche begierig

nach Zunder, Pulver und Blei, womit sie wahrscheinlich den Geliebten versorge. Sie spreche übrigens kein Wort mehr, trockne sich aber immer die trocknen Augen, wenn sie hinauf nach den Bergen sehe.

Der Tiroler erzählte mir alles in ihrer Gegenwart, sie hörte aber nichts, sondern leuchtete uns schweigsam wie ein Marmorbild über die schmalen Balken, welche man in die brausenden Bergwasser geworfen hatte, um die Kommunikation herzustellen. Als ihre Fackel zu Ende ging, verschwand sie plötzlich auf der Seite, wo die Felsen in die Höhe laufen, um ihren Sepperl zu suchen.

---

25. Innsbruck.

Als wir durch die Wasser hindurch waren, kehrten wir in einem Wirtshause ein, um zur Nacht zu essen. Die Leute waren so still geschäftig, melancholisch freundlich, wie man die Tiroler meist in ihrem Lande findet. Auf der Landstraße und in der Fremde sind sie am meisten gesprächsam und lustig. Witz und Humor haben sie niemals, dafür sind sie ein zu anfängliches Volk. Sie sind zufrieden, und diese Zufriedenheit gewährt ihnen eine ruhige Laune, in welcher sie die liebenswürdige Beschränktheit niemals irr werden läßt.

Nur die Intelligenz macht unzufrieden.

Die Tische waren sauber gedeckt, ein langes, sanftes Mädchen, das immer rot wurde, wenn sie jemand von uns jungem Volk anredete, servierte uns ein ärmlich Essen. Die „Zeitung für Tirol und Vorarlberg“ lag auf dem Tische, ich freute mich, daß das kleine Land doch auch seine eigene Zeitung habe. Es war lauter Türkei darin, und der österreichische Beobachter machte französische Blätter herunter, von denen die Tiroler nichts wußten. Die Julirevolution haben sie durch Reisende erfahren, aber immer noch früher als die Spanier, die doch näher an Frankreich wohnen, und erst im

Winter 1831 französische Märchen hörten, weit, weit her, wie die Vorfälle von König Artus Tafelrunde.

Es saßen aber doch ein paar Tiroler im Winkel, die sich von erschrecklichen Dingen erzählten, welche drüben hinter den Bergen geschehen sein sollten.

Vor der Tür fanden sich Tiroler Musiker ein und begrüßten uns mit sanften Tänzen. Diese Sitte hat etwas Gastfreundliches und Heimliches, sie kamen auch nicht mit dem Notenblatte, um etwas zu haben, sie spielten ihre Weisen aus dem Kopfe, und als wir ihnen etwas schenkten, waren sie dankbar und vergnügt wie die Kinder.

Tirol ist überhaupt das Land der großen Kinder. —

Da ich den andern Morgen im Wagen erwachte, war das Tal breiter geworden, und die Sonne lag wie ein jungfräulicher Kuß darauf. Links öffnete sich das Zillertal, das sich heimlich und traulich in die Berge hineinschleicht. Bei der Umspannung sagte mir ein Tiroler, da drin im Zillertale sitze in einem einsam gelegenen Häuschen ein recht armes Mädchen, deren Schatz sei vor mehreren Jahren ausgezogen mit seiner schönen Jodelstimme, und das Mädchen wartete noch immer mit Schmerzen, daß er wiederkommen werde, und an jedem Morgen dächte sie, heute sei der rechte Tag, und sehe ins Tal hinunter. Aber der rechte Tag sei noch immer nicht da.

Als ich ihm sagte, der Schatz möchte wohl ein ander Mädchen und Unterkommen gefunden haben und käme vielleicht gar nicht wieder, da schüttelte er lächelnd den Kopf und sagte: „Das tut kein Tiroler, jeder Tiroler ist treu.“

Und wirklich sind sie das wiederum wie die Kinder und wie ein anfänglich Volk, dem die Treue, auch die dümmste, Religion ist. Man erzählt unglaubliche Beispiele. Erst vor kurzem war ein Tiroler wiedergekommen, der draußen ein steinreicher Mann geworden war und die schönsten Mädchen hätte heiraten können. Er war wiedergekommen, um seiner

Gretli Wort zu halten, und als er die Gretli abgemagert elend wiedergefunden, als sie ihm auch gar nicht mehr gefallen hat, so ist er doch seinem Versprechen treu geblieben, und hat sie geheiratet, und lebt jetzt recht freudlos mit ihr.

Ist das nicht eine rührende, beschränkte Treue? —

Immer breiter wurde das Tal, immer grüner und sonniger, der Wagen rollte durch Hall, das über und über in Dampf gehüllt ist von den Salzsiedereien. Auf breiter, glatter Heerstraße, an welcher strotzende Obstbäume prahlten, tanzten die Pferde im lustigen Sonnenschein, ein bunter Tiroler nach dem andern kam vorüber, die Berge traten höflich, aber hoch und schön immer weiter zurück, immer herrlicher ward das weite Talbecken, io Tirol! jauchzten wir alle, es war gar zu schön — Innsbruck lag vor unsern Augen.

Rings ist alles von den hohen Bergwänden geschlossen, nur zu den befreundeten Tirolern stehen die Talwege offen, nach Deutschland schützt die steile Martinswand mit ihren Genossen, nach Italien der stolze hohe Brenner, Raum zum Spielen und Springen ist im breiten Tale genug — hier wollen wir Hütten bauen, riefen wir alle, von nirgends her kann eine Störnis dringen.

Ich weiß keine Stadt, in welcher deutsch gesprochen wird, welche meinem Auge, meinem Herzen so gleich einer Geliebten mit offenen Armen entgegengekommen wäre, als Innsbruck. Nur Wien brachte mir auf der Spinnerin am Kreuz noch mehr, noch raschere Küsse, aber ich wußte es schon, daß in Wien soviele Österreicher wohnten, ich wußte es, daß es eine unkeusche Stadt sei.

Daß der Sonnenschein wie blankes Gold zu Innsbruck auf allen Türmen, allen Dächern lag, mochte wohl auch viel dazu beitragen. Ich liebe den Sonnenschein wie die Augen, ich suche ihn wie die Pflanze, ich bete ihn an wie ein Peruaner. Wenn es düster und regnerisch wird, da mögen wohl die Felsen um Innsbruck bedrohlich zusammenrücken und traurige

Demonstrationen gegen die Stadt machen, und in der Goldenen Sonne zu Innsbruck mag es ein wenig langweilig werden.

Aber ich frage nicht, wie wird das schöne Mädchen aussehen, wenn es Runzeln hat! Ich ging mit einem wunderlichen Wohlbehagen unter den Arkaden der Stadt hin, wo man Versteckens mit der Sonne spielen kann. Die Tiroler hatt' ich mir eigentlich nie eine bedeutende Stadt bildend denken können. Sie sind auch hier meistens entartet, oder sehen aus, als ob sie nur zum Besuche da seien. Der Tiroler gehört aufs Land, dort ist er eine Notabilität. Es ist merkwürdig, wie edel er auch in Lumpen aussieht, das feierliche, edle Gesicht eines Tiroler Bettlers mit den stillen, regelmäßigen Zügen setzt einen in Verlegenheit. Sie sahen alle aus wie hochgeborne Granden, die hinter den verborgenen Tälern einen Karneval aufführen mit grün und roten Bändern.

Aber fein stolz auf Innsbruck gehen sie umher, fein stolz auf ihre Hauptstadt. Ich glaube, sie ließen sie während der sechs Wochentage leer stehen und kämen bloß des Sonntags her, um die Kirchen zu besuchen, auf den Straßen herumzuschlendern, auf der Innbrücke zu stehen und die Tiroler Berge anzuschauen — das täten sie, wenn die äußeren Landstraßen nach Innsbruck plötzlich verschüttet würden, und die Bewohner der Stadt nicht mehr bestehen könnten. Sie haben ein Faible für Innsbruck. Bozen ist viel bedeutender in Lage und Wohlhabenheit, die Blüte Tirols rankt sich da zusammen, aber Innsbruck ist die alte Jugendgeliebte, sie hat ihre heißesten Tränen, ihre besseren Taten gesehen, es ist ihr Heiligtum, das Mekka der Tiroler.

Da drüben, einen Büchsenschuß von der Stadt, liegt der Berg Isel, wo die Bayern wie die Spatzen erschossen wurden, wo sie sich zuschrien: „Ein Hundsfott, der nicht

seinen Mann trifft," wo ihre Stutzen an einem Vormittage fünfundsechzig Offiziere niederwarfen, diese Innbrücke hat Hofer geheiligt. Hier kreuzte er seine Arme und stürzte durch den Kugelregen auf die Feinde und rief: „Vorwärts, Tiroler! St. Georg und mein Bart werden euch als Schild dienen."

In und um Innsbruck liegt die Quintessenz des Tiroler Ruhms, sie lieben es wie die Juden Jerusalem, wie die Römer Rom, wie die Franzosen Paris. Wenn man einem Tiroler begegnet, so frägt er: Wo bist du her, und hast du Innsbruck gesehen?

Die Stadt zieht sich mit ihren elfhundert Häusern von Deutschland nach Italien hin und hat für mehr als zehntausend Einwohner Platz. Eine lächerliche Merkwürdigkeit ist das goldene Dach, dessen Bedeutung schon der Beiname des Stifters bezeichnet. Friedrich mit der leeren Tasche hat es angelegt, und es ist eine leere, putzige Renommage, ein kleines vorgebautes Dächlein von goldbelegten Ziegeln.

Auch der Gedanke solch einer goldenen Prahlerei ist durchaus nicht tirolisch. Der Tiroler erwirbt gern Geld, und er verschleudert es auch nicht so schnell und leichtsinnig wie der habsüchtige Italiener, aber es hat ihm auch keinen so toten Wert wie dem geizigen Schweizer. Er liebt das Schmucke, er kauft viel und gibt ohne Bedenken zwei Dritteile seines Erwerbes für einen schönen Hosenträger, ein feines Hemd und eine weiche Samtjacke. Er ist viel zu eitel und zu reinlich, um mehr als ordentlich zu sein.

Eins aber beweist dies goldene Dach, das schon jahrhundertelang unangetastet liegt: die Ehrlichkeit der Tiroler. Es hat sich noch niemand an einem Ziegel vergriffen. Ich glaub' es gern, daß der Versuch des Diebstahls am Zusammenhange der Masse und der sonstigen Beschwerlichkeit scheitern würde, aber englische Industrieritter hätten gewiß schon hundert Versuche gemacht. Ein Diebstahl ist in Tirol

eine arge Seltenheit, und wenn einer vorfällt, so ist der Dieb gewöhnlich aus Italien oder drüben aus Steiermark.

An Kirchen und Heiligenbildern fehlt es in Tirol, namentlich in Innsbruck, nicht: der Tiroler ist nicht nur fromm, er ist noch wacker abergläubisch. Es war kein geringer Grund zum Aufstande, als die bayrische Regierung die geistlichen Komödien und Wallfahrten untersagte, welche die Tiroler in großen Scharen besuchen. Jetzt ist kaum ein Ländchen in Europa, wo der Katholizismus und die patriarchalische Hierarchie noch so üppig, warm und feist gediehen, als Tirol. Spanien und Portugal sind skeptischer, und in Italien wuchert bekanntlich nur die Sinnlichkeit oder gar die Liederlichkeit des Katholizismus. Das ist um so auffallender, da man von den vielen Wanderern aus Tirol, die mit Teppichen und dergleichen in Europa herumziehen und dann zurückkehren, einen profanierenden Eindruck in der Heimat erwarten sollte. Aber die Tiroler heulen mit den Wölfen, sie hüllen sich in Schafskleider, doch die Tiroler Stimme, die Tiroler Haut bleibt von allem Äußeren unberührt. Sie sind für kein Kontagium empfänglich, auch die Cholera hat keiner mitgebracht. —

Nächst Hofer ist der Kaiser Max eine Hauptperson in Innsbruck. Er hat in der Hauptkirche ein eigentümlich Denkmal. Hinter einem Eisengitter steht eine Art Sarkophag, auf welchem mit der größten Zierlichkeit in lauter kleinen Nürnberger Hautreliefs seine Schlachten abgebildet sind. Es ist sehr bezeichnend, daß man ihn durch solche kleine scharmante erhabene Sächelchen verherrlicht hat, diesen letzten deutschen ritterlichen Sanguiniker mit der braven Liebenswürdigkeit. Ein schnurriger Pendant zu seiner Geschichte, dessen Schalkhaftigkeit dadurch erhöht wird, daß es die Tiroler mit den niedlichen kleinen Schlachten ganz ernsthaft meinen. Dieser brave, ein wenig beschränkte, poetische Kaiser Max, was unternahm er für gewaltig ritterliche Dinge und hatte nie Glück, erreichte nie etwas, gewann nie Einfluß. Er war der schönste

deutsche Schauspieler, der noch einmal die Romantik, das persönliche Heldentum spielen wollte zu einer Zeit, wo die antiromantische Vernunft erfunden wurde. Zu Innsbruck in der Kirche ist sein gar zu treues Denkmal.

Ein entarteter Tiroler, der mir die Martinswand wies, erzählte, eigentlich sei's kein Engel gewesen, der ihn gerettet, sondern ein Gemsjäger, und der Kaiser Max habe ihn dafür geadelt, und seine Familie existiere noch. „Aber“ — setzte er echt tirolisch hinzu — „auf die Martinswand ist noch kein Tiroler hinaufgekommen und herunter erst gar nicht.“ —

In unserer Wirtsstube gab's soviel Bilder von Hofer, als Kuverts auf dem Tische. Aber der gute Kaiser Franz hing einsam hinter dem Ofen, von Fliegen verunglimpft. Das ist nicht bös gemeint, das Schicksal hat's so gefügt. Und Hofer hat den Leuten wirklich einen großen Gefallen getan. Damals gewährte er ihnen eine Art Mittelpunkt und das tut er heut noch. Für die besten Gedanken brauchen die Völker Fleisch und Blut, sie müssen sie wie der Apostel Thomas mit Händen greifen können.

Diese Inkarnation hat aber Deutschland immer noch gefehlt. Wir haben gar keinen gemeinschaftlichen Helden, und das ist unser Unglück. Blücher war ein Preuße, Karl der Große ein Franke, Luther ein Protestant, Heinrich der Finkler mußte die Wälder ausrotten und hatte für die Menschen keine Zeit, die Hohenstaufen liebten nur Italien, Friedrich der Große nur Frankreich — wir hatten noch keinen Helden und haben keinen. Nur Klopstock und die vaterländischen Mystiker können am Strohfeuer von Worten warm werden und sich mit Hermann trösten, mit Hermann und Thusnelda und mit Thusnelda und Hermann. Andern vernünftigen Leuten, die gern was Rechtschaffenes lieben möchten, ist das zu lange her, und es geht uns kein Landwehrmann ins Feuer, wenn wir ihm sagen: Im Namen Hermanns und Thusneldens,

Michel drauf! Was kümmert den Michel Hermann und Thusnelda!

Es ist eine Schwäche, das Heldentum der Personen und Namen; durchgebildete Völker entwachsen ihr, aber es ist eine poetische Schwäche, wenn der Name wirklich auf eines Helden Stirn, auf der Stirn des tüchtigsten Mannes steht. Nur ein Volk, das keine andere Vereinigung hat, als den Namen und die Sprache, ein solch Volk muß einen Helden haben, bei dessen Namen ihm das Wasser in die Augen schießt. Es ist leider in Deutschland zuviel Republik in Kunst und Wissenschaft: da gibt's ein immerwährendes Guillotinieren, links und rechts fliegen die Köpfe der Herrscher, Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, und zuviel Republik unter den Notabilitäten aller Art. Bin ich nicht sehr liebenswürdig, daß ich zuviel Republik finde?

Es ist in Deutschland zuwenig Außerordentliches, durch Größe Überwältigendes. Das Land hat sein Heroenzeitalter übersprungen, es hat sich zu früh etabliert, hat die Kinderkrankheiten des Heldentums nicht durchgemacht, daher seine Armut, sein Siechtum.

Tirols Kinderkrankheit war der Aufstand von 1809 und Andreas Hofer war sein Arzt, Beichtvater und Totengräber, das frühere Geschlecht ist freilich dabei zugrunde gegangen, aber in einer frischen, schnellen Krankheit, die eine gesunde Trauer zurückläßt, und im Namen Andreas Hofer hat die neue Generation ein Bannerwort bekommen für alle Zeiten. Andreas Hofer ist ein moderner Schutzpatron Tirols geworden, und er hängt nicht umsonst in allen Wirtsstuben.

---

26. Andreas Hofer.

Durch Immermanns „Trauerspiel in Tirol" und ähnliche Bücher ist es Mode geworden, den Hofer immer nur für eine große Puppe anzusehen, welche die Pfaffen am

Draht zogen. Er war eine Puppe, aber eine lebendige, er haßte nicht bloß auf Geheiß, er haßte vom Herzen und liebte vom Herzen. Und sein Haß traf nicht bloß, wie die Pfaffen wollten, die Franken und Bayern, sein Haß traf auch den Adel, seine Liebe umfaßte nicht allein die unantastbare Kirche, sie war eine demokratische. Und der ganze Aufstand war nicht bloß eine blutige Posse, zum Vergnügen des Hauses Habsburg aufgeführt, er stammte wirklich von der Freiheit. Das Pfaffen- und Habsburgtum haben seinen Glanz getrübt, aber sein Element nicht verändert. Die „roten Hosen“ des österreichischen Kaisers haben allerdings ihre Rolle dabei gespielt, aber sie waren nicht das Motiv des Stückes.

Es war eine verwickelte Geschichte um den Preßburger Frieden und um die Ursachen, daß in der Nacht des 10. April 1809 der Aufstand losbrach in Tirol, ich habe hier auf der Reise nicht Zeit genug, sie ausführlich zu erzählen. Österreich hat viele seiner kleinen Klugheiten dabei entwickelt, die seinem Verstande immer Ehre machen werden. Ohne viel Umstände gab es Napoleon Tirol in den Kauf, als er es verlangte, man kannte zu Wien das ehrliche, offene Tirolerherz auf und nieder und trat die Provinz viel leichter ab als jede andere. Mit dem Paragraphen dieser Abtretung ward dem Napoleon der Uriasbrief eingesiegelt in die Friedensdepesche; das wußte man. Es war eine vergiftete Hostie, die den Frieden weihte.

Österreich behandelte nämlich seine Provinzen immer wie die Kinder, denen man in kleinen Ungezogenheiten den Willen läßt, damit sie nur sonst artig bleiben. In Tirol wohnten die kleinsten Kinder, denen man all die garstigen Angewöhnungen von Nationalität, Privilegien, Selbstbesteuerung und dergleichen durch die Finger gesehen hatte. So waren die Tiroler meist guter Laune gegen Wien.

Napoleon aber und das damalige bayrische Gouvernement, welchem Tirol zugefallen war, verfuhr mit der neuen Provinz wie mit einem erwachsenen Menschen, welcher Härten und

Übelstände zu übersehen vermag gegen allgemeine, weitaussehende Vorteile, gegen moderne Verbesserung. Das erzeugte das lebhafteste Mißbehagen gegen die neue Herrschaft. Der Tiroler sieht von einem schmalen Tale bis zum andern, seine Pupille gewöhnt sich nicht ohne Schmerz plötzlich an weite, breite Weltreformen. Diese total falsche Behandlung war der erste Grund zum Aufstande.

Tirol ist fromm, man tastete seine Kirchen und Priester an. Die Priester schrien: „Anathema!“ Tirol ist nicht bloß fromm, es ist abergläubisch — die Priester legten einen breiten zweiten Grund zum Aufstande.

Tirol ist arm; man verlangte höhere Steuern von ihm, das war ein dritter Grund. Aber das waren alles nur Dinge für einen, der durchaus Gründe haben wollte. Die Hauptsache waren lauter Empfindungen, für welche sie keine Worte hatten. Das Tirolertum war bedroht. Jede Änderung, jedes Neue ist einem stabilen Volke wie dieses ein Greuel. Sie ahnten es, daß am Ende auch ihre Hosenträger, ihre grünen Hüte, ihre bunten Bänder bedroht würden, sie ahnten es, daß man ihnen am Ende gar den Stutzen nehmen könnte. Und alles geschah, ohne daß sie gefragt wurden — die ganze Freiheit mit all den Freuden, Rechten und Ungezogenheiten, welche in diesem Worte liegen, war gefährdet. Das lag dem Dümmsten vor Augen, wenn er nicht mehr tun und lassen durfte, was früher.

Und um die Freiheit handelte es sich wirklich in diesem Aufstande, wenn sie auch einen andern Rock trug als gewöhnlich, wenn sie auch verdächtigt wurde durch das Zulächeln Österreichs.

Die Tiroler sagten untereinander, sie wollten diese Wirtschaft nicht leiden, und gingen still zu Rate, wie das zu ändern sei. Nun wohnte auf dem Sande zu Passeyer ein großer, gewaltiger Gastwirt, der war in ganz Tirol bekannt wegen seines enormen Appetits, seiner herkulischen

Leibeslänge und wegen seines erschrecklich großen, schwarzen Bartes. Dieser Mann aß und trank mehr als jeder andere Tiroler, führte ein entschlossen Regiment im Hause, und auch die Weiber hatten ihm gar nichts an. Man wußte zum Beispiel, daß sein Weib den großen Bart nicht leiden konnte, und daß er ihn nur wachsen ließ, um aller Welt und seiner Frau zu zeigen, daß er Herr im Hause sei. Bei diesem Manne, der von der Natur zu einem Anführer bestimmt schien, versammelten sich die unzufriedenen Tiroler und schworen, sie wollten halten zu Tirol, ja, sie verschworen sich gegen die Franken und Bayern auf Leben und Tod, und tranken dazu Botzener Wein beim Sandwirt zu Passeyer, und der Sandwirt trank mehr als alle.

Dieser Sandwirt mit dem großen Appetite, großem Leibe und großem Barte ist aber Andreas Hofer.

Noch ehe sie miteinander einig waren, daß man zum Stutz greifen müsse, war Hofer mit einigen Verschwornen hinabgestiegen nach Grätz, um mit Österreich zu unterhandeln. Der Erzherzog Johann nämlich war der Naturforschung wegen bereits längere Zeit in den Kärntner Gebirgen umhergezogen, um für die Tiroler Natur rasch bei der Hand zu sein. Er empfing den langen und breiten Andreas auf das Vortrefflichste, und als ihm Hofer sagte, sie wollten losschießen in Tirol, wenn nur Österreich hinterdrein schießen wollte, da klopfte ihn der Erzherzog auf die Achsel, und versicherte ihn, die Sache sei ganz in der Ordnung.

Dieser Moment der letzten Zeit ist so überaus interessant, weil Österreich eine Revolution angestiftet. Wenn ich den Namen Österreich höre, so denke ich an Olmütz und Munkatsch, wo Lafayette und Ypsilanti, zwei Freiheitshelden, geschmachtet haben, ich denke an den „Österreichischen Beobachter“, an Mehlspeisen, an das leere Lächeln eines ganzen Volks, das man verwahrlost hat, ich denke an die friedliche Hofburg in Wien, an Wiener Walzer, an den Staberl, an

die langen ungarischen Grenadiere; aber das Wort Revolution fällt mir nicht ein. Ich sehe die im Kerker zerstörten Wangen, die zertrümmerte Brust Ypsilantis zum letzten Male schmerzhaft Atem holen und die gequälte Seele aushauchen, aber an eine Revolution denk' ich nicht.

Und dort, dort zu Grätz unterhandelte der österreichische Erzherzog mit einem Gastwirt aus Tirol um eine Revolution, er schloß den Kontrakt ab, und Hofer ging zurück guten Muts, und trank eine Flasche Botzener mehr, lud seinen Stutzen, und die Geschichte ging los.

O Österreich, Österreich, hast du keine nächtlichen Erscheinungen, wenn du gegen die Freiheit agierst, siehst du sie nicht, die schönen, wohlgebildeten Tiroler Leiber, die blutbefleckt, von Kugeln zerrissen in den Schluchten lagen oder die der grüne Inn herabschwemmte bis in die Donau?! Fällt dir's nicht manchmal ein, daß ums Jahr Neun zuweilen bunte durchschossene Bänder an den Wiener Bastionen auf der Donau vorbeischwammen hinab nach Ungarn, und daß die Leute sagten, die Bänder kämen aus Tirol herab, und dort gäb's viel Unglück.

Nein, solche Dinge fallen dir nicht ein, und ich lobe dich drum, du hast recht, es wäre eine Sentimentalität, um derentwillen ich dich auslachen würde. Ein absoluter Staat muß kein Gewissen haben, sein Vorteil ist sein Gesetz. Daß Österreich Tirol aufreizen und dann im Todesunglück verlassen konnte, das ist ein Beweis seiner absoluten Größe. Ich weiß, daß Kaiser Franz bittere Tränen um seine armen, braven Tiroler geweint haben mag, ich seh' ihn mit seinem quälenden Weh in der Hofburg umhereilen und die Hände ringen um die armen Tiroler, die man zusammenschoß, aber Österreich ist mehr als Kaiser Franz; die Götter vermochten nichts gegen das Fatum.

Unter solchen Umständen ist der Tiroler Aufstand ewig merkwürdig.

Und der Sandwirt von Passeyer sagte zu seinen Brüdern: Es ist alles richtig, man wird uns helfen. Geht hinab und ordnet alles an. Die Zahl der Verschwornen war aber angewachsen bis auf sechshundert, und diese sechshundert bewahrten das Geheimnis mehrere Monate. Das können nur Tiroler, die alle dasselbe wollen.

Am 9. April waren die Bäche, welche von den Bergen kommen, mit Sägspänen bedeckt und auf dem Inn schwammen Bretter und Balken mit Fähnchen bepflanzt ins Tal hinab, um den tiefer Wohnenden anzuzeigen, daß man im Gebirge fertig sei. Und in der Nacht zum zehnten April blitzten auf den Bergspitzen Fackeln in die Höhe, in den Dörfern antworteten große Feuer, die Sturmglocken dröhnten, alles, was eine Waffe führen konnte, griff danach, und durch die dunkle Nacht strichen die langen Gestalten dahin nach den Sammelplätzen still und verschwiegen; nur die Priester, das Kruzifix in der Hand, predigten. Als die Sonne kam, brachen sie herab auf die fremden Truppen wie die zerschmetternden Bergwasser, „zerreißt die Schurken mit den Zähnen," schrie der lange, aus dem dunkeln Haufen ragende Hofer, und wie eine sizilianische Vesper brauste die Tiroler Rache durch die Täler, die Stutzen knallten, die Tiroler johlten mit tödlicher Stimme, die Getroffenen schrieen nur einmal gellend, die Berge rauchten, der Inn blutete — binnen wenig Tagen war Tirol gesäubert.

Das war die Frühjahrsarbeit der Tiroler Landleute, denn kein Edelmann hatte sich sehen lassen, auch die Städter hatten nur voll Teilnahme zugeschaut — die Urbewohner, die der harten Muttererde am nächsten, hatten allein den Boden gereinigt. Es war eine legitimierte Bauernrevolution.

Nun schickte Österreich ein jämmerlich Häuflein Truppen, das langsam die Fersen hob und sich nach dem Rückzuge umsah. Die Tiroler meinten, sie würden abgelöst und gingen heim, der Adel ward nach Bayern zusammenberufen, von

Wien kamen ein paar magere Worte, und Hofer warf sich weinend wie ein Kind an die Erde — er übersah mit der Wut eines getäuschten Demokraten das ganze Elend, er fluchte den unnützen Junkern, er fluchte dem trügerischen Wien. „Gulden, Gewehre, Lebensmittel, Kanonen brauchen wir, und da wollen sie uns mit Worten abspeisen!“ rief er zähneknirschend.

Armer Hofer!

Unterdessen hatte Napoleon die verworrene mörderische Schlacht bei Wagram geschlagen, über Salzburg herein ergossen sich die Franzosenheere, und Lefèvre, der Herzog von Danzig, drang gegen Tirol.

Die Bayern saßen wieder in Innsbruck. Das ertrug Hofer nicht, er kam wieder herunter von den Bergen, der Krieg begann von neuem und mit noch größerer Wut. Listig zogen sich die Bergbewohner in die Schluchten zurück und verlockten da hinein die Feinde, in die Klüfte des Brenner. Dort hatten die Tiroler Felsblöcke und halbe Berge beweglich gemacht und stürzten sie zerschmetternd auf die Feinde. Das gab eine Niederlage im drückendsten Sinne des Wortes.

Hofer nahm von neuem Innsbruck und ward Diktator von Tirol. „Ihr könnt als Bayern nicht leben, auf denn, seid Tiroler bis in den Tod!“ rief Andreas mit lauter Stimme zu Innsbruck.

Bis in den Tod — Österreich schloß den Wiener Frieden und trat Tirol wiederum an Bayern ab — wer den Krieg noch fortsetzte, war ein Rebell, der erschossen wurde. Und Hofer wollte sterben als freier Tiroler und setzte trotz allgemeiner Entmutigung den Krieg fort.

Von Berg zu Berg, von Schlucht zu Schlucht ward er getrieben, es wurden der Stutzen immer weniger um ihn, die Feinde umarmend, wenn kein Ausweg mehr übrig blieb, stürzten sich die Tiroler in die Abgründe, der langbärtige

König von Tirol mußte sein Schwert niederlegen, das Stück war zu Ende.

Da stieg der unglückliche, zermalmte Hofer auf einen der höchsten Berge, wo kaum ein menschlicher Fuß hindringen konnte. Hier legte er sich todmüde in eine Höhle, in welcher neun Monate des Jahres der Schnee nicht schmolz, und hungerte und betete und fror und ängstigte sich für sein Vaterland. Nur sein Weib kam zu ihm und brachte ihm einige Nahrung, er sah nichts als den hellen, kalten Himmel über sich und die wüsten Berge unter sich. Er war ein ausgestoßener, geächteter Mann, der König von Tirol.

Da kam eines Tages sein Weib und sagte ihm, sein Aufenthalt sei entdeckt, er möge weiter flüchten. Aber Hofer antwortete: „Ich will doch sehen, ob mich ein Tiroler verrät." Sie bat ihn auch von neuem, den langen Bart abzuschneiden, aber er liebte seinen Bart, er wußte es, daß dieser schwarze Bart welthistorisch geworden sei, und erklärte: „Mein Bart fällt nur mit mir."

So kam der 8. Januar des Jahres 1810 heran, Hofer arbeitete eben, den vielen Schnee zu beseitigen, der ihn zu verschütten drohte — da sah er ringsum blanke Gewehre blitzen, er war umstellt, die Franzosen rückten heran. Rasch griff er nach seinem Stutzen; aber das Unnütze eines Widerstandes einsehend, legte er die Waffe ab und trat stolz wie ein Bergkönig vor seine Hütte und rief: „Ich bin Hofer, schießt Franzosen, schießt schnell, nur schont mein Weib und meine Kinder!"

Aber sie legten ihn in Ketten und führten ihn hinab gen Bozen. Von da sollte er eines Morgens weiter hinuntergeführt werden in die Festung Mantua. Er mußte Abschied nehmen von Weib und Kind, die ihn nicht verlassen wollten. Es war ein schlimmer Morgen für Andreas. Sein Bube zerrte an dem lichtgrünen Jägerrocke des Vaters und klammerte sich an die braunen hohen Gamaschen des

Schützen, sein Weib lag ihm an der Brust und weinte die stürzenden Tränen eines Todesabschieds. Andreas Hofer segnete sie, rückte den breiträndrigen Hut mit dem bekannten braunen Federstutz tief in die Augen, stieg auf den Wagen und fuhr bergab durch Welschtirol in die lombardische Ebene nach Mantua.

Er ward als Rebell vor ein Kriegsgericht gestellt. Das ist ein tödlich Wort.

Die Franzosen behandelten ihn wie einen Helden mit Hochachtung; er war ein furchtbarer, aber ein menschlicher Feind gewesen, nie hatte er besiegten Feinden ein Haar krümmen lassen. Der Advokat Bassicot verteidigte ihn mit Feuer und Geschick, der Tag des Urteils war da, man erwartete seine Freisprechung. Da flog rasch wie ein Unglück ein telegraphischer Todesbefehl nach dem Turme von Mantua.

Um zehn Uhr des Morgens hörte er den Generalmarsch. „Das ist mein letzter Gang!“ sprach er, „Israel zu deinen Zelten!“

Es war ein herzzerreißender Anblick, als er am Molinator vorüberkam und die Tiroler Gefangenen an den Gittern ihn erblickten. Laut heulten sie auf in krampfhaftem Schmerze. Ihr Vater Hofer, der Mann Gottes, der alles mit einem Bibelspruch begann, den sie verehrten wie einen Engel, Sanktus Andreas Hofer sollte wie ein Verbrecher erschossen werden. Sie fielen alle auf die Knie und beteten, und die Tränen liefen stromweis über ihre Backen.

Andere Tiroler, die frei herumgingen, lärmten tosend und rachelustig, aber Hofer beschwichtigte sie, gab ihnen einige hundert Gulden, die er noch besaß, seine Dose und einen Rosenkranz von Wert und sprach: „Tirol stirbt nicht mit mir.“

So kam er auf die Bastion von Cesena. Da sah er noch einmal nach seinen heimatlichen Bergen, dort oben nach

jenen Adlern, mit denen er auf den Eisforsten so lange gehaust hatte, und er breitete zum letzten Male seine Arme aus nach Tirol, der große, gewaltige, wehrlose Mann, ein Mann des Todes.

Er wies den Tambour zurück, der ihm die Augen verbinden wollte, und als man ihm niederzuknien befahl, rief er zum letzten Male trotzig: „Nimmermehr! Ich habe stets aufrecht vor Gott gestanden und so will ich die Seele zurückgeben, die ich ihm verdanke.“

„Fehlt nicht,“ sagte er noch zu einem Soldaten, warf ihm einige Geldstücke hin und kommandierte mit fester Stimme: „Feuer!“

Die Büchsen blitzten auf, die Schüsse knallten, Hofer war schlecht getroffen, stürzte auf die Seite und wollte sich wieder aufrichten, da rettete ihn ein Gnadenschuß.

Das geschah auf der Bastion Cesena in Mantua, welches jetzt wieder eine österreichische Festung ist, an Andreas Hofer, der die Waffen erhoben hatte für sein Vaterland zugunsten Österreichs, das geschah angesichts der Berge von Tirol unter Gottes freiem Himmel.

Andreas Hofer war noch nicht vierundvierzig Jahr, und die französischen Grenadiere trugen ihn feierlich wie einen Stabsoffizier in einem großen, großen Sarge zu Grabe, denn man hatte nur gehorcht, indem man ihn erschoß.

Österreich hat später seinen Sohn geadelt, ihn zu einem Junker gemacht, weil sein Vater die Junker verwünscht hatte bis in den Abgrund der Erde. In der Kirche zu Innsbruck liegt sein Denkstein bäuerlich an der Seite, und man muß mit Füßen darauf treten. Jetzt erst, im Jahre 1834, lassen ihm die Tiroler Stände ein Denkmal setzen.

Aber in allen Hütten Tirols findet man den fabelhaft groß und starken Mann mit dem fahlgrünen Rocke, dem dunkelbraunen Federbusch auf dem breiten Hute und mit dem langen Hohenpriesterbarte, den Pistolen im Gürtel, dem langen

Schwerte an der Seite, dem Stutzen an der Hand, da findet man Andreas Hofer, den Tell der Tiroler.

---

27. Der Brenner.

Ich hatte mir nun so sicher eingebildet, in Innsbruck, in diesem sonnigen Tiroler Tale wohne das Glück. Ach es war wieder nichts. Ich glaube, das Glück ist bloß ein Gedanke. Und weiter, wieder weiter ging's; die Tiroler sind gut, brav, lieb und ihre Treuherzigkeit ist keine Koketterie und ist auch in der Fremde nicht affektiert, wie ich immer geglaubt hatte, aber langweilig sind sie sehr. Man müßte geradezu ein Handwerk erlernen, wenn man lange in Innsbruck bleiben wollte.

Ich ging recht traurig hinaus zum südlichen Tore auf den Isel zu und nahm recht traurig Abschied von meinem lieben langweiligen Innsbruck. Es war mir, als ich mich wendete und noch einmal über die sonnenhelle Stadt sah — die Turmknöpfe funkelten, die Bergwände rauchten — als sähe ich zum letzten Male über das glatte blühende Antlitz einer einfachen Dirne, die ich oftmals geküßt, die ich zu lieben geglaubt hatte, bis ich erfuhr, daß sie nicht lesen und schreiben konnte und langweilig war. Ade Innsbruck, du hübsches beschränktes Innsbruck.

Auf dem Isel, einem sanft sich nach dem Süden lehnenden Berge, setzte ich mich — und träumte noch einmal die Tiroler Schlacht, sah nach Schloß Ambras hinüber, wo Wallenstein Page gewesen und einst hoch vom Fenster hinabgefallen ist. Wer ein großer Mann werden soll, bricht in der Jugend nicht den Hals.

Immer bergauf, bergauf ging es jetzt, über den Schömberg nach dem Brenner — wie ferne Gedanken lagen bald Deutschland und Tirol unter uns — ich hatte einmal in

meiner Jugend einen Gedanken, aber ich weiß ihn nicht mehr. Juchhe! drüben hinter dem Berge kommen ganz neue Menschen, die verstehen kein Wort Deutsch, und ihre Väter waren die alten Römer, und rings um sie findet man lauter Naturmerkwürdigkeiten, z. B. Zypressen, Pomeranzen, die im Freien wachsen, einen Papst und ganz rote Kardinäle, höllenschwarze Weiberaugen und Kirchen von allen Sorten. Juchhe! hinter jenem Berge, dem fatal hohen Brenner steckt Italien — juchhe! — —

Ich schämte mich über den Spektakel, den ich da oben auf dem stillen Berge machte. Es war alles totenruhig um mich her. Hier gähnte eine schwarze Schlucht, der kein Auge auf den Grund sah, dort hob sich eine magere kleine Hochebene, und der fromme Wahn hatte ein Kirchlein darauf gebaut, das stand einsam und verlassen wie eine abgestorbene Religion. Vielleicht hatte Hofer einmal dort gebetet, wenn die Sonne unterging, da in der Tiefe über dem Inntale.

Auf solchen hohen, schweigsamen Bergen lernt man beten, da ist man dem Herrgott wirklich näher und hofft, er werde ein paar Worte hören, die man spricht. Ich hab's von Jugend auf für ein unbilliges Verlangen gehalten, daß er sich in all die kleinen, niedrigen Kammern begeben soll, um all die verworrenen Wünsche anzuhören, namentlich, da soviel Leute im Winter unter die Bettdecke kriechen und ihm dort ihren Jammer vormurmeln.

Auf solch einem hohen stillen Berge, da spürt man's, daß die Naturkräfte ganz in der Nähe sind, und immer attent, denn jede Versäumnis ist hier lebensgefährlich. Wenn solch ein Berg einmal unbedachtsam einschläft, und im Schlafe Schwalben schießt mit dem Kopfe und gelegentlich das Übergewicht verliert, so fällt er bis über Innsbruck nach Deutschland hinunter, schlägt sich und andern Leuten Arm und Beine entzwei, macht nichts als Unglück, und die ganze Weltgeschichte wird aufgehalten.

Auf der Reise bin ich nämlich immer der Meinung, die Erde mache ebenso ihren Vervollkommnungskursus wie die Menschen durch die Jahrhunderte. Wenn sie einst ganz kultiviert sein wird bis auf die Spitzen des Himalaya und der Anden, dann ist ihre Lehrzeit überstanden, und sie kommt auch in den Himmel. Dort gibt ihr der Herrgott eine eigene, sehr schöne Wohnung, da hören die Naturgesetze auf, es muß nicht regnen, wenn Wolken kommen, es muß nicht kalt werden, wenn die Winterszeit da ist, sie kann machen, was sie will, sie kann faulenzen, lauter Borsdorfer Äpfel wachsen lassen — kurz, sie kann ein Schlaraffenleben führen. Und da besuchen wir sie manchmal, und sie erzählt uns lauter Geschichten, die hier niemand gesehen hat als sie, nicht einmal die Sonne. Da werden wir einmal Neuigkeiten hören und Novellen schreiben können! Darum behandle ich aber auch immer den Erdboden mit vielem Respekt, denn er hat ein Gedächtnis wie wir.

Auf der äußersten Höhe des Berges, welche die Straße erreicht, ist noch eine einsame Poststation. Dort aß ich ein Stück Brot und trank ein Glas Wasser; das war meine letzte deutsche Handlung. Es wurde dunkel, ich setzte mich in den Wagen und machte die Augen zu. Ade Deutschland! Es ging bergab nach dem Süden, den Weg hinunter, welchen die Teutonen und Ambronen damals gemacht haben sollen. Ich kann das indes nicht verbürgen, es ist nur eine dunkle Erinnerung von der klösterlichen Schulzeit, in welcher ich immer jämmerlich hungerte. Die Teutonen und Ambronen trugen Wildschuren von Bären und Wolfsfellen; das ist die beste Erfindung, welche sie gemacht haben. — — — So ging das immer weiter in meinem Kopfe, bis ich plötzlich erwachte und inne ward, daß ich recht gut geschlafen hatte. Wie lange das geschehen war und was ich verschlafen hatte, war nicht zu ermitteln. Der Wagen hielt, ich stieg aus, es war sehr dunkel, die Pferde wurden gewechselt, kein

Mensch sprach, ein sanfter liebenswürdiger Regen träufelte vom Himmel, die Luft war warm wie Mädchenatem, vom Berge sah ich nichts als zweifelhafte groteske Umrisse — es war sehr wunderlich, aber sehr hübsch.

Das war in der Nacht auf dem Brenner — als der Wagen mit mir weiter rollte, da brach all die schlesische Sehnsucht auf in meinem Herzen, welche seit Breslau still gelegen hatte, jene süße spanische Sehnsucht nach den weißen Armen der maurischen Mädchen und ihren eindringlichen, durchbrennenden schwarzen Augen, die aus Arabien stammen. Ich freute mich herzinnig, daß es schon bergab ginge von den Pyrenäen, hinein in das dunkelbesonnte Land, „und wenn die Morgensonne kommt“, sagte ich sehr vergnügt zu meiner Nachbarin, „da fahren wir durchs Tal von Ronceval, wo der Roland gefallen ist, und da singen wir Romanzen von Rolands Horn, von der getreuen Olifante. Kennen Sie die Geschichte von der Olifante?“

Das Mädchen, ein niedlich Bürgerkind aus Botzen, die bei der Muhme in Schwatz gewesen war, das gute Kind mit dem milchroten Gesichte verstand gewiß nur meinen spanischen Händedruck, womit ich ihr die Halbinsel demonstrierte; sie war schläfrig und lispelte, nein, die Olifante kenne sie nicht; ich möchte es nicht übel nehmen.

„Nun sehen Sie, meine Liebe,“ hub ich an, „selbiger Roland war von Jugend auf ein Wunderkind, und die Olifante war ein schönes Horn, womit er seine Krieger zusammenblies, denn er war ein gefährlicher Kriegsheld, der Roland. Als er nun auch einmal in den spanischen Krieg zog, da ward er im Tale Ronceval von den Feinden eingesperrt und überfallen, und da ging es ihm sehr schlecht, die besten seiner Leute wurden totgeschlagen. Als dies Roland sah, hielt er einen Augenblick inne mit seinem Schwert, und stieß in sein Horn Olifante, daß der Ton weithin schallte durch die Pyrenäen, um die Seinigen zusammenzurufen.

Zu der selbigen Zeit, es war nämlich um die heiße Mittagsstunde, wo Roland so in Not war, saß der Kaiser Karl in seinem kühlen Saale zu Aachen, wohl an viele hundert Meilen weit vom Tale Ronceval mit seinen Rittern bei der Tafel und trank Rheinwein und war guter Dinge. Und sehen Sie, als Roland in der Mittagshitze bei Ronceval in sein Horn stößt, da fährt Kaiser Karl zu Aachen in die Höhe, fragt: Was ist das? und wird sehr ernsthaft — denn Karl und Roland, der alte und der junge Held liebten einander sehr. Die Ritter aber sagen, es sei nichts gewesen und er setzt sich langsam wieder hin.

Unterdes wird's zu Ronceval immer heißer, Rolands Schwert wird immer kürzer, sein Häuflein immer kleiner, und blut- und schweißtriefend bläst er zum zweiten Male einen tiefen sehnsüchtigen Ton in seine Olifante. Da springt klirrend zum zweiten Male Kaiser Karl zu Aachen in der kühlen Halle auf, er sieht ängstlich dem Tone nach, wie er an den hohen Bogen des Saales und den bunten Fenstern hinläuft und ruft viel stärker, als das erstemal: Ihr Freunde, was war das?

Die Freunde aber sahen lächelnd einander an, und ihre großen Humpen und des Kaisers größten, und sagten: Herr Kaiser Karl, es war nichts.

Kaum hat sich der Kaiser aber wieder niedergelassen, da fällt der starke Roland im Tale Ronceval unter den letzten Streichen, und sterbend haucht er den letzten Atem in seine Olifante, und die Fenster zittern in der Halle zu Aachen, es springt Kaiser Karl in die Höhe und ruft mit entsetzlicher Stimme:

Um Gott, das ist des Rolands Ton,
Mein Roland ruft in Spanien. — —

Und der Kaiser und all die Ritter zogen die langen Schwerter und riefen nach den Pferden; es war aber zu spät. — — —“

Als ich erwachte, lag das liebe Mädchen aus Bozen, die in Schwatz bei der Muhme gewesen war, mit dem geneigten Köpfchen an meiner Brust und schlief sanft mit ihren glühenden roten Wangen. Meine Hand ruhte fest in der ihrigen, und die ihrige zuckte manchmal leise; wer weiß, von welchem Roland sie träumte.

Der Weg ging durch breite Schluchten, unten aus Italien kam grau wallend der Morgen herauf, ich sah das Tal von Ronceval vor mir, sogar die alten Befestigungen Karls des Großen auf beiden Seiten des Passes waren noch sichtbar. Es ist doch schön, daß du nach Spanien fährst — dachte ich. — Das Land ist noch so frisch, unberührt, eine blanke, jungfräuliche Reisejungfrau, nicht jeder alte Professor hat daran herumgetastet wie bei Italien, und seine Noten geschrieben, und seine widrigen Liebkosungen genäselt. O Hispania, ich liebe dich, wie das nie gesehene Bild jener Geliebten, welche ich noch nicht gefunden habe, bei deren Anblick meine Seele schmelzen wird in Glückseligkeit, die ich totküssen werde, wenn ich sie finde, die mich lieben muß, weil ich sie überwältige durch Liebe. Wenn ich sie nicht finde, dann werde ich ein großer Dichter; hoffentlich aber werd' ich glücklich, und dabei werd' ich mich besser befinden. Auch wenn ich ein Maler wäre, ich könnte das Bild nicht malen, denn es liegt verschleiert in meiner Seele, und in den besten Stunden seh' ich seine Augen, und dann möcht' ich weinen vor Entzücken.

O Hispania, zu Fuße werd' ich dich durchwandern und sehr glücklich sein. — —

Ach, es war Brixen und nicht Ronceval, das vor uns lag, und ich hatte gefaselt. Man ist recht undankbar: wenn sich die Arme einer schönen Witwe öffnen, bedauert man, daß es nicht die Arme einer Jungfrau sind. Wie mancher meiner Schulkameraden hätte vor Entzücken den Horaz deklamiert, den rhetorischen Gourmand, den die Professoren immer einen

Dichter nennen, wie mancher wäre auf einem Beine herumgesprungen, wenn sein Wagen so hinabgerollt wäre in die alte Lombardei.

Ich schlug mir Hispanien aus dem Sinn und freute mich auch, meine Schläferin erwachte und schämte sich trotz meiner Versicherung, daß das nicht nötig sei. Ein Offizier aus Mailand erklärte mir die Befestigungen des Passes. Sie rühren nicht von Karl dem Großen her, dem deutschen Kaiser, sondern von Franz I., dem Kaiser von Österreich. Man baut ein „Zwingtirol“ und sperrt den Zugang zum Süden und den Aufgang vom Süden, und die blau und roten Franzosen sollen nicht wieder hinauftanzen. Die abschüssige Schlucht ist hier ganz eng, und es sieht aus, als könnte man hinunterschießen bis nach Rom und Neapel.

Von Brixen beginnen die Weinreben; sie laufen an den Bergen hin, und Welschtirol fällt immer tiefer und tiefer nach der Fläche, die Sonne wird immer geschäftiger, die Wangen der Tiroler werden dunkler, die Augen brauner. Hier saß ich mit dem Starost eine halbe Stunde in einem kleinen Häuschen am Wege. Es war ein andächtiger Vormittag, die Sonne blinzelte warm durch die dichten Reben, welche den Balkon dicht umsponnen hielten. Draußen tanzten sie auf dem raschen grünen Flusse und den Felswänden, die immer niedriger wurden. Es war fein still draußen, wir tranken harmlosen Tiroler Wein und aßen weißes Brot, ein Tiroler setzte sich neben uns, sah uns lange schweigend an und sagte dann langsam, er sei arm, wir hätten mehr, und möchten ihm was abgeben. Das taten wir, und es war gut. Es blieb fein still ringsum, wie heimliche Erwartung, Ahnung des Südens.

Ich sah den Starost an und nahm seine Augen mit mir rings umher und sagte: „Es ist hübsch.“ Und er nickte mit dem Kopfe.

---

28. Bozen.

Die Zypresse ist der Freiheit Baum,
Weil sie keine Früchte trägt
Und ruhig schwankt im Himmelsraum,
Wenn man die Frucht von den andern schlägt.

Die Zypresse ist der Freiheit Baum,
Weil sie trägt ein einfach Kleid;
Der Frühling stickt ihr nicht bunt den Saum,
Darum trägt sie im Herbste nicht Leid.

Die Zypresse ist der Freiheit Baum,
Weil man sie dir pflanzt aufs Grab.
Dein Leben war im Kerker ein Traum,
Dem der Tod die Flügel gab.

Bei Bozen sah ich die erste Zypresse. Dicht vor der Stadt fliegt sie wie ein südlicher Freudenschuß in die Höhe. Da fiel mir Rückert ein mit jenem Liede, denn das Lied ist schön, und Rückert ist ein Dichter. Noch vor einigen Jahren ward er ärmlich geliebt und wenig gekannt, und da sang er wie die Nachtigall ungesehen im dunkelsten Gebüsch die schönsten Lieder. Jetzt wird er schon geschwätzig; aber die innerlichen Jugendtöne dringen oft noch siegreich hervor.

Die Zypresse ist ein hoher, schlankpoetischer Baum, ein schöner, lyrischer Vers. Und sie hat solch ein mild ernsthaftes Ansehen, wie süßes Liebesweh, das sich tröstet mit den sanften Lüften und der schönen Sonne; tritt man nah zu ihm hin, so findet man die feinste Bildung — ach, der Süden ist des Erdbodens Kultur, alle Bäume sind fein und sauber ausgebildet, während unsere nordischen wie die gröbsten Freskos nur von weitem angesehen werden dürfen. Die Zypresse gleicht fast unsern Myrtenstöcken, die so hoch gewachsen sind und höher als unsere höchsten Pappeln.

Jene Zypresse von Bozen war wie ein romantischer Wegweiser, an ihr sah ich's: es gibt wirklich einen Süden, wovon du soviel gelesen hast, und nun gibt's auch gewiß

Palmen, diese liebenswürdigen, vornehmen Gedichte der Natur, und Zedern, die stolzen Fürsten der Bäume. Ich war darüber äußerst glücklich, denn ich muß gestehen, daß ich den Geographien und Reisebeschreibungen immer gemißtraut habe. Gar manchmal dacht' ich, die Leute seien zu so gemeinschaftlichen Lügen übereingekommen, und wenn ich hinkommen würde, so würde man mir eröffnen, ich müßte auch so lügen, wenn ich nicht totgeschlagen sein wollte. Jetzt aber war ich plötzlich diese Sorge los, und ich glaubte nun sogar an die Zedern auf dem Libanon, und ich sah jetzt wieder wie in meiner biblischen Jugend des Königs Salomo langbärtige Zimmerleute oben auf dem Libanon Zedern fällen für den Tempel zu Jerusalem, und wenn ein so großer Baum gestürzt ist, sich hinlegen in seinen Schatten, den er liegend noch wirft, Honig und Datteln genießen und schlafen. All meine südlichen Träume wachten auf, als ich bei Bozen sah, daß es wirklich Zypressen gäbe.

Und immer mächtiger drang weich und wollüstig die italienische Luft herauf, sie quoll wie warme Freude aus dem Süden her. Es war ein heißer Sonnentag, als ich ins Etschtal hinabfuhr unterhalb Bozen, aber die heiße Luft war leicht, rein, bequem. Wenn es in Deutschland heiß ist, da fällt uns die Hitze wie Blei auf Kopf und Rücken, so wie alles ist auch die Luft dicker und plumper. Die italienische Luft ist voll Feuer, aber ohne Dampf.

Hier fällt das Land immer jäher hinab nach Italien. Die Felsen sind zu Ende, breit und dunkelgrün geht die Etsch durch das breit gewordene Land, sie trägt schon Schiffe. Der enge Talcharakter Tirols ist verschwunden, man fährt durch lauter Gärten, alles ist mit Wein bedeckt, wie breite Wiesen laufen die Reben hin, nur hie und da versteckt man noch ein wenig Getreide darunter vor der Sonne, wie das Kindlein unter dem Mantel. Der Mais allein blieb uns treu.

Es war ein üppiger Nachmittag, der Starost hatte geschlafen, als wir auf der Station ausstiegen und er seine gewöhnlichen Fragen an den nächsten Mann richtete, der an einer Haustür saß. Da begegnete es ihm plötzlich, daß sein Deutsch nicht mehr verstanden wurde. Der Sprung nach Italien ist ziemlich plötzlich. Es war eins von jenen kleinen, unordentlichen Städtchen. Unter jedem sonnverbrannten Felsen liegt ein solches; die eigentlichen Dörfer hören auf. Diese kleinen Nester sehen aus, wie wenn man sich asiatische Karawansereien denkt — liederliche Dächer, Schmutz in Fülle und braune Gesichter. Die Kaffeehäuser beginnen, und die Müßiggänger präsentieren sich. Das kleinste Loch hat beide. Das Kaffeehaus ist das moderne Forum der neuen Römer.

Da saßen die ersten mit den vornehmen Gesichtern und der malpropern schmutzigen Kleidung und sahen stolz herab auf uns Barbaren. Die Tür nach der Straße ist immer offen, und teils in dem kleinen offenen Zimmer, das man von außen übersieht, teils vor der Türe sitzen die rauchenden Nobili, und nur wenige verzehren ein paar Centesimi. Der Gast und der Wirt macht Spektakel, wenn eine Kleinigkeit verlangt wird.

Das war also Italien? Dies Städtchen sah aus wie eine Zigeunerkolonie. Die Häuser mit ihren hohlen, fensterlosen Öffnungen glotzten uns an. Alles Volk lebt auf der Straße, und ist unhäuslich; darum verteidigt es denn auch seinen Herd so schlecht. Alle Leute sehen plötzlich wie Spitzbuben aus.

Es war schon Abend, als wir nach Trient kamen. Wie hatte ich mir Trient gedacht, wenn der Professor Gesenius von dem großen Konzilium allda erzählte! Da war Gericht gehalten worden über den Himmel, wie er uns beizubringen sei, soviel hundert ehrwürdige, bucherfahrene Gottesgelahrte waren hierhergefahren, waren hier herumgewandelt mit den langen Röcken; so wie Halle, eine Stadt in Deutschland,

nach Torf und Schmutz und protestantischer Gelehrsamkeit riecht, so dacht' ich, wird Trient nach katholischer riechen. Ich roch. Schmutzig ist der Katholizismus und der Protestantismus hier und dort, aber jener handelt en gros und hat vornehme, schöne Manieren dabei; man läßt sich mancherlei gefallen um der schönen Köpfe, Busen und Stimmen willen. Dieser ist ein Viktualienhändler, der sich mit jedem in einen Handel einläßt; er ist nötig, aber was Großes richtet er nicht aus.

Wie die Lichter tanzten, wie die Menschen auf den Straßen hin und her summten in Trient, als kämen sie eben aus dem Konzilium und wären nur eben fertig geworden mit dem Katholizismus, und besprächen noch im Eifer dieses und jenes. Denn Trient ist die Vaterstadt des Katholizismus, hier ist er in seiner heutigen Gestalt zur Welt gekommen, Trient ist eigentlich die heiligste Stadt der Katholiken, das Medinah der Moslemims. Dahin flüchtete sich Mohammed vor den Verfolgern, hierher der katholische Glaube vor den ihn verfolgenden Wittenbergischen Gedanken. Und hier setzten sie fest, was nimmer aufgegeben werden dürfte vom römischen Glauben, was nimmer angetastet werden dürfte an den petrinischen Sagen und Novellen. Santa Triente war der Sitz der Verschwörung.

Ich gedachte unwillkürlich jenes grauen Regentages, an dem ich zum ersten Male nach Wittenberg kam. Wittenberg ist bekanntlich ein höchst vernünftiger Ort, wo man von Nüchternheit trunken werden kann. Vor dem Tore liegt die märkische Wüste, und ich war bald ein Gegenstand der Bewunderung, als ich täglich einen Spaziergang versuchte; draußen wohnt der schattenlose Sand, innen wohnen die Tuchmacher, die Tugend und der mark-sächsische Dialekt, auf dem Markte steht der Luther unter einem Regendach, vor dem Elstertore konnte man alle Tage einige kleine Pappeln sehen, zum Zeichen, daß Luther hier die Bulle verbrannt

habe, des Abends trank man Kuckuckbier und spielte Schafkopf mit deutscher Karte — lebhaft erinnerte ich mich dieser protestantischen Amüsements. Und jetzt sprang ich vom Wagen, um katholische zu suchen.

Hu, war das ein Gewimmel, ein Wogen von geheimnisvollen Menschen auf den Straßen. Dunkle Mädchen wisperten hierhin, flüsterten, schlüpften dorthin. Und die Luft flatterte wie ein schalkhafter Schleier lieblich um die Schläfe und tändelte mit den Sinnen, und fremde, musikalische Klänge, die in Wittenberg kein Mensch verstand, flatterten wie lose, holde Vögel um die Ohren: Signore — Tedeschi — buona sera — si, si, si, questa piazza! — —

Es war eine stolze katholische Figur, die vor mir herging nach dem Platze hin, ein langes, schwarzseidenes Gewand, ein dichter Schleier, aber das Auge erkannt' ich, echt tridentinisch war es, es bestand feurig auf der Verehrung der Madonna. Das war gewiß die Geliebte eines alten Kardinals, der sie nach dem Konzilium hier gelassen hatte zum ewigen Denkmal einer Schönheit des 16. Jahrhunderts. Sie war mit Weihwasser besprengt und alterte nicht, sondern bekehrte des Abends junge lutherische Deutsche, die über den Brenner kamen, bekehrte sie zum alleinseligmachenden Glauben.

Als ich eine Weile neben ihr gegangen war, saß ich fest in den Netzen ihres gefährlichen Auges, räusperte mich und wünschte ihr einen Guten Abend. Sie schwieg. Ich sagte ihr, Trient sei eine schöne Stadt, wenn man sie des Abends sehe, und Walch erzähle in seiner Kirchen- und Ketzerhistorie, daß es schon 1545 sehr schöne Mädchen hier gegeben habe. Sie schwieg; blieb aber stehen, wendete sich zu mir, warf den Schleier vom Gesicht und sagte: „No capisco."

Da fiel es mir erst ein, daß ich kein Wort italienisch verstand, die Grammatik mit den Redensarten steckte im Koffer, der Starost, welcher gleich Mithridates und Mezzofanti neunundzwanzig Sprachen redete, ja, sogar noch mehr,

nämlich Sprachen, die zu Mithridates' Zeiten noch nicht erfunden waren, der Starost war nicht bei mir, ich war in einer schlimmen Lage und verließ mich auf die unverkennbare Pantomime. Ich zuckte die Achseln und sagte: „Das ist sehr schlimm, Mademoiselle!“ Dabei küßte ich ihr aber die Hand und sah ihr ins Gesicht. Die Piazza war zu dunkel, ich konnte nicht viel sehen. Sie kam mir wie eine dunkle katholische Kirche vor, es wird mancherlei getrieben drin: gebetet und geliebt, in weiter Ferne schimmert undeutlich die ewige Lampe. Das waren die selbst im Dunkeln blitzenden Augen. Ihre Stimme war tief wie die Orgel. Sie hatte noch nicht verstanden, daß nichts zu verstehen sei und sprach in fragendem Tone Unterschiedliches. Ich versuchte es mit dem Französischen, ich sprach aus Verzweiflung Lateinisch und sagte yes und si promiscue, so daß ich mich selbst nicht mehr verstand. Umsonst — sie ward am Ende still und blieb an einem großen Tore stehen.

Das Lämpchen von einem Muttergottesbilde, das in der Nähe war, fiel über ihr Gesicht — sie sah wahrlich aus wie eine schmerzensreiche Madonna, welche irgend ein berühmter Meister gemacht hat. Sie trägt einen schwarzen Schleier, und ich glaube, unter dem Augenlide steht auf jeder Seite eine große Träne. Von jeher hatte ich das frevelhafte Verlangen, diese Tränen und das große, galiläische Auge voll menschlichen Schmerzes zu küssen. Da ich Protestant war und an die Jungfrau Maria nicht zu glauben brauchte, so vergab ich mir diese lästerliche Sünde.

Und diese Madonna stand vor mir und sah mich mit ihren verliebten dolorosen Augen an, und das Mitgefühl über meine ketzerische Sprache war nicht zu verkennen.

Ich fühlte deutlich, daß etwas geschehen müsse und bemächtigte mich nun aller Superlative, deren ich habhaft werden konnte, ich rief: „bellisima, amabilissima, extrememementissima,“ ich seufzte: „Madonna.“

Sie lächelte und trat in den düstern Hof durch mehrere dunkle Kreuzgänge. Ich führte sie am Arme, und ihr warmes katholisches Leben schlug heiß in mein Blut; — ich küßte sie, und vergaß Wittenberg und den Dr. Luther. Das war der erste italienische Kuß — böse Menschen sagen, wir hätten die ganze Reformation nur einer küßlustigen Nonne zu danken, nur die Küsse der Katharina von Bora hätten dem Luther soviel Mut gemacht. Man soll nicht spotten, aber Klosterküsse sind von besonderer Gewalt — meine süße Nonne führte mich im Dunkeln eine steinerne Treppe in die Höhe, links und rechts ging's auf einem Balkon weiter — plötzlich rief von der andern Seite eine gedämpfte Männerstimme einige rasche italienische Worte. Madonna schrak zusammen, riß sich von mir los, verschwand. Es flog eine Tür; ich stand im Dunkeln. Ich stand lange; nirgends ein Laut. Und die Züge der Madonna wurden mir immer schöner, und ihr warmes Leben, das ich gefühlt, ward immer lockender, und die Zeit immer länger.

Resignierend suchte ich den Rückweg. Umsonst; keine Treppe war zu finden, so gern ich die Entdeckung mit einem kleinen Sturz bezahlt hätte. Alles war kalte Mauer, kalter Stein. Wenn ich etwas jünger war, so hätte ich weinen können. Die Aussicht war da, die erste italienische Nacht romantisch kampieren zu müssen, und die Post ging ab mit meinen Reisegefährten und meinen Habseligkeiten. Auch wurde mir sehr langweilig zumute in dieser Stockfinsternis.

Als ich mich später wieder auf dem Postwagen fand, der gen Roveredo hinabfuhr, wußte ich gar nicht, wie das zugegangen sei. Madonna hatte ich leider, sehr leider nicht wieder gesehen, ihr Bild küßte meine geschlossenen Augen, und wenn ich ein wenig einschlummerte, so war mir's, als führ' ich mit ihr in den Himmel. Liebesgedanken aber und die Strahlen unserer Augen zogen unsern weichen Wagen.

Wenn ich nur wüßte, wer mich hinuntergeführt hat von jenem Balkon; es ist mir, als erinnerte ich mich dunkel einer warmen Hand, und gesprochen wurde gar nichts, geliebt hab' ich aber das leitende Wesen sehr, und Trient war ganz still und finster.

Trient war ganz still und finster, aber ich denke gern an Trient, obwohl ich nicht viel davon gesehen habe.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Fünfter Band.

Reisenovellen II.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

1908.

Reisenovellen.

Von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Fünfter Band.

Reisenovellen II.



Leipzig.

Max Hesses Verlag.

1908.

Reisenovellen.

Von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Inhalt.

Reisenovellen II.

29. Der Gardasee.

Ich hatte nie etwas so Schönes gesehen; wie bürgerlich und ordinär erschienen mir daneben unsere Landseen, diese übergetretenen oder zurückgebliebenen Flüsse, von denen jeder ebensogut wo anders, an deren Stelle ebensogut etwas anderes sein könnte. Die steil aufsteigenden Ufer an beiden Seiten des Garda sahen ernst und gebieterisch aus wie stolze Diener eines reichen Herrn, man sah ihnen an, daß der Herr zu Haus in seinem Palast sei, Signore Garda il primo. In schmalem Bett, ungefähr so breit wie zwei breite Hauptströme geht der See eine Strecke weit hin und her, dann wirft er sich die Locken aus dem Gesicht, schiebt die Zeltvorhänge und seine Dienerschaft beiseite und geht breit und fliegend tief ins Land hinein, und feuriger und fröhlicher senkt sich seine Lippe zum Kusse in das sonnenhelle Antlitz der Lombardei.

Ein feiner Schleier von blauem Duft hing über dem Antlitze des Garda; er ist einer der altitalischen Götter, und die Götter erscheinen dem Menschen nie unverhüllt, und die großen historischen Ereignisse flüchten sich in ihren Schoß, um sich dem dreisten Auge eines frivolen Geschlechts zu entziehen. Es ist viel Poesie in dem Kultus derjenigen Völker, die einen See oder einen einzelnen hohen Berg anbeten, sie glauben dabei auch das Archiv ihrer Geschichte zu verehren und die unsterblichen Taten ihrer Vorfahren, die darin verborgen ruhen. Es wollte mich bedünken, als ich von da oben die blauen Wellen des Garda sich kräuseln sah, die Cimbern und Teutonen tanzten mit klirrenden Waffen unter

ihnen, und ihre melancholisch gewordenen Kriegsgesänge bewegten die Wellen von unten auf. Ich bedauerte nur, daß ich nicht teutonisch verstünde, und zum ersten Male ward mir's leid, daß ich Jahns Volkstum und Werke, und die Akten des Wiener Kongresses nicht genauer studiert hätte. — Der Doktor aber belehrte mich, es sei durchaus nicht erwiesen, ob sich die Cimbern oder die Ambronen, oder die Tiguriner oder die Teutonen im Garda gebadet hätten — das schlug mich sehr nieder, und ich gab meine ganze historische Poesie auf, mit welcher ich in Gestalt einer Note bei den deutschen Universitäten mein Glück machen konnte.

Wir sprangen aus dem Wagen und stiegen auf höchst eigenen Füßen abwärts zum Garda, und meine Gelehrsamkeit ließ ich zurück, mich aber ließ ich gehen, und nun sah ich mit unverfälschten Augen, wer der Garda eigentlich sei. Mit der wichtigsten Entdeckung begann ich: Er ist kein Maskulinum, sondern ein Femininum. Er ist die erste italische Jungfrau, welche dem blöden, blonden Germanen, der von den Alpen heruntersteigt, mit dunklem südlichen Blicke ins Herz hineinsieht, mit jenem Zauberblicke, von dem die Poeten erzählen, man vergäße ihn nimmer wieder, und wenn man in späten Jahren daran denke, so wende sich das Herz noch um vor süßem Schmerz. Daher stamme die deutsche Sehnsucht nach Italien. Damit man aber den Blick versteht, denn das deutsche Herz ist bisweilen etwas hartnäckig, fliege noch jener nordische Reif um die Schläfe und Wimpern der Signora Garda, der uns heimatlich befängt und verlockt.

Und wirklich, der Gardasee ist das Kompendium Italiens für den Deutschen, aus dem er die Anfangsgründe italischer Schönheit in einem Sommermorgen erlernt. In saphirblauen Smaragd ist es gebunden und mit sonnengoldenem Schnitt geziert. Man glaubt in Deutschland nicht daran, daß Wasser so schön aussehen könne, unser Wasser ist bleich, farblos, charakterlos, höchstens einmal traurig dunkel, acherontisch —

schon in Tirol wird das Wasser lebendig, und im Gardasee liegt es vor uns wie eitel Schönheit im blauglänzenden Seidengewande, das auf und nieder schillert, aus dem die Äuglein locken mit lachenden Tränen. Die Sagen von Wassernixen sind mir immer unglaublich gewesen, wer wohnt an der Spree oder Pleiße und traut irgend einem göttlichen Wesen den schlechten Geschmack zu, in dem schmutzigen Wasser zu hausen! Aber hier am Garda sieht man den Fischerknaben sitzen, die warme Sonne über ihm, das wollüstige Wasser geheimnisvoll plätschernd zu seinen Füßen, mit seinem erfrischenden Schmeicheln, „kühl bis ans Herz hinan" sich drängend. Hier oder nirgends glaubt man an Wassermärchen, denn geheimnisvoll prächtig öffnen die geschäftigen Wellen ihren blauen Schoß, und der Blick drängt sich hastig und sehnsüchtig hinein und verfolgt stürmisch die tiefabgleitende schimmernde Schönheit — da schließt sich die neidische, kokette Woge, und eine andere kommt, und dasselbe Spiel beginnt, und Kopf und Herz wird irr und schwankend und die phantastische Welt bedeckt uns mit ihren weichen, dichten Gewändern.

Ich hatte die Augen nicht abwenden können von dem verführerischen See; wenn mir die Gegend ihn versteckte, schloß ich sie, und so war ich nach Torbole gekommen und stand auf dem Molo, und setzte mich auf seine Steine, der See ging hoch, die Wellen schlugen mir bis an die Füße, meine Augen waren den Wellen anheimgegeben, ich träumte meine erste italienische Novelle, und ich weiß nicht, wer in mir die Worte hörte: „Lassen wir ihn, er kann ja schwimmen und Wasser macht wieder nüchtern."

Aus meinen Träumen weckte mich plötzlich ein lautes Freudengeschrei und der gellende Ruf: „Alphonso — Alphonso." Ich sah in die Höhe, seitwärts stand ein Haus, noch tiefer in den See hinausgebaut, der Molo lief an seinem Grunde weiter. Da stand im weit offenen Fenster des ersten Stockes eine Frauengestalt, die rief lauter lebendige Worte zu mir

hin und breitete die Arme aus, und ihr Taschentuch flatterte wie Rezias Flagge. Noch war ich wirr von meinen Träumen, richtete mich auf und eilte auf das Haus zu. Sie kam mir entgegengeflogen, riß mich an ihre Brust, küßte, herzte, drückte mich mit wildem Feuer und männlicher Kraft. Ich ließ mir alles gefallen, es war ja hübsch. Dann drängte sie mich einen Augenblick von sich und betrachtete mich von oben bis unten, und als ich lachte, da rief sie: — si — si — si und eine Menge anderer Worte; ich konnte aber noch nicht italienisch und verstand bloß ihre Augen und ihre Mienen, und freute mich, daß sie sich freute. Sie nahm mich beim Arme, und stürmisch ging's ins Haus hinauf in jenes Zimmer, und dabei sprach sie fortwährend und liebkoste mich ohne Ende. Ich fand mich allmählich in meine Rolle und dachte nicht weiter darüber nach, das konnte ja in Italien so Mode sein und zur Schönheit des Gardasees gehören. Umwälzung alter Sitten war nicht der Zweck meiner Reise, namentlich Volksgebräuche acht' ich immer hoch; ich fing an, ihre Liebkosungen lebhafter zu erwidern. Wir standen am Fenster, und sie erzählte mit unglaublichem Eifer eine lange Geschichte, von der ich natürlich nichts verstand, wenn sie zuweilen fragend inne hielt, antwortete ich — si, Signora, und küßte sie auf den Mund und wir tanzten einmal in der Stube herum. Das Mädchen hatte ein schmerzhaft edles Gesicht, große tränenweiche Augen, und die feinen Mundwinkel waren wie vom Schmerze ein wenig nach unten gedrängt, selbst die Freude, welche jetzt über das ganze Gesicht verbreitet lag, konnte diesen Ausdruck nicht ganz zerstören, aber sie machte das braungelbe klare Antlitz doppelt reizend. Es war ein warmer Tag, und sie hatte sich auf das leichteste gekleidet, nur ein dünnes braunes Kleid bedeckte sie, und um die offenen vollen Schultern flog ein leichtsinniges, gelbes Tüchlein. So stand sie vor mir, lehnte sich auf meine Schulter, hatte den Arm um meinen Hals geschlagen und

sah mit mir über den See hinaus. Das war der erste Moment, in welchem sie schwieg, und in welchem ich mein „no capisco“ anbringen und ihr begreiflich machen konnte, daß ich noch gar nicht wisse, was es für eine Bewandtnis mit uns beiden habe. Sie sah mich mit weiten, verwunderten Augen und ein wenig geöffnetem Munde an.

Da kamen meine Gefährten aus dem Wirtshause, wahrscheinlich um mich zu suchen. Ihre Blicke schweiften umher, da sie mich nicht am Strande, wo sie mich verlassen, fanden. Bald entdeckten sie mich und machten verwunderte Gesichter. Sie waren auch schon romantisch genug, um keine Konvenienz zu beachten und kamen eiligst zu uns aufs Zimmer. Meine Signora ließ sich nicht im mindesten befangen, und stellte mich als ihren endlich gefundenen Geliebten vor, den ihr zärtlichst scheidender Alphonso zu senden versprochen, und auf welchen sie nun schon fünfzehn Monate am Gardasee gewartet habe.

Die Sache wurde nun klar, da der Starost ihre Worte übersetzte. Sie war aus Livorno gebürtig und gehörte dort einer vornehmen Familie an. Eines Abends, als sie eine Lustfahrt auf dem Hafen gemacht, sei das Meer unruhig geworden, und ein junger Mann, der sich allein in einem kleinen, schlechten Nachen gerudert habe, sei plötzlich in ihr größeres, wohlbemanntes Boot gestiegen, sein unsicheres Schifflein den stürmischen Wogen überlassend und sich flüchtig bei ihrer Gesellschaft entschuldigend, er sei der Meerfahrt unkundig und habe nicht Lust zu ersaufen. Dieser Fremde, welcher einen reinen toskanesischen Dialekt gesprochen, sei von hohem schönen Wuchs gewesen, blonde Haare seien um das erhitzte edle Gesicht geflogen, keck und dreist habe er mit allen sich bekannt gemacht, vorzüglich mit ihr, unserer eifrigst erzählenden Hortensia.

Es waren zuwenig Stühle im Zimmer, nur der Starost saß hoch zu Gericht auf einem stuhlähnlichen Gerüst, Hortensia

auf dem Fenstertritt, vor ihr, wie die Jünger zu Gamaliels Füßen, der Archivarius und ich an der platten Erde. Das Mädchen sah schön aus. Der Eifer des Erzählens hatten ihre dunkle Wange leicht gerötet. —

Als die Barke gelandet, habe er sie auf den Strand gehoben und ihr dabei drängend tief in die Augen gesehen. Wie eine bunte neckische Welt sei es in jenem Augenblicke in ihrem Innern aufgesprungen, es sei ein Jubel, ein Sehnen, ein Entzücken in ihrem Wesen laut geworden, wie sie es nie vorher gekannt. — Der blonde Mann habe ihren Arm genommen und sie nach Haus geleitet, weil aber der Regen allzu stark geworden sei, hätten sie in eine Kirche eintreten müssen. Dort wäre in einer dunkeln Ecke ein breiter Beichtstuhl, der habe offen gestanden, und sie hätten sich hineingesetzt und das Ende des Regens abgewartet. Der Regen habe aber lang gedauert, und der fremde, blonde Mann habe sie unterdessen küssen gelehrt, und glühend heiß und glühend wohl sei sie erst bei einbrechender Nacht vor ihrer Eltern Hause angekommen. —

Der Starost fragte Hortensien, ob sich die Eltern ihrer späten Heimkehr nicht gewundert hätten, aber Hortensia erwiderte ernsthaft: „Ich sagte ihnen, daß ich einen Sturm erlebt, und sie beruhigten sich bald, und ich küßte innig meinen Vater und meine Brüder. Des Nachts schlief ich nicht, sondern träumte, und als es Morgen wurde, warf ich meinen Schleier über und eilte nach dem Beichtstuhle. Meine Mutter begegnete mir, und sie dachte sich's alsbald, daß ich mit ihr zur Kirche gehen wollte, meinem Schutzpatron für das Glück im gestrigen Sturme zu danken. Bis nach Monte Nero gedachte sie zu pilgern, denn sie wollte ein Opfer bringen für meine Rettung, ich sagte ihr aber, daß ich meinem Heiligen, dem ich gestern nur flüchtig gedankt, versprochen habe, heute wiederzukommen. Darauf ermahnte sie mich, mein Versprechen zu halten, wir zogen unsere

Schleier über das Gesicht, und sie ging mit der Dienerin nach Monte Nero, ich aber zum meinem Heiligen. —

In unserm breiten Beichtstuhle saß ein alter, magerer Mönch mit strengem apostolischen Gesichte, der wartete auf Sünden und Sünder. Ich kniete zu seinem Ohre hin und beichtete ihm, daß ich nichts zu beichten wüßte, wenn es nicht eine Sünde sei, sich sehr glücklich zu fühlen. Darauf erzählte ich ihm, was mir den Tag vorher Fröhliches widerfahren, und daß ich an seinem Platze gesessen und eine andere Beichte gehört habe. Während ich aber so sprach, sah mein herumschweifendes Auge den blonden Fremden an eine nahe Säule treten und mit den Augen mir lauter Küsse winken. Da erzählte ich noch eifriger und feuriger, bis mich plötzlich der Pater mit strengster Stimme unterbrach. Das Glück sei allerdings eine Sünde, und ich sei eine tiefe verworfene Kreatur, die er nicht absolvieren könne. Und mehr dergleichen sprach er und schrieb mir die Bußen vor, ich hing aber an des Fremden Lippen, und vor dem Küssen hört' ich nichts mehr von des Paters Worten. Als er seinen Zorn beendigt, schloß ich die Falte meines Schleiers, welche ich nach der Säule zu geöffnet hatte, stand auf, ging an dem blonden Manne vorüber, hinaus ins Freie bis vor die Stadt ans Meeresufer. Und er folgte mir Schritt für Schritt.

---

30. Fortsetzung.

Die Sonne war eben aufgegangen, und es war sehr schön. Wir setzten uns auf einen überhängenden Felsen und sahen ins Meer hinaus. Aber es dauerte nicht lang, und wir sahen einander nur in die Augen, und die Seligkeit wurde so groß, daß ich auch die Augen schloß. Der Fels schützte uns vor der Mittagshitze, und als es Abend ward, gingen wir über die Gli sparti, wo die Leute spazieren

gehen, und setzten uns noch einmal nieder auf dem englischen Gottesacker unter einem Monumente, um Abschied zu nehmen, bis zur ersten Stunde der Nacht, wo er durch den Garten über den Balkon in mein Zimmer kommen wollte.

Es war wiederum Nacht, als ich zu Hause ankam. Unsere ganze Familie war im Saale versammelt, und alle fuhren mir mit den heftigsten Reden entgegen; man hatte ihnen erzählt, ich sei am frühen Morgen außerhalb der Stadt gesehen worden, und ein Mann sei hinterdrein gegangen, mein jüngster Bruder wollte mich des Abends auf dem Gli sparti am Arme eines Mannes promenieren gesehen haben. Meine Mutter weinte, mein Vater fragte, nur mein älterer Bruder schwieg und sah mich zuweilen nachdrücklich an. Ich hatte wenig Aufmerksamkeit für all die Dinge und sagte, ich sei von den gestrigen Anstrengungen und der schlaflosen Nacht erschöpft in der Kirche eingeschlafen und erst spät am Abende erwacht. Man möge mir zu essen geben, denn ich hungerte sehr. Meine Familie verließ den Saal, nur mein älterer Bruder blieb noch eine Zeitlang sitzen und sah mir schweigend zu, wie ich eifrigst aß. Dann stand auch er auf und ging schweigend fort. Er war mir der liebste von meinen Geschwistern. Das Mädchen leuchtete mir auf mein Zimmer, und ich legte mich ruhig schlafen, denn ich war müde. Der Blonde kannte genau den Weg zu mir, und ich freute mich, von ihm geweckt zu werden.

Ein Geräusch auf dem Vorsaal weckte mich auf; ich wußte nicht, wie tief in der Nacht es wäre. Ein Flüstern gedämpfter Stimmen dringt an mein Ohr, ich erkenne meines älteren Bruders Stimme, ich höre die Worte: ‚schamloser deutscher Ketzer‘ — aber keine Antwort. Feste, schnelle Fußtritte, die immer heftiger und eiliger werden, sich aber nicht von der Stelle entfernen, deuten mir an, daß zwei Männer miteinander ringen. Nicht lange dauert's, so fällt

etwas zu Boden, und es wird ganz still. Eine Weile darauf wird meine Tür geöffnet, ich fühle die heißen Küsse meines Geliebten. Ihn zu fragen fand ich keine Zeit. Als die dichte Nacht ein wenig zu weichen begann, hieß er mich meine Kleider anlegen und ihm folgen, in meiner Eltern Hause könne ich nicht bleiben. Schweigend tat ich's, und er führte mich an der Hand zum Balkon. Es schien mir, als läge eine Gestalt am Boden, aber ich sah nicht genauer hin. Mein Geliebter hob mich über den Balkon, so tief er konnte hinunter in den Garten — er war stark und gewaltig — so wurde mein Sprung abgekürzt, und ich kam unverletzt unten an. Er sprang mir nach, und wir schlichen uns durch den Garten. Mein Vater schlief den Sommer über im Gartenhause, bei welchem wir vorüber mußten. Es war Frühsommer, ich sah ihn in der Dämmerung schon am offenen Fenster stehen und mir schien's, als sähe sein ernstes Gesicht noch ernster aus. Wir mußten langsam gehen, um kein Geräusch zu machen, vor dem Anblick schützten uns die Bäume, es schien mir aber doch, als sähe er uns und winkte mir mit der Hand, zu gehen.

Wir eilten fort durch die Straßen bis an den Hafen. Hier sagte mir mein Geliebter, daß er Alphonso heiße und mich mitnehmen wolle an den Gardasee, wo wir uns des Himmels und der Erde freuen würden. So sind wir über das Meer gefahren und über die Berge gestiegen, und ich habe den Weg nicht beachtet und fände ihn nicht zurück. Hier in diesem Zimmer haben wir dann eine Zeitlang gewohnt. Alphonso sagte zwar, es sei eine lange Zeit gewesen, aber er irrte sich, es war nicht lang. Und eines Morgens trat er zu mir und sagte: ‚Hortensia, wir müssen scheiden, in mein Vaterland kann ich dich nicht mitnehmen, dort ist's zu kalt. Aber ich will dir einen Freund schicken, der soll dich trösten und wärmen.' Darauf sagte ich ihm, ich brauche keinen Trost, aber Liebe und küßte ihn auf die Augen und

legte mich schlafen. Er aber ging. Und es ist schon fünfzehn Monde her, daß er gegangen ist, und viele sind gekommen, aber umsonst hab' ich auf den Freund Alphonsos gewartet. Wenn nicht die Sonne so schön geschienen hätte und der See so blau wäre, so wären die Tage sehr traurig gewesen. Aber jetzt ist er da, und nun ist die Welt noch einmal so schön."

Und wenn wir sie fragten, woran sie mich erkenne, so sagte sie: „am Herzen." Damit meinte sie die Augen, und noch einmal: „am Herzen!" damit meinte sie die Stimme. Alphonso habe gerade so deutsch gesprochen wie ich.

Ich fand es nicht für nötig, alle diese Angelegenheiten gründlich zu untersuchen. Wir ließen unsere Mittagstafel aus dem Wirtshause bei Hortensien aufschlagen, aßen Fische aus dem See und weiße Polenta und tranken dunkeln Rotwein und spielten homerische Helden, die kein Geld haben und keine Polizei kennen. Die Sonne ging vorwärts, wir aber saßen und schwatzten von diesem und jenem.

---

31. Fortsetzung.

Am Garda erhält man den ersten Vorschmack von italienischem Volkscharakter. Man sieht schon überall die wohlgebildeten Männergestalten mit den scharfgeschnittenen Formen und Zügen, das Stumpfe, Unklare, Verwischte im Äußeren des deutschen gemeinen Mannes findet man nirgends. Jeder einzelne hat ein Gesicht, während bei uns oft zehn dazu gehören. Die wärmere Sonne, das mildere Klima zeitigt und reift auch die Gesichtszüge mehr; bei uns werden wenige reif, darum fehlt uns das Ausgebildete. Der Italiener aber wird ausgebrütet bis die Eierschale trocken an ihm abfällt, er kennt den Ausdruck „Grünnase" gar nicht. Der Italiener hat nicht nötig, gleich von früh auf seiner Erde ein sorgenvolles, arbeitsames Gesicht zuzuwenden, daß sie ihn ernähre

und erhalte, die italienische Erde ist liebevoller und freigebiger, die Furcht vor dem Erhungern nistet sich nicht in die jungen Gesichter wie in Deutschland. Da gehen natürlich auch die Züge mutiger auseinander, und das Gesicht wird klar und klassisch, eine Hebamme der Romantik, die bleiche Sorge, ist völlig unbekannt. Die natürliche Entwicklung wird in nichts gestört, und alles, was wild wächst, ist schön. Man findet schon unter den Schiffern vom Garda schöne Köpfe. Die Leute fangen auch nicht so früh an zu lernen, sie siedeln nicht die Altklugheit so zeitig auf den Lippen an, sie lernen später lesen und schreiben, aber dafür behalten sie bessere Augen und geschicktere Hände. Mit fünf Jahren geht ja bei uns schon der Teufel los, und die Herrschaft des Herrn Bakel beginnt mit aller Angst und Hast des Knaben. Da liegt der italienische Bube noch fünf Jahre in der Sonne, und sein Verstand übt sich in eigenen Sprüngen, und wenn er dann in die Schule kommt, so ist er in einigen kräftigen Sätzen da, bis wohin wir uns bleich und kränklich gekrochen haben.

Aber der Körper und die Lebensklugheit sind das einzige, was sie voraus haben. In allem anderen sind sie ein depraviertes Volk, die christlichen Juden Europas. Und es wären Bestien aus ihnen geworden, befänden sie sich schon so lange in einer so schauderhaften Sklaverei wie dies Volk aus Palästina. Die moralische Kraft des Italieners ist bereits gebrochen wie Binse — er ist nicht mehr tapfer. Er kann mitunter noch eine tapfere Hand haben, aber das tapfere Herz ist durchlöchert. Er hat Feuer, Leidenschaft, er haßt mit durchdringender Kraft, aber der edelste dieser Affekte, der Zorn, ist ihm lange schon entwendet, der Stolz ist gebrochen und spreizt sich nur noch als Hochmut.

Man ist gewohnt, sich den südlichen gemeinen Mann aus edleren Stoffen gebildet zu denken; weiß man auch, daß der deutsche Bauer von Nationalruhm und dergleichen nichts versteht, daß sein Streben nur von der Hand bis zum Munde

reicht, so denkt man sich doch immer den Südländer idealischer. Und man hat ein Recht dazu, denn dieser bedarf nicht jenes harten Kampfes mit der Scholle Erde um das magere Brot; die Nahrung fällt ihm in den Schoß.

Die Schiffer vom Garda sind nicht viel besser als unsere Bauern: wenn sie von der Herrschaft ihres Landes sprechen, so reden sie auch nur von den Steuern. Die Poeten sind ein trügerisch Volk, wenn sie von fremden Ländern reden, und doch ist's ein Glück, daß sie lügen. Die schöne Lüge und der goldene Traum bleiben das beste an der Welt, und doch muß etwas Wahres an ihnen sein, wie kämen wir sonst zu Lüge und Traum. Wir erfinden nichts, nicht einmal dies. Wüßten wir nur erst, wer am richtigsten sieht, das Auge oder das Herz. Die kritische Philosophie und die Naturphilosophie sind nicht so unwichtig mit ihrem Suchen nach Subjekt und Objekt, nur die Philosophen sind oft unwichtig. —

Es war eine Volksszene, deren sich die Gracchen, wie Cato geschämt hätten, als wir die Zeche bezahlen und uns einschiffen wollten. Im Hintergrunde des Saales standen wohl zwanzig Schiffer, im Vordergrunde eine unverschämte italienische Wirtin, uns gegenüber am Fenster saß unbekümmert um alles, was vorging, Hortensia. Die Wirtin verlangte eine Summe für unser karges Mahl, als hätten drei Lukulle bei ihr gegessen. Ich bat den Starost, ihr zu sagen, daß wir keine Engländer seien. Das nützte nichts. Er rapportierte, wir seien zwei deutsche Doktoren, die von Büchern lebten, und in Deutschland seien die Bücher sehr mager. Das ginge sie nichts an, und bei ihr hätten wir von schönen Fischen gelebt, übrigens habe sie bei Durchreisenden schon dicke und fette deutsche Bücher gesehen, und Signore — der Starost — sähe ja so golden und silbern aus, daß es ihm auf solch eine Kleinigkeit nicht ankommen werde.

Dadurch war er aus dem Felde geschlagen, er drehte ihr lächelnd den Rücken und schlug Schamade.

Jetzt kam die Reihe an mich; denn der Archivarius hatte keinen Anstand dazu, den Leuten auf den Leib zu gehen. Er steckte zwar die Hände in die Taschen als mimische Andeutung, dort sei alles unter Kuratel gelegt, hing den Kopf vor, sah das Banditenvolk unter den Augenlidern hervor spitzfindig an, sprach ein paar sehr vernünftige Worte; aber er räumte immer nach einigen gelinden Streichen das Schlachtfeld. Ich räusperte mich also und fragte den Starosten, was auf Italienisch „niederträchtig und Himmel-tausend-Donnerwetter" heiße. Das zweite wußte er nicht, ich gab's also deutsch und sprach fünf Minuten lang in vermischten Sprachen alle Grobheit über eine unverschämte Rechnung durch. Dabei ging ich der Wirtin mit drohenden Gebärden nahe; sie zog sich auf das zahlreiche Korps ihrer Landsleute zurück, das eine schweigende Sauvegarde bildete. Manch deutsches Theater hätte was gegeben für zwanzig solche Statisten zur Stummen von Portici. Und doch waren die Kerle nicht einen Centesimo wert, sie öffneten der Wirtin eine Rückzugsgasse, ließen mich sogar hineindringen, ohne mich in Beschlag zu nehmen, duldeten, daß jene ihren Rückzug als vollkommene Niederlage in der Küche schließen mußte. Und zu dieser Landesverräterei trieb sie nur die Gewinnsucht. Jeder von ihnen rechnete darauf, zu unseren Fährleuten zu gehören, keiner wollte sich durch unnötigen Zorn verhaßt machen; die Geschichte von den dreißig Silberlingen hat einen tiefen Sinn. Ich feierte, wie die späteren römischen Imperatoren nach einem unblutigen Siege, wobei ich nur Heldenworte geliefert, einen glänzenden Triumph, und wir zogen ab, dem Dienstmädchen die uns beliebige Summe einhändigend. Unten vermißte ich den Starost, und ich fürchte heute noch, er hat es nicht übers Herz bringen können, daß der Anstand so verletzt und die Rechnung nicht

ganz berichtigt wurde. Er war sehr delikat, und hat wahrscheinlich mein mühsam erobertes Terrain wieder aufgegeben.

Hortensia hing an meinem Arme, um ihre Schultern die kleine italienische Laute, sonstiges Gepäck hatte sie nicht, unsere Mantelsäcke lagen auf dem Molo in der Sonne. Die Assisenverhandlungen mit den Schiffern begannen. Der Jude verlangt das Doppelte für seine Ware, der Italiener das Dreifache. Kann solch ein Volk stolz sein, kann eine Nation ohne Stolz etwas leisten? Die Lizitation ging los. Bei solchen Gelegenheiten entwickelt der Italiener sein ganzes Erbteil Ciceros und Dantes, er häuft rhetorische Figuren, detailliert den Catilina bis auf alle möglichen Defekte in den Unterbeinkleidern, erfindet Höllen- und Himmelszustände. Er ist der geborne improvisatorische Redner und Dichter. Es ist aber alles nur Renommisterei, sein Argument und sein Gedicht; wenn der Deutsche sein ordinäres Talglicht dranhält, so verschwindet der leichte Spuk. Drum haben die Italiener auch nie anderswo etwas geleistet als in der dreisten Täuschung des Epos, sie sind geschwätzig wie die Spatzen und lügnerisch wie die Gaskogner. Jedes Volk, das lügt, hat einen Grad lebhafter Phantasie, die auf den Bergen herumspringt, wenn sie sich auch niemals hineinwagt. Nur Dante macht eine Ausnahme, weil er ein welt- und himmelsgeschichtlicher Epiker war, man sieht ihn aber auch immer eisgrau unzufrieden mit seinen Landsleuten, darum halt' ich ihn auch nie für einen reinen Italiener. Dieser hat die trefflichsten Anlagen und Anfänge zu allen Dingen in sich, er ist vielleicht der reichste Embryo unter allen europäischen Völkern, aber er braucht ein Huhn, um seine Enteneier auszubrüten, er allein bringt nichts Großlebendiges zustande. Wenn man sich Mühe gibt, wird man die fremde Zeitigung bei allem großen Italienischen finden. Auch der Italiener Napoleone gedieh durch Frankreich. Ist solch eine Hypothese

auch wie im Latein die Regel, welche so reich an Ausnahmen sind, sie hilft doch ordnen und lernen.

Daß sich nicht öfter ein Tasso findet, liegt an den neueren Jahrhunderten, welche keine ordentliche neue Religion mit phantastischen Taten, also auch keinen Glauben, keine Begeisterung mehr brachten für blau und rote Geschichten. Petrarca ist mir immer der redendste Beweis gewesen, daß es mager um die italienische Poesie stände, ein sauberer Drechslermeister kann nirgends anders soviel Glück machen, eine Putzblumenmacherin ist anderswo eine Putzblumenmacherin, aber keine Göttin, die Blumen schafft, auch wenn jene geschickte Person neue Blumen erfände. Nur in Italien wird ein Petrarca daraus. Die Italiener machen viel Geschrei, mitunter auch ein künstlich Geschrei, aber von den Urtönen der Menschheit, von der eigentlichen Poesie wissen sie nichts. Wenn wir ihnen auf ein paar Jahre einen unserer Romantiker, z. B. nur Herrn Novalis leihen — wir werden uns wundern, zu welchem kapitolinischen Helden herausstaffiert wir den wieder bekommen! Sie haben den Zauberborn der berauschenden christlichen Mythe in der Nähe gehabt, das ganze katholische Land war ein romantisches Gedicht, sie durften nur abschreiben — haben sie's wohl vermocht?! Wie feinfühlend sind statt ihrer die Deutschen jenen mystischen christlichen Nerven tastend nachgegangen, Deutsche, die in der Mark oder Lausitz wohnten und auch die Anregung improvisieren mußten. Und da sie nun den Gefühlen keine Gedanken erfinden konnten, haben sie denn wenigstens bei dem Mangel an Romantik plastische Figuren erfunden, haben sie Dramen geschaffen?! Sind die Alfierischen Marionettenrepublikaner, die im Draht auf und nieder gehen, sind diese Menuettentänzer der Rede wert?

Was Auge und Ohr kitzelte, was Aufsehen und Lärm machte, war immer ihr Wesen; Töne und Farben haben sie erfunden, und das ist alles. Und weil das schöne Dinge

sind, so kommt uns noch heutzutage ihre Renommisterei so schön vor. Dazu sehe man Italien an und frage: Wie kommt ihr zu Farben? Man höre das Volk sprechen und singen und frage: Wie kommt ihr zu Tönen?! Sie haben ein Land wie gemalt und haben alle Stimmritzen fürs Konservatorium in Wien. Der Herrgott muß bei Schöpfung Italiens fürtrefflich bei Stimme gewesen sein — der jämmerlichste Kerl jenseits der Alpen hat ein Organ voll Klang und Klarheit.

Aus dem Chaos von Stimmen und Vorschlägen sonderten sich endlich vier rüstige Ruderer heraus, Hortensia sprang in das breite, geräumige Boot und machte sich und mir an seinem Haupte bequeme Sitze zurecht. Das Geschrei und Unterhandeln ward immer stärker, wir waren taub geworden und antworteten nicht mehr darauf, die vier Ruder klatschten in den See, wir fuhren davon, ohne daß wir nach so vielem Geschwätz gewußt hätten, was wir eigentlich zahlen sollten. Im Zahlen ist der Italiener romantisch, diese Ungewißheit ist sein Element, da spintisiert er nun über die ungewisse Forderung oder Schuld. Eine Art Ambition in Geldangelegenheiten habe ich nirgends gefunden. —

Hortensia hatte sich zu meinen Füßen gesetzt und sah mit dem ruhigsten Gesicht von der Welt bald mich, bald das scheidende Torbole an. Der Archivarius saß neben mir, war aber eigentlich schon seit einer halben Stunde im Fenster eines Fruchthändlers, wo ein sehr braunes Mädchen ein Hemd nähte und von weitem mit ihm schäkerte. Der Spaß wurde ihm sehr dadurch erschwert, daß er ein kurzes Auge hat und sich einer zerbrochenen antiken Lorgnette bedienen mußte, zu deren Gebrauch viel Geschicklichkeit gehörte. Aber durch die schlechte Lorgnette wurde ihm das Mädchen wahrscheinlich interessanter — das Boot wendete sich, es ging ans Abschiednehmen mit der Fruchthändlerstochter, und nun ging die deutsche Romantik los. Beinahe einen Tag über

hatte er sie in der Nähe gehabt und sie war ihm reizlos gewesen, jetzt verlangte er, wir sollten ein Stück umkehren, er wolle telegraphische Geleitsvorschläge machen. Der Vorschlag ward mit allgemeinem Murren aufgenommen, und halb verdrießlich, halb lachend legte er sich auf den Rücken und sah in den Himmel. Der Starost war durch die Ruderer total von uns abgeschnitten und lag im jenseitigen Ende des Bootes, seine Türkenpfeife rauchend und die Schiffer nach allerlei unnützen Dingen fragend. Der See ging hoch mit seinen blauen, blauen, ach, so reizend blauen Wellen, der Archivarius lispelte mir etwas von möglicher Seekrankheit zu, ich widersprach nicht. Torbole, das stürmische, verschwand mehr und mehr, Riva trat seitwärts vor die Augen. Die Kerle ruderten, als hätten sie Schmuggelwaren. Hortensia griff leise über die Saiten hin.

---

32. Fortsetzung.

Ich bin es nie imstande gewesen, mehrere Stunden lang ununterbrochen erregt, entzückt, begeistert zu sein — wenn's durchaus sein muß, so wird mir die schönste Sache langweilig oder komisch. Eben weil ich den Napoleon nur einmal als kleiner Bube gesehen, bleibt er mir ewig so interessant und groß. Die Gewohnheit kann lang dehnen, aber nicht groß machen. Sogar die Schönheit kann langweilig werden, drum gibt es immer noch etwas, was für unsere verwöhnten revolutionären Sinne über die Schönheit geht, das ist die Jugend, ist der Reiz.

Der Eindruck des Garda war mir schon historisch geworden, Hortensiens Augen hatte ich vielfach geküßt — ich schlug die italienische Grammatik auf und lernte konjugieren, die Beispiele lagen nahe, der Archivarius warf sich eifrigst zum Kollegen auf, es wurde in einer Viertelstunde soviel gelernt, daß wir einen ganzen Tag davon leben konnten. —

Da erhob Hortensia ihre klare Stimme und griff voll in die Saiten, und ich war so erschrocken von dem schönen Tone, daß mir die Grammatik in den See fiel. Mit einer merkwürdigen Feierlichkeit beginnt die Italienerin ihren Gesang. Das kommt wohl zum Teil von der vollrunden, majestätischen Stimme, den vollen Vokalworten, mit denen sie anheben, und dem halbkirchlichen Rhythmus, der ihnen in seiner katholischen Weichheit eigentümlich geworden ist. Sie sind alle weltliche Nonnen, und eh' sie heiß und lustig werden, ist Auge und Stimme erst feierlich. Das ist keine Koketterie, es liegt tiefer. Man könnte allenfalls sagen: Hinter dem üppigen Sonnenscheinleben liegt eine dunkle Nacht, die aus Auge und Stimme herausschlägt, wenn sie plötzlich sich erheben. Die italienischen Männer sind meist schlechte Männer für die Weiber, es ist wenig Zärtlichkeit in ihnen, und — sie sind Sklaven. Wenn sie's versucht haben, die Ketten zu brechen, so sind sie ausgelacht worden, weil sie keinen Mut bewiesen. Was finden die Weiber bei ihnen? Und die Weiber sind römischer geblieben als die Männer; man findet es bei allen Völkern, daß das Grundelement der Nation bei den Männern eher verwittert; die Weiber werden weniger verwirrt durch viele Eindrücke, ihr Schatz ist kleiner, aber gedrängter.

Es ist noch heut etwas vom alten Rom, ein Gedanke Cornelias, der Gracchenmutter, oder so etwas in Aug' und Stimme des italienischen Weibes. Ich sah und hörte staunend nach Hortensien hin. Sie sang ein Lied von Napoleone, dem imperatore grande, und die bärtigen Schiffer streckten die Rücken gerade, riegelten die Augen auf und stimmten mit tiefen Stimmen ein. Es war ein Lied aus jener fabelhaften Zeit, wo der junge Bonaparte mager, wüstendürr und trockenbraun im Gesicht aus Ägypten und Syrien zurückkam und das Auge ruhmeswollüstig überall herumirrte. Es ist dies immer die interessanteste Zeit in Napoleons Leben für

mich gewesen. Damals brachte er sich den ersten Araber mit, er glich dem Cäsar auf ein Haar, und er hatte nur mehr Poesie und weniger Egoismus im Gesicht als jener. In dem Auge lag noch die ganze Wollust des jungen Ruhmes, die Züge waren noch durstig, die Haare noch lang, der Körper bog sich noch geschmeidig, seine ganze geistige Jugend stieg wie damals zu Pferde, als er mit den barfüßigen und barhäuptigen Sansculotten von Montenotte und Millesimo, die jetzt Schuhe und Narben hatten, wieder nach Italien zog. Die Uniform war ihm weit, es sollte alles erst erfüllt werden, es stand erst alles auf dem Spiele — und das Fertige ist groß, das Werdende reizend. Wie ein zweifelhaftes arabisches Epos brachten seine Soldaten damals die Geschichte von der Pyramidenschlacht nach Europa; man sah im dämmernden Sonnenlichte auf der unabsehbaren trockenen Fläche das große Schauspiel, Turbane in endlosen Reihen und blinkende Säbel flogen im Galopp vorüber, „Allah il Allah," der alte fabelhafte Ruf, klang gespensterartig in das moderne: „Vive la République." Augenlos, stumm sahen von fernem Horizonte die märchenartigen riesenhohen Pyramiden zu, wie ein berittener junger indischer Bramine, der nur Geschichte studiert hat am Ganges, sprach der junge Bonaparte zu seinen Soldaten von den vierzig Jahrhunderten, die von jenen Spitzen ihnen zusehen, man schwieg vor Staunen über all die wunderbaren Dinge. Die Pestkranken in Jaffa mit ihrem fürchterlichen einsamen Tode drängten sich auch in jene befremdlichen Tableaus, wo blaue und rote Franzosen unter asiatischer und afrikanischer Sonne herumschritten. Wie ein Geist war der junge Held durch den Meeresnebel und Nelsons lauernde Schiffe zurück nach Frankreich gezogen. Man wartete begierig auf den neuen Feldzug, ob denn das alles wahr sei. Napoleons ganze Herrlichkeit, die man schon zu ahnen anfing, stand auf dem Spiele, und aus Hoffen und Fürchten braut die Welt ihr Interesse.

Von jener glänzendsten Zeit des jungen afrikanischen Napoleon und von den früheren galoppierenden Siegen bei Lodi, Arcole, Castiglione und all den Namen, die wie Goldstücke bei tollem glücklichem Glücksspiele übereinander stürzten, von jenen fliegenden, brausenden, jähen Taten des jungen Genies, des olympischen Adlers sang das Lied. Es drängte alle Kraft auf den Moment zusammen, wo er zur Schlacht bei Marengo abging, wo Cäsar in den Kahn bei Brindisi steigt und den Schiffer im Sturme tröstet: „Du trägst Cäsar und sein Glück." Und es sang von dem emporgesprungenen Weibe Italia, das sich mit offenem Busen dem willkommen schönen Cäsar an die Lippen geworfen, dem er den heißen ägyptischen Kuß auf die geöffneten Lippen gedrückt habe. O, es sang das Lied wunderbar schöne Dinge von neuer Römerherrlichkeit, und als es zu Ende war, schwieg alles, und die Schiffer tauchten die Ruder leise und geräuschlos in den See.

Nach einer Weile fragte ich sie leise, ob sie wohl den Napoleon liebten, und wünschten, daß er noch gebiete. Oh, si Signore, sagten sie, aber er habe doch zwei große Fehler gehabt, erstlich hätten sie zuviel Steuern zahlen, und zweitens alle Soldaten werden müssen. Dabei reichte mir einer die Grammatik, die er aus dem See gefischt hatte, und erbat sich dafür einige Centesimi.

Wahrlich, es ist eine tief poetische Nation, und die Kerle hatten Köpfe, als kämen sie eben aus dem Senate in Rom! Sie haben eine viel abscheulichere Prosa, als wir in Deutschland, weil sie umringt sind von schönen Veranlassungen. Wir lieben den Napoleon, obwohl er uns mit Füßen getreten, die Italiener hat er wiedergeboren, und sie fürchten ihn nur. Ich will indes nicht ungerecht sein und nicht vergessen, daß meine Helden Gardaschiffer, und daß die meisten Italiener, die ich gesehen, nicht von der vornehmsten Klasse waren. Aber es ist leider alles, was man in jenem Lande

sieht, von niedriger Art, denn offener oder versteckter streckt jeder die Hand nach Geld aus. Man haßt in jenen Gegenden Österreich nur wegen des Kopfgeldes und des Tabaks, man liebt noch am meisten Bayern, weil es am wenigsten Steuern verlangt hat. Unsere honorige, intelligente Mittelklasse, die sich zur guten Stunde doch einmal für etwas interessiert, was über Essen und Trinken hinausgeht, existiert gar nicht. Und die höheren Klassen und die strebende Jugend halten sich den Mund zu und lassen sich nicht sehen oder dürfen sich nicht sehen lassen. Ein Land der kleinen Konspiration hat viel kleine Menschen. Es ist gar zuviel Täuschung in diesem Lande; nur bei Privatangelegenheiten gilt ihnen das Leben nichts, bei öffentlichen Dingen sind sie feig. Der bessere Deutsche macht es doch umgekehrt, er ist humaner, und der Franzose hat privatim und öffentlich alle Taschen voll Courage. Wahrlich, es glaubt's kein Mensch, wenn er diese bedeutungsvollen Gesichter sieht. Wie ein gefallener Herrscher sah der vor mir sitzende Schiffer aus, vornehm schaute er auf die Arbeit, als erniedrige er sich durch sie, stolze Züge, große geheimnisvolle Augen, scharfgeschnittener Mund, die edelste Nase, ein krauser dichter Backenbart, eine starke, hohe und schöne Figur schienen der Einband des schönsten Buches zu sein. Und wenn man die Züge auseinanderblätterte, so kauerte hinter den gewaltigen Formen eine jämmerliche, innere Mutlosigkeit.

Nur die Weiber haben alle Mut, wenigstens zur Liebe, keine weicht einem Gefechte dieser Art aus. Die Männer sind die Schauspieler Europas, sie führen ums Geld Komödie auf wie Tragödie; Kulissenreißer sind sie auch ohne Geld von Hause aus. Um nichts den entsetzlichsten Spektakel zu machen, das versteht der Italiener vortrefflich.

Wir legten am jenseitigen Ufer des Sees an, um den Eselsberg zu besteigen Man geht neben kleinen malitiösen Eseln aufwärts und hat sich vor ihnen zu hüten; es gibt

eine Sorte dummes Volk, das nicht nur dumm, sondern auch brutal ist; wenn sie sich satt gegessen haben, schlagen sie hinten aus. Oben sieht man nichts als ein unbedeutendes Stück Wasserfall und weiter unten Mist in allen Winkeln. Es waren viel Käfer da, und das Volk machte viel Wesens; ich hatte nicht Zeit, mich um das eigentliche Wesen dieser Spelunke zu kümmern; nicht einmal zu einem Hause war Platz da, der steile Fels verengte alles. Sonst kleben aber an jedem Einbug des Sees die kleinen italienischen Städte wie Schwalbennester, und die fremden Spatzen finden überall in Italien ein Plätzchen.

Hortensia war im Boote zurückgeblieben, und mir schien's, als habe sie geweint. Ich nahm sie um den Hals und fragte sie, was ihr fehle. Sie machte ein sehr ernsthaftes Antlitz und sagte: „Du liebst mich nicht!" Ich versicherte sie natürlich des Gegenteils, setzte hinzu, daß ich eben nicht viel Zeit hätte wegen der neuen Gegenstände, und wollte sie eben zärtlichst küssen, da stieß der Starost den Kahn ab, und wir purzelten auseinander, sie in die Arme des Schiffers, ich auf den Schoß des Archivarius, der über die maskuline Zudringlichkeit sehr ungehalten war. Wir lachten und setzten uns an den Boden des Kahns, und sie lehrte mich Gitarre spielen. Jetzt konnten wir nicht mehr fallen. Es war aber doch sehr zart von den vier Schiffern, daß sie mit dem Abstoßen des Kahns gewartet hatten, bis unsere Zärtlichkeitsangelegenheiten geordnet wären — ohne Zutun des Starosts wären sie nicht abgefahren. Takt für Liebesverhältnisse hat der gemeinste Italiener, er weiß, was sich schickt, wenn man ein Mädchen im Arme hat. —

Der Tag senkte sich allmählich, und wir steuerten auf hohe, weiße Schlösser zu, die am Ufer des Sees lagen — nach Limone führen sie, sagten die Schiffer. Es waren spanische Schlösser, nämlich terrassenförmig abgesetzte weiße Pfeiler, zwischen denen Zitronenwäldchen gepflegt wurden,

es wohnte niemand da als ein Gärtner und dichter italienischer Duft, der die Sinne befängt. Ich saß mit Hortensia an einem solchen Baume, und wir sahen uns abwechselnd in die Augen, und durch die breiten stillen Blätter auf den See hinaus, auf welchem der Sonnenuntergang mit ausgestreckten Armen sich gelagert hatte. —

Plötzlich sprang das Mädchen auf, faßte mich krampfhaft bei der Hand und starrte nach der Seite. Es war mir, als sähe ich eine männliche Gestalt hinter einem entfernten Pfeiler. Mit metalloser Stimme sagte sie: „Es ist mein Bruder,“ und stürzte wie ein Reh die Stufen hinunter. Ich ihr nach, sie erraffte unterwegs den Starost bei der Hand und riß ihn mit sich ins Boot, ich befolgte diese stumme, praktische Schnelligkeit und griff nach dem unter Zitronen wandelnden Archivarius. Der Aufseher trat mir in den Weg, eine discrezione erheischend; ich hatte kein kleines Geld und gab ihm, was mir in die Hand kam. Die allzu große Gabe wollte ich aber doch gut haushälterisch ausbeuten, es fehlten mir nur die italienischen Worte. Ich wußte nichts als rückwärts zu deuten, von wo wir jemand die Treppen heruntereilen hörten und „No — no — no!“ zu sagen. Er nickte mit dem Kopfe und eilte zurück; wir fuhren ab. Bald hörten wir einen heftigen Wortwechsel — „oh, questa voce!“ rief Hortensia und verbarg ihr Haupt in den Schoß. Der pfiffige Italiener hatte mich verstanden und bezeugte sich dankbar, soweit wir ihn hören konnten. Auf längeres Zutun von seiner Seite war nicht zu rechnen, der Starost mußte also unsern Leuten kundtun, daß wir nicht eingeholt werden dürften. In diesem Lande, wo jeder Nachbar den Nachbar betrügt, wo die Intrige überall zu sehen ist, wie bei uns die Polizei, fällt das nicht auf — sie nickten mit den Köpfen, drückten die Ruder tiefer und flacher ins Wasser, und warfen, ohne ein Wort zu wechseln, den Kahn in eine andere Bahn, als wollten wir gegenüber vor den spanischen Schlössern landen.

Der Abend kam uns zu Hilfe und legte sich sanft wie ein samtener Mantel über den See. Hortensia war totenstill und sah scharf nach der Richtung von Limone hin, der Archivarius sang leise ein deutsches Lied, es ward so heimlich und wohnlich in meinem Herzen, daß ich mich nach freundschaftlichem Besuche sehnte. Da kamen aus den Wipfeln der Zitronenbäume alle die Weiber, die ich je geliebt, über den See gerauscht und setzten sich mir auf die Schultern und auf die Westen und Rockflügel, und jede flüsterte die süßen Dinge, welche wir einander gesagt hatten, und jede flüsterte sie mit dem Anfluge ihres Dialekts, die eine norddeutsch, die andere süddeutsch. Es war ein Flüstern und Kosen wie beim Turmbau zu Babel, und es war mir so menschenfreundlich, so mahometssüß ums Herz, daß ich's nicht anders bezeichnen kann, als mit den Worten: „Es war sehr hübsch."

Unterdes fiel die Dunkelheit wie ein Nebel ins Wasser, und die klare Nacht erhob sich und öffnete ihre goldsilbernen Augen, und der See schloß sich und streckte die Wellen zum Schlaf wie nach vollbrachtem Tagewerke.

Das sind die Augenblicke, wo sich aus nahen und fernen Landen alles um den Menschen versammelt, was je eines seiner besten Gefühle getroffen hat. Die Helden der Geschichte ziehen vorüber, und das geschieht immer nur des Nachts, denn nur des Nachts erscheinen Geister. Selbst die größten Geister des Tages werden erst gesehen, wenn es Nacht wird. Die kleinen menschlichen Geliebten hatten sich bis zum Unsichtbaren zusammengekauert, sie sind Kinder des liebenswürdigsten Taktes und wollten das große Tableau, das sich eben auf dem Wasser aufstellte, nicht stören. Wie Schattenbilder in der Luft zogen die alten Römer vorüber, kein menschlicher Ausdruck des Leides oder der Freude war in ihnen zu sehen, sie waren nie Menschen, sondern sind immer Soldaten gewesen.

Ich kenne wahrhaftig nur aus der schon verfälschten Zeit des heuchlerischen Augustus, des großen Ahnherrn Ludwig Philipps, einen Römer, der auch ein Mensch war. Dieser Mensch heißt Properz und hat seine Menschlichkeit in Elegien niedergelegt. August geht nach Kleinasien, und Properz soll mitgehen, um unsterbliche Lorbeeren zu sammeln. Er hat aber eben einen Feldzug mit dem schönsten römischen Mädchen eröffnet und geht nicht nach Kleinasien. Als August zurückkommt und einen pomphaften Triumphzug in Rom hält, da steht Properz mit seinem Mädchen vor der Tür, und lächelt sehr über den bei ihm vorüberziehenden Imperator mit all seiner asiatischen Pracht und Herrlichkeit und erzählt ihm seine Schlachten und Siege, in denen Rom Rom sich unterworfen.

Ganz hinten auf dem See lagen die Zimbern und Teutonen und schmausten, und ich sah es mit an, wie die römische Klugheit unterdes sie berückte, und die Römer waren eherne Aristokraten, und die Zimbern und Teutonen waren deutsche Stämme. Das Essen und Trinken war von jeher bei den Deutschen die Hauptsache. Ich drückte die Augen zu, und als ich sie wieder öffnete, sah ich die römischen Tier- und Menschenhetzer unter den Kaisern, und die langen germanischen Barbaren, welche den römischen Thron einrissen, und die Langbärte, die Langobarden, die über das Ufer herüberkamen. Und all diesen Gewinn, dieses Mark sah ich hinschwinden vor der römischen Klugheit. Mit ein wenig wohlriechendem Rauch, einem bißchen Musik und Lirum-Larum-Löffelstiel wurde alles wieder genommen. Ich lobe mir die Päpste, und ich sah ein, daß die Klugheit das beste sei für die Völker. Der Archivarius sang den letzten Vers seines deutschen Liedes. Plötzlich sprang Hortensia auf, hielt ihm den Mund zu, schlug den nächsten Schiffer auf die Schulter und wies nach Limone hin. Der Schiffer schliff seine Augen, legte sich mit dem Ohr über Bord bis dicht an die Wasser-

fläche, nickte mit dem Kopfe, gab den Gefährten ein Zeichen und warf den Kahn auf eine andere Seite. Ich sah und hörte nichts. Mit Blitzesschnelle fuhren wir eine Strecke in anderer Richtung und hielten plötzlich ganz inne. Kein Mensch regte sich, ich konnt' es hören, wie hinten der Starost, der wie ein Korsar ausgestreckt im Boote lag, den Dampf aus seiner Pfeife stieß. Allmählich schien es auch mir, als hörte ich leise Ruderschläge, mit Hilfe des Glases gewahrte ich ein Boot, das in einiger Entfernung von uns ganz in unserer früheren Richtung mit aufgespanntem Segel vorüberstrich. Wir bückten uns alle, um den Umriß über dem Wasser so unbedeutend als möglich zu machen. Schon glaubten wir den Feind vorüber, Hortensia hielt sich krampfhaft an meinem Arme fest, da verschwand auf einmal das Segel, und unsere Schiffer fingen aus Leibeskräften an zu rudern. Wir waren entdeckt, das uns verfolgende Boot hatte umgelenkt und kam hinter uns drein. Der Verfolger näherte sich trotz unserer Schnelligkeit, und die Schiffer sagten, er müsse fünf Ruder haben. Nur ein Ruder fand sich noch in unserem Boote, ich ergriff's und arbeitete nach Kräften. Hortensia küßte mich mit kaltem Munde dafür und nahm meinen Reisestock und half auch rudern. Es war umsonst — das Boot kam immer näher. Ich zog meinen Reiserock aus, Hortensia bekleidete sich damit und knöpfte ihn bis oben zu, setzte sich meine Mütze auf, legte sich das Gesicht in den Arm und lagerte sich zum Schlaf zurecht. Alles geschah, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Bei italienischen Schiffern bedarf's aber keines Wortes, sie verstanden alles und ließen nach mit heftigem Rudern. Ich begann mit dem Archivarius das Duett: „Bei Männern, welche Liebe fühlen, fehlt die Courage nimmermehr," und erwartete den Feind. Über die verräterischen Füße Hortensiens warf der Doktor seinen Schlafrock. Das Boot brauste heran. Der Aufseher von Limone, den ich so reichlich beschenkt hatte, war der fünfte

Ruderer, ein echter Italiener, der eine neue discrezione verdienen wollte. Hortensiens Bruder war der sechste Mann, und schon hielt ich unsere Mannschaft triumphierend für überlegen an Zahl, als plötzlich im feindlichen Boote noch ein langer bärtiger Kerl sich aufrichtete. „Machen Sie Ihren Reisesack auf, Herr Starost, und setzen Sie Kupferhütchen auf Ihre Terzerole, antworten Sie so grob, als Ihr Gedächtnis Worte auftreiben kann.“

Der Zitronenaufseher griff an unser Boot, um zu entern, mein Stock fiel blitzschnell auf seine Hand, und heulend zog er sie zurück. Hortensiens Bruder und der bärtige Kerl machten Anstalt, in unseren Kahn zu springen. Ich stellte mich jenem, der Doktor diesem entgegen. Das Handgemenge ward allgemein, da der Zitronenaufseher jetzt gegen den Starost ansetzte; nur die Schiffer hielten sich auf beiden Kähnen völlig neutral, wie bloß weiter leitende Elemente. — Da brannte plötzlich der Starost seine zwei Schüsse los, und mit einem Ruck war die Szene geändert, die Schiffer beider Boote duckten sich und stießen die Kähne auseinander. Hortensiens Bruder und ich schwankten einen Augenblick über den See; — wir stürzten beide hinein.

Ich sank tief, eh' ich in meiner halben Sinnenlosigkeit zu den Schwimmoperationen Anstalt machte. Mit Hast drückte ich mich an die Luft hinauf, denn ich hatte, kurz vorher nahe am Ersticktwerden, keinen Atem zuzusetzen. Es war finster und leer, Tohuwabohu, als ich Atem schöpfte, nichts zu sehen, nichts zu hören, und ich war so total verworren, daß ich auch keine Richtung unterschied, ich konnte ebensogut den See der Länge nach hinunterschwimmen, statt nach einem Ufer hin. Matt und erschöpft war ich bereits, meine Lage glich der eines Verlorenen. Ich sah mich nach dem Himmelswagen um, der am westlichen Horizonte steht, ich horchte, ob Hortensiens Bruder nicht darin schwimme, die entgegengesetzte Richtung müßte ja die meine sein. Es schien

mir, als hörte ich ein fernes, leises Plätschern. Der See war sehr schön, und das Wasser war lind und blau, aber es war eine gefährliche Schönheit; ich wünschte in einem schmalen deutschen Teiche zu sein, die Müllerstube mit dem warmen Ofen und der pausbäckigen, behäbigen Wirtin in der Nähe. Was halfen mir jetzt die Zitronenwälder! Da kam dem Starost der glücklichste Gedanke, er schoß sein Pistol ab, und ich warf mich lustig in die Wellen hinein. Bald hört' ich sie mir entgegenkommen, bald lag ich wie ein nasser Robbe in der Barke.

---

33. Malcesini.

Glücklicherweise war mein Mantelsack auf dem Boote, ich kleidete mich in Eile um, die Schiffer lachten still, der Archivarius und der Starost stellten sich vor Hortensien und lachten ebenfalls.

Unsere Feinde hatten gar keine Kriegserklärung für nötig erachtet, man hatte sich auf gar keine Fragen und Erörterungen eingelassen, es war römisch hergegangen. Wir wußten nicht, ob Hortensia erkannt worden, ob ihr Bruder ersoffen sei. Einem lebhaften Angriffe und Widerstande weicht der Italiener aus. Unsere Schiffer legten bei Malcesini an; dort wollten wir einige Stunden schlafen und vor Anbruch des Morgens weiterfahren. Mit einigen Flüchen und Demonstrationen durch Stock und Faust wurde der Schwarm Gesindels vertrieben, der sich überall, wo Fremde ankommen, an diese hängt und auf das Gepäck stürzt. Es war wenig Licht in dem kleinen Orte zu sehen, und er bot einen unheimlichen italienischen Anblick dar. Hortensia hing sich beim Aussteigen innig an mich, und als ich sie aufs Auge küßte, küßte ich eine tränenfeuchte Wimper. Ich fragte sie, was ihr fehle, sie schüttelte den Kopf „niente, mio Tedesco“, und drückte mir einen heißen Kuß auf die Lippen. Da ging sie von mir und machte sich mit dem Gepäck zu schaffen.

Als wir mit einer geschwätzigen Wirtin, die halb hübsch, halb garstig war, Zimmer, Betten und Speisen behandelt hatten und uns häuslich einrichten wollten, ward Hortensia vermißt. Wir liefen an den See, wir suchten an allen Ecken und Enden und schickten Boten aus — umsonst, sie war nicht aufzufinden. Ein Boot war nicht gelandet, vom See her konnte ihr nichts begegnet sein; es blieb nichts übrig, als sich in des wunderlichen Mädchens Tun zu ergeben.

Es war alles so märchenartig hergegangen, seit ich das Mädchen getroffen, daß ich jetzt nachdenklich an dem großen Tische unseres Zimmers saß und den Archivarius fragte, ob denn das alles wirklich passiert sei. Er lächelte und sprach: „In Italien kann alles passieren."

Ich fragte unsere zweifelhafte Wirtin, was sie zur Hortensia meine. Sie lächelte wie eine deutsche Soubrette, machte mir ein Kompliment, warf mir einen verräterischen Blick zu und hüpfte, ohne Antwort zu geben, hinaus.

Der Starost öffnete einen kleinen Balkon, der auf den See hinausführte — es war eine rabenschwarze Nacht draußen, trotzdem, daß die Sterne am Himmel glühten, und es war totenstill. Ich saß unbeweglich an meinem Tische und dachte fortwährend: Das also ist Italien!

Da erhob sich plötzlich draußen ein Geschrei, welches durch seine Regelmäßigkeit den Charakter eines Gesanges annahm. Es war ein Ständchen; in Deutschland hätten wir's anfänglich für Feuerlärm gehalten, und die Ansicht wäre freilich nicht ganz falsch gewesen. Es mußte entsetzlich brennen bei dem Burschen, denn er schrie wie ein Zahnbrecher und sang wenigstens fünfzehn bis zwanzig Strophen in einem Strich, nach ein und derselben Rezitativmelodie herunter. Sie haben in Italien alle Stimmen wie die Hähne, und wenn er gegen Ende der Strophe ein wenig erschöpft war, so fing er doch die neue stets wieder mit einer Vehemenz

an, daß ich noch bei der zwanzigsten davor erschrak und mich vor dem nächsten Anfange fürchtete.

Ich habe noch niemals einen sanften Trieb wie die Liebe so entschlossen um Hilfe rufen hören. Alles war totenstill, nur der arme verliebte Teufel schrie seine Litanei; es hätte ein Stern herunterfallen mögen.

Wenn man im September oder Oktober durch einen großen, flüsternden deutschen Wald fährt, da hört man den Hirsch sein Ständchen brüllen, just wie diesen Italiener, und es ist lebensgefährlich, ihm nahe zu kommen.

Wir schlossen den Balkon und kletterten auf das himmelhohe Bett, welches in ununterbrochener Breite ein Dritteil der Wand einnahm und uns dreien überflüssigen Raum gewährte.

Aus süßen italienischen Träumen weckten uns die Schiffer. Wir wollten noch in der Morgenfrühe den See entlang fahren, und wenn die Sonne im Mittag stünde, bereits zu Verona im kühlen Schatten ein schönes Mädchen küssen, von dessen liebenswürdigen Zügen wir jetzt noch keine Ahnung hatten.

Malcesini lag noch tief in seinen nächtlichen Decken. Die Engländer machen viel schöne Stahlstiche, und stellen oft einen kleinen Hafen dar mit einigen kecken Häusern und kecken Piraten — so ist mir Malcesini erschienen in seiner Nachtruhe.

Das Wasser des Sees war warm wie ein schlafendes Mädchen, die Sterne waren lebendiger geworden, die Luft schlief regungslos. Das Schifflein flog rasch in den dunkeln See hinaus.

Da flogen graue Blitze über den Himmel; furchtsam traten die Sterne zurück. Und die Blitze wurden heller, und mit ihnen flog der Morgensonnenwind über die Berge des Ufers, die Sterne wichen weiter und weiter, und die Schiffer spannten das Segel auf und brauchten nicht mehr zu

rudern — die Kraft des Tages regiert, der Tag kam vor der Sonne hergeflogen.

Freilich wurde es plötzlich kalt, und als ein Schiffer sah, daß ich am meisten dabei fror, warf er mir seinen braunen Mantel zu und sagte resigniert, er sei's gewohnt.

Der See öffnete sich eben in stolzer Breite nach dem Süden hinunter, und die ernsthaften Rinaldiniufer des nördlichen Sees wurden weich und rund und verloren sich weiter unten in die Fläche der Lombardei, nach Peschiera und Verona hinab. Die Isola bella — denn eine solche hat jeder italienische See — sprang wie ein Garten der Armide aus dem Gewässer, und es leuchtete aus der Ferne von ihr her, wie weiße Schlösser leuchten, hinter deren Säulen schöne Nymphen tanzen. Die Augen Jean Pauls blitzten mir von den Zinnen entgegen, und ich sah den Titan die hohen Treppen auf und nieder steigen und in den wollüstigen Gebüschen verschwinden.

Das Schifflein trieb um das Vorgebirge unserer guten Hoffnung, die Schiffer nannten es die Spitze des heiligen Vigilio. Der gute steinerne Alte steht hier am Eingange in den engeren Garda und weiß gewiß nicht weshalb. Ich will nicht dafür einstehen, aber es war mir, als trüge er einen Henri-quatre, ein Schutzpatron der Wachsamkeit, kommt den Italienern sehr ungelegen und genießt wenig Ästimation, unsere Schiffer nahmen nicht einmal die Mützen vor ihm ab. —

Aber eine alte verfallende Kirche hinter ihm von gutem Stein, und weiter am Ufer hin, das immer ergiebiger und gefälliger wurde, weiche, samtene Olivenwäldchen, eine glänzende Morgensonne, ein dampfender See, und in der Fensterblende ein Mensch, der über uns her den See entlang blickt — mußte mir's nicht einfallen, wie das alles ein Goethesches Gedicht sei; ich hörte die Worte in dem Wellenschlage.

In Deutschland ist Goethe gestorben, aber in Italien saß er vielleicht in der Fensterblende der alten Kirche Vigilio am Vorgebirge des Garda. Es war ein schöner katholischer Sonntag, der mit der schönsten Sonne auf Italien herunterfiel. Der Mann da oben war gewiß — er regte sich nicht, und es war zu weit, um genau zu sehen. Ich ließ die Schiffer halten und sang mit lauter Stimme:

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn?“

„Blühn“ antwortete das Echo, und der Starost sagte, der Mann ob St. Vigilio habe mit dem Kopfe genickt.

---

34. Bardolini.

Wir ließen uns von der Morgensonne bescheinen und dachten nichts und wollten nichts — alles ringsum war Gold, und gesund waren wir auch, und es war mir, als ginge es direkt nach Rom.

Wir landeten am kleinen steinernen Molo von Bardolini und fochten mit der italienischen Gefälligkeit um unser Gepäck. Es war ein fauler papistischer Sonntag, das ganze Städtchen war in Putz, und der Wirt des kleinen, ganz kleinen Kaffeehäuschens, bei dem wir eintraten, um zu frühstücken, sah aus wie ein alter Römer an einem Feste des Jupiter. Er trug ein Paar ungewiß gelbe Nankinghosen, die er unzweifelhaft tags vorher eigenhändig im See gewaschen hatte und jetzt an der Morgensonne trocknen ließ. Sie waren noch viel länger als seine sehr langen Beine. Ich hielt den Mann für einen Nachkommen der Fabier; mit demselben altrömischen Ernste, wie jene zu dreihundert in den Todeskampf zogen, schritt er hinter seinen kleinen Ladentisch und bereitete eine Tasse Kaffee. Ein echt römischer Kaffeewirt, der nach Rom gehörte — er behandelte sein Geschäft mit derselben Feierlichkeit wie ein Prälat in St. Peter das seine. Sein blauer

Frack war von einem würdigen, klassischen Alter, man bewunderte die Defekte der Ärmel, wenn man in das feierliche Gesicht des Mannes blickte. Seine Nase war schöner und größer als die Vespasians, und die moderne Bildung war nicht spurlos an ihr vorübergegangen, der Schnupftabak war darin zu Hause. Er kochte immer nur für eine Tasse, und seine gläsernen Augen sahen stier hinein in die kleine Flamme, er holte immer nur ein Polentabrötchen vom Nachbar, und jede neue Bestellung einer Tasse und eines Brötchens nahm er mit solchem Geräusch und solcher Wichtigkeit auf, und er lief so weit hin und her, daß Bardolini, das sich mit Jugend und Alter vor seinem Hause versammelte, glauben mußte, es sei eine Karawane bei ihm eingekehrt. Das ist italienische Geschicklichkeit, aus Kleinigkeiten historische Fakta zu machen.

Anfänglich war es mir überraschend, bald aber doch sehr lächerlich, diese Heldenfigur Kaffee kochen und wie einen kleinen Markör „subito — subito, Signore“ schreien zu hören, wenn eine Kleinigkeit verlangt wurde. Das geht aber in Italien nicht anders; der Himmel ist noch jener alte lateinische, die Männer wachsen noch lang und groß, aber sie erfechten keine Siege mehr, sondern sie kochen Kaffee.

Wir ließen uns einen Kutscher rufen, und es begann wieder eine römische Szene, wobei das sonntägliche Bardolini, das sich um uns herum gruppierte, seine Rolle getreulich mitspielte. Der Kutscher war ein schöner Römerkopf mit deutschen Augen und germanischem Haare. Es war eine Freude, ihn anzusehen, wenn er das hohe Fuhrlohn, das er bis Verona verlangt hatte, mit Wort und Gebärde, mit Zorn und Lachen verteidigte. Er tat das mit solcher Wichtigkeit und sprach mit einer Energie, wie der junge Scipio mit Karthagern unterhandelt hat. Ich betrachtete mir den jungen Mann mit vielem Vergnügen und konnte den Gedanken nicht los werden, was er für Glück machen würde,

wenn er nach Berlin käme, namentlich da er nur italienisch verstand. Sie würden sagen — wenn ich sage „Sie“, so meine ich immer die Berliner — „Ne, det is een jeborner Jardeoffezier, und er spricht een Ausländsches wie die Heinefetter.“

Ich konnt' es ihm gar nicht verdenken, daß er soviel forderte und soviel Spektakel machte: es war Sonntag, und er wollte mit seinem Mädchen Sonntag feiern, und sein Mädchen war gewiß das hübscheste in Bardolini. Aber wie schnöde verleugnete auch er die germanische Erinnerung seiner Locken und Augen, das hohe Fuhrlohn lockte ihn mehr als das schöne Auge seines Liebchens, er zürnte fortwährend, daß er uns fahren sollte, aber er fuhr uns und ließ um einige blanke Gulden sein Mädchen im Stich. Ein echter Italiener!

Brausend ging's hinab von Hügel zu Hügel gen Verona hin. Die Rebengelände am Wege wurden immer üppiger und zärtlicher, das Land wird immer dunkler grün, immer weicher, immer reicher. Die Pferde trabten lustig, die Sonne lachte dem Sonntagmorgen ins Gesicht, der Italiener sang, wir streckten uns behaglich in unserem Wagen, wir waren so herrschlustig, als führen wir zum Kongreß nach Verona und als wären wir Hauptpersonen.

Der Archivarius war eigentlich aus Berlin, und als wir Verona unten in der Fläche liegen sahen, da dachte er an Berlin. Das tut nun zwar jeder Berliner bei jeder Stadt, aber hier gab's doch eine Ursache dazu: wir sprachen von Hardenberg. Vor zehn Jahren war er auch herab von den Alpen nach Verona gefahren, und als man ihn zurückfuhr über die Alpen, da war der menschenfreundliche Mund kalt, und das zärtliche Auge war geschlossen.

Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, es war ein sehr kalter, russischer Winter im Jahre 1823, ich las damals alle belletristischen Journale, obwohl ich noch sehr jung war,

und alle belletristischen Journale schrieben damals mit Enthusiasmus über das Theater, vom Kongreß in Verona wollten sie nichts wissen. Ich war zu jener Zeit ein Tertianer und schwärmte für die Schauspieler und Schauspielerinnen, von denen ich in der Abendzeitung gelesen hatte. Als nun der Rektor vor Weihnachten unsere Schule schloß, worin er uns ermahnte, während der Ferien tugendhaft zu sein, und worin er uns mitteilte, daß er künftig nicht mehr „Herr Rektor“, sondern „Herr Direktor“ heiße, da macht' ich mich auf und ging auf der langen Chaussee von Schlesien bis nach Berlin. Das dauerte viele Tage, und es war grimmig kalt, die Schneedächer flimmerten wie Kristall; ich schritt aber immer mutig fürbaß, und der Gedanke stärkte mich, bald das berühmte Schauspielhaus, und die berühmten Schauspieler zu sehen. So kam ich gegen Abend nach Berlin und ging sogleich ins Theater. Ich war sehr glücklich, immer einen Helden der Abendzeitung nach dem andern kennen zu lernen. Erst nach vielen Jahren ward ich inne, daß an jenem Abende lauter schlechte Schauspieler spielten, und ich eigentlich gar keine Ursache gehabt hatte, glücklich zu sein. Eins nur war mir damals sehr unangenehm; ich fand nicht genug Begeisterung im Publikum; namentlich sprach man, wo ich hinhorchte, von der Leiche, welche angekommen sei. Ich war ein kleiner beweglicher Bursche und horchte überall hin.

Am andern Morgen erfuhr ich, die Leiche Hardenbergs sei in einem metallenen Sarge aus Italien angekommen. Bei seinem Tode lernte ich ihn also erst kennen; denn die Madame Seidler war mir damals viel interessanter als Hardenberg. Die Berliner waren gar nicht gut auf ihn zu sprechen, und ich erinnerte mich, daß ich selbst in müßigen Stunden, wenn ich keine Journale zu lesen hatte, sehr unzufrieden mit Hardenberg gewesen war, obwohl ich ihn nicht gekannt hatte. Mein Vater sagte immer, er habe den

Franzosen zuviel nachgegeben, und das fand ich sehr unrecht, denn die Franzosen waren in meinen Augen alle Spitzbuben.

Als wir jetzt nach Verona fuhren, und mir der Archivarius Liebesgeschichten vom Hardenberg erzählte, dachte ich etwas anders über ihn.

Er ist eine weiche, adelige Erscheinung in der preußischen Geschichte, seine Manieren waren vornehm, verbindlich, voll Grazie und Kultur, seine Diplomatie war artig und doch voll Würde, sein Herz war poetisch, sein Auge hing voll Geist und Zärtlichkeit, sein ganzes Wesen war übergossen mit jener bestechenden Humanität, welche den Neid entwaffnet und den souveränen Stolz des Mannes aussöhnt mit der Notwendigkeit, beherrscht zu werden. Hardenberg regierte liebenswürdig, und das will viel sagen, denn jedes Regieren hat etwas Gewaltsames.

Er hatte früher Ansbach und Baireuth verwaltet, und der wunderliche Haugwitz, ein schlesischer Edelmann, war ihm zu Berlin im Wege. Haugwitz leitete damals in Preußen die Geschäfte, und ihm zum Teil verdankt Preußen die geschickte Wendung der Verhältnisse, welche die Schlacht bei Jena erzeugte. Hardenberg nahm eine entschlossenere, würdigere Stellung den Franzosen gegenüber. Auch *er* war für einen Krieg, aber für den Krieg 1805, *vor* der Winterschlacht bei Austerlitz. Haugwitz war eine sehr merkwürdige Erscheinung zu Berlin mit dem Hauptportefeuille in der Hand, ein sozialer Roué, ein Bildungs-Roué, ein Roué des Genies. Er hatte ein sehr rasches, edelmännisches Leben geführt, überall oberflächlich nebenbei nach Kultur getrachtet, besaß empfindsame Partien des Gemütes, machte, wenn ich nicht irre, sogar Gedichte, war sehr eitel und bestrebte sich lebhaft, originell zu sein. Friedrich den Großen kopierend, regierte er aus der Mitte seiner Orangerie, trug einen genial schmutzigen Jabot und sah stets überhäuft, tiefsinnig und

aufgelöst aus. Plötzlich interessierte ihn ein Mistbeet mehr als ein Friedensschluß, und er warf die Akten an die Erde. Im Salon aber spielte er den alten, weitläufigen Diplomaten, hielt lange Reden, um nichts zu sagen, manövrierte mit der Tabaksdose und spielte am Ende unzeitig den erzürnten deutschen Grafen, welcher die neuen Franzosen meprisierte. Die damalige romantisch frankenfeindliche Stimmung kam ihm zustatten; nur der König selbst, der von jeher versöhnlich und friedliebend war, blieb in dem damaligen Taumel nüchtern und besonnen und wehrte ab, solange es irgend tunlich war. Aber alle Damen glühten von Frankenhaß, sie teilten Farben an die Ritter aus, vor dem Palais des Prinzen Louis, des jungen preußischen Ritters, der weniger besonnen als tapfer war, wetzten die Helden ihre Schwerter — das altadelige Ritter- und Soldatentum verlangte den Krieg 1806, Haugwitz zog sich eines Tages die Staatsuniform an und ließ den französischen Gesandten abweisen, der ahnende König gab endlich nach, und der Krieg brach los.

Hardenberg war ganz anders. Es war ein anderer Adel, den er repräsentierte; er war mit Würde vornehm, er war ein wirklicher Weltmann. Seine imponierende Repräsentation stellte auf dem Kongresse zu Wien Preußen würdig neben den berühmten Vertreter Österreichs, den Fürsten Metternich, dessen Persönlichkeit soviel Paragraphen gewann. Man hat es dem Hardenberg vorgeworfen, daß er zu großmütig gewesen, zu nobel, namentlich zu generös gegen die Franzosen, daß Preußen mehr hätte gewinnen können. Das moralische Gewicht, das ihm Hardenberg verschaffte, war höher anzuschlagen als einige Quadratmeilen.

Hardenberg ist als Roman- oder Novellenfigur interessant. Er hat sich wie ein Mensch mit den Staatsgeschäften abgegeben, nicht wie ein Geschäftsmann, er behielt ein sensibles Herz, das ihm die besten Streiche spielte. Und gerade seine Schwächen sind so liebenswürdig. Er war von Jugend

auf galant gegen die Damen, und er ist mit einer Galanterie gestorben.

Seine letzte Liebe bezeichnet sein leicht bewegliches Gemüt am besten. Es war um die Zeit, als der Somnambulismus Mode ward. Ein junger Arzt in Berlin, der wunderlich genug, an mehreren Orten auf Augenblicke in die Weltgeschichte heraustritt, der Dr. Koreff, erzählt dem Staatskanzler von diesem träumerisch-poetischen Zustande, und Hardenberg, den alles Moderne interessierte, der wie ein Poet dies und jenes romantische Faible hatte, war sehr neugierig, dies zu sehen. Dr. Koreff erzählte von einem jungen, schönen Mädchen, und sie sprachen über das Käthchen von Heilbronn und den Grafen Wetter von Strahl und vom Holunderbaume, und daß der Somnambulismus dem Mädchen in Hardenbergs Palais viel besser stehen werde als sonstwo. Die Gemahlin des Staatskanzlers war eine kluge Frau und nahm das Mädchen zu sich, und man träumte und somnambulierte wie Käthchen unter dem Holunderbaume.

Da erhoben sich die Cortes in Spanien, und die Regenten versammelten sich in Verona. Auch Hardenberg sollte auf die Reise; aber er war krank, sein Interesse für den Somnambulismus hatte seine Nerven angestrengt; der Arzt untersagte die Reise. Aber Hardenberg unternahm sie, und Käthchen blieb weinend in Berlin zurück. Ihr Wetter fuhr über die Alpen.

Zu Verona erfrischten Hardenberg die Staatsgeschäfte wieder, sein Auge ward wieder stark, seine Stimme wieder fest. Der Kongreß ging zu Ende, die Billetts zwischen Kaiser Alexander und Chateaubriand, worin sie einander die Berühmtheit garantierten, hörten auf, Hardenberg reiste ans Mittelländische Meer, um sich durch die Seeluft vollends zu stärken, er kam in Genua an, und heiter und vergnügt stand er eines Tages am Fenster und sah über das weite grüne Meer und dachte auch an ein grünes Leben, das noch vor

ihm läge. Da brauste ein Wagen den Platz herauf, er hält vor seinem Hause, eine Dame springt heraus, sie fliegt ins Zimmer. Die Sehnsucht hat Käthchen über die Alpen getrieben.

Aber der bejahrte Edelmann war dem Tumulte seines Herzens nicht mehr gewachsen. Nach wenig Tagen fand man ihn tot in seinem Lehnstuhle, die Liebe lag auf seinem starren Gesichte, glücklich wie er gelebt hatte, war er auch gestorben. Der Tod war ihm plötzlich gekommen wie ein Kuß.

Und damals, als ich des Theaters wegen nach Berlin kam, traf eben seine Leiche aus Italien ein; denn der König hatte den liebenswürdigen Mann sehr geliebt.

Das Käthchen von Heilbronn hab' ich niemals in Berlin gesehen.

Ich war ganz traurig über diese Geschichte worden und vergaß, daß wir dicht bei Verona waren.

---

35. Verona.

Es liegt in einer von der Sonne braun gebrannten Ebene. Wenn man nicht besonders neugierig ist, fährt man vorüber. Das Entree ist ebenfalls nicht lockend. Es ist ein stattlich Dorf, das allmählich zur stattlichen Stadt wird. Wir sahen nichts als Mönche, Soldaten und Schleier. Die Mönche sind noch nicht tief genug aus Italien, und die Soldaten sind Österreicher, also beider Gattungen Gesichter stumm. Aber die Schleier sprachen desto mehr. Es war gegen Mittag, die Kirchen waren aus, unser Don Juan von Bardolini fuhr wie Theseus durch den belebten Korso, die schmale lange Hauptstraße Veronas. Links und rechts flogen die langen weißen Schleier, und in der Schnelligkeit sahen wir dahinter und daneben eitel tödlich schwarze Augen, und alle schossen und alle trafen.

Ich wußte nur nicht, ob ich rechts oder links gehen sollte, sonst wäre ich gar nicht in den Gasthof eingetreten. Und die Romanschreiber hatten doch also recht; ich wußte nicht, wo ich hinsehen sollte vor hübschen Mädchen, und sie machen's nicht so stocktugendhaft wie in Deutschland, wo jedes Auge entweder sagt: Ich bin verheiratet oder ich werde heiraten. Sie halten die Liebe nicht für ein Handwerk, wozu man einen Gewerbsschein braucht, sondern für eine freie Kunst.

Mit einem tiefen deutschen Seufzer trat ich ins Haus. Eine dralle hübsche französische Grisette mit hüpfenden Gazellenaugen sprang an uns vorüber und lachte und rief: „Bon jour, Messieurs!“ und als wir nicht rasch genug dankten, flüsterte sie lachend zum Kellner, wir seien sicherlich aus Deutschland. Und als ich aus dem Fenster unseres Zimmers sah, da lag ein breiter eiserner Balkon einen Stock tief unter mir, darauf standen drei Frauengestalten in schwarzseidenen Kleidern, und die eine war immer schöner als die andere. Schwarze schmiegsame Locken, braune Locken, an den Norden mahnend, fielen auf die vollen weißen Schultern, und große nördliche Augen, in denen man ausruhen kann, sahen herauf nach dem Fremdlinge.

Ich wußte gar nicht, wie ich mein Glück, meine Freude, mein Wohlsein äußern sollte, so vergnügt war ich, ich wußte noch gar nicht, was alles geschehen würde, aber ich wußte, daß sehr Schönes sich ereignen müsse, und ich wußte, daß ich nichts zu wissen brauchte.

Die Hauptsache waren aber die nordischen Augen — o, es sind die Augen der Heimat, und sie erzählen lange, lange Geschichten mit liebenswürdiger Schwatzhaftigkeit. Südliche Augen sind Blitze, sie treffen eh' man sie völlig sieht, sie sind zwei Leidenschaften, denen man sich in die Arme wirft. Aber nördliche Augen sind still webende Gedichte mit geheimnisvoller Tiefe, dunkle Wasser mit lockendem endlosem Grunde, sie sind kein blendender Feuerschein der Donner-

wolke, sie sind schönes erquickliches Tageslicht. Sie entzünden nicht die unbändige Leidenschaft; aber sie wecken die schmerzlich süße Sehnsucht, sie erweichen uns ganz und gar, unsere ganze Seele streckt bittend, flehend die Arme aus nach diesen weichen nördlichen Augen.

Ich kenne zwei graue Mädchenaugen mit geheimnisvoller schwarzer Pupille und mit schwarzen Schatten, und wenn ich ein Gedicht machen will, und wenn ich auf Augenblicke ein glücklicher und guter Mensch werden will, so denk' ich an jene großen grauen Augen mit den geheimnisvollen schwarzen Schatten.

Die Weltgeister haben die Menschen geschaffen; aber die unendliche Gottheit selbst hat uns die Augen gegeben. In den Augen allein wohnt die Unsterblichkeit, und ich will's jedem Menschen an seinen Augen absehen, wie er aussehen wird in einer andern Welt.

Aber die Augen müssen nicht eintönig schwarz, braun oder blau sein, denn in solchen steht nichts geschrieben.

Lauter solche Gedanken schaukelten mich, als ich auf den Korso in Verona hinabsah nach dem Balkone. Wenn die schwarzseidenen Damen mit den vollen Lockenköpfen und den weißen Schultern heraufsahen, so waren ihre Blicke allerdings sehr ernsthaft, es waren nicht dramatische Blicke Italiens, aber es war jener schöne, sanfte Ernst, der auf ein Lächeln wartet, es war der Ernst eines reichen epischen Gedichtes.

Die kleine Französin hatte mir bald vertraut, daß es unermeßlich reiche, sehr schlecht französisch sprechende Damen, daß es sehr sonderbare, ja verrückte Damen, mit einem Worte, daß es Engländerinnen seien. Die älteste war die Frau eines sehr garstigen Lords gewesen, der Lord hatte sich aber ersäuft, weil er zuviel Geld und zuviel Langeweile gehabt, die Lady halte ihre Trauerzeit in Verona, und habe zu dem Ende den ganzen ersten Stock des Gasthofes gemietet und zwar auf drei Monate gemietet.

Und die andern beiden Damen? Die kannte sie nicht, sie sprächen immer Englisch. Sie sollten die Schwestern der Lady sein.

Dabei lachte das Mädchen immer schelmisch und sagte, sie sei aus Paris. Sie dachte, ich wüßte das nicht, als sie aber nach einiger Zeit die keifende Stimme der Lady hörte und mit roten Wangen von mir schied, da schien mir's, als zweifelte sie nicht mehr dergestalt an meinen geographischen und orthographischen Kenntnissen.

Meine Gefährten waren ausgegangen, um Kirchen und Merkwürdigkeiten Veronas anzusehen. Ich fand meinen Gottesdienst auf dem Balkon viel passender, und drei schwarze schöne Damen schienen mir eine sehr wichtige Merkwürdigkeit, die man als gewissenhafter Historiker sorgfältig betrachten müsse.

Das Grabmal Juliens sollte ich mir ansehen — Julia, du weißt es, wie ich dich geliebt von jener Stunde an, da ich zu dir sprach: „Daß ich der Handschuh wär' an deiner Hand und küßte deine Wange,“ ich war noch sehr jung damals, als ich zum ersten Male las von deiner plötzlichen göttlichen Liebe, und seit jener Zeit besuche ich alle Maskenbälle, um dich zu finden. Shakespeare weiß es, denn ein großer Dichter sieht tief in die Herzen, daß ich den ganzen Winter unter zärtlichen Küssen die Julia liebe und den ganzen Sommer unter lustigen und schalkhaften Küssen die schöne humoristische Porcia. Ich gedenke deiner in Verona, ich sehe die schwarz und roten Montagues und die schwarzen Capulets unter meinem Balkon auf dem Korso heranziehen und die Degen entblößen, ich seh' es: da drüben an jener tiefen Haustür fällt mein alter Freund Mercutio, der Tod und der Humor ringen wie Tod und Leben auf seinem bleichen, bärtigen Gesichte. Ich seh' es: hier aus der Seitengasse stürzt Romeo mit den langen Locken und großen schwärmerischen Augen, sein Degen ist blank und er schreit laut, daß meine Engländerinnen selbst erschrecken: „Tybalt,

Mercutios Mörder, steh'!" Und hier auf dem Trottoir vor dem offenen Kaffeehause beginnt der Kampf. Tybalt fällt, Romeo wirft den Degen weg und geht in jene enge Nebengasse; dort führt der Weg hinaus nach der Etsch und nach dem Garten der Capulets, wo Julia harrt — — ja, ja, alles das geschah hier unten und drüben auf jenem Platze. Aber Julia, was soll ich an deinem Grabe, wenn ich den Romeo nicht finde!

Solche alte Stellen seh' ich nicht gern wieder, es ist hohes Gras drüber gewachsen, Schutt und Steine liegen zerbröckelt umher; alte Liebes- und Trauerspiele haben später keine Augen mehr. Ich ließ den Archivarius und den Starost hinausgehen und blieb.

Den Grabstein Juliens hat man fortgekauft für ein Museum — wenn die arme Julia noch lebte, ich glaube, sie setzten auch sie in solch Antiquitätenkabinett und zeigten sie als Merkwürdigkeit. Brave Leute, diese Antiquare, brave Leute, aber schlechte Musikanten. — Das stolze Haus der Capuleti, wo der glänzende Maskenball war, jener Maskenball, auf welchem wir unsere Herzen verloren, das stolze Haus ist jetzt eine Fuhrmannskneipe. Und das soll ich mir ansehen — für eine Fuhrmannskneipe den Palast der Capulets geben, den ich mir seit der ersten Lektüre von Romeo und Julia erbaut habe!? Nicht doch!

Ich blieb still an meinem Fenster stehen und sah hinab auf den schattigen Balkon, wo die schwarzen Engländerinnen mit den weißen Schultern hin und wieder gingen. Es war mir sehr wohl zumute, die Luft war so verführerisch weich, die Mädchen waren so nahe, und besonders die eine mit dem braunen Haare, die so oft heraufsah. Es lag soviel englische Geschichte in dem großen grauen Auge.

Die andern gingen ins Zimmer, sie blieb allein auf dem Balkon. Ich legte mich tief hinab zu ihr und flüsterte: „Daß ich der Handschuh wär' an deiner Hand und küßte deine Wange."

Pause. Sie regte sich nicht. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sie Schlegelsches Deutsch versteht. Hastig riß ich ein Blatt aus meiner Brieftasche und schrieb ihr Romeos Worte darauf, faltete es, ließ es vor ihre Füße fallen. Es glitt über ihre schönen Schultern und fiel an den Boden des Balkons. Sie regte sich nicht. Ich fürchtete den kleinsten Wind, aber es wehte nicht der kleinste Wind. Es war eine scharmante Windstille, man wußte nicht, was geschehen würde.

Und das weiße Taschentuch fiel ihr aus der Hand. Sie hob es auf und ging ins Zimmer. Der Himmel segne deine unsterbliche Liebe, Romeo!

Ich eilte hinab auf die Straße, denn das Gesetz der Schwere zieht auch die Liebesbriefchen nach dem Boden. Klassischer Korso, ein neuer Montague ging auf und ab.

Sie kam wieder und sah hinauf und sah herab, aber der Zettel flog, ohne daß sie's bemerkte. An der Haustür, wo Mercutio zum letztenmal saß, erhaschte ich ihn. Es war mein Zettel, und wenn es nicht so schön Tag gewesen wäre, so hätte ich nicht gesehen, daß unter meiner Schrift zwei kleine Worte standen, zwei kleine unbedeutende Worte: „Why not?“

O, du scharmantes „Warum denn nicht!“ Ich küßte dich „Warum denn nicht?“ und mein englisches Mädchen ging lächelnd ins Zimmer.

So sagte ja auch Julie zu Romeo, als er sie das erstemal küßte, „Warum denn nicht!“

„Ihr küßt recht nach der Kunst“ — ei, und warum denn nicht?!

Wer am Tisch sitzt und nicht ißt,
Und nach Italien geht und nicht küßt,
Und die Sonne sieht und nicht lacht,
Der ist aus Langerweil gemacht.

Wenn ich dich wieder seh', Julia aus Altengland, werd'

ich noch viel glücklicher sein, und doch bin ich schon so glücklich:

Was noch wachsen kann
Ist eben die Seligkeit —

Wenn ich nur jemand in der Eil' hätte umarmen können, das war meinem Herzen durchaus notwendig.

---

36. Fortsetzung.

Wir knieten in dem dunklen Winkel einer kleinen Kirche nebeneinander. Die Kirche war sehr klein, und es war nur *ein* Schleier zu sehen. Das Auditorium bestand nämlich aus eitel Frauenzimmern, und alle Häupter waren gebückt und beschattet von den langen veronesischen Schleiern. Ein junger dicker Prediger sprach von den Höllenstrafen und hob besonders heraus, daß es in der Hölle gar nichts zu trinken gäbe, weder Wein noch Wasser, noch Gefrorenes, noch Limonade. Dabei wischte er sich den Schweiß von den heißen Wangen. Wenn ein Bayer zugegen gewesen wäre, der hätte sich schön ins Fäustchen gelacht; denn der Herr Kaplan hatte das Bier ausgelassen. Was ist das für eine miserable Hölle, wo noch Bier zu haben ist, solche Especen haben wir genug in deutschen Bierkneipen, und dabei haben wir noch Vergnügen. Ein gebildeter Mensch trinkt zwar niemals Bier, aber was kümmert das die Hölle?

Außerdem erzählte der junge Prediger noch, wie man mit glühenden Zangen gezwickt, mit spitzen Nadeln gestochen würde, und was man für schlechte Gesellschaft finde, es war zum Erstaunen, wie er in der Hölle zu Hause war und alle Details zu entwickeln verstand — die weibliche Versammlung regte sich nicht. Nun kam er noch einmal auf den Durst und ging dann mit einem tiefen Seufzer zu den Freuden des Paradieses über. Er trocknete sich wiederum den Schweiß ab und schilderte den interessanten Umgang mit

den Heiligen männlichen und weiblichen Geschlechts, welchen man da genießen würde. Er entwickelte die besondern gesellschaftlichen Vorzüge jedes einzelnen und jeder einzelnen und sprach besonders von den ausgezeichneten Rednertalenten, welche man dort versammelt finde, und von dem vorzüglichen Orchester, welches Madonna Santa Cäcilia dirigiere. Das war ein sehr gefährlicher Moment, und mein verderbtes Innere neigte sich sehr zu der schlechten Gesellschaft in der Hölle, denn langweilige, vortrefflich und rein gesetzte Kirchenmusik und schöne Kanzelreden können mir auch das Paradies verleiden. Jetzt schwang er sich aber mit einer oratorischen Wendung zur himmlischen Liebe und verbreitete sich darüber links und rechts, da entstand eine Unruhe, ein Flüstern und Räuspern zwischen den Schleiern, daß ich meinte, wir befänden uns im englischen Unterhause, im Hause der Gemeinen, und es flöge „Hört, hört“ von Bank zu Bank.

Der Kaplan schilderte auch diese Angelegenheit massiv, und ich darf's nicht leugnen, daß das Paradies mit bedeutender Majorität durchging. Er hielt sich namentlich sehr lange bei den elftausend Jungfrauen auf und kam mehrmals darauf zurück, daß im Paradiese Gütergemeinschaft herrsche und jedermann machen könne, was er wolle.

Darauf entließ er uns mit seinem besten Segen. Ich küßte meiner schwarz verschleierten Engländerin die weiße Hand inbrünstig und andachtsvoll und reichte ihr meinen Arm. Wie ein Rabe flatterte ich zwischen all den weißen Schleiern zum Kirchlein hinaus. Hier gab es trotz des Gedränges keine Stöße und Püffe wie in Deutschland, es waren lauter sanfte, schmeichelvolle Arm- und Handbemerkungen, welche mich unterrichteten. Und alle liebten den jungen Kaplan. Bei der Giulietta war er gestern gewesen, bei der Francesca heute, zur Laura wollte er morgen kommen, er schien das ganze Auditorium persönlich zu kennen, um

kraft seines Amtes die Liebe an allen Orten zu verkündigen. Das wird gewiß ein Heiliger, und er bekommt bald eine größere Kirche.

Das Kirchlein stand schrägüber von unserm Gasthofe, wir hatten gar nicht weit bis nach Hause, aber wir wollten eben weit miteinander gehen. Es war völlig dunkel auf den Straßen geworden, und um diese Zeit fliegen die italienischen Nachtvögel aus. Nachtvögel sind alle Italiener, die Flügel haben, das heißt: laufen können. Es ist um diese Zeit in den italischen Städten, als begänne der Ball auf den großen Plätzen: durch alle Straßen fluten die Menschen und schwatzen und lachen, die weißen Schleier fliegen wie Sommerwölkchen und die Trabanten jenes Gestirns hinterdrein. Die steinernen Häuser von allerlei Bauart schließen die müden Tagesaugen, in ihren Korridoren wird geflüstert und geküßt, sie verraten nie etwas davon, denn sie schlafen und hören und sehen nichts. Sie sind die Vertrauten aus den deutschen Komödien, die am Tage für die Liebespaare wachen und des Nachts für sie schlafen.

Wir kamen am Grabmale der Skaliger vorüber — Jenny sagte mir's — und ich sah die großen steinernen Ritter. Was sie aber machten, weiß ich nicht, es war zu finster, und Jenny sagte: „Was gehen dich die Skaliger an? Sie sind von Stein, sehr kalt und lange tot. Man muß den Toten aus dem Wege gehen, denn der Tod ist die widerwärtigste Unregelmäßigkeit des Lebens, der Tod ist das einzige Unglück der Erde, wenn's keinen Tod gäbe, so wären wir Götter. Die Leute, welche ihn nicht fürchten, sind dumm, sind besoffen an hergebrachtem Mute, ich fürchte den Tod, und wenn ich ein Mann wäre, so fürchtete ich nichts als den Tod. — Vorüber an den Skaligern!"

„Vorüber, Jenny! du bist ein Weib."

Hu, wie schwarz, wie dick, wie breit, wie unfaßlich stieg das alte Gebäude vor uns auf; man läuft, man läuft, und

entläuft ihn nicht, es liegt einem mit den schweren Steinblöcken auf der Ferse. Das ist die Arena, das Amphitheater. Totenstill war's rings um die Arena, mit verwitterter drohender Kraft stand sie da in der Finsternis wie besiegter römischer Trotz, wie ein zürnendes Altertum. Sie gleicht von außen einer unwirschen römischen Ruine, und mit gerunzelten Augenbrauen sah sie hinüber auf die Piazza Bra, wo die österreichische Regimentsmusik Straußsche Walzer und Bellinische Melodien spielte, wo die Veroneser zu Hunderten auf den breiten Quadern hin und her tänzelten. Wir traten in die wogende Menge hinein. Ein solcher Abend in der Piazza Bra ist viel vergnüglicher als ein deutscher Ball; es ist nicht soviel Licht da und doch viel mehr Feuer, man braucht nicht untadelhaft weiße Glacéhandschuhe, man braucht keinen guten Ruf, keine Tugend und keine Empfehlung, und Mädchen und Musik sind viel lustiger. Eben kam der Mond über die Arena herauf, ein reputierlicher Kronleuchter, und aus den glänzenden Kaffeehäusern, die alle offen stehen, kam vielfacher Lampenschein zu Hilfe. Hundert Stühle harren, ich setzte mich mit Jenny, wir aßen pesce, schönes südliches Eis, und sahen zu, wie die Weiber und die Paare vorüberlachten. Ach, wieviel Intrigen liefen da durcheinander, wer sie alle wüßte! Aus solchen Haufen hat sich Boccacz den Decamerone gestohlen, und Boccacz ist noch heute der hübscheste italienische Spitzbube.

Nachmittag, als Jenny bei Tisch gesessen, war ich in die Arena gegangen; jetzt mußt' ich ihr erzählen, was ich da gesehen.

Wer diese Jenny sei? Ja, das erfahre ich selbst erst später; es war das Mädchen mit den blendend weißen Schultern, und sie war mir allerdings bekannt wegen ihrer Schönheit, denn Schönheit sieht der Schönheit ähnlich, aber ich wollte es lange nicht glauben, daß wir uns aus Deutschland kennten.

Es war also zur Zeit, wo die Engländerinnen zu Mittag aßen, als ich in die Arena stieg. Ich ging wohl eine halbe Stunde um sie herum, ehe ich den Eingang fand. Von außen hat sie ein sehr mürrisches Ansehen, wie eine verfallene Stadtmauer dehnt sie sich im weiten Kreise, die schwächliche Nachwelt hat hier und da schwächliche, ökonomische Holzgestelle in ihre Tiefungen gebaut — die Zeiten purzelten mir so kläglich durch Kopf und Herz, daß ich umkehren und von dannen gehen wollte. Ich meinte auch, es sei nichts Besseres dran zu sehen als dies braune Lazzaroni-Äußere.

Hätten nur nicht die Engländerinnen gerad bei Tisch gesessen!

Endlich geriet ich in eine Öffnung, man verlangte einige Centesimi von mir, man schob mich hinein, und — beim Jupiter Kapitolinus — es war mir, als starrte mich an aus weiten steinernen Augen Roma, die ewige, selber. Mein alter zerlesener Livius blätterte sich auf vor meinen Augen, und die vier Weltbuchstaben S P Q R standen vor meinen Blicken. Es läuft mir noch heut' ein Rieseln über die Schultern, wenn ich sie aussprechen höre von einer tiefen Stimme, die vier Worte: „Senatus PopulusQue Romanus" — da sah ich das braune Numidien, das heiße Syrien, die hohen Lusitanen, die fernen Briten in die Knie sinken, alles, was groß ist, beugt sich vor diesen vier eisernen Buchstaben. Und diese Buchstaben sahen mir plötzlich ins Gesicht, ich fühlte mich plötzlich in der Römer Gewalt. Rings um mich liefen die hohen steinernen Treppen hinauf bis an den Himmel, bis zum Jupiter, und alles war verschlossen, nur dieser hohe, römische Steinweg führte hinauf.

Ich fühlte es, daß ich ein germanischer Barbare sei, denn so hoch und steinern hatte ich mir das Römertum nimmer gedacht. Wenn man aber in Deutschland, wo ein paar alte Rathäuser und ein paar neue Theater die Macht

der Ahnen und der Zeitgenossen bekunden, wenn man da oben von römischen Bauten hört, da poltern die Worte hindurch durch die Vorstellung und das Gedächtnis, und es bleibt nichts zurück. — Aber jene veronesische Arena liegt jetzt wie ein großes römisches Monument in meinem Sinn. Ich begreife es jetzt, wie die Barbaren, welche über die Alpen stiegen, meist in Oberitalien rasteten, hier in Verona, dem ersten römischen Vorposten, still hielten — sie fürchteten sich. Diese Arena hatten die Römer in den wenigen Mußestunden beiläufig aufgetürmt, sie war eine kleine Erholungsstudie — das Volk, welches sich solchergestalt mit Riesenbauten erholt, das sucht man nicht gern in Waffen auf. Und man hört gar keinen nennen von den stolzen römischen Namen, der sich für diesen Riesenbau interessiert hätte, ausdruckslose Namen, wie Schulz und Müller, erfährt man bei genauer Forschung. So alltäglich war solch ein Werk.

Hu — es springt ein Bild von schauerlicher Größe Romas in die Höhe, wenn man zu Verona in die Arena tritt.

Ich stieg langsam die Stufen hinauf, und die Stufen waren so hoch, daß meine preußischen Beine gar nicht zureichten. Hatten denn die Römer auch so lange Beine?

Mit dem einen Beine traten sie tief hinein ins stille Asien, bis an die Zelte der Parther, mit dem andern standen sie auf dem Walle von Eborakum, was heute York heißt, im lustigen Altengland. Sie hatten lange Beine. Für die kleineren Menschen und für die Weiber haben sie aber kleine Fußwege gehauen in die hohen Quadern, welche den langen Schritt teilen. Hier und da läuft solch ein Fußweg bis hinauf zum Jupiter. Da ich kein Antiquar bin, so hielt ich diese kleinen Schritte für modernes Römertum.

Es war mir so feierlich, als wenn ich wieder in der lateinischen Klasse zu Groß-Glogau säße, und der Rektor mit lateinischer Lippe den römischen Klassiker explizierte. In solch feierlicher Schweigsamkeit stieg ich hinauf bis auf die

breite oberste Stufe. Die Römer schwindelten nicht: die steile Höhe hinab nach der Piazza ist durch nichts beschränkt, und wenn man sich umwendet und hineinsieht in diesen spitz zulaufenden Trichter von Treppen, da wird einem das Herz weit demokratisch. Hier könnte sich die Repräsentantenkammer eines ganzen Erdteils versammeln, und die Republiken könnten Weib und Kind mitbringen, und es würde noch Platz genug sein zu Intrigen.

Ich dachte mir solch einen alten römischen Abend, wenn das bärtige Togenvolk lang und breit von oben bis unten auf diesen Quadern gelegen hat, stolz und hochmütig: Und alles sprach römisch — wer hat das stolze Latein erfunden mit den vollen, unbeugsamen Konsonanten und den starräugigen Vokalen! Wie vornehm sprach ein römischer Bettler seine unbeugsamen lateinischen Worte, und der Jude unter den Tempelgängen in Jerusalem, der Germane in seinen Wäldern mußte die wichtigsten dieser Worte lernen.

Ich habe die Römer nie geliebt, denn ich liebe nimmer das bloße Prügeln und Kriegführen, die Schlagedrein und Haudegen, seien sie noch so groß, ich liebe die Schönheit mehr als die rohe Kraft. Aber wenn ich in die Nähe der Römer komme, so trete ich immer scheu wie vor dem Anblick einer imposanten Matrone zurück. Ich will sie nicht küssen, aber ich will sie staunend betrachten. Und die großartige Einheit des engen Gedankens: „Roma, nil nisi Roma“, die starre Einheit dieses engen Gedankens, in welchen sie alle Weltteile keilten, befängt mich wie der strenge Blick einer Matrone.

Wie in ein Meer sieht man hinein da oben von der Arena, wie in ein römisches Meer — da unten der enge Schauplatz, das ist der Senat, der Senat aus Gold und Eisen. Dahin laufen alle Stufen; er sitzt wie Neptun mit dem Dreizack im kristallenen, tiefsten Meeresgrunde. Wenn die alten grauen Senatoren ihre Bärte schüttelten, da bebte der Erdkreis.

Roma — Roma — Roma — wie lächerlich klingt dein Löwenname jetzt, wie das entweihte Zauberwort einer verstorbenen Religion, deren Mysterien das Gespött eines Knaben sind. Da unten in der Arena war ein italienisches Theater aufgeschlagen, und man gab ein kläglich Lustspiel nach dem deutschen Signore Kotzebue, worin eine Frau ihren Mann betrog, und die Italiener lachten darüber so greulich, daß manchmal ein kleiner Nachhall von dem Gelächter bis zu mir heraufdrang, der ich oben bei den alten Römern saß. Ein abgerissen, historisch Lachen, das durch die Luft flog. Was hatte es zu bedeuten? Stumpfnüstrige Hunnen und Tschechen gingen neben mir da oben auf der altrömischen Höhe auf und ab, als bewaffnete Wachen. Sie waren in graues österreichisches Tuch genäht, auf ihren schlaffen, struppigen Barbarengesichtern lag eine endlose Öde von Unkultur, auf ihren schwülstigen Lederlippen krochen kotige, unzivilisierte Worte — und sie bewachten die alte Roma.

Der römische Stolz, die römische Rede, die römische Götterform, die römische Heroenfreiheit bewacht von ein paar hunnischen und tschechischen Musketenträgern, die Römer Italiener geworden, welche in der Arena über Kotzebue lachen — Italiener! klingt der Name nicht schon schneidend wie ein furchtsamer nächtlicher Dolch, und der Himmel noch derselbe dunkelblaue Göttermantel, und die Steine noch so hart wie damals — o, die Italiener sind mir nie so klein vorgekommen, als da ich sie da oben von der Arena betrachtete. Ich kam mir wie der weise Gibbon vor, der auf dem Kolosseum zu Rom seine gigantische Römergeschichte schließt, mit jenem markzerwühlenden Fluche schließt über das jammervolle christliche Rom. Gibbon war garstig, und die Nacht brach herab auf Rom, als er den schönen Fluch aussprach und seine Gesichtszüge dabei zu einer erschrecklich schönen Häßlichkeit ausspannte.

Wenn man das Christentum liebt, so muß man nimmer

nach Italien ziehen, die christliche kranke Brust hat all das alte Römermark verzehrt. — —

Ich stieg die kleinen Stufen hinunter und „bravo, bravo, bravi, bravi“, schrie alles um mich her; das theatro diurno ging eben zu Ende.

Es war ein guter historischer Scherz, als sich die nordischen Barbaren im vorigen Jahrzehnt diese Stadt zum Kongreß ausersahen. Ein römischer Posthumus war zerschlagen, und hier auf klassischem Boden wollte man die Verlassenschaft teilen. Damals hat man hier in der Arena ein Schauspiel arrangiert, und alle Sitze sind voll gewesen — in diesem einzigen Anblicke konnte der romantische Norden seinen Sieg über den klassischen Süden erblicken. Solch ein Anblick ist ein Sieg. Ich glaube, auch Chateaubriand hat hier gesessen, und die großen Worte haben sich auf seinen Knien geschaukelt. Man muß so eitel sein wie Chateaubriand, um auf römischen Steinen große Worte zu haben. In römischen Bauten kann ich meine Schreibtafel nicht aus der Tasche nehmen.

---

37. Fortsetzung.

Jenny sagte, ich sei ein Narr, und ich sollte ihr lieber vom Theater erzählen, ich sei ja aus Deutschland.

Ich hatte beim Hinaufsteigen wirklich eine Zeitlang zugesehen und zugehört. Der Anblick war mir neu. Es war unten in der Arnea ein Theater aufgeschlagen, so groß wie eine deutsche Provinzialbühne, einige Logen zogen sich bis an die Stufen heran, und die übrigen Zuschauer saßen nun an die fünfzig Stufen hoch übereinander unter Gottes freiem Himmel. Die Höchsten waren allerdings einige Stockwerke von der Bühne entfernt, aber sie hatten feine Augen und Ohren, wenigstens lachten sie tüchtig mit. Die Schauspieler selbst waren einem Deutschen sehr auffallend: die Dame des

Roma — Roma — Roma — wie lächerlich klingt dein Löwenname jetzt, wie das entweihte Zauberwort einer verstorbenen Religion, deren Mysterien das Gespött eines Knaben sind. Da unten in der Arena war ein italienisches Theater aufgeschlagen, und man gab ein kläglich Lustspiel nach dem deutschen Signore Kotzebue, worin eine Frau ihren Mann betrog, und die Italiener lachten darüber so greulich, daß manchmal ein kleiner Nachhall von dem Gelächter bis zu mir heraufdrang, der ich oben bei den alten Römern saß. Ein abgerissen, historisch Lachen, das durch die Luft flog. Was hatte es zu bedeuten? Stumpfnüstrige Hunnen und Tschechen gingen neben mir da oben auf der altrömischen Höhe auf und ab, als bewaffnete Wachen. Sie waren in graues österreichisches Tuch genäht, auf ihren schlaffen, struppigen Barbarengesichtern lag eine endlose Öde von Unkultur, auf ihren schwülstigen Lederlippen krochen kotige, unzivilisierte Worte — und sie bewachten die alte Roma.

Der römische Stolz, die römische Rede, die römische Götterform, die römische Heroenfreiheit bewacht von ein paar hunnischen und tschechischen Musketenträgern, die Römer Italiener geworden, welche in der Arena über Kotzebue lachen — Italiener! klingt der Name nicht schon schneidend wie ein furchtsamer nächtlicher Dolch, und der Himmel noch derselbe dunkelblaue Göttermantel, und die Steine noch so hart wie damals — o, die Italiener sind mir nie so klein vorgekommen, als da ich sie da oben von der Arena betrachtete. Ich kam mir wie der weise Gibbon vor, der auf dem Kolosseum zu Rom seine gigantische Römergeschichte schließt, mit jenem markzerwühlenden Fluche schließt über das jammervolle christliche Rom. Gibbon war garstig, und die Nacht brach herab auf Rom, als er den schönen Fluch aussprach und seine Gesichtszüge dabei zu einer erschrecklich schönen Häßlichkeit ausspannte.

Wenn man das Christentum liebt, so muß man nimmer

nach Italien ziehen, die christliche kranke Brust hat all das alte Römermark verzehrt. — —

Ich stieg die kleinen Stufen hinunter und „bravo, bravo, bravi, bravi“, schrie alles um mich her; das theatro diurno ging eben zu Ende.

Es war ein guter historischer Scherz, als sich die nordischen Barbaren im vorigen Jahrzehnt diese Stadt zum Kongreß ausersahen. Ein römischer Posthumus war zerschlagen, und hier auf klassischem Boden wollte man die Verlassenschaft teilen. Damals hat man hier in der Arena ein Schauspiel arrangiert, und alle Sitze sind voll gewesen — in diesem einzigen Anblicke konnte der romantische Norden seinen Sieg über den klassischen Süden erblicken. Solch ein Anblick ist ein Sieg. Ich glaube, auch Chateaubriand hat hier gesessen, und die großen Worte haben sich auf seinen Knien geschaukelt. Man muß so eitel sein wie Chateaubriand, um auf römischen Steinen große Worte zu haben. In römischen Bauten kann ich meine Schreibtafel nicht aus der Tasche nehmen.

---

37. Fortsetzung.

Jenny sagte, ich sei ein Narr, und ich sollte ihr lieber vom Theater erzählen, ich sei ja aus Deutschland.

Ich hatte beim Hinaufsteigen wirklich eine Zeitlang zugesehen und zugehört. Der Anblick war mir neu. Es war unten in der Arnea ein Theater aufgeschlagen, so groß wie eine deutsche Provinzialbühne, einige Logen zogen sich bis an die Stufen heran, und die übrigen Zuschauer saßen nun an die fünfzig Stufen hoch übereinander unter Gottes freiem Himmel. Die Höchsten waren allerdings einige Stockwerke von der Bühne entfernt, aber sie hatten feine Augen und Ohren, wenigstens lachten sie tüchtig mit. Die Schauspieler selbst waren einem Deutschen sehr auffallend: die Dame des

Stückes, eine hohe römische Schönheit, erschien in einem mit strahlendem Golde besetzten roten Samtkleide und war bis ins Detail prächtig gekleidet. Es war aber ein einfaches Konversationsstück, welches aufgeführt wurde. Als ich immer weiter hinaufstieg, und die Römer sich in meinen Sinn einnisteten, da hüpfte die rotsamtene Prinzessin wie eine kleine Kleopatra vor meinen Augen herum.

Außer ihr waren noch zwei Herren in dem Stück beschäftigt. Der ältere war ihr Mann, der sie nicht liebte, der andere ihr Freund, den sie sehr liebte. Alle drei sprachen mit einem Aufwande von Kraft und Energie, als wollten sie die Welt erobern. Jenes prächtige, wichtige Sprechen und Agieren ist aber echt italienisch; sie stammen wirklich meist noch von den alten Römern, und da sie keine Söhne der Scipionen und keine stolzen Taten mehr haben, so affektieren sie wenigstens Söhne des Cicero und machen stolze Worte. Und Redetalent haben sie wirklich alle. Die Schauspieler sprachen ihr dummes Zeug mit einem Ausdruck, mit einer Klarheit, mit einer stürmischen Eindringlichkeit, als seien's die wichtigsten Dinge. Ich kann den innerlich leidenschaftlichen Ton noch heut nicht vergessen, mit welchem der Liebhaber seiner Geliebten aufzählte, wie rasend er sie liebe, wie unglücklich er sei, und wie die Italiener auf den steinernen Sitzen mit ihm lärmten. Und bei solchen einzelnen Worten und bei plötzlichen schreienden Wendungen ihrer üppigen Opernarien, da ist es einem, als wende sich die italienische Freiheit im Grabe um und seufze tief wie eine unglückliche Mutter — und dann glaub' ich einen Augenblick dran, daß die Italiener mit ihrem depravierten Volkscharakter nur eine große Komödie spielen, und eigentlich alles falsch, alles Maskerade, ja daß alles in großer Verschwörung begriffen sei, und auf den roten Morgen einer sizilianischen Vesper harre. Es ist aber nicht so — nur die Jugend und Freiheit gehören zusammen wie Schönheit und Liebe. Aber alles andere

ist leider echt. Oder sie sind wie die alten Komödianten, die nicht mehr aus der Koketterie herauskönnen, sie mögen auf den Brettern sein oder nicht.

Ich fürchte wirklich, die Italiener sind alte Komödianten — bekanntlich das furchtsamste Gesindel. —

Es war ein echt italienischer Anblick, wie die feinsten Nuancen der Konversation geschrien werden mußten, damit man auf den steinernen Treppen etwas davon merke, und wie man das Plumpste jubelnd aufnahm. Der betrogene Ehemann spielte seine Rolle mit einer Volubilität und einem Leben ohnegleichen, und Publikus lachte erschütternd über sein eheliches Malheur.

Das Sakrament der Ehe ist auch hier wohl bestellt — und niemand kann was Neues erfinden.

Jenny lachte und zeigte mit dem Finger in das Gedräng. Da spazierten die andern Engländerinnen, und wir sahen's an den gebeugten Augenlidern, daß sie das verlorene Kind suchten. Jenny rief nach ihnen, ich erschrak des Todes und hielt ihr eiligst den Mund zu. Sie hatten's glücklicherweise im Gewühl nicht vernommen.

„Aber Jenny," sprach ich, und all meine Liebeshoffnungen kauerten sich zusammenschrumpfend nieder — „aber Jenny — —"

Sie hatte mir versprochen, draußen im Garten, wo Julia schläft, mit mir zu schwärmen, sie hatte alle Einleitung in bester Romanform getroffen, mich zu lieben, wie es einem jungen feurigen Mädchen wohl ansteht, und jetzt wirft sie alle Knospen und Blüten unseres Inkognitos den Leuten an den Kopf — Jenny! — Sie lachte kindisch.

Ach, und das Mädchen war so schön in diesem Augenblicke, sie strich sich lächelnd mit der weißen Hand über die Augen, und die Augen sprühten Feuer, und ich wußte, daß mir all mein Perorieren nichts half, daß ich aber sehr glücklich wäre, wenn ich das englische Mädchen in diesem Augenblicke

küssen könnte. Ich brach ab bei den Worten: „Du bist —“ und bat Jenny, mir einen katholischen Kuß zu geben, drüben im Schatten der Arena, im breiten, toleranten Schatten.

Sie spitzte, mich zu necken, den Mund, nahm mich bei der Hand und führte mich ins Gedräng, und als ich ihr zärtlich die Hand drückte, lachte sie, und gab mir eine zarte, liebenswürdige Ohrfeige. Plötzlich aber ließ sie mich los und stand lachend vor den Ihrigen, den andern schwarzen Engländerinnen, erzählte ihnen, daß sie mit einem Deutschen spazieren gewesen sei, und sprach gleich von etwas anderem. Solche Spaziergänge schienen also gar nicht an ihr zu befremden. Ich stand wie ein Schulbube daneben und war kein Gegenstand. Man promenierte weiter auf der Piazza, man kam zurück, ich war so deutsch dumm, dergleichen englisches Wesen nicht begreifen zu können, ich stand noch an derselben Stelle. Umsonst sprach ich drei Worte für Jenny, als ihr Arm mich streifte, unsere Bekanntschaft war zu Ende. Dumme vornehme Leute machen's in Deutschland so, wenn sie dem armen Plebejer auf wüstem Felde oder in bürgerlicher Gesellschaft begegnet sind, und ihn dann wiederfinden im Schoße ihrer Pairs. Aber Jenny war bloß vornehm und nicht dumm, Jenny war nur englisch, und würde es mit ihrem Ehemanne ebenso machen. Ach, und Jenny war so schön, ich hätte vor ihr niederknien mögen auf der steinernen Piazza.

Sie kam nicht mehr zurück. Der Archivarius strich vorüber mit einer schwatzhaften Italienerin, auch er sah mich nicht, denn er sah in nächtliche Augen — der Starost ging sporenklirrend neben einer stolzen hohen Veroneserin einher, und sprach, und sprach, als gälte es sein Leben. Nur ich war eine müßige Ariadne — dummes Italien, was half mir deine üppige Nachtluft, in der man sich nicht erkältet, was halfen mir die südlichen Mädchengedanken, die in mir herumflogen, was halfen Gedanken — Gedanken.

Überhaupt denk' ich nur, wenn ich nichts Besseres zu tun habe.

Langsam ging ich nach Hause quer über den großen Platz. Die Guelfen und Ghibellinen haben hier oft ihre Schwerter gemessen, und die Italiener sagen, auch Romeos und Juliens Unglück habe darin gelegen, daß die Guelfen und Ghibellinen einander totschlugen. Die Menschen waren immer dumm und machten sich das Leben sauer und den Tod leicht. Diese Guelfen- und Ghibellinenkämpfe sind mir immer wie die Studentenskandäler vorgekommen — als es noch deutsche Universitäten gab, da befeindeten sich die Parteien und schlugen eventualiter einander tot, weil die einen sagten, schwarz und rot sei hübscher, die andern aber blau und rot.

Zum Zeitvertreib sind die schlimmsten Dinge geschehen, und die gründlichsten Historiker, die überall tiefe Ursachen suchen, machen die dümmsten Streiche und verfälschen die Geschichte am meisten. Die steigende Zivilisation ist oft nur darum ein Trost, weil sie das Totschlagen allmählich ganz und gar abschafft. In einigen Jahrhunderten wird man alles schriftlich abmachen, und eine Schachpartie wird die Kriege entscheiden.

Wer lacht da?

Ich stand an einem Palaste und sah durch den Torweg tief in einen Garten hinein, über die Etsch hinweg, und in dämmerigen Mondschein bis hinauf auf ferne schwarze Berge mit sanften Konturen. Es war gar nichts zu lachen — o Jenny, mit der weißen Schulter, es war gar nichts zu lachen. Ich lehnte mich an eine kalte Statue, und aus meinen Augen, die durch die schmale Durchsicht über den Fluß flogen, aus meinen Augen liefen warme Tränen.

Warum weinte der deutsche Narr? Stiegen ihm die deutschen romantischen Schriften zu Kopf? — Ach, es fiel mir ein, daß ich wohl nimmermehr das Glück finden würde — das Glück, dessen Ahnung in meiner Seele liegt. Diese

wirre Weltgeschichte unseres durcheinander gebildeten Wesens, diese Unruhe, die uns von Land zu Land jagt, dieser weite Himmel, diese steinerne Erde, diese Schönheit des Weibes, welche ein Nachtfrost zerstört, dieses Launenhafte, an dem alles hängt in dieser Welt, dieses Unrecht, das fortwährend herrscht und nicht zu besiegen ist, diese Machtlosigkeit des einzelnen Menschen — alles, alles das peitschte mir bittere warme Tränen aus den Augen.

Tränen sind ein kleiner Rest der alten Gottheit in uns — es gibt Augenblicke, wo man verrückt wird — so nennen's die Menschen — wenn man nicht weinen kann. Die Menschen, welche schwer weinen, werden leicht wahnsinnig. Das heißt, sie denken leicht anders als die meisten übrigen, und man nennt sie dann wahnsinnig, weil das Gesetz das richtige heißt, an welches die meisten glauben.

„Julia, Julia Capulet, ich könnte eine ganze Nacht weinen, wenn der todesbleiche Gedanke vor meine Augen tritt, daß du sterben mußtest an dieser Erde, weil du eben die schöne Julia warst, weil diese Erde zu arm für dich war."

Als ich diese Worte laut gesprochen, trat ein Bettler hinter der Statue hervor, und bat mich im Namen der heiligen Giulietta um eine Gabe. „Nein, Julia, ich weiß es, du bist keine Heilige, ich hoffe es, du wirst nimmer eine, du bist Romeos." Ich griff in die Tasche und gab dem Bettler ein Geldstück. Es war ein österreichischer Dukaten, aber ich hatte nichts anderes, und mußte in diesem Augenblicke dem Bettler gewähren, hätte es mein Leben gekostet. Alle Heiligen wünschte er auf mich herab. Ich kam zum Tode ermattet in meinen Gasthof zurück, die Zimmer der Engländerinnen glänzten im hellen Lichterschein, in dem meinen war es finster. Ich legte mich aufs Sofa, ein altes Lied in alter Liebeszeit, tief oben in Deutschland gedichtet, summte mir durch den Kopf:

Tränen fallen hinunter
In eine tiefe Welt,
Wo fromm und schön die Liebe
Des Rechtes Wage hält —

Einst sind sie lauter Küsse,
Denn Liebe ist gerecht,
Drum weint hier lauter Hoffnung
Ein tränenreich Geschlecht.

Und das Lied, das ich einst den lichten Augen eines blonden Mädchens in Schlesien gemacht hatte, sank dunkel in Verona auf meine Augen. Ich schlummerte ein, und ich weiß heut noch nicht, wie spät es damals war.

---

38. Fortsetzung.

„Wollen Sie sich ergeben?"
Fragte sie mich heut —
„Nimm," sprach ich, „das Leben,
Aber nimm es heut!"

„Morgen," sprach sie mit Lachen
Und band die Schleife fest —
Sie will mich elend machen,
Durch das, was sie mir läßt.

„Yes, Jenny — yes," rief ich und sprang in die Höhe. Der Archivarius hatte mich geweckt, ich sollte mit hinuntergehen und zur Nacht essen, es seien Deutsche da.

„Yes" — sagte ich, und wir gingen hinunter.

Der Schlaf ist eins von den Geheimnissen, in welchen die Quintessenz der fünf Bücher Mosis, das heißt die ganze Schöpfung der Welt ruht. Ich hatte alles rein verschlafen und vergessen.

Wir waren noch kaum aus Deutschland heraus, und schon klang es so beruhigend heimatlich: „Es sind Deutsche da." Man darf nur etwas verlieren, um es zu lieben.

Im Speisesaale saß ein schwammiges, aufgeblähtes

Brillengesicht, wie man deren zu hundert im Deutschen Reiche sieht. In den Zügen kein Charakter, über den Augen Gläser. Das sind eben die Leute, aus denen man alles machen kann, nur nichts Besonderes. Neben diesem ordentlichen Manne, der mit Aufmerksamkeit die neuen italienischen Gerichte speiste, saß ein trocken blondes Dämchen. Das deutsche Philistertum, eine vollkommen originale Eigenschaft unseres Vaterlandes, sah ihr mit all seiner glücklichen Beschränktheit aus den indifferenten Zügen und Fingern. Sie war höchst blond, durch und durch blond. Es gibt eine Sorte blonder Mädchen in Deutschland, von denen ich schon mehrere Jahre argwohne, daß sie weißes Blut haben; sie sind alle bis zur Langenweile dürr tugendhaft, und bilden die Hauptreserve der alten Jungfern. Diese Mädchen halten die Energie des deutschen Volkes sehr auf, sie sind die Ehrendamen der Gleichgültigkeit.

Solch deutsches Paar saß am Tische, und ich war durchaus nicht begierig nach seiner Bekanntschaft, verschanzte mich hinter unschmackhaften italienischen Speisen, kümmerte mich um nichts. Aber der Starost konnte nie einer Bekanntschaft aus dem Wege gehen, und das Pärchen tat nach Kräften erfreut, als es Landsleute verspürte.

Der Herr mit der Brille bewies mir sehr bald, daß ich ganz ohne Nutzen reiste, er fragte, ob ich dies oder jenes, und das oder dieses gesehen — nein, nein, nein, o mein Gott, nein. Und nun sagte er mir, daß ich nichts gesehen habe. Wie mir der Mensch Angst machte wegen des Nutzens und wegen des Buchs, das ich über die Reise schreiben wollte. Und nun erzählte er, was alles zu sehen gewesen sei auf unserem Wege und was wir alles versäumt hätten. Er stand fortwährend zwanzig Grad Reaumur und fand alles höchst, ja höchst interessant.

Ich bezeugte Reue, und hörte auf zuzuhören; das Schlafglöckchen der Langenweile fing an zu klingeln, der Mann

sprach von der Aristokratie und der richtigen Mitte, und das blonde Frauenzimmer sagte immer „ja," und nach einer Weile „ja gewiß."

Ich ließ mir in der Stille das Fremdenbuch vom Kellner bringen, und vergewisserte meine schläfrige Mutmaßung, daß der Herr mit der Brille und dem sauber gebürsteten blauen Rocke ein schlechter deutscher Schriftsteller sei, dem der Buchhändler wenig Honorar zahlt, weil andere Leute die noble Gesinnung des Autors bezahlen. Solche Quincailleriehändler, die mit ihrer kurzen, unbedeutenden Ware zu wuchern verstehen, kann ich in Deutschland genug finden, in Italien geh' ich ihnen aus dem Wege.

Der Mann hatte noch einen freiherrlich berühmten Namen, er hieß Rousseau. Ich begreife nicht, wie man Rousseau heißen und nichts, gar nichts weiter werden kann als ein ordentlicher, gemäßigter Zeitungsschreiber, das ist ein naturwidriges Vergehen.

Der Starost, demokratischer als ich, der sich mit allem herumbalgt, was ihm in den Weg kommt, ließ sich mit Herrn Rousseau ein; der Archivarius saß zusammengekauert da und lachte mit den Augen und mit den Fingerspitzen; ich ging von dannen.

Es war schon spät in der Nacht, das Haus war schweigsam und tot. Als ich über den Saal des ersten Stockwerks schritt, wo die Engländerinnen wohnten, hörte ich leise Musik, Harfentöne und eine melancholische, berauschend süße Altstimme. Es war ein alt altenglisch Lied. Ich liebte einst ein schlankes norddeutsches Mädchen, und sie sang das Lied oft spät des Abends, als unsere Liebe schon zu Ende ging. Es klingt noch viel trauriger als „der König in Thule", und das Herz tut einem so weh dabei, wenn man es hört.

Ich schlich den Saal entlang den Tönen nach — ein großes Fenster stand offen, das heraus auf den Flur führte. Drinnen im Zimmer am jenseitigen Fenster saß die Sängerin

im hellen Mondscheine, die Harfe schimmerte, das weiße Nachtgewand des Mädchens leuchtete.

Es war Jenny. Das braune Haar fiel in aufgelösten Locken über ihre Schultern, die vollen Arme tändelten auf den Saiten, ihre tiefe Romanzenstimme sprach von Diamantengruben ihres Herzens, die niemand je gesehen. Wie still lehnte ich mich auf das Fenster und horchte und dachte der Geschichte dieses Mädchens nach, von der ich nichts wußte. Das mußte eine sehr moderne englische Novelle sein.

Als das Lied zu Ende war, stellte sie die Harfe weg und sah in den Mondschein, eine hohe, weiße Lady Macbeth. Ganz leise fing ich an zu sprechen und sie zu bitten: „Jenny, erzähle mir deine Geschichte.“ Ich wußte es, daß sie nicht erschrecken würde. Sie wendete sich langsam um und kam nach der Tiefe des Zimmers. Dicht vor mir am Fenster blieb sie stehen — „erzähle Jenny!“ Ich ergriff ihre Hand und ihren weichen Arm und drückte meinen Mund und meine Augen darauf. „Jenny erzähle.“

Darauf schien mir's, als dringe ein leiser Seufzer aus ihrer Brust. Ach, das war mir so unendlich rührend; ich hatte nie geglaubt, daß Jenny seufzen könne. Sie legte ihre flache Hand auf mein Gesicht und sagte: „Meine Geschichte, Henry, ist sehr deutsch, diese wollüstige veronesische Nachtluft paßt nicht dazu — du sollst sie in Deutschland erfahren, reise nach Deutschland.“ Und ihr Haupt mit dem wallenden Haare sank einen Augenblick auf meine Augen, und es war mir, als zucke Jennys Busen wie unter einem schnellen Messerstiche.

Bald darauf war das Fenster geschlossen, und ich wandte mich, um heimzugehen — heim? ich wußte selbst nicht wohin. Noch einmal aber mußte ich ans Fenster klopfen: „Jenny, du kennst mich nicht, du wirst mich im breiten Deutschland nicht finden.“

Da kam Jenny noch einmal, legte mir mit zwei Fingern

noch einen kleinen Kuß auf die Lippen und sprach: „Ich kenne dich, du bist ein kompromittierter Schriftsteller, die Polizei weiß deine Adresse — geh!“

Ich ging. Die kleine Französin fuhr im Nachtröckchen über die Treppe und flüsterte „komm mit“, aber mein Herz war beschäftigt, ich weckte den Kellner, ließ nach der Post schicken, stieg in den Wagen und fuhr von dannen.

„Wenn man nicht genau hinsieht, kann man vorüberfahren“ — welch ein dummes Wort war das gewesen! Das ganze braunrote Verona legte sich auf meine Seele für jenes Wort.

Verona ist eine höchst wichtige, poetische Stadt — ich gestand mir's jetzt. Alle Zeitalter sind dort abgedruckt, und das hätte ich wohl wissen können, als ich die alte braune Mauer, die ernste, melancholische Befestigung, drüben jenseits der Etsch, nach den Barbaren zu erblickte. Hier fand ich die ersten Römer, Auge in Auge sah ich diesen ernsten Jugendbekannten, mit denen ich im Kornelius Nepos soviel umgegangen war. Hier fand ich die Goten, meine Ahnen — o, es waren tüchtige Ahnen und alt, alt, langweilig alt. Dort drüben im Mondschein stand die Burg Theodrichs wie ein bestaubtes Folioexemplar des Nibelungenliedes. Wenn er nun hinausträte auf die Zinne, dein Ahnherr, der alte lange, in Eisen rasselnde Dietrich von Bern — wie lang müßte sein Bart jetzt sein. Die Italiener nennen heut noch einen roten Kalenderheiligen zur Sicherheit neben dem rädernden Namen Theodorico.

Hier fand ich die letzten Spuren der langen blondbärtigen Langobarden, in Verona nur gibt's noch hier und da ein wunderlich, gefährlich blondes Mädchen. Ich wollte den Hofrat Böttiger küssen, wenn er mir die Versicherung geben könnte, Julia Capulet sei blond gewesen, für diese Notiz scheute ich kein Opfer.

Da — halt Kutscher — ja, das ist il castello vecchio

und es ist sehr möglich, daß der blutrote Ezzelino dort gehaust und seine Kerker bevölkert habe. Sehr möglich. Weiter, Kutscher, mich friert bei diesem Anblick.

So? — draußen, sagte er, weit draußen soll auch ein Grabmal des Königs Pipin sein. Man wirft die Zeiten hier wie ein Spiel Whistkarten durcheinander, König Pipin möge mich entschuldigen, daß ich ihn mit einem „So?“ abspeise, es ist zu lange her, daß er gestorben ist, und ich habe es nie zu einer Illusion über ihn bringen können, weil er „klein, kurz und dick“ genannt wird. Hätte ich nicht den Napoleon gesehen, ich hätte mein Lebtag nicht daran geglaubt, daß man zu gleicher Zeit klein, kurz und dick und groß sein könne.

Pipin war der erste französische Napoleon, er wird nur nicht gezählt, weil er einen größeren Sohn hatte. Kinder sind oft ein größeres Unglück, wenn sie geraten als wenn sie mißraten; 's ist wie mit schönen Eheweibern.

„Man könnte vorüberfahren“ — was ist doch solch ein launenhafter, moderner Reisender für ein unzuverlässiger Mensch. Die Alten hatten gar nicht unrecht, daß sie sich auf Reisen ex officio alles ansahen — man hat als Reisender ein Amt und soll dessen warten.

Hier sah ich zum ersten Male die breiten Massen einer lombardischen Stadt, den ganzen großen Unterschied zwischen ihr und einer deutschen. Wir sind Goten, Eingewanderte, wir fühlen uns nie sicher auf unserem Boden, wir haben eine Religion und Häuser gebaut, die zur Hälfte sehnsüchtig im Himmel leben. Das ist hier alles anders. Klobig, breitgedrückt sind die Paläste, nirgends spitz strebend, nirgends nach dem Himmelreich lüstern wie bei uns. Befriedigt sind die Häuser und Türme, fertig mit ihrem Dasein — klassisch.

Ein offizieller Reisebeschreiber macht's wie die Exegeten mit der Bibel: er nimmt mit wenig Variationen denselben

Grundtext an und macht die gebräuchlichen Glossen. Bis einmal ein gescheiter Mann kommen und diesen und jenen sagen wird: Ihr seid alle Narren. Ich wollt', er käme bald, eh' man zu alt und ein zäher Narr wird. Denn das Alter unterscheidet sich eben dadurch von der Jugend, daß es an seine Narrheit glaubt.

Der Mond schien klar, ich dachte, Jennys Augen drin zu sehen, ich hätte weinen mögen über die traurige Geschichte Jennys, die ich nicht kannte. Verona, die Stadt der Montecchi und Capuleti, stand so regungslos da, weiß wie ein Totenhemd fiel der Mondschein in die Gassen, Julia ist tot — alles tot. Der Wagen rollte weicher auf der breiten weißen Heerstraße, ich drückte mich in die Wagenecke, und weil ich müde war, dankte ich Gott, daß ich nicht die Welt zu regieren brauchte, sondern schlafen könnte.

Das Geräusch des Wagens wurde immer leiser und leiser, und immer schwächer und schwächer wurden die Worte: Meine Geschichte ist sehr deutsch — die Polizei weiß deine Adresse — nicht doch, Jenny — nicht doch — —

---

39. Montebello.

Es war immer noch klarer Mondschein, als ich auf der Station ankam. Der Postillion blies ein altes Reiterlied, ich dachte an die Schwadronen Latour-Maubourgs in dem Franzosenkriege, dachte an Reiten, Reiten, ich dachte, ob man nicht aus der Welt reiten könne. Beim Mondscheine fällt mir gar zu oft Bürgers Lenore ein, da reiten sie auch gespenstisch zum Teufel.

Vor dem Posthause hielt ein eleganter Reisewagen. Eben spannte man frische Pferde davor. Ein Mann stand an der Türe, es schien der Reisende aus jenem Wagen zu sein. Der Mond beschien ihn hell; er hatte jenes wunderbar Anziehende, das wir Poesie nennen. Die schmalen Lippen

waren geschlossen, große, sehr schön große graue Augen sahen starr nach dem Monde und regten sich nicht. Die langen schwarzen Wimpern machten nicht die geringste Bewegung, der Mann hatte ein feines Gesicht, dessen Farbe ganz blaß war. Ein schmaler Bart flog leicht über die Oberlippen. Ich hielt ihn für einen Militär, und es lag gewiß nicht bloß am Mondscheine, daß er mir so leidend, romantisch, interessant vorkam.

Wunderlich genug konnte ich den Gedanken nicht los werden: der Mann hat sehr unglücklich geliebt, oder ist öfter am Rande des Todes gewesen, was im Grunde einerlei ist.

Wir bemerkten es beide nicht, daß ich ihn unverwandt anblickte. Da kam man fragen, ob und wohin ich weiter fahren wollte.

„Ja," erwiderte ich, „nach Montebello."

Bei diesen Worten sah er mich an, es schien mir, als freue ihn mein Anblick. Ich grüßte ihn; er nahm keine Notiz davon, bot mir aber einen Platz in seinem Wagen an, da er auch nach Montebello reise.

Da mich kein eigener Wagen hinderte, so nahm ich's an.

„Lieben Sie den Marschall Lannes?" fragte er mich.

„Sehr, mein Herr, er war einer der frischesten Paladine Napoleons."

„Nicht wahr?" sprach er und drückte mir flüchtig die Hand. „Ich fahre eigentlich zu ihm aufs Schlachtfeld, wenn Sie nichts dagegen haben."

Der Bediente des Reisenden sah mich scheu und wunderlich an, als ich in den Wagen stieg.

Die Straße zwischen Verona und Vicenza ist eine breite, sehr breite weiße Chaussee. Es könnten vier Wagen nebeneinander fahren.

Mein neuer Bekannter sprach nicht; ich glaubte also, Schweigen sei ihm angenehmer, und schwieg auch. Da bat

er mich aber sehr liebenswürdig, fast rührend, ich möge sprechen; er habe eine große Sehnsucht nach Menschenstimmen, namentlich nach deutschen Worten.

Ich weiß selbst nicht, wie es kam, wir hatten deutsch miteinander gesprochen.

Der Postillion schlief ein, die Pferde gingen sacht, die Nachtluft flog leise und sanft wie ein müder Vogel an unserem offenen Wagen hin, die weiße Straße leuchtete gespenstisch, es war so still — warm — italienisch, ich dachte an Boccaccio, der in solchen lauschenden Nächten seine schönsten Novellen geschrieben hat. Ich hätte gar zu gern eine Novelle gehört. Wenn es so schweigsam ist, da flechten sich die kleinen Begebenheiten, die Charakterzüge, die Augen und all die einzelnen Teile so bescheiden und fleißig ineinander, sie verschränken ordentlich gegenseitig die Arme, und eh' man sich's versieht, ist die Vorarbeit erfüllt, und die Katastrophe überrascht uns selbst wie kleine Kinder, welche langsam das Grundblatt ihres Kartenhauses weggezogen haben und nun erschrecken, daß es plötzlich zusammenstürzt.

Mein Begleiter nickte sehr lebhaft mit dem Kopfe, und als ich ihn fragte, ob er gern Novellen höre, da nickte er noch fort, nahm meine Hand, faßte sie fest und sagte: „Ich werde Ihnen selbst eine erzählen. Sagen Sie mir offen, mein Herr, würden Sie sich erschießen, oder besser, könnten Sie sich erschießen, wenn Sie grenzenlos unglücklich wären? Aber, ich bitte Sie recht schön, ganz, ganz offen, als sprächen Sie mit sich selbst? Nichts von der falschen Mutpoltronerie, bitte, bitte." — —

Ich sagte, ein wenig betroffen über die Querfrage, bei der Leben und Tod auf seinem Gesichte stand, und bei der er in die Wagentasche nach einem Pistol griff — es knackte, er zog den Hahn auf — ich sagte offen und ehrlich, daß ich's schwerlich könnte. Es gehöre gewiß der größte Aufwand von Mut dazu, wenn man nicht Paroxismen ausgesetzt sei,

und das Geschwätz von Feigheit, wenn sich einer erschieße, sei eben ein Geschwätz der Feigen, die sich nimmer erschießen könnten. Man habe es aus Vorsicht zur religiösen Formel gemacht, den Selbstmord Feigheit zu nennen. Das Leben sei alles.

Sein ganzes Gesicht strahlte vor Freude, er schoß die Pistole in die Luft und umarmte mich stürmisch. Der Postillion fuhr hoch in die Höhe und peitschte maschinenmäßig sogleich in die Pferde hinein, einen Räuberanfall fürchtend, das bedenkliche Gesicht des Bedienten bog sich in den Wagen.

Mein Begleiter sagte mir leise ins Ohr: „Ich kann's auch nicht."

Und als er die Worte gesprochen, ward er wieder sehr ernsthaft. — Die Pferde gingen wieder langsamer, der Postillion schlief wieder ein. Ich hatte nichts mehr gesagt, und nach einer langen Weile sprach mein Nachbar noch einmal leise vor sich hin: „Ich kann's auch nicht," und dann fing er unaufgefordert folgende Erzählung an.

„Es gibt in Deutschland ein kleines Herzogtum, das heißt Braunschweig, und seine Hauptstadt heißt ebenso. Dort lebte während eines kalten deutschen Winters ein junger französischer Offizier. Er war aus dem früheren Burgund und war wie alle modernen Burgunder von tiefer, melancholischer Reizbarkeit, hatte weniger Lebhaftigkeit, aber mehr innere Beständigkeit und Ausdauer, als die Franzosen sonst haben. Dieser Mann war eines Abends auf einem Hofballe im Schlosse. Weil er nicht viel tanzte, stand er in einer Fenstervertiefung mit übereinander geschlagenen Armen und sah dem bunten, hüpfenden Treiben zu. Da tanzt eine hohe, schlanke Dame vorüber, ihr Auge weilt einen Moment fragend auf ihm. Sie war sehr schön, und Alexandre sieht ihr neugierig nach. Die zweite Runde bringt sie wieder in seine Nähe — die Augen begegnen sich. Es war ein tiefer

Himmel in diesem dunkelblauen Auge — Alexandre ging in den Saal, die Dame zu suchen, sie kennen zu lernen. Ein Bekannter sagt ihm, es sei eine reiche Engländerin. Sie tritt eben zum Kontertanz an. Ihre Figur war von jener lyrischen Weichheit, welche die Engländerinnen so reizend macht, von jener luftigen Schlankheit, um welche ein volles, zartes Fleisch spielt von zauberhafter Inkarnation. Viele gescheite Leute halten die Engländerinnen für die schönsten Weiber.

Sie hatte lichtbraunes Haar, eine feine goldene Kette schimmerte darin. Eben fing sie den Kontertanz an, und die schöne, wiegende Figur schwebte vor ihm her, ihre schönen, entblößten Arme tanzten langsam mit wie ernsthafte Grazien. War es die goldgestickte rote Uniform Alexandres, war es sein entzücktes, loderndes Auge — die englische Dame sah oft nach ihm hin, aber nicht mehr mit jenem ersten unbefangenen, forschenden Blicke, sondern mehr eilig, vorüberfliegend.

Gleich nach dem Kontertanz war sie verschwunden, Alexandre suchte sie umsonst; er harrte, sie kam nicht wieder. Er warf sich in den Wagen, er fuhr durch die Straßen, hinter jedem erleuchteten Fenster vermutete er sie und schwelgte mit ihrem Bilde.

Es verging eine Woche; er fand sie in keiner Gesellschaft. Eines Abends glaubte er sie in einer Loge des Theaters zu sehen, und es schien ihm, sie zöge sich zurück, als sie ihn erblickte. Aber warum das? Er warf den Gedanken fort. Othello wurde gegeben.

Am andern Morgen fand er einen Brief auf seinem Nachttisch. Darin fragte man ihn, ob er des Mohren Eifersucht übertrieben fände. Den Kopf voll England schrieb er darunter: „yes“ und versiegelte den Brief wieder, wie es verlangt worden war, und gab ihn seinem Bedienten, bei dem er abgeholt werden sollte. Er hatte für nichts Sinn;

heut war er bei Hofe zur Tafel und wußte, sie werde auch da sein.

Sie war nicht da. Erst acht Tage darauf begegnete er ihr zu Pferde. Sie war keck genug, ohne einen Geleitsherrn auszureiten und hatte nur einen Jockei hinter sich; er war dreist genug, sich auf der Landstraße selbst vorzustellen und zu ihrem Beschützer anzubieten. Die Dame war wirklich ein wenig verlegen, aber Alexandre war ein gewandter Mann. — Sie ritten auf Nebenwegen nach der Seite des Harzes zu. Er erzählte ihr von Frankreich und von Paris.

Paris, sagte sie, gefiele ihr, und sie werde hinreisen.

‚Wann, Mylady?‘

‚Bald — morgen.‘

Und sie bestellte beim Jockei die Reiseangelegenheiten und jagte ihn im Karriere nach der Stadt. Alexandre war in der peinlichsten Unruhe; die Lady stumm, aber schön, überaus schön. Die Sonne flog mit einem leichten Winde über ihr Antlitz und die fliegenden hellbraunen Locken. Der aufgestülpte schwarze Samthut mit der wogenden Feder, das weite Reitkleid gaben ihr etwas Fabelhaftes, das Antlitz war nämlich übergossen mit jenem englischen Nebelreiz, der gleich dem rosigen Reif eines Pfirsich wie Himmelssamt auf den schneeweißen Wangen liegt.

Alexandre bat sie dringend, den Vorsatz ihrer schnellen Abreise aufzugeben. Umsonst. Er schüttete ihr sein ganzes Herz aus, gestand ihr seine glühende Liebe. Sie hielt ihr Pferd, sah ihm lange, durchdringend, voll Innigkeit, voll Staunen, voll Freude, voll Zweifel in die Augen. Der Blick war eine ganze Novelle.

Dann wandte sie plötzlich ihr Pferd und sagte: ‚Du bist galant,‘ und jagte pfeilschnell nach der Stadt. Alexandre holte ihren englischen Renner nicht ein.

In ihrer Wohnung ward er nicht vorgelassen — alles packte an dem Reisewagen.

Am andern Morgen fand er wieder ein Billett auf seinem Tisch, darin stand: ‚Als ich Dich zum ersten Male auf dem Balle in der Fenstertiefung stehen sah, liebte ich Dich. Du hast jenes Antlitz, das meine Seele sucht, Deine Augen hab' ich von Jugend auf in meinem Herzen gesehen; mit ihnen hab' ich Shakespeares Liebesszenen gelesen. Aber ich liebe wie der Tod bis zur Vernichtung; ich wich Dir aus, weil ich Dich ausschließender Liebe nicht fähig hielt, ich vermied Dich, als Du mir schriebst, Othellos Liebe sei übertrieben, ich fliehe Dich, da ich Deine süßen Worte gehört. Du bist zu schwach, meine Liebe würde Dich unglücklich machen.

Jenny.'

Alexandre war außer sich, er flog zu ihrer Wohnung — vor Sonnenaufgang waren die Wagen davongefahren. Nachreisen durfte er nicht, es fesselten ihn Dienstgeschäfte. Nach zwei Tagen unterlag er der Last der Sehnsucht, eilte zum Herzoge, erzählte ihm sein unglückliches Glück, bat um einen Brief nach Paris und daß man einen andern an seine Stelle schiebe.

Der Herzog lachte und gewährte. Nach endlosen vierzehn Tagen waren die Angelegenheiten in Ordnung, und Alexandre reiste nach Paris.

Er wußte nicht, wo er Jenny finden sollte und ließ gleich am Tage seiner Ankunft Aufforderungen für sie, ihm ihre Adresse mitzuteilen, in alle Journale rücken. Die Journale brachten keine Antwort. Alexandre flog drei Tage durch alle Salons, durch alle Theater und fand sie nicht. Am vierten Tage wurde in der Großen Oper Rossinis Othello gegeben. Da jauchzte er auf, dort mußte er sie finden. Sie saß mit einem schönen jungen Manne allein in einer Loge. Sie war ganz weiß gekleidet und sah wie der Frühling aus. Ihr Begleiter hing mit den Augen an ihrem Antlitze und sprach viel und eifrig mit ihr. Neben sich hörte er: „Voyez la belle Angläise et le duc“ — —

Die Eifersucht Othellos schien ihm heut natürlich, und er eilte voll Glück und Zweifel in ihre Loge. Sie empfing ihn wie einen alten Bekannten, aber kühl und gewöhnlich, und ließ sich in ihrer Teilnahme an der Oper nicht stören. Erst am Schluß derselben brach sie auf, sagte ihm: „Bon soir“ und ließ sich vom Herzoge an den Wagen geleiten. Alexandre war bestürzt bis zum Verstummen. Kaum ermannte er sich noch zu rechter Zeit, um den Bedienten nach der Adresse zu fragen. Er fuhr nach ihrer Wohnung, fest entschlossen, sie zu erwarten, und wenn sie erst gegen Morgen aus der Gesellschaft zurückkehre.

Sie war zu Hause und allein. Unangemeldet drang er in ihr Zimmer. Auf einem kleinen Taburett saß sie im Winkel eines matt erleuchteten Zimmers und bemerkte sein Eintreten nicht. Den weißen Hut hatte sie abgelegt und den Schal, der ihr die Schultern bedeckt hatte, die Hände ruhten ihr im Schoße.

Nach einer kleinen Weile trunkenen Anschauens sagte Alexandre mit leiser Stimme: ‚Desdemona, Othello hat recht!‘

‚Ach,‘ rief sie ebenso leise und fragte mit weicher Stimme: „Yes?“

„Yes,“ sprach Alexandre, fiel vor ihr nieder und drängte sein Haupt in ihre warmen Hände, in ihren Schoß.

Darauf hob sie ihm den Kopf in die Höhe, ihre Augen waren voll Tränen, und sie fragte ihn noch einmal ernsthaft, ob er einer solchen nichts duldenden, grenzenlosen Liebe sich hingeben könne. Ob er nichts, aber auch nichts, nichts außer ihr lieben wolle. Und als er bejahte, da stieg ein unendlicher Jubel auf, und ein Küssen und Kosen begann, daß ihr seidenes Atlaskleid völlig zerknittert und das goldene Kettchen im Haar zerrissen wurde.

Am andern Morgen verband sie der Priester, und sie lebten wie die Engel im Himmel.

Einige Tage darauf reisten sie in dem großen, bequemen Reisewagen der Lady nach Italien, zwischen Verona und Vicenza kauften sie eine Villa, die in der Nähe des Schlachtfeldes von Montebello liegt, und sie waren sehr glücklich.

Eines Tages hatten sie eben gefrühstückt und sich geküßt, als der Kammerdiener eintrat, um den Service abzuräumen. Er benahm sich ein wenig ungeschickt dabei, und Alexandre schärfte ihm ein, die große goldene Tasse, aus welcher er täglich trinke, ja in acht zu nehmen, denn er habe sie außerordentlich lieb. Jenny trat zu dem Kammerdiener, um noch etwas auf den Teller zu stellen, der Teller gerät ins Schwanken, die Mundtasse Alexandres fällt an die Erde und ist zerbrochen.

Er ist verdrießlich und will ausreiten, um es zu vergessen, was ihn ärgert. Sein Kanarienvogel schmettert ihm ein lustig Abschiedslied, und er bittet Jenny, den Vogel ja in acht nehmen zu lassen, er habe ihn so gern. Jenny war hochschwanger, und die kurze Trennung auf einige Stunden war immer sehr zärtlich. Als Alexandre zurückkam, begrüßte ihn sein Vogel nicht mehr, er eilt zum Bauer: man hat ihm die Füße abgeschnitten. Außer sich eilt er nach den Zimmern Jennys und erzählte ihr die boshafte Tat, sie ordnen sogleich eine große Untersuchung an, aber es ergibt sich nichts, niemand will im Zimmer gewesen sein.

Unmutig ruft Alexandre bei Tische aus: ‚Es fehlt nur noch, daß man den Hektor, meinen getreuen Jagdhund, und die Zulma, meine schöne Stute, die du mir aus England kommen ließest, Jenny, daß man diese beiden Tiere noch verstümmelte, dann wär' ich doch all meiner Lieblinge bar.'

Wenige Tage darauf war der Hektor verreckt und die Zulma lahm. Aber Jenny lag in Kindeswehen, Alexandre hatte keine Zeit für seinen Grimm. Sie gebar ein reizendes Mädchen, und Alexandre war unaussprechlich glücklich; er herzte und küßte das Kind ohne Ende. —

‚Du hast wohl die Kleine sehr lieb, Alexandre,‘ fragte Jenny.

‚Außerordentlich.‘

‚Wohl lieber, als mich, Alexandre?‘

‚Wie kannst du so töricht fragen!‘

Alexandre geht auf sein Zimmer. Bald darauf hört er ein kreischendes Geschrei. Es ist die Amme, welche ihm die schreckliche Kunde bringt, die gnädige Frau habe eben das kleine Kind ersticken wollen. Sie habe es mit Mühe gerettet; die gnädige Frau müsse schwer krank sein.

Entsetzt eilt er zu ihr, sie liegt bleich auf dem Bett und erklärt ihm mit matter Stimme, er möge sie verlassen, wenigstens auf einige Zeit verlassen, sie liebe ihn so grenzenlos, daß sie darüber zugrunde ginge. Aus Eifersucht habe sie die Tasse zerschlagen, den Vogel verstümmelt, den Hund vergiftet, seinem Pferde eine Flechse zerschnitten, aus Eifersucht habe sie eben ihr Kind töten wollen. Sie könne nichts um ihn dulden, was er liebe.

Und er reiste ab von der schönen Villa, ging über die Alpen nach Deutschland, er reiste ohne Zweck und Plan, es war ihm wüst und traurig zumute, vor seiner schönen Jenny empfand er einen unheimlichen Schauder. Zufällig kam er wieder nach Braunschweig.

Jenny ging von Montebello nach Paris. Sie schrieben einander kurze Briefe, und so verging ein Jahr. Ihr Kind war an der Bräune gestorben. Alexandre konnte sich nicht mehr denken, daß er an Jennys Seite ruhen, daß er ihren Mund küssen könne!

Ein weiches, deutsches Mädchen kam ihm in Braunschweig mit vieler Liebe entgegen, und er entschloß sich, Jenny die Scheidung vorzuschlagen, da ihnen zusammen doch kein Glück blühen könne. Er erzählte ihr, daß er ein Mädchen gefunden, die ihn mit ihrer sanften Liebe beglücken werde. Jenny antwortete ruhig und ganz zufrieden damit. Auch

sie habe eine weniger heftige Neigung gefunden, sie sei vollkommen einverstanden mit seinen Gründen. Eins nur erbäte sie sich: er möge sie Tag und Stunde seiner neuen Hochzeit wissen lassen, damit sie zu gleicher Zeit ihre Vermählung feiern könne.

Das geschah, und einige Wochen darauf ward Alexandre in der Kirche zu Braunschweig getraut. Seine neue Frau war nicht aus Braunschweig, und sie hatten beschlossen, sogleich am andern Tage zu ihren Eltern zu reisen.

Es war noch sehr früh am Tage, man öffnete erst hier und da die Haustüren, als Alexandre die Treppe herabstieg nach dem Flur, um etwas in den Reisewagen zu legen, der schon bereit stand.

Da sieht er mit Staunen Jennys Jockei eintreten, denselben, der damals ihre Abreise nach Paris bestellt, der ihm in der Oper die Adresse gesagt hatte, der mit ihnen bei Montebello gewesen war. Er berichtet dem ahnenden Alexandre, daß seine Herrin gestern morgen in Braunschweig angekommen sei. Gestern abend habe sie ihm den Brief gegeben und ihm aufgetragen, mit dem Frühesten ihn abzuliefern. Voll trüber Besorgnis erbrach ihn Alexandre hastig. Er lautete folgendermaßen:

‚Ich mußte Deine neue Frau sehen, ich war in der Kirche. Meine Heirat war nur ein Vorwand, Dich nicht zu stören. Die Liebe zu Dir, mein Alexandre, ist noch so unsäglich wie sonst. Die heutige Nacht kann ich nicht überleben. Wenn Du diesen Brief erhältst, ist Dein Liebesgespenst tot. Sieh, das wußte ich alles damals, als ich Dich zum ersten Male in Braunschweig sah — Gott wollte es aber, daß der Othello noch einmal erfüllt würde.‘“

„Questa è la campagna de Montebello,“ sprach der Postillion und hielt die Pferde an.

Der Wagen stand am Ufer eines ausgetrockneten Flusses,

in welchem lauter trockene Steine lagen, der Mond sah bleich darauf herunter.

Schweigsam stieg mein Begleiter mit mir aus, er stützte sich auf meine Schulter, und wir gingen in das Flußbett hinab. Ein lauer Wind strich darin entlang. Der Bediente kam, um uns Kissen zum Sitzen unterzulegen. Wir setzten uns aber auf die Steine, und mein Begleiter sagte: „Das ist der unglückliche Jockei, das einzige, was mir geblieben."

„Sie haben mich still angehört, mein Herr," fuhr er fort, „und am Schluß nichts Unnützes gesprochen. Halten Sie mich nicht für wahnsinnig, wie manche tun, ich bin's leider nicht, und ich kann mich auch nicht erschießen — nicht wahr, mein Herr, das ist ein Unglück. Wahnsinn ist ein Irrtum, und das Unglück ist ein Kind des Irrtums, und böse Kinder werden immer schlimmer als ihre Eltern; denn sie werden immer größer. — Wollen Sie mir einen Dienst erweisen?"

„Ja."

Er führte mich eine Strecke in dem Flußbette hinauf, bis an eine dunkle Stelle, wo sich die Bäume neugierig über das Ufer legten. Dort trat er mit mir ins Düstere, zog einen Dolch aus der Tasche und bat mich, ihn zu erstechen. „Ich schäme mich vor Jenny," sagte er, „machen Sie meiner Scham ein Ende."

Der Jockei war uns nachgeschlichen und stand hinter ihm.

Ich sagte ihm aber, das Leben sei die Hauptsache, den Tod könnten wir nicht verantworten, aus Gefälligkeit und hergebrachter Konvention mitsterben, sei nur in veralteten Trauerspielen Mode. Er solle eine Fußreise nach Spanien machen, da würden ihm die Grillen vergehen, er solle die Geschichte alle Tage jemand erzählen, da würde sie ihm bald gleichgültig vorkommen. Im nächsten Jahre um dieselbe Zeit hoffte ich ihn am südlichen Tore von Sevilla wiederzufinden.

„Topp!" sagte er.

„Topp," sagte ich, „trinken Sie viel frisches Brunnenwasser und gehen Sie viel zu Fuß; dabei vergißt sich alles."

Und er ging. Bald hörte ich den Wagen rollen, immer weiter, weiter auf der harten Heerstraße. Mein schön gestickter Tabaksbeutel steckte in der Wagentasche, ich hätte ihn gern wieder gehabt, denn ein französisches Mädchen hatte mir ihn gestickt in stillen nächtlichen Stunden. Der arme Alexandre! Er braucht viel Klugheit, um seinen Jammer zu betäuben, und erschießen kann er sich nicht, und ich fürchte, der Jammer wird alle Tage wachsen. Am südlichen Tore von Sevilla werd' ich ihn schwerlich finden und nach meinem Tabaksbeutel fragen können.

Es war ein schlimmes Omen, daß er sich auf der Campagna von Montebello eine Villa kaufte. Ja, hier schlug er zwar seine schönste Schlacht, der schöne, stattliche Lannes, hier ward er durch sein Schwert ein Herzog von Montebello. Aber jener stattliche Lannes, jene Duc de Montebello war just so unglücklich wie Alexandre. Und auf diesem Boden müssen lauter solche Geschichten spielen. Er liebte die Freiheit wie Brutus, aber er konnte dem göttlichen Auge Napoleons, des fränkischen Jupiter, nicht widerstehen. Er sah die Tyrannei und den Jammer und die mörderischen Kugeln, er sah alles das voraus, aber er stürzte sich ihm in die Arme wie Jenny dem schönen Alexandre mit dem süßen, melancholischen Gesichte.

Napoleon war ein kluger Mann, und er wußte wohl, wieviel der ritterliche Lannes ihm opferte, wie jene Siege, welche er so wild miterfechten half, sein Herz immer mehr zerrissen. Napoleon wußte es wohl, daß der Duc de Montebello mehr war als ein ritterlicher Soldat, und als bei Eßlingen die Kanonenkugel seinen Leib zerschlug, da beugte sich jener unbeugsame Kaiser in bitterm Schmerze über den blutenden Lannes und rief: „Es ist nicht möglich, Lannes,

daß du stirbst!“ — denn der ergebene Freund, der unsere Schwächen kennt, ist mehr wert, als der töricht ergebene!

„Il est impossible, Lannes, que tu meurs.“ — —

Lannes aber starb, und seinen letzten, brechenden Blick wollte der Kaiser nicht verstehen — er ging bloß hinein in sein Zelt und weinte bitterlich und schrieb an des Lannes Frau und bat ihr das Unglück ab.

Wenn wir's sonst nicht wüßten, daß Napoleon ein großer Mann gewesen sei, die Männer, jene ehernen Freunde, die rings um ihn fielen, weil sie ihn anbeteten, würden's uns sagen. An Rolands Liebe habe ich Karl den Großen erkannt.

Es war so mondeinsam auf dem Schlachtfelde, ich saß im Flußbett unter einer langhaarigen Weide und dachte an die nächtliche Heerschau vom Freiherrn von Zedlitz und an „die blutigen alten Schwadronen“, die „trapp — trapp — trapp“ vorüberritten, und an die marmornen bärtigen Garden, welche vorübermarschierten, „eins — zwei — eins — zwei“. Regungslos sahen alle Augen links her, da stand er, und wo eine Bärmütze stürzte, da trat eine andre ein, und die Augen blieben immer links her gerichtet, ob er sie auch sähe. So tanzen junge Mädchen, deren Geliebter an der Seite steht und dem Tanze zusieht, sie sehen nur nach ihm. So tanzten die alten Garden im Paradeschritt zum Tode durch den Kugelregen, und erst dicht vor dem Feinde fällten sie das Bajonett, und ohne einen Laut drangen sie tödlich ein, vor diesem gespenstischen, marmornen Stillschweigen aber liefen die Feinde heulend davon. Denn der schweigsame Mut ist der Heldenmut.

Und all das hat dir nichts geholfen, unkeusche Italia.

Mit diesen Worten wachte ich auf unter der Weide am Schlachtfelde von Montebello. Die Sonne schien mir ins Gesicht, der ganze Leib schmerzte mich, ich hatte auf Steinen geschlafen. Ja, man bettet uns hart.

Ich hinkte nach der Brücke, über welche die Straße führt — da kam ein Einspänner hergetrabt, drin saß mit seinem Tubus der Archivarius, und als ich unter seinem Glase erschien, schlug er die Hände zusammen und rief: „Sie werden sich noch einmal schön erkälten.“

„Jawohl,“ sagte ich und stieg zu ihm in den Wagen. „Wo sind wir denn jetzt?“

„Wir fahren über das Schlachtfeld von Montebello.“

„So?“

---

40. Vicenza.

Außer in Belgien und in Kleinasien sitzen sich nirgends die großen Städte so auf der Schulter als in Oberitalien. Man schläft nicht aus von einer zur andern. Nach Malta und Belgien wohnen auch die meisten Menschen hier zusammengedrängt.

Die Straße nach Vicenza ist noch heut so breit, daß die große Armee fünfundzwanzig Mann hoch marschieren kann; und weiß wie Kreide. Weithin nach Norden und Süden ziehen sich dunkle ausdruckslose Felder von Rankengewächsen, die Morgensonne lag glühend auf der Gegend, als wir uns Vicenza näherten. Es schweigt alles in ihren Strahlen, das ganze Land hat ein katholisch stilles Kolorit; ich könnte mir keine schwatzhaften, predigenden Protestanten in Italien denken. Schon wegen der Sonne können Luther und Calvin kein Glück hier machen.

Vicenza ist eine Sommerresidenz der Lombardei, ein Mittelpunkt des lombardischen Adels. Die weite dunkelgrüne Fläche ist erfüllt von Villen und adeligen Häusern, und in der Stadt — stolze, schöne Gebäude, und ohne Aufhören stolze, schöne Gebäude. Wie oft blieben wir stehen vor einem merkwürdig majestätischen Hause — und die majestätischen Häuser glichen alle einander wie die Söhne einer und derselben Mutter. Auf einem Platze standen wir plötzlich selbst

steinern vor einem gewaltigen, steinernen Säulenhause — es war ehrwürdig dunkelgrau und hatte ein volles diktatorisches Gesicht wie ein römisches Richthaus. In den Säulengängen waren die schönsten Melonen, Pfirsiche, Aprikosen, Feigen, Orangen und Limonen aufgehäuft, ihre blendenden Farben hoben das düstere Haus.

Wir sahen uns kopfschüttelnd an und fragten einander, ob wir uns irrten, ob nicht er aus Vicenza sei. Drauf erkundigten wir uns bei einem Weibe, das Limonen verkaufte, von wem das Haus erbaut sei. In Deutschland hätten wir einen Antiquar suchen müssen, hier weiß das jedes Hökerweib. Der alte Städtestolz ist noch nicht erloschen, der eine Zeitlang die Kräfte der Lombardei so auf die Spitze getrieben hat. Sie wissen nichts mehr von Guelfen und Ghibellinen, von päpstlich und kaiserlich, aber sie sind noch eifersüchtig, noch neidisch aufeinander. In solchen Zeiten der Eifersucht haben die Griechen und Lombarden ihren Sturz vorbereitet; aber auch ihre größten Männer erzeugt. Es geht mit Völkern und Staaten wie mit den Früchten des Feldes und Baumes — wenn sie reif sind, werden sie gemäht oder fallen ab.

Und das ist die Tragödie der Weltgeschichte, über welche man eigentlich als ein gebildeter Mensch nicht mehr weinen sollte.

Die Limonenverkäuferin bestätigte mit Feuer und Hast, daß er aus Vicenza sei, ganz und gar aus Vicenza, und dort drüben sei das Haus, das er bewohnt, und alle Palazzi Italiens habe er gebaut — si! — —

Im Jahre 1508 wurde des Morgens einem armen Vicentiner, der in einer schmalen Seitenstraße wohnte, ein Söhnlein geboren. Der Bube ward Andrea getauft und wuchs auf, mehr zu seiner Mutter als seines Vaters Freude. Er hatte ein stilles schweigsames Wesen und beschäftigte sich viel mit Spielereien, malte sich Bildchen, knetete Figuren aus Ton, lag in der Sonne und träumte. Der Vater meinte,

er sei zum Handwerker verdorben, und die Mutter entgegnete, das freue sie, denn Andrea solle ein Künstler werden. Auf der Piazza vorn wohne ein sehr geschickter Meister in der Bildhauerei, mit dem habe sie gestern abend gesprochen, und er werde den Andrea zu sich nehmen. Und so geschah's denn auch; der Bildhauer sagte, Andrea habe ein schönes Auge für den Marmor, ein großes weitläufiges Kunstauge, Andrea würde ein tüchtiger Meister werden.

Um jene Zeit war der Bube groß gewachsen und flügge geworden, er strich des Abends auf dem Korso umher, und die Mädchen schalten ihn heftig, weil sie ihn in dem Verdachte hatten, daß er mehr als eine Geliebte küsse. Andrea sah aber sehr ernsthaft dazu aus, wuchs immer größer, ward immer voller und tüchtiger, und die Figuren, die er mit seinem Meister schuf, wurden ihm täglich kleiner und unbedeutender. Es war viel Unruhe und Drang in seiner Brust.

Am Tore von Vicenza liegt noch heut ein kleiner dunkelgrüner Hügel, der heißt seit vielen Jahrhunderten Monte Berico, und darauf stand damals eine ganz kleine Kapelle. Dorthin pilgerte Andrea gewöhnlich gegen Sonnenuntergang, und sah mit Sehnsucht in die Weite. Denn unter dem Monte Berico breitet sich wie ein dunkelgrüner Mantel die Lombardei aus. Das Herz schwoll ihm auf, Größeres zu schaffen als seine kleinen Statuen, und es quälte ihn, daß er nicht wußte, wie das anzufangen sei.

So saß er auf der Treppe der Kapelle, das Land war vom Abende tief rot und blau, drin am Altare kniete ein Weib, alles war still, und die sinnliche lombardische Andacht schwebte durch die Luft. Es war dem Andrea selig unglücklich, als müßte er eine Welt gebären.

Da rauschte ein Kleid hinter ihm, er blickte rückwärts, das Weib vom Altare stand hinter ihm, die letzten roten Sonnenstrahlen fielen auf ihre hohe Gestalt und ihr hohes Antlitz. Sie war schön und verführerisch wie eine griechische

Heilige. Andrea sprang vor Freude erschrocken auf, und seine ausgebreiteten Arme und seine trunkenen Augen sagten ihr, daß er sie liebe.

Die griechische Heilige sah ihn mit einem Blicke an, vor dem sein Herz aufsprang wie eine Knospe von der Morgensonne, und ihr weites, schwarzseidenes Gewand rauschte an ihm vorüber, und Andrea seufzte laut auf und ward sich seiner erst wieder bewußt, als der fliegende schwarze Schleier unten in der Dämmerung verschwand.

Er war in einem wunderlichen Zustande; die Gesichtszüge des schönen Weibes waren wie Sonnenstrahlen nur hindurchgeflogen durch sein Gedächtnis, er hätte sie nimmer malen können. Aber stolze Tempel und Paläste stiegen auf vor seinem Geiste, hoch und üppig wie der Wuchs der schwarzseidenen Dame, mit wollüstigen Säulengängen und breiten berauschenden Lichtern wie die Augen, die großen Augen des Weibes. Ihre Augen erschienen ihm so groß wie der Himmel.

Es weiß niemand genau, wie jene Nacht und jener Tag vergingen, am andern Abende stand er wieder oben auf dem Monte Berico, und das schöne Weib stand neben ihm, und erklärte ihm die Schönheit der Welt. Er stand eine Stufe tiefer denn sie, und sah mit dem seligsten Schmerze hinein in das weite Auge der Göttlichen, es war ihm, als könne er immer nicht tief genug hineinblicken, denn die Gebäude der athenischen Akropolis, und dahinter die Paläste von Babylon meinte er zu sehen, und hinter diesen Palästen waren noch schönere, sein Auge reichte nur nicht weiter. So drängte er im Glück des Schauens sein Haupt nahe an ihren Leib; sie trat aber zurück und sprach: „Du darfst mich nimmer berühren, Andrea.“

So verging ein Abend nach dem andern; sie fanden sich immer wieder bei der kleinen Kapelle, und erzählten einander von den Schönheiten der Welt. An einem warmen Abende, als die schwarzseidene Dame ihren schönen, entblößten

Arm ausstreckte und einen Halbkreis zog an dem Horizonte, um einen phantastischen Palast darzustellen, als Schulter und Busen dem vorgebeugten Arme sich nachsenkten, hin zu Andrea, so daß der warme Hauch ihres Lebens ihn berauschte, da vergaß er ihres Wortes, drückte ihren schönen Arm um seinen Hals, bedeckte Busen und Schulter und Mund mit Küssen, stürmte mit aller Raserei der Jugend in die weiche volle Schönheit des Mädchens ein, war unbändig wie ein Halbgott.

Und das schöne Mädchen wehrte matt der überwältigenden heißen Liebe, und es ward dunkel im Tal, es ward dunkel auf dem Monte Berico — das unendliche Küssen fragte nicht nach Sonne und Mond. —

Leuchtenden, glücklichen Auges stieg am andern Abende Andrea wieder den Hügel hinauf, um seine Geliebte zu küssen. Aber es ward dunkel in der Ebene und auf dem Monte Berico, nicht Mond, noch Sonne, noch irgend ein Stern konnten einen Kuß verraten, Andrea saß einsam an der Kapelle. Und es vergingen sieben Abende einer langen Woche, seine Einsamkeit blieb ungestört. Er durchfragte alle Paläste, alle Hütten Vicenzas, er fragte jeden Wagen, jeden Schleier auf dem Korso, das Blut stürzte ihm in die Augen — nirgends, nirgends war die Dame seiner Paläste zu finden.

Nach vielen Wochen erzählte ihm seine Mutter, daß man lange Zeit sein Leben und seinen Verstand aufgegeben habe, so sei er vom hitzigen Fieber geschüttelt worden. Als er bleich und matt zum ersten Male wieder vor das Tor kam und die kleine Kapelle auf dem Monte Berico erblickte, da fuhren ihm dunkle, ferne, ferne Märchen durch den Sinn von schwarzseidenen Tempeln, fleischigen, vollen Palästen mit großen Himmelsaugen, Fenstern, auf welchen die ganze Sonne schlafen könne. Und auf dem Rückwege trat er ins Haus des berühmten Trissino, zeichnete ihm wunderliche Gebäude auf den Tisch und fragte ihn, ob er's nicht erlernen könne, solche Häuser wirklich zu bauen, er hätte ihrer gar zuviel in

Kopf und Herzen, und müsse einige los werden, sein Auge lechze nach ihrem Anblick. Auch fühle er, daß er die Gestalt seiner verlornen Geliebten wieder aufbauen könne in schönen Palästen.

Und Trissino stieg mit ihm zu Rosse, und sie ritten nach Rom. Dort erklärte er ihm die Schönheit der Architektur, und Andrea sagte, das stimme alles vollkommen zu dem, was er früher darüber empfunden, was er sich über volle architektonische Formen gedacht habe.

Als sie zurückkamen, fing Andrea an zu bauen, lauter Paläste aus dem Auge seiner schwarzseidenen Dame, und auf dem Monte Berico erbaute er eine Kapelle in Form eines Malteserkreuzes, welche die frühere kleinere einschloß, und welche heut noch steht.

Man erzählte sich, jene Lehrmeisterin Andreas sei eine sehr vornehme Dame aus Venezia gewesen, und es dauerte gar nicht lang, so schickten die Herren vom Markusplatze in Venedig den Titel eines „Baumeisters der Republik Venedig", und niemand baute in Oberitalien einen Palast, der nicht dem Andrea den Bau übertrug.

Andrea Palladio hieß aber jener Jüngling mit seinem vollen Namen, welchen jene Limonenverkäuferin so eiligst aussprach. Palladio heißt der Stolz Vicenzas, und wo man in Oberitalien einen von den vollen, fleischigen Palästen sieht, an welchen selbst die üppigen Säulen Wollust der Schönheit zu empfinden scheinen, aus welchen gleichsam große, küßlustige Himmelsaugen blicken, da kann man immer von vornherein wissen, das ist einer von Palladios vollen Liebesgedanken. Und er hat der Gedanken unglaublich viel gehabt, Vicenza wimmelt von Palästen des Signore Andrea Palladio, und Padua, Venedig hat Kirchen und Häuser in Fülle von ihm.

Die Eitelkeit der italienischen Städte auf ihre Künstler hat etwas Rührendes. Verona auf Paul Veronese, Padua auf Petrarca, obwohl er bloß da gestorben ist, Venedig auf Titian,

Vicenza auf Palladio. Und jede Stadt kennt ihren Helden bis auf die Fußspitzen. Man wies uns das Haus des Palladio, und wir haben ihm zu Ehren vor seiner Tür Kaffee getrunken. Damit ich doch einen beglücke, welcher die Jahreszahlen liebt, setze ich sein Todesjahr her — Andrea Palladio starb im Jahre 1580. Es ist nicht zu übersehen, daß er das sinnlich schöne, römisch-katholische Zeitalter des zehnten Leo, des weichen, schönheitsschwärmerischen Mediceers, mit durchlebte. Gerade damals legte sich der Katholizismus recht an die Brüste der Schönheit und Kunst, und während die Frivolität seines orthodoxen Aberglaubens aufs höchste stieg, erstieg auch seine Schönheit den Gipfel. Er glich einem koketten Frauenzimmer, die immer übermütiger wird, je mehr sie ihre Schönheit sich entwickeln sieht.

Damals warfen die ledernen Hände der nüchternen neuen Pfaffen in Norddeutschland die schönen nackten Bilder aus den Kirchen, strichen das Mysterium mit weißem Kalk an, verwandelten den verborgenen Gesang der Himmel in das trocken irdische Geschrei einer unmusikalischen Menge. Im Süden raste man mit Wahnsinn, im Norden mit Vernunft. Und bei St. Veit eine vernünftige Raserei ist die unheimlichste.

Man hat dem Palladio den schönen Namen des Raphaels unter den Baumeistern gegeben.

Wir brannten vor Begierde, auf den Monte Berico zu kommen. Er ist das Auge Vicenzas; ja er ist für mich das Auge der Lombardei. Sanft aufsteigend geht man hinauf durch einen langen, langen bedeckten Säulengang, durch die Arkaden. Nach der Stadt zu und nach Osten sind sie offen, und die Lombardei wächst immer länger und breiter vor den Blicken, je höher man steigt. Und wenn man ihr Ende, ihren äußersten Höhepunkt erreicht zu haben glaubt, da haben diese liebenswürdigen Arkaden nur ihr Haupt gewendet und in der nämlichen langen, langen Ausdehnung laufen sie nach

Südost sich kehrend bis zur Madonna del Monte hinauf, jener Kapelle, wo die schwarzseidene Dame gestanden.

Sie sind ein zauberhafter Guckkasten, diese Arkaden. Hier erfährt man die Bedeutung des Wortes „Lombardei“. Wie ein dunkelgrünes spiegelglattes Meer läuft die Ebene bis an die Tiroler Berge, und auf der andern Seite, endlos, ohne Begrenzung nach Padua hinüber, dessen Türme wie ferne Segel schwimmen. Gleich kühnen Versen schießen hie und da die kecken Zypressen, die leuchtenden gerad in die Höhe gehenden Kirchtürme auf; einmal wie das andere, links wie rechts, und diese liebenswürdige, großartige Einförmigkeit berauscht das Auge mit einer klassischen Poesie. Und ein dunkelfarbiger romantischer Friede liegt wie ein Romanzennebel auf der weiten Ebene, die alten römischen Helme, die gotischen Lanzenspitzen, die mittelalterlichen Barettfedern, die französischen Adler, alles das sieht man abwechselnd zwischen den fernen Zypressen auftauchen und verschwinden.

Dort oben in den Arkaden muß man römische Geschichte schreiben.

Es hat jeder Mensch einen Lichtpunkt in seinem Leben, von wo aus sich die Strahlen über die früheren und späteren Tage verbreiten, dem einen ist's das Auge der zuerst Geliebten, dem andern ein freier, fröhlicher Frühlingsmorgen, dem dritten ein Gedanke, welcher ihm das Weltgeheimnis aufschließt. Jene Madonna del Monte war mein Lichtpunkt Italiens — dort empfand ich bis ins innerste Herze die Schönheit Italiens.

Ich stand mit verschränkten Armen auf der Treppe jener Madonnenkapelle wie Polykrates auf seines Daches Zinnen zu Samos und sah hinüber das flache dunkle Land entlang bis an die Berge Tirols. Die Ebene geht hügellos gleich einer glatten Tafel bis an das Fußblatt der Berge, wie sich diese Formation schon bei Salzburg ankündigte. Feine, durchsichtige Sonnennebel flogen herab von meiner Heimat wie

Geistergewänder — Geister hast du wohl, o Heimat, aber keine Farben.

Die Farben sind es eben, welche wie dunkle verführerische Locken auf diesem Lande ruhen.

Die Pforten der Kapelle standen offen, durch die verhangnen Fenster fiel ein kühler, dunkelroter Tag in das marmorne Gotteshaus. Die Madonna selbst ist schamhaft wie eine deutsche Jungfrau, stets verhüllt sie sich mit einem goldenen Schleier, nur wenn der Priester das Allerheiligste zeigt, enthüllt sie ihr Antlitz auf Augenblicke. Vor ihr lag, wie damals als Palladio eintrat, ein schwarz verschleiert Frauenbild, still und regungslos, schlafend oder sterbend in Andacht.

Leise schlüpfte ich auf dem glatten Marmor hin; der Ort schien mir durch den Glauben und die Natur, welche durch seine Fensterspalten sah, so heilig, daß mir jedes Geräusch verletzend erschienen wäre.

Wenn ich zum ersten Male ein überaus schönes Mädchen sehe, so kann ich sie nur mit gedämpfter Stimme anreden. Es gibt eine gewisse Schönheit, die Stille und Schweigen erheischt.

Im Refektorium hängt ein groß Gemälde von Paul Veronese, das sieht einen plötzlich mit rührenden Augen an. Es ist La Cena di San Gregorio. Papst Gregorius hat immer eine reiche Tafel für die Armen bereit gehalten. Einst fand sich ein sehr schöner Pilger dabei ein und setzte sich neben den mitspeisenden Papst, und als das Mahl zu Ende war, verwandelte sich sein Teller in Gold. Da erkannte der Herr Gregorius den Herrn Christus selber, wie mich dünkt, nur etwas zu spät, aber sehr bezeichnend für einen Papst, der erst Gold sehen muß, eh' er an die Heiligkeit glaubt. Auf heilige Teller versteht er sich, aber nicht auf heilige Augen. Ich kann mir nicht helfen, aber wenn ich die Gastfreundschaft sehe und Armenspeisung, so denke ich immer an

Mohammedaner, höchstens an die Apostel, aber an unsere guten Christen nimmer. Es mag daher kommen, daß alle die magern Kaufleute mit dürren, langen Fingern, die ich gierig und einsam ihr Mahl verschlingen sah, christliche Kaufleute waren. Aber trotz des realistischen Papstes und dieser ruchlosen Gedanken fiel das Bild wohltuend auf mein Auge. Es füllt eine ganze Wand und hat ein verschwenderisch reiches südliches Ansehen. In einem hohen Säulengange speisen die bärtigen Leute, Treppen führen von beiden Seiten hinauf, die bunten Diener mit den breiten Schüsseln drängen sich aneinander vorüber, Kinder, Affen, Kardinäle, Hunde, Pagen sitzen durcheinander, inmitten glänzt das egoistisch-heilige Papstgesicht — es ist ein schönes Bild.

Man erzählt, Paul Veronese habe das Bild auf der Flucht gemalt. In der Nähe von Vicenza liegt nämlich die Villa des Grafen Caldogno, dort habe Paul von Verona und Fasolo Fresken gemalt, und die des Fasolo seien dem Paul so schön vorgekommen, daß er ihn an einem heitern Morgen aus Eifersucht niedergestochen habe. Darauf sei er nach der Madonna del Monte geflüchtet und habe hier zur Beschwichtigung seines Gewissens und zur Ausfüllung seiner Zeit die berühmte Cena gemalt. Die Gewissensbisse können nicht sehr heftig gewesen sein, denn der Pinsel ist stark und kräftig, die Farben sind frisch und munter, rot und grün. Das kommt von der italienisch-katholischen Zivilisation.

Als ich wieder durch die Kapelle ging, seufzte das schwarze Frauenbild tief und laut. Der Archivarius stand in einer Ecke, beobachtete sie durch sein Glas und machte mich aufmerksam. Sie schlug wirklich den Schleier zurück — es war Hortensia, das wunderliche Mädchen vom Gardasee. Aber wie verändert, wie tief und schwer verändert! Ein strenges, büßendes Römerinnengesicht schaute aus asketischen Augen, und um den Mund hatte sich der bekannte griechische Tragödienzug unauslöschlich eingegraben.

Ich trat an sie heran, ein toter Blick fiel auf mich, tot, lang, kalt — dann winkte sie mir abwehrend mit der Hand. Ein kleiner Küster trat an mich heran und bat, das Mädchen nicht zu stören, sie wolle eine Tochter Gottes werden.

Also auch in dir, du unternehmender Katholizismus, irrt man sich, wenn man dauerndes, kühnes Leben sucht. In Deutschland werden die Leute moralisch und gehen in die Betstunden, wenn sie sich vor dem Vergnügen zu fürchten anfangen, in Italien gehen sie ins Kloster. Es ist doch schrecklich, daß der Herrgott soviel Vergnügen gedeihen läßt auf der Welt, es ist nicht nur schrecklich, es ist unrecht.

---

41. Padua.

Der Weg nach Padua wird immer deutscher, man sieht sogar hie und da eine Wiese; es stehen Weiden am Wege, italienische Pappeln, Rüstern mit ihren flüsternden Blättern, Platanen mit ihrem hellgrünen Walde, sogar die schönen italienischen Ochsen werden seltener. Solch ein Paar Ochsen, die mit altrömischer Gemütsruhe vor einem Wagen liegen und käuen, dürfen auf einem richtigen italienischen Bilde nicht fehlen. Sie sind sehr groß und stark, haben edle, noble Ochsengesichter mit ernster, klassischer Ruhe, und ihre Hörner sind groß und kühn wie das Papsttum. Alle Ochsen, die ich dort gesehen habe, waren von weißer Farbe, und diese gab ihnen solch ein menschlich melancholisches Kolorit, daß ich mir Italien gar nicht mehr denken kann, ohne seine stillen, wiederkäuenden Ochsen, die in schweigsamer Schönheit und lautlos ihre Lasten ziehen. Diese Ochsen haben auch die vielen tausend Verwundeten gezogen, welche für die Freiheit oder sonst etwas in die Kugeln gelaufen sind. Auch die blutenden Räuber ziehen sie nach den Städten, und wenn ihnen der Priester begegnet, so halten sie still, damit der

Sterbende die letzte Ölung bekomme, ja sie knien selbst dabei nieder — es sind liebe historische Tiere, die sich in alles zu schicken wissen, und gleich allen Ochsen nicht ahnen, welch eine furchtbare Kraft in ihrem Zorn und ihren Hörnern ruht.

Auf dem Wege nach Padua findet man sogar eine Art von Dörfern, die wie in Deutschland hinter Bäumen liegen. Es geht der Meeresküste zu, alle Aussicht ist zu Ende, und dennoch wurden wir lebhaft daran erinnert, daß wir noch in Italien seien. Der Tag neigte sich, der Vetturin fuhr mit seinen kleinen dalmatinischen Pferden, die hier sehr gewöhnlich sind, auf der breiten Straße frisch trabend dahin, es lag alles still und glücklich um uns her. Da wies der Vetturin mit der Peitsche auf eine weiße Wolke hin, welche nach dem Adriatischen Meere zu langsam vorüberzog. Sie war klein und unbedeutend, und wir begriffen nicht, was er damit wolle. Da sahen wir plötzlich, daß die Wolke in Feuer aufging; alle deutschen Träume und Allegorien fielen mir ein. Sie schleuderte Blitze nach allen Seiten und rückte nicht von der Stelle. So klein, so weiß-blond und so voll Feuer. „Auf dem Meere ist ein Gewitter,“ sagte der Kutscher und setzte sich auf seinem Sitze fester und schüttelte mit dem Kopfe.

Nach einer kleinen Weile kehrte er sich wieder um und sagte uns leise, an unserer Straße seien soviel Bäume, und es würden häufig Wagen angefallen von Spitzbuben.

In Deutschland habe ich immer auf die gute Polizei geschimpft, hier schimpfte ich auf die schlechte. Mit welchem Vergnügen hätten wir einige preußische Gendarmen umarmt, wenn sie uns begegnet wären. Jeder von uns verachtete laut die Furcht vor eingebildeten Gefahren, und jeder senkte still die Hauptbörse in den Stiefel und rüstete sich eine Theaterbörse für den Banditen. Damit selbiger auch meine Delikatesse erkenne, steckte ich einen Dukaten unter das Silber-

gelb; wir wurden still und erwarteten unser Schicksal. Es ward immer dunkler, und „Padua“ — „Padua“ seufzten unsere Herzen.

Plötzlich hörten wir lärmende Stimmen unweit vor uns — der Vetturin seufzte den Namen eines Heiligen und hieb in die Pferde — es schien ein Trupp von Landleuten zu sein, die aus Padua kamen.

Endlich lag eine schwarze Masse vor uns, und der Vetturin atmete tief auf. Der österreichische Korporal mit der weißen Jacke und dem gelben Wüstengesichte war uns ein höchst erfreulicher Anblick, und zum erstenmal in meinem Leben gab ich meinen Paß mit Vergnügen ab.

Das Gewitter vom Meere hatte einen Schauer seines Zornes herübergeworfen bis aufs Land, die Straßen waren feucht, und die Regentropfen glänzten hie und da im Laternenschein. Es war ein endlos Fahren durch allerlei Straßen, und ich mußte mich immerfort besinnen, wo ich sei. Es gibt Städte, bei denen man nicht einen Augenblick vergessen kann, wohin sie gehören; wer kann durch die vornehmen Berliner, durch die ängstlich stillen Kasseler, durch die wogenden Wiener Straßen fahren, ohne fortwährend Berlin, Kassel und Wien vor Augen zu haben, wer verkennt eine deutsche Reichsstadt, eine polnische Landstadt!

Aber in dies Padua konnt' ich mich nicht finden, die Doktoren von Padua rauschten mir mit ihren langen Roben im Kopfe herum, ich konnte die Vorstellung nicht los werden, daß wir in eine deutsche Universität geraten seien. An den Häusern liefen die steinernen Lauben entlang, wie man sie in den schlesischen Gebirgsstädten sieht. Dort werden sie „Löben“ genannt, und es sind Schutzdächer, welche fünf, sechs Schritte breit herüberreichen in die Straße und lange Bogengänge bilden, wo man vor Sonne und Regen geschützt ist. Unter diesen „Löben“ waren die Butiken geöffnet, und die Menschen liefen hin und her, wie bei den deutschen Jahrmärkten.

Dann rollte der Wagen wieder neben finstern alten Gebäuden vorüber, und die ganze mittelalterliche Gelehrsamkeit Paduas sah schwarz von ihnen herunter. Das gab der Stadt wieder eine düstere Würde. Auf einer Piazza hielten wir vor der „Stella d'oro."

Alles in dem Hause war dunkler, kalter Marmor, der Fußboden, die Wand, der Tisch, der Fenstersims, es ward mir am Ende feierlich gelehrt zu Sinne, und ich ging mit gemessenen, ernsthaften Schritten aus, um mir die nächtliche Stadt zu besehen, unter jedem Quadersteine, dacht' ich, ruht das Buch eines Doktors von Padua.

Ein glänzend erleuchtet Gebäude zog meine Blicke und Schritte an. Es kam mir vor wie ein moderner salomonischer Tempel, auf den Vorplätzen saßen Herren und Damen. Wenige Stufen führten hinauf, und da saßen wieder Herren und Damen, und eine endlose Reihe von Zimmern lag vor mir, ich mochte mich rechts wenden oder links, und alles war glänzend hell, und überall saßen Herren und Damen. Ich war wie berauscht und griff nach der ersten Säule, ob ich träume oder wache. Die Säule war glatter, kühler Marmor — ich rannte schnell durch die Säle, überall schöne Welt, glänzendes Licht, überall Marmor, alles Marmor.

„Hat denn Tasso in Padua gelebt, ist's ein Palast aus Armidas Gärten?!" — „Nein," sagte der Archivarius, „es ist ein Kaffeehaus, in Berlin würde man's eine Tabagie nennen. Genießen wir ein Glas Eis."

Wir setzten uns, und man brachte uns Eis. Abgerundet, abgezirkelt wie ein schlanker rosenroter Turm stand das Glas vor mir, ich scheute mich, das Kunstwerk anzurühren. Eine volle Paduanerin saß nicht weit von mir und sah mich forschend und lächelnd an — der gotische Barbar mochte mir aus allen Fingerspitzen gucken.

Und doch war mir alles, doch war ich mir selbst niemals so klassisch vorgekommen, als hier mitten in diesem

Marmor. Ein anständiger Mensch kann hier gar nichts Ordinäres sprechen. Die alten Griechen hatten auch wirklich viel leichter schreiben, wenn sie unter ihren klaren, schönen Hallen saßen; die Gedanken sind wie die Kinder im Mutterleibe von den Umgebungen abhängig: die Mutter versieht sich, und das Auge versieht sich. Das Verdienst eines Deutschen ist noch einmal so groß: er sieht in seinem kleinen Landstädtchen nichts als Misthaufen und sorgenvolle Gesichter mit dem unwandelbaren Motto: „Gib uns unser täglich Brot!" und soll schöne, fröhliche Dinge schreiben.

Wenn man aber so unter Marmor und Schönheit sitzt, dann hält man auch das ganze Schreiben für überflüssig — wenn wir befriedigt sind, brauchen wir keine Feder. Ohne Hunger gibt's keinen Schriftsteller. Es ist nur zu bedenken, daß es mancherlei Hunger gibt.

Ich weiß es selbst nicht, wie lange ich an jenem Abende im neuen paduanischen Kaffeehause gesessen habe. Meine Reisegefährten waren fortgegangen, ich wußte nicht mehr, wann und wohin — durch die offenen Fenster drang die abgekühlte, üppige Gewitterluft, rings um mich her erblickte ich Marmor und klassische, römische Köpfe, und ein schönes Weib darunter spielte mit ihrem Schal, mit ihren Augen und kleinen Geschichten, die sie erzählte.

Nur eine davon hab' ich behalten. Im Jahre 1812, als Napoleon noch Herr der Welt war, kam ein blutjunger französischer Volontär durch die Straßen von Padua geritten. Er hat noch keinen Bart, aber große, verliebte Augen, und als diese zwei andern verliebten Augen im ersten Stockwerk begegnen, da steigt er vom Pferde, tritt ins Haus und ersucht die Mutter des schönen Mädchens, das er am Fenster gesehen, ihn ins Quartier zu nehmen. Die Mutter frägt nach seinem Billett. Der Franzose sagt, er habe es verloren, aber es laute zu ihr — „Madame heißen doch?"

„Signora Carmagnola."

„Ganz recht, Signora Carmagnola; ich habe den Namen schon in Paris gekannt, der Oberst meines früheren Regiments hat uns oft erzählt, wie er im Kriege gegen die Austriaci Padua zum erstenmal besetzt habe, damals haben die schönsten Damen Paduas auf den Balkonen gestanden und die Franzosen ‚willkommen‘ geheißen. Damals — so erzählte, Signora, mein Oberst mit Feuer — damals habe er vor dem schönsten Mädchen Paduas seinen Degen geneigt, vor Mademoiselle Carmagnola“ —

Dabei küßte der junge Franzos der Signora mit vieler Galanterie die Hand, öffnete die Tür des Zimmers und bat sie, voranzugehen. In selbigem Zimmer befand sich das schöne Mädchen, das er am Fenster gesehen hatte, und der junge Herr versicherte der Mutter und der Tochter, daß er nie eine so frappante Ähnlichkeit gesehen habe.

Am nächsten Abende, als die Signora Carmagnola nach dem Prato della Valle spazieren ging, lag der junge Franzos vor der Mademoiselle Carmagnola auf den Knien und beschwor sie, ihn zu lieben. Das Mädchen verwirrte ihm mit der kleinen Hand die schwarzen Locken und sagte, er sei noch zu jung. Da sprang der Franzos auf, holte ein Pistol und schwor dem Mädchen mit bebender Stimme, daß er sich auf der Stelle erschießen werde, wenn sie ihn nicht liebe. Das Mädchen lachte und beruhigte ihn, was ihr nicht so schwer wurde, da der Franzos sehr hübsch war. Er blieb ein halbes Jahr in Padua und sprach nicht mehr vom Erschießen. An einem schönen Morgen aber erhielt er draußen an der Brenta auf dem Exerzierplatze den Befehl, allsogleich zu marschieren. Er gewann nicht soviel Zeit, um Abschied zu nehmen, und erst vor einigen Wochen kam er zum ersten Male wieder nach Padua zurück.

Es waren also über zwanzig Jahre vergangen, und in zwanzig Jahren ändert sich viel. Er forschte umsonst an allen Orten nach der Signora Carmagnola. Niemand wußte,

was aus ihr geworden sei; im Jahre 1813 sei sie aus ihrem Hause verschwunden, die Stadt habe sieben italienische Miglien im Umfange, es habe sich niemand die Mühe gegeben, die Frau mit ihrer blassen Tochter aufzusuchen.

Der Franzos ergibt sich in sein Schicksal und vergißt die Angelegenheit, er war seit dem Jahre 1813 weit in der Welt herumgekommen und hatte vielerlei erlebt. Geschäfte hatten ihn nach Padua geführt, Geschäfte fesselten ihn eine Zeitlang daselbst.

Eines Tages schlendert er in der Kirche der heiligen Justina herum, betrachtet das schöne Altarblatt Paul Veroneses und die geschnitzten Chöre, an denen Riccardo Taurin zweiundzwanzig Jahre gearbeitet hat und ist festlich gestimmt durch das hohe, einfache Gebäude — da erhebt sich an einem Seitenaltare eine Frauengestalt. Nur einen Moment sieht er die Augen, dann fällt der Schleier darüber. Aber jene Augen wecken alle Gestalten seines Herzens auf. Acht Tage lang geht er umsonst nach Santa Giustina, das Mädchen mit den wundertätigen Augen ist nicht mehr zu sehen. Am neunten Tage, als er eben wieder in aller Frühe nach der Kirche steuert, tritt sie mit einer älteren Frau eben aus der Tür, ihr Schleier ist zurückgeschlagen — das Antlitz fällt ihm wie ein Gedicht seiner Jugend in die Seele. Er glüht und bebt, er kann sich nicht fassen — das Mädchen umarmt die ältere Frau, die nach der andern Seite von dannen geht. Jene kommt auf ihn zu, unverschleiert, schön wie ein Sonnenstrahl — berauscht von ihrem Anblick tritt er ihr entgegen und bittet sie, seine Begleitung anzunehmen. Er bittet so heiß wie ein Wüstenwanderer, der am Verschmachten ist, um einen Trunk bittet. Das Mädchen lächelt — er war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren in voller Manneschönheit. Sie sagt ihm, ihre Mutter sei eben nach der Brenta gegangen, um nach Venezia zu fahren, sie wohne allein und könne keinen Mann bei sich

sehen. Wenn er ihr was zu sagen habe, so möge er ein Stück mit ihr gehen, nur nicht bis an ihr Haus wegen der Nachbarsleute.

Und der gewandte Franzos war so bestürzt von der Schönheit und Anmut des Mädchens, daß er nichts zu sprechen wußte und sie nur dringend bat, des andern Tags wieder zur heiligen Giustina zu kommen.

Am andern Tage kniete er neben ihr in einer stillen Seitenkapelle, und sein Mund floß über von dem Gesange seines Herzens. Er sagte ihr, sie sei die Heilige seiner Seele, das Geheimnis seines Lebens ruhe auf ihrem Munde, der Himmel seiner Seligkeit in ihren Augen.

Das Mädchen lächelte und ging heim. In einiger Entfernung ging er ihr nach und sah das Haus, in welches sie eintrat.

Als es dunkel ward, öffnete er die Tür ihres Zimmers und warf sich zu ihren Füßen und beschwor sie um Liebe. Das Mädchen machte ihm lebhafte Vorwürfe, daß er sie so in Verlegenheit bringe, die Hausleute hätten ihn gewiß gesehen, und ihre Mutter könne jeden Augenblick von Venezia zurückkommen, und die habe sie immer auf das Rührendste gewarnt vor unvorsichtigen Liebschaften.

Er blieb aber ungestört vor ihren Füßen liegen und beschwor sie immer glühender um Liebe. Endlich sagte sie ihm, daß er ein hübscher, angenehmer Mann sei, daß er aber mehr das Zutrauen weckende Wesen eines Bruders für sie habe — jetzt aber möchte er nach Hause gehen, denn die Mutter könne jeden Augenblick kommen.

In dem Augenblick ging die Tür auf — es war unterdes sehr dunkel geworden — eine Frau, vom Regen triefend, kam bis vorn ans Fenster, wo der Franzos noch vor dem Mädchen kniete, und suchte im Dunkeln die Gestalten zu erforschen. Als sie einen Mann und die Situation zu erkennen schien, wendete sie sich zurück ins Zimmer; ihr großes feuchtes Tuch fiel zur Erde; sie ließ es liegen.

Nur dem nahen Ohr des Franzosen vernehmlich flüsterte das Mädchen die schwankenden Worte: „'s ist meine Mutter.“ — —

Die Frau stand im Hintergrunde still — niemand regte sich im Zimmer.

Unweit von dem Gemache, das die beiden Frauen bewohnten, lebte in einem kleinen Raume ein bejahrter Studiosus, der ein eingezogenes fleißiges Leben führte und des Abends immer zu Hause war. Die Mutter des Mädchens war ihm sehr zugetan, weil er ein sanfter, verlässiger Mensch zu sein schien, und die Tochter machte es ihr oft zum Vorwurf, daß sie dem Studiosus mehr von ihrem Leben erzähle als ihr, der leiblichen Tochter.

Dieser Studiosus trat jetzt mit einem Licht in das schwüle, schweigsame Zimmer, er habe die Signora Carmagnola nach Haus kommen hören und wolle sich erkundigen, wie es ihr in Venezia ergangen sei. Die Signora aber nahm ihm hastig das Licht aus der Hand und schritt zu dem fremden Manne und ihrer Tochter. Der Franzos sprang auf, als er jenen Namen hörte — sie standen einander gegenüber, die Augen wühlten einander krampfhaft in den Zügen, das Entsetzen trat immer klarer auf ihre Gesichter.

Mit tonloser Stimme fragte er nur hinweisend: „Und das ist deine Tochter?“

Die Augen drängten sich der Frau aus den Höhlen, die Lippen bebten, sie konnte nur wiederholt mit dem Haupte nicken — sie hatten sich vollständig erkannt.

In dem Momente dieser unzweifelhaften Klarheit fiel der armen Carmagnola das Licht aus der Hand und verlosch — der Franzos stürzte schaudernd nach der Tür, hinter ihm drein der Studiosus. — —

Hier hielt die Dame einen Augenblick inne und legte ihre Hand auf die Schulter des neben ihr sitzenden Mannes, und ihre Finger spielten, als komponierten sie das Ende

der Begebenheit. Der ganze Zuhörerkreis war mäuschenstill, es war schon ziemlich spät, wie ich glaube, und die Säle waren leer geworden. Nach einer Pause sprach sie unaufgefordert weiter:

„Der Studiosus scheint von allem Früheren durch die Signora völlig unterrichtet gewesen zu sein — er ist eilig hinter dem Franzosen hergelaufen; dieser aber hat nicht eher gerastet, bis er erschöpft vor Santa Giustina niedergesunken ist. Der Studiosus hat sich neben ihn gesetzt und ihn nach diesem und jenem gefragt: automatisch hat der Unglückliche geantwortet. Endlich hat der Studiosus ihm vorgestellt, daß er seinen Fehler gut machen und Signora Carmagnola die Ältere heiraten solle, er, der Studiosus nämlich, werde in nächster Woche Advokat, habe als solcher sein Auskommen und ersuche ihn im voraus um die Hand seiner Tochter, die ihm sehr wohl gefalle. Sie könnten dann eine Familie bilden.

Da ist der Franzos aufgesprungen, hat den Studiosus weithin geschleudert an die Erde und ist von dannen gestürzt. Dieser aber hat sich aufgerafft und ist ihm nachgeeilt durch alle Straßen bis hinaus vors Tor. Das Regenwetter, das schon Signora Carmagnola überfallen hatte, ist ein starkes, vom Meere her kommendes Gewitter gewesen. Als die beiden draußen an der Brenta umhergeirrt sind, ist das Unwetter immer ärger geworden — nach einem heftigen Blitz und Donnerschlage hat der Studiosus den Franzosen nicht mehr gesehen."

Die Dame hielt noch einmal ein. Es war wieder alles still, dann schloß sie plötzlich:

„Ich habe vor einer halben Stunde den Studiosus gesprochen; er hatte nicht den Mut, nach Hause zu gehen und den unglücklichen Frauen zu sagen, daß der Franzos tödlich getroffen sei vom Himmel für sein Liebesglück und Unglück.

Die Sache ist nämlich heut abend geschehen, und jener heftige Schlag, der um die neunte Stunde fiel, hat den Mann getroffen."

O du schlimme weiße Wolke, flüsterte ich vor mich hin, die so unbefangen aussah und wie zum Spaße blitzte, als wir nach Padua fuhren.

Die Gesellschaft brach auf — ich blieb allein in Gedanken sitzen. Nach einigen Minuten kam die Dame allein, eine Opernarie trällernd, zurück. Sie hatte ihren Handschuh vergessen. Ich hatte ihn in der Hand und tändelte damit, ohne es zu wissen. Sie nahm ihn mir und schnippte mich leise dabei an die Finger und lächelte. Aus meinen Gedanken heraus, sah ich sie staunend an.

„Veramente uno Tedesco!"

„Si Signora!"

Und sie lächelte wieder und ging. Ich bin später allein nach Haus gegangen.

---

42. Fortsetzung.

Unser französischer Cicerone schwur beim heiligen Antonio von Padua, der Prato della Valle sei das schönste Marsfeld der Welt. Bekanntlich handeln die Ciceroni mit den Merkwürdigkeiten, welche sie zeigen, und jeder Krämer lobt seine Ware.

Der Platz ist aber wirklich schön; man atmet tief auf, wenn man aus den verengten schweren paduanischen Gassen kommt. Er ist sehr groß, und wie überall läuft der Korso an den Seiten her, denn der Korso ist der Busenstreif der italischen Städte. Es ist viel Blut darauf geflossen, so still österreichisch er jetzt auch erscheint. Gegen den langen bärtigen Alarich ist hier gefochten worden, gegen den kleinen vergelbten und verschrobenen Attila, der die garstige Hunnenfaust nach einem purpurnen römischen Kaiserweibe ausstreckte, und in

den italienischen Bürgerkriegen war dieser Platz ein gewöhnlicher Fechtboden. Damals hatte man weiter keine Beschäftigung, als sich gegenseitig bei Gelegenheit totzuschlagen; man nennt diese Art die poetische Rittersitte, und bei einer solchen Gelegenheit blieben denn auch hier auf dem Prato della Valle die Venezianer Sieger auf dem Platze und zogen mit roten Schwertern hinein in die Tore.

Inmitten dieses weiten Platzes ist eine grüne Insel, welche der Brentakanal absondert. Es ist eine kleine aber erquickende Insel des Ruhmes, das Pantheon von Padua, drüben staubt der Korso, das gewöhnliche, beschwerliche Leben, hier diesseits der Brücke grünt ein dunkelgrüner Rasen, über welchen breite Bäume ihren Schatten werfen, und in diesem Schatten stehen achtzig berühmte steinerne Männer und warten auf Fremde, welche sie anstaunen und im Staunen die alten Taten erzählen, weshalb sie versteinert worden sind.

Es ist etwas vornehm Langweiliges, solch eine Statue zu sein, aus kalter Masse jahrein, jahraus unbeweglich zu stehen. Ich habe schon als kleiner Bube die Statuen bedauert, weil ihnen die Zeit erschrecklich lang werden müsse. In unserm Garten stand ein verwahrloster kleiner Engel aus vaterländischem Sandstein, zu dem ging ich wenigstens immer an langen Sonntagnachmittagen und erzählte ihm Geschichten und tröstete ihn wegen des Verlustes seiner Finger. Die einsame Langeweile einer einzelnen, besonders ausgezeichneten Statue hat indes immer noch etwas Poetisches, so Peters des Großen auf seinem Fels in Petersburg; der Große Kurfürst in Berlin, der unverwandt, jahraus, jahrein auf einen Fleck über der schmutzigen Spree sieht, steht zu sehr inmitten des Lärms der Berliner Fischweiber, die aus einem Theater ins andere laufen — einsame Berühmtheit entschädigt wenigstens durch das Kitzeln des Despotismus. Aber wie hier in Padua mit achtzig berühmten Leuten unverwandt auf einem Platze stehen, das ist tödlich.

Es ist übrigens hier eine sehr gemischte Gesellschaft, ein deutsches Kasino würde solche Verschiedenartigkeiten nimmer dulden. Zwischen berühmten Paduensern und Päpsten steht der Polenkönig Sobieski, ja der evangelische Landgeistliche Gustav Adolf und sein wüster General Herr Banner, der so gern die Mädchen verführte. Mit diesen beiden spricht doch gewiß keiner der übrigen ein Wort, auch wenn Herr Banner vom langen Anhören der Vorübergehenden Italienisch gelernt hätte. Es sieht wirklich aus, als hätte man den beiden Herren ein raffiniertes Exil bereiten wollen. Denn angenommen, daß die Statuen in stiller Nacht lebhafte Konversation miteinander führten, wie erschreckte Liebespaare wirklich gehört haben wollen, so ist doch der General Banner in einer bedauernswerten Lage. Sein König predigt ohne Aufhören protestantische Moral und die Verderblichkeit des Fleisches, und Banner muß zähneklappernd all der weiß und roten, sanften deutschen Mädchen gedenken, denen er ganz andere Dinge gepredigt hat. Armer Banner!

Die Franzosen, welche vor tatlosen Statuen keinen Respekt fühlen, haben in der Jakobinerzeit widerwärtig auf dieser Insel gewirtschaftet. Auch die tote, steinerne Aristokratie war ihnen zuwider, und sie haben viele alte venezianische Nobili geköpft, deren abgeschmackte Physiognomien ihnen nicht behagten.

Die Paduanerinnen kennen die Statuen alle vortrefflich, die historische Wissenschaft blüht hier, die alten steinernen Gäste geben vortreffliche Merkmale zu Rendezvous, und ein Mädchen von fünfzehn Jahren würde sich schämen, eine geschichtliche Schwäche zu verraten, wenn ihr Liebhaber von Sobieski spräche.

Nun gingen wir zur Santa Giustina. Armes Mädchen! Die Kirche war sehr schön, besonders da mich draußen auf dem Prato die Heldenglut der paduanischen Sonne gepeinigt und nach kühler Religion lüstern gemacht hatte. Die

Deutschen wissen gar nicht, was Katholizismus ist! Wenn ein Sachse dieses Wort ausspricht, so denkt er dabei an den Tetzel und an den Aberglauben und schüttelt sich vor Aufklärung, denn zum Aberglauben fehlt ihm die Phantasie — der italienische Katholizismus ist ein Landesprodukt Italiens wie die Zitronen und Melonen, man braucht ihn hier gegen die Witterung. Diese kühlen Kirchen preisen Gott in der Sonnenhitze vortrefflich. Dieser italienische Herrgott ist ein freundlicher, wohltätiger alter Herr, der's seinen Kindern bequem macht — der norddeutsche protestantische Herr Zebaoth ist nur um einen Grad besserer Laune als der israelitische Jehova. Ich habe Leute gesehen, die sich an frischen Wintertagen die Gliedmaßen erfroren in den protestantischen Kirchen — und mehr als die Gliedmaßen wie die Fakirs, die sich offiziell gottesfürchtig malträtieren. Statt die Kirchen zu heizen — denn die Religion ergänzt die Erde — machten sie noch die Türen auf und hielten lange Reden.

Ich lobte mir Santa Giustina, eine schöne, einfache und kühle Kirche. Da setzte ich mich auf eine Marmorstufe und dachte in erfrischender Bequemlichkeit über den Ruhm nach. Ob's der Mühe wert ist, nach Ruhm zu jagen! Ich habe meine stillen, kartoffelgenügsamen Stunden, wie dort zu Santa Giustina, wo ich nicht mit dem Augenlide zucke, auch wenn mir's allen Ruhm der Erde brächte. Aber man sitzt freilich nicht immer zu Santa Giustina! 's ist eine feine moralische Gourmanderie, die Ruhmsucht und der Ehrgeiz — aber die Faulheit und der Egoismus nehmen wie das Ungeziefer überhand, wenn man sie ganz vernachlässigt. Der Nachruhm ist Senf nach dem Mittagsessen, wenn man keine Poesie besitzt; was ein ordinärer Bürgermeister, Minister oder Schriftsteller mit dem Nachruhm will, hab' ich nie begreifen können — der ist nur etwas für die Poeten.

Es gibt ein Stadium in jedem Menschenleben, wo man einsieht, daß all unser Wissen und Glauben, selbst die ältesten

Grundsätze, ein zufälliges, künstliches Gebäude sind, das über Nacht einstürzen kann. Morgen kann den Leuten das alles blau erscheinen, was uns heute rot ist, morgen verlieben sich die vernünftigsten Leute in veilchenblaue Gesichter und rosenrote Augen.

In solchem Stadium hält man sich an die Poesie, man *schafft*. Da ist man denn wohl auch imstande, den Nachruhm unterzubringen. Wenn ein Mensch mit Ruhm bedeckt stirbt, so entsteht zum Beispiel ein neuer Stern, und die Menschen dieses Sterns erhalten eine Seele des Wohlbefindens, welche eben aus diesem Nachruhm besteht.

Der Starost störte mich in meinem sublimen Ideengange und sagte mir, daß wir noch in die Kathedrale gehen müßten. Wir gingen in die Kathedrale, ich setzte mich wieder auf eine Marmorstufe, und der Starost trat nach einer Weile wiederum zu mir und erzählte, daß ich vor dem heiligen Petrarca säße. Er ist im Kalender schlecht bewandert und nannte den Petrarca einen Heiligen, weil er in der Kirche hing, als wenn bloß Heilige gehangen würden und in der Kirche bloß Heilige hingen.

Ich fühlte einen angenehmen Hunger beim Anblick des Petrarca, so wohlgenährt, feist und behaglich sieht er aus, und so hatte ich mir ihn gedacht. In diesem Gesichte lag ein immer heiterer Appetit, eine bequeme aristokratische Sinnlichkeit, eine liebenswürdige Sinnlichkeit, aber nichts, nichts von Phantasie.

Von meinem niedrigen Sitze aus sah ich ihm so lange in die wohlgenährten Augen, bis ich herzlich lachen mußte. Gewiß, ich hatte recht gehabt: er war eine Sonettenkokette, welche dick und fett wurde beim Liebesweh. Seine Neigung zur Laura störte ihn nicht im Mittagsessen, und wenn er schlaflose Sonette machte, so geschah's des Ruhms und nicht der Liebe wegen. Ich war von frühauf mißtrauisch gewesen gegen diesen Poeten: es waren immer unsere mittelmäßigen

Geister, welche so viel Lärm von italienischen Sonettisten und der Quelle von Vaucluse machten, und alle die Damen, welche mit süßer, dünner Stimme so überaus den Petrarca erhoben, konnten gewöhnlich nicht lieben, sondern nur über die Liebe sprechen. Denn es ist mit der Liebe wie mit andern Dingen; wer ernstlich damit beschäftigt ist, spricht nicht viel davon. Laura und Petrarca heirateten sich bloß der Sonette wegen nicht. Ich will deshalb die Meinung nicht verbreiten helfen, daß Petrarca nie geküßt habe — so sah dies hübsche, bequeme Gesicht des paduanischen Domherrn gar nicht aus, das vor mir am Pfeiler hing.

---

43. Venedig.

Zur Zeit des Petrarca trugen die Frauenzimmer breite gestickte Spitzenkleider, und wenn's in Avignon Abend wurde, oder es zog eine Regenwolke über des Papstes Haus, da sah man die schönsten Frauen mit jener bekannten schwarzen Kapuze, welche mancher Maler so reizend dargestellt hat. Das Gesichtchen fiel wie ein Lichtstrahl aus der Finsternis. Es ist damals ein sehr munteres Leben in Avignon gewesen, solange der Gouverneur des Herrn Christus da gewohnt hat, und man erzählt scharmante Abendgeschichten von den jungen Prälaten und den schönen Provenzalinnen. Jene Kapuze war eine theologische Erfindung, damit kein Mysterium profaniert würde.

Dieses Treiben der damaligen Zeit ging mir im Kopfe herum, ich sah die jungen Chorherren mit den langen Gewändern und den gesunden Gesichtern, ich sah die lustigen Provenzalinnen mit den liebesliederlichen Augen, ich hörte die jungen provenzalischen Lieder, es war gegen Abend, und mitten drunter rauschte Franzesko hin, er war ein fashionabler junger Geistlicher und spielte die Laute mit vieler Geschicklichkeit — ich fuhr wie ein Träumer aus Padua hinaus.

Die Stadt ist weitläufig wie jede akademische Gelehrsamkeit, wir fanden uns mit Mühe hinaus aus der gelehrten Padova. In der letzten Straße erzählte mir erst der Archivarius, was für Leute ich vergessen hatte in Padua. Belzoni, der Student und nachmalige Professor der Pyramiden sei hier geboren worden, Galilei sei Lektor an der Universität gewesen, Ariost habe hier studiert. Ariosto! Mein Liebling Lodovico! Ich wäre gern ausgestiegen und hätte mich nach diesem und jenem erkundigt, aber der Wagen fuhr zu schnell auf dem alten Pflaster. Das war ein Poet wie ich sie liebe; auf der Straße ein stolzer Mann mit einem stolzen Schwerte, unter Räubern vornehm wie ein Gott, auf dem Rosse ein königlicher Held und daheim ein frischer Schreiber.

Ariosto war aus Reggio gebürtig und hatte sehr viel Geschwister. Mit diesen führte er frühzeitig Komödien auf, namentlich war „Pyramus und Thisbe“ und „Der Löwe und der Mondschein“ sein Lieblingsstück — er hatte von Jugend auf den Kopf voll toller Geschichten, und alle Straßen von Ferrara, wo er aufwuchs, kannten den kleinen Lodovico. Auch ihn zwang sein Vater, Jurist zu werden; die Juristen waren damals in Italien so Mode, wie heut in Preußen die Referendarien. Und auch heut sind in Preußen die meisten Schriftsteller Referendarien.

Lodovico warf das Corpus juris bald zum Fenster hinaus und schrieb Komödien und Gedichte, und weil er ein gewandter, feiner Weltmann war, der zu sprechen wußte, so stellte man ihn im Jahre 1503 am Hofe an. Hier hat er viel Novellen erlebt, und der schlanke Lodovico kannte alle Hofdamen, alle Korridore und kleinen Türen. Man erzählt, daß einmal sein Onkel zu ihm gekommen sei, und ihm die unzweideutigsten Vorwürfe gemacht habe ob seines leichtsinnigen Lebenswandels, Lodovico habe am Tisch gesessen, eifrigst geschrieben, mitunter einmal den Onkel angesehen, dann wieder eifrigst geschrieben, ohne ein Wort zu reden.

Der Onkel ist zu Ende und will gehen, da bittet ihn plötzlich der Neffe, nur noch zwei Minuten fortzuschimpfen, er brauche das gerade zu einer Lustspielszene, und bis jetzt sei's ganz vortrefflich gegangen — „Bitte, lieber Onkel, schimpfen Sie noch zwei Minuten lang auf mich!“ — Im Jahre 1516 trat er eines Morgens zum Herzog Alphons von Este ins Zimmer und gab ihm seinen gedruckten Orlando Furioso. Der Herr Herzog muß kein feiner Beobachter gewesen sein, denn er fragte ihn naiv: „Meister Ludwig, woher nehmt Ihr nur alle die Possen und Albernheiten?“

Aber Ariosts Landsleute fanden mehr Geschmack an diesen Albernheiten und nannten ihn „den Göttlichen“.

Den Ariosto hätt' ich gar zu gern einmal gesehen! Wenn ich aber an die stillen, sonnverbrannten Gegenden Italiens denke, so zieht ein tiefes Mitleid mit dem hypochondrischen Torquato Tasso durch mein Herz, und eine drängende Sehnsucht, mich in solch eine schweigsame Gegend zu setzen und einen Roman zu schreiben, Torquato Tasso. Der unglückliche blasse Mann ist ein völliger Romantypus — man hat ein schönes Bild, wo er in einem freien Saale zu St. Onophrio sitzt und mit sterbendem Auge in die dunkle Landschaft hinaussieht. Der Tod zögert nur noch eine Minute über ihm. Das ist ein gemalter Romanschluß, in der offenen Tür sollte nur noch seine geliebte Leonore stehen, die vornehme liebenswürdige Frau.

Petrarca überlass' ich den Philologen.

Es war ein frischer Nachmittag, als ich mit diesen Gedanken auf der Chaussee gen Venedig fortrollte. Immer deutlicher fühlten wir den feuchten Seewind von der Adria herüber. Italien schien verschwunden zu sein, durch ein ebenes Wiesenland schlängelt sich die Straße, deutsche Bäume stehen am Wege. Man nennt den Weg die Vorstadt von Venedig, links und rechts sind Landhäuser, die schmutzige Brenta, auf welcher die Kähne mit Passagieren und Lebens-

mitteln nach Venedig hinabgleiten, läuft neben der Straße hin, und in wenigen Stunden sieht man links und rechts die Sümpfe, welche die Nähe jener Inselstadt verkündigen. Durch diese Sümpfe wateten einst fliehend die zisalpinischen Römer, um sich vor den hereindringenden Barbaren zu retten, sie flüchteten auf die Inseln und gründeten Venedig.

Es war uns wunderlich zumute; die feuchten Wiesen waren ringsum totenstill, das Land lag ruhig da wie eine norddeutsche Bruchgegend, und binnen wenig Minuten sollten wir das völkerwimmelnde Venedig sehen, jenes Venedig, das wie ein Zauberwort in allen Büchern ruht, wo ein Dritteil aller Romane spielt, die geschrieben worden sind.

„Ecco, Venecia!" rief der Vetturin. Wir sahen hinten am Horizont einen erhabnen Häuserstrich in der Luft schweben — Venedig schwamm auf dem Wasser. Ich hatt' es so oft gehört, daß Venedig mitten im Meere schwimme, ich hatte es so oft abgebildet gesehen, ich hatte mir den Eindruck noch viel großartiger gedacht, als ich ihn jetzt empfand, da wir in Fusine, dem kleinen Strandorte einfuhren. Aber ich konnte mich doch einer wunderbaren Stimmung nicht erwehren; es war gegen Abend, drüben lag die alte, vielbesungene, weißschimmernde Venezia, es kam mir alles fabelhaft, orientalisch vor. Kleine totenschwarze Gondeln lagen am Ufer — das waren jene schwarzen Gondeln, welche in allen Romanen herumfahren, auf welchen Othello nachts unter Desdemonas Fenster gefahren ist, um ihr heiße, afrikanische Lieder ins Ohr zu singen.

Hier ist der Strand, wo einst die Barbaren und später viele andere Völker tatlos, ratlos standen. Sie wollten Venedig züchtigen, und kamen herangesprengt mit blitzenden Schwertern, und konnten nicht weiter — es ist nur eine kleine Stunde bis hinüber, aber kein Feind hat diese Stunde besiegt. Ohnmächtig drohten sie hier am Strand von Fusine und Mestre, drüben auf den Balkonen standen die schwarzen

Nobili und lachten. Die Lagunen sind zu flach für größere Schiffe, der fette Tonboden gestattet nur den kleinen Gondeln die Überfahrt. Napoleons Franzosen haben die Venezianer selbst geholt — kein Feindesfuß hat je mit Schwert und Spieß Venezias Rost betreten.

Ich strich mir das Haar von den Schläfen, um genauer zu sehen, aber ich strich ihn nicht hinweg, jenen fabelhaften, orientalischen Flor, der vor meinen Augen lag. Da drüben schwamm es, es existierte wirklich. Wenn solche tolle Dinge kamen, wie die Geschichte von Venedig, da glaubte ich stets in meiner Jugend, die erwachsenen Menschen hätten ein Übereinkommen getroffen, konsequente Lügen durchzusetzen — warum? wußt' ich selber nicht. Für eine solche konsequente Lüge hielt ich aber namentlich die Geographie, und ich freute mich äußerst auf den Augenblick, wo ich einmal zum Tore hinauswischen und den Königstein, Venedig, das Meer und solche unglaubliche Dinge aufsuchen könnte. Wenn ich sie dann nicht fand, wie ich bestimmt voraussetzte, dann wollt' ich zurückkommen und vor der Schuljugend eine donnernde katilinarische Rede halten gegen die große trügerische Verschwörung der Erwachsenen.

Jetzt war ich nun hinausgewischt und stand beschämt am Meeresstrande; das Meer und Venedig existierten wirklich, und je länger ich hinsah, desto mehr wuchs beides, namentlich lächelte Venezia immer stolzer.

Es hat einmal ein Dichter gesagt: „Helden erbaueten Rom, Venezia aber die Götter," mein Herr Verleger sagte aber, ich sollte mich nur nicht zu lange bei Venedig aufhalten, das sei ein abgedroschenes Thema. Ich trieb also zur Einschiffung. Hier auf diesem Strande könnten die Berliner Eckensteher ihre Studien machen; eine Elite von Banditengesichtern liegt hier umher; wenn man nicht die österreichischen Soldaten dazwischen sähe, man glaubte, unter eine Räuberbande geraten zu sein — ringsum walddichte Backen-

bärte, kieferbraune Gesichter, Augen mit langen Fingern, räuberisch schnelle, unverständliche Reden.

Wir retteten für einige Münze das Gepäck aus ihren Händen, das Lösegeld ist wohlfeil wegen der Konkurrenz, und setzten uns in solch eine schwarze Gondel. Diese Kähne sehen aus wie Meeressärge, die Kajüte ist auch mit schwarzem, grobem Tuche bedeckt wie ein deutscher Leichenwagen. Die Republik hat es einst so befohlen, weil man einen verschwenderischen Luxus mit den Gondeln getrieben hat — der Befehl dauert fort, obwohl kein Luxus mehr zu fürchten ist. Von der schwarzen stolzen Tracht der einstigen Venezianer sind die kleinen Gondeln übrig geblieben. Die Kajüten sind höchst elegant und üppig, man fällt weich in schwellende Polster, die feinen Glasfenster können verhüllt werden — diese Kajüten waren und sind die Boudoirs der romantischen Liebesverhältnisse. Wenn die unerreichbare Patrizierin in die Messe will, besteigt sie die Gondel, und die Gondoliere sind die diskretesten, erfahrensten Leute von der Welt, sie repräsentieren in Venedig das unverletzliche Briefgeheimnis. Sie sind die wohlgebildeten Domestiken des alten Adels von Venedig und spielen auch im Notfall den cavaliere servente.

Die Fiaker in Wien und die Droschken in Berlin mit ihren nationalen Führern sind nur mangelhafte Kopien der Venezianer — die Gondel ist ein poetisches Supplement des häuslichen Lebens, die Hauptergänzung der Ehe.

Zu unserer Überraschung fanden wir eine verschleierte Dame in unserer Kajüte. Es war nichts von ihr herauszubringen, als daß sie aus Padua komme — „Carmagnola“ — flüsterten wir, und der Archivarius wollte bemerkt haben, daß sie bei dem Namen zusammengeschrocken sei.

Es waren zwei Personen zuviel in der Kajüte, und ich sah deshalb zum Fenster hinaus. Die Lagunen sind von dieser Seite seicht, und es gehen lombardisch-venezianisch rot und weiß angestrichene Holzsäulen als Wegweiser des Fahr-

wassers durch die Fläche — — das Ganze gleicht einer regelmäßigen Überschwemmung. Die Stadt kam immer näher, es wurde mehr und mehr Abend, die Glocken von San Miguele, der vordersten Insel, begannen ihr Geläut, ihren mittelalterlichen Kirchengesang, das Takelwerk der Schiffe im Hafen leuchtete durch die beginnende Dämmerung, der Kahn schlüpfte weich durch das stille Lagunenwasser, die Häusermasse entwickelte ihre Gesichtszüge, zerfallende Mauern, mit Brettern verschlagene Fenster, lange Stangen mit ärmlicher Wäsche kamen zum Vorschein, die Glocken in der Stadt vereinigten ihre melancholischen, einförmigen Reime mit denen von San Miguele — es war, als führen wir in einen Begräbnisort hinein.

Venezia ist tot.

---

44. Fortsetzung.

Ja, Venezia, die stolze, ist tot, ich habe ihre Leiche gesehen.

Unsere Gondel hielt vor dem alten Palazzo Giustiniani, dem jetzigen Hotel de l'Europe. Es ist ein stolzes, normales Nobilihaus, in der Mitte mit dem weiten luftigen Saale zur conversazione, und durchweg steinern wie das Herz jedes echten Nobile. Das war also die erste Grabstätte; allerlei ungebeten Volk stieg aus der Gondel auf die Treppe des alten Palazzo, und sie mußte jeden gastlich empfangen, das stolze Haus war zu einem Wirtshause gebeugt.

Ich habe später hie und da alte verwitterte Gesichter erblickt, die nicht betteln und nicht sterben können, und wenn ich fragte, so nannte man mir stolze Namen aus dem goldenen Buche. Der Kaiser von Österreich zahlt ihnen jetzt für ihre alten Namen täglich zwei Zwanziger, damit sie nicht Hungers sterben.

Und einst war jenes goldene Buch das stolzeste Buch in Europa, ja der Name, der darin stand, sah übermütig auf einen Fürsten herab, noch Heinrich IV. von Frankreich

sandte seine schimmernde Rüstung nach Venedig, um seinem Namen einen Platz im goldenen Buche zu erkaufen.

Venezia ist das fürchterlichste memento mori der Aristokratie und aller irdischen Herrlichkeit.

Die mutmaßliche Carmagnola entschlüpfte uns beim Aussteigen, mein Aug' und Herz war mit der großen Ruine Venedig beschäftigt, der Archivarius sah auch gedankenvoll auf einen Fleck, und der Starost vermißte seine sämtlichen Habseligkeiten. Das Lärmen mit dem Gondolier führte zu nichts, er mußte zurück nach Fusine. Es ist bezeichnend, daß außerhalb der Häuser in Venedig fast niemals gestohlen wird. Die Gelegenheit ist bei den engen Gassen, dem Maskenvergnügen auf allen Straßen während des Winters so groß, daß man von alters her jeden Straßendieb schonungslos behandelt hat. Und so haben sich die Leute an die Tugend gewöhnt, denn auch diese ist eine Wissenschaft.

Der Starost fuhr fluchend wieder zurück, der Archivarius wollte sich den Markus suchen, ich fühlte mich erschöpft und angegriffen, und ließ mich durch die steinernen Säle, über die kalten Treppen nach unsern Zimmern führen. Auch hier noch standen die großen italienischen Betten mitten in der Stube; ich war so matt, daß ich kaum Kraft hatte, mich auf eins derselben zu werfen.

Es war mir, als wollten alle die Eindrücke der Reise plötzlich an die Oberfläche, mein Kopf glühte, meine Nerven bebten, ich sah mich allein in einem großen, öden Zimmer, ein Teil der Fenster führte auf einen schmalen Kanal, es war dunkel draußen, nur der unverständliche Ruf eines Gondoliers, jach herausgestoßen, unterbrach bisweilen die Totenstille, und ich hörte hinterdrein das Wasser der Lagunen plätschern. Ich war selbst das todkranke Venedig. Ruhesüchtig schloß ich die Augen, umsonst, die ganze Weltgeschichte galoppierte mit schweren Hufen über meinen stöhnenden Leib. Just als wär' ich Venezia — auch ihrer erbarmte sich das

Meer nicht, auch Venedig ward nicht verschüttet, als seine Seele gebrochen ward; sein gemarterter Leib liegt noch heut aller Welt zur Schau. Die bezwungenen Lagunen werden immer dreister mit ihrem Schlamme, langsam, prosaisch versanden sie die Meereskönigin, und die jetzt noch stolze Bettlerin wird einst zu einer Fischerruine herabgesunken sein.

All die Gesichter meiner Reisen, Jenny, die goldene Jugendliebe aus der Sakristei, die blonde Schöne mit dem blauseidenen Halstüchlein von der Schule, die schöne, ach, die schöne Maria und noch einmal Jenny hüpften über meine Augen und spotteten meines armen Herzens, das kein Glück, kein überwältigendes Glück finden könnte, das an kleinen Gaben verschmachtete. „Das ist eure klägliche Herrlichkeit, ihr modernen Söhne des Lord Byron" — flüsterte es in allen Winkeln des weiten, toten Gemaches — „so schnauft ihr von einer halben Freude zur andern, eure Wünsche sind unbändig, euer Herz ist unstet, nach dem Glück jagt ihr in der Welt umher, und in Venedig brechen eure Herzen, wie das eures Vaters, nach dem Himmel greift ihr und verliert die Erde."

Das Fieber lief heiß und kalt über mich hin. O schöne, neugebärdige Zeit, wir schaffen dich mit unserem besten Blute, unsere alten Leiber vermögen den Reichtum noch nicht zu ertragen, der aus unseren neuen Seelen blüht, wir besiegeln die neue, lebensübermütige Romantik mit unsern Qualen und unserm frühen Tode, aber einst wird das Glück gefunden werden, das wir suchen, das Glück, das die Philister in ihren Höhlen verbergen. Es existiert, und nur die Menschen sind feig.

Es war ganz finster geworden, eine Gondel rauschte unten vorbei — Lord Byron kam aus seinem Palazzo im großen Kanale herüber, er trat in mein Zimmer, setzte sich an mein Bett, legte die schöne kühle Hand auf meine Stirn. O du schönes, geängstigtes Gesicht aus Altengland, wie wohl taten mir deine unglücklichen, unsterblichen Augen.

Tief in der Nacht war's, als ich den blonden Archivarius neben mir sah und seine Erzählungen hörte vom wunderschönen Markusplatze und den wunderschönen Mädchen unter den Prokurazien.

Ich seufzte tief und fragte nach dem Starosten. Er war noch immer nicht zurück, und draußen erhebe sich ein Gewitter.

O, Venezia, du alte Schöne, was für Verwirrnis brachtest du über uns.

Am andern Tage mocht' es wieder gegen Abend sein, auf dem nächsten Dache lag eine rote Sonne, es war wieder totenstill in meinem Gemach, als ich von neuem aus meinem Fieber erwachte. So sollt' ich denn nichts sehen von dieser weltberühmten Stadt, als einen schmutzigen Kanal und hohe schwarzrote Häuser, es erwachte eine unnennbare Sehnsucht in mir nach dem Markus und den Prokurazien. Das leere italienische Zimmer mit den altmodischen schlechten Möbeln stierte mich wie ein Kerker an. Die Italiener leben meist auf der Straße, und die Zimmer sind ihnen nur Absteigequartiere.

Da begann eine dröhnende Glocke ihr eintöniges Gesumm — das war die Vesperglocke von San Marko. Die Glocken sind die richtigste Erfindung des Christentums, lebensfeindliche, erdenhassende, todeslechzende Instrumente — ich habe sie von Jugend auf gehaßt. Ihr Gesumm ist die persönliche Christentumsmelancholie. So hat dieser Markus geheult, als man auf den kalten Steinen der Riesentreppe Marino Falieri den Kopf abschlug, als die Gondel Brabantios den erdrosselten schönen Leib Desdemonas hinaustrug auf die Begräbnisinsel.

Schwarz trat der Gedanke in meine Seele. Du mußt vielleicht auch sterben unter diesem Gewimmer des alten Markus; denn das Fieber knisterte in meinem Gebein. — Du mußt sterben und hast Spanien nicht gesehen, nicht den San Marko, nicht den größten Dichter unserer jungen, heidnischen Romantik.

Alle die alten grauen Geschichten vom Dogenpalaste,

von der Seufzerbrücke, den blutigen Säulen, den Bleidächern, dem unterirdischen Gefängnisse gingen in nächtlichen Mänteln an mir vorüber. — So soll einst eine schöne, überaus schöne Königin von Cypern nach Venedig gekommen sein. Sie hat zwei Augenbrauen gehabt von unvergleichlicher Schönheit und darunter zwei blauschwarze, liebesvergeistete Augen, und Lippen fein wie Blumenblätter. Auf Cypern hatte sie einen Vertrag geschlossen mit den Venezianern, der ihr viele und große Rechte garantierte, und jetzt trat sie auf die Piazetta, um die stolze Meereskönigin Venezia zu sehen, von welcher die Schiffer aller levantischen Gewässer die wunderbarsten Dinge erzählten.

Diese überaus schöne Königin soll hineingetreten sein in den Dogenpalast, und kein menschliches Auge soll sie wieder gesehen haben. Wenn der Wind nordöstlich hinabweht nach der Levante, da wollen arme Leute in der Nähe des Dogenhauses griechische Seufzer gehört haben — aber, du lieber Gott, was sind das für Seufzer, griechische Seufzer, und was helfen die Seufzer, nicht wahr Italia austriaca!?

Die Toten der venezianischen Republik waren auch nicht so übel dran, sie fanden ein schönes, reinliches Grab. Die steinernen Herren der Prokurazien waren nur blutig, nicht schmutzig: es waren zwei nächtliche Gondoliere angestellt, welche um Mitternacht hinabstiegen in die unterirdischen Gefängnisse, in die kleinen, steinernen Höhlen, die sogenannten Pozzi, die venezianischen Brunnen. Die Gefangenen in diesen Pozzi litten nie an Langerweile: entweder es kam das Meer und besuchte sie und ersäufte sie vielleicht, oder es kamen gewiß die mitternächtlichen Gondoliere und luden den Unglücklichen ein, hinauszukommen auf den schmalen Gang und sich zu erholen auf einer kleinen Bank. Sie liebkosten ihn und legten ihm bei dieser Gelegenheit einen Strick um den Hals, der Strick ging durch zwei Löcher der Tür, die Tür fiel unversehens zu, sie drehten am Knebel, als wollten sie

den Irrtum wieder gutmachen, und so ward der Mann wenigstens mit aller Schnelligkeit erdrosselt, was doch immer besser ist, als wenn man jemand ein halbes Leben lang tot ängstigt durch Kerker und Drohung, wie's in gebildeten Staaten geschieht.

Darauf nahmen die Gondoliere den warmen Leichnam, legten ihn sogleich in ihren Kahn, rückten ihm das Antlitz aus dem Schein des Mondes, damit der seinen Schlaf nicht störe, und fuhren ihn leise unter der Seufzerbrücke hinweg, durch den Hafen, hinaus ins Meer, und sangen dabei die zärtlichsten, italienischen Kanzonen, wie sie dem poetischen italienischen Volke geläufig sind. Draußen an den Murazzis, wo das hohe Meer seine langsamen hohen Wogen zu werfen beginnt, warfen sie den kalt gewordenen Toten aus dem Kahne ins schönste Grab der Welt und fuhren singend heim und stiegen zu ihren Weibern in die hohen Betten.

Von jener überaus schönen Königin von Cypern und den tausend, tausend nächtlichen Besuchen weiß noch heute niemand die Namen — am Meere verschwinden viele Menschen plötzlich, das Meer wird oft aufgeregt vom drängenden Verlangen nach Menschenleibern, denn das Meer ist eine ewige griechische Königin, ein Weib mit grünen Locken. Es fehlten oft Männer in Venedig, und es fragte niemand, nur die nächsten Verwandten sagten einander: Sie werden wohl im Meere sein, ihre Herzen waren zu heiß.

Das ist republikanisch-venezianische Poesie.

In meinem großen Zimmer war es wieder ganz finster geworden.

---

45. San Marko.

Helft mir aus den engen Gassen,
Wo die Mädchen mich erdrücken,
Seht nur wie die Sterne laufen,
Wie die Häuser sich schon bücken

Und nun kommt der Sturm vom Meere —
Ach du schwarzgelockte Kleine,
Schütz' mich armen blöden Deutschen,
Sprich, und wohnst du wohl alleine? —
„Si Signore!“ —

Wenn man irgend kann, soll man unter freiem Himmel sterben, das ist besser.

Ich war sehr blaß, und die Augen und die Knie bebten mir, aber ich trat aus dem Hotel de l'Europe und wankte nach dem Markusplatze. Zwar wußt' ich auch den Weg nicht, und es war Nacht, aber in Venedig darf man nur hinter den Menschen hergehen, sie gehen alle auf den Markus und des Nachts zahlreicher als am Tage. Wie hoch waren die Häuser, wie eng die Gassen, wenn sich zwei Liebende auf beiden Seiten aus den Fenstern legen, so können sie beinahe einander küssen, maulschellieren können einander zwei Nichtliebende ganz gewiß.

Der Himmel ist in den hohen, engen Gassen so hoch, die paar Sterne sind so weit, daß ich mich lieber unchristlich unten umsah — buona sera — giovine Tedesco — piccolo, mio piccolo! klang's von allen Fenstern, aus allen Türen, und wie geworfene Fackeln kreuzten sich die lodernden Augen, wie süße auf Sicht zahlbare Wechsel winkten die weißen Arme — zuviel Demokratie für Venedig. Ich wollte zum ersten Male lachen, da war mir's, als zöge Hortensia vom Gardasee und der Madonna del Monte ihr blasses Gesicht zurück — „vorüber, ihr Schafe, vorüber, dem Schäfer wird gar zu weh!“

Allerlei südliche Früchte, allerlei Fleisch und Speise ist aufgehäuft in den engen Straßen, sie sind lauter Durchgänge zum großen Saale — da stand ich an seinem Eingange. Ja, er ist der große steinerne Saal von Venedig, der heilige Markusplatz, so komfortabel und abgeglättet ist alles an ihm,

der Kaufmannssaal der mittelalterlichen Edelleute, massiv von Reichtum, stolz von Adel.

Da war er! Es war keine Lüge, der Himmel lag ernsthaft mit dem Sternendache über ihm, die langen ernsthaften Prokurazien standen steinern an der Seite hin, im Hintergrunde lag San Marko selbst wie ein alter Araber mit goldenem Barte, der ein Kreuz auf seine Mütze gesteckt hat; vor ihm flogen die drei schlanken Säulen nach den Sternen auf, die Säulen der drei Königreiche Cypern, Candien und Morea, die venezianischen Obelisken verlorner, gestorbener Königsgeschlechter. Die ganze Geschichte Venedigs steht auf dem Markusplatze geschrieben; rechts von den Königreichen steht europäisch dreist, abgesondert von der Kirche, wie überall in Italien, der Glockenturm des Markus, die Campanile. Seine ehernen Zungen haben den schlanken griechischen Lateinern die venezianischen Triumphe ins Ohr geheult, als der blinde, neunzigjährige Doge Dandolo in der Nacht Byzanz erstürmte, da haben die Glocken der Campanile auf dem Markus auch gestürmt, und ganz Venezia hat christlich gebetet um neues Gold und neue griechische Mädchen.

Ich setzte mich ermattet nieder auf die marmornen Fließen des großen Saals, sein Boden ist glatt wie das Parkett eines Ballsaals. Unter den Prokurazien war es tageshell, ein spiegelndes Kaffeehaus am andern, die Menschen wogten auf und nieder, als sei die Nachricht vom eroberten Byzanz eben angekommen, als sei Venezia noch lebendig. Gesang und Saitenspiel schwirrte über das Stimmengebraus, namentlich eine jener mörderischen welschen Sopranstimmen, welche die Arie aus dem Barbiere di Sevilla sang und wie wahnsinnig „Lindoro, oh Lindoro!“ kreischte, als schrie Venezia um Hilfe. Ich habe die Inhaberin selbiger Stimme später kennen gelernt, sie war von altem venezianischem Geblüt, von kaufmännisch adeligen Sitten und ohne Vorurteile,

wenn sie Geld verdienen konnte, wie ihre Ahnen, sie war noch aus jener asiatisch-venezianischen Zeit.

Der Markusplatz war früher der levantische Basar Europas; hierher kam alles zuerst aus dem Oriente, von hier aus ging alles nach dem Oriente, auch Marco Polo, einer der frühsten Helden unserer Geographie.

Langsam ging ich hinab nach der Markuskirche hin; ich trat leise auf, denn ich fühlte mich beschämt, ich hatte an der Echtheit dieser Dinge gezweifelt. Bei den drei Säulen öffnet sich rechts die Verlängerung der Piazza nach dem Meere hin, die Piazetta, die Vorhalle des Platzes. Hier ist der Dogenpalast, hier steht dicht an den Lagunen der geflügelte Löwe Venedigs und der heilige Theodor, ein verschollener alter Heiliger mit schmaler Taille, hier stiegen die Helden zu Schiff, hier landeten sie, wenn sie wiederkamen, hier trat der Doge auf den Bucintoro, um die alte Mythe der Meereshochzeit zu feiern — hier ist die Tür Venezias. Diese Piazetta hat alles gesehen, und doch ist sie glatt und naiv wie ein junges Mädchen und lächelt hier zum grauen Dogenpalaste hinauf, und hier zu den Fenstern des österreichischen Gouverneurs. Allerlei Blut ist auf ihr geflossen, zwischen ihren beiden Säulen ist manch edler Kopf vom Richtschwerte ins Meer geflogen, das Meer ist herausgetreten und hat mit ihr gebuhlt — ihre hellen Quadersteine haben kein Gedächtnis, sie ist ein unbeschriebenes Blatt. Drin auf dem eigentlichen Markusplatz, in jenem steinernen, verschwiegenen Archive steht alles. Auf der Piazetta treiben alle vorlauten Meerwinde ihr Spiel, aber links hinein ins Heiligtum der alten Stadt, ins Boudoir der Meereskönigin, in die Markustiefe wagen sie sich nicht.

Wenn einst Venedig untergeht, so stirbt die Piazetta mit eben dem lächelnden Gleichmute, aber der Kampf, welchen der alte Markus drin erhebt, wird fürchterlich sein, und man wird das Gebrüll seiner alten venezianischen Löwen über ganz

Europa hören. Denn dort drin liegen auch die alten aristokratischen Löwensünden, und die Sünden haben das zäheste Leben, namentlich die aristokratischen.

Scheu schlich ich zurück um die levantischen Säulen, ich hätte es nimmer gewagt, sie anzutasten, eilig schlüpfte ich unter die Prokurazien, wo die Menschen wogten; es überkam mich eine kindische Furcht vor dem alten Venedig, das unter den Marmorplatten herauskriechen könnte.

Ich war noch recht krank und setzte mich still in das offene Kaffeehaus, um deutsche Zeitungen zu suchen.

Vor mir, den Rücken nach mir wendend, saß eine hohe venezianische Dame. Ich sah nichts als einen stolzen Nobilenacken und kühne Schultern, kühn wie ich mir die Schultern des Bucintoro denke. Und dies dreiste Fleisch war weiß, wie man es selten sieht in Italien, und erweckte mir das süßeste Heimweh, ein süßeres Heimweh als die „Allgemeine Zeitung“, die vor mir lag, und in welcher der Artikel Wien noch immer anfing wie in meiner frühsten Jugend: „5proz. Metalliques $97^1/_8$; 4proz. Met. $88^1/_2$; Bankaktien $1247^1/_2$. — Aus Konstantinopel hat die Post nichts Neues gebracht.“ — —

O liebes Wien, du langer einfacher Gedanke eines guten Magens, Gott erhalte dich.

Der schöne heimatliche Nacken war verschwunden, der Archivarius erschien und schalt mich, daß ich ausgegangen, und wir führten einander nach Hause. Der Weg war aber weit, weit; Gott weiß, wo wir überall noch gewesen sind.

---

46. Der Dogenpalast.

Am andern Tage sah ich diese Herrlichkeiten bei freiem Sonnenscheine, und all meine Furcht war verschwunden, ich erblickte die grauen Haare und die Runzeln der Machtlosigkeit am Dogenhause, die Seufzerbrücke, der berüchtigte Ponte

dei sospiri ist vermauert, der alte Stein des ganzen Hauses, dessen Stockwerke plump übereinander getürmt sind, ist lebensmüde, die Löwenrachen sind verschwunden, nur kleine schmutzige Öffnungen sind geblieben. Sonst warf man jene lebensgefährlichen Anklagen seiner Mitbürger in diese Rachen, welche oft das Leben des Angeklagten verwirkten, es waren die Behältnisse jenes schauerlich geheimnisvollen Ostrazismus, dem so oft die fürchterliche Antwort wurde: „Die Republik sorgt für ihn.“ — jetzt finden sich nur noch kleine, bettelhafte Verleumdungen vor.

Und was ist Venedig ohne seine Seufzer, seine Löwen und seine Schrecken! Der tote Rumpf eines Meeresungetüms, in dessen Rachen allerlei kleine Fische gefahrlos spielen.

An jenem Tage dauerte mich Venezia zum ersten Male. Es begegnet uns wohl, daß wir einen reichen, übermütigen Gecken verwünschen, der den armen Teufel mit dem Fuße von sich stößt, daß wir im Unmute sogar den Wunsch ausstoßen, den gefühllosen Übermut selbst am Bettelstabe zu sehen. Wenn es sich aber wirklich ereignet, was in unserem Jahrhunderte der Rache gesellschaftlicher Sünden so leicht geschieht, wenn wir den gestürzten Glanz in Lumpen sehen, so jammert uns sein — und so ging mir's damals mit Venedig. Ich weiß nicht mehr, ob es ein Sonntag oder einer der vielen Feiertage Italiens war, welche das Land doppelt schön machen. Kurz, es war alles aufgeputzt, als ich nach dem Markus ging, und auch der Markus hatte seine Sonntagsfähnchen umhängen müssen, und hierin lag das Tragische. Auf das alte, vornehme Gesicht hatte man eine bürgerliche Sonntagsmütze gestülpt. Auf den drei levantischen Säulen flatterten die schwarz und gelben Fahnen Österreichs — Venezia Superba war unterjocht.

Das sind die ironischen Späße der Weltgeschichte, — dreist flatterten die Fahnen an den roten turmhohen Säulen.

Heut trat ich zum ersten Male in die Markuskirche, ein

Gebäude, schon im neunten Jahrhunderte begonnen und von außen und innen mit plumper Pracht besäet. Gold und Edelsteine kriechen träg an allen Wänden auf und nieder, wo man die Hand, wo man den Fuß hinstreckt, alles ist kostbar, es ist eine drückende, echte Pracht, ohne Schönheit, und auch ohne Christentum. Es gleicht in allen Formen mehr einer sinnlichen Moschee, es ist nichts als derber Materialismus darin, und keine einzige, nach einem Jenseits verlangende christliche Idee ist in dieser Kirche.

Hier beten seit beinahe tausend Jahren die schönen Venezianerinnen in den langen schwarzen Samtröcken mit den offenen Ärmeln, die so weich, schmeichelnd und zutraulich sind; hier beten sie für das Gedeihen ihrer Leidenschaft. Hinter dem Pfeiler steht der blutjunge, blasse Venezianer und beflügelt ihr Gebet, — das nennt man katholisches Christentum. — Hier in der Markuskirche haben auch die Ruffiani ihre Herberge, deren Geschmack durch den steten Anblick von Plastik und Malerei vortrefflich gebildet ist. Ein Ruffiano ist nämlich ein Mensch, welcher den Geschmack des Fremden leitet, in Deutschland wird er sehr plump „Kuppler" genannt: der Italiener ist aber mit seiner Sünde dreister und besitzt einen gewissen Ehrgeiz der Schönheit. Man kränkt ihn aufs tiefste, wenn man die Schönheit seiner Dame nicht anerkennt.

Nun traten wir unsern Gang in den Dogenpalast an. Unten an der Riesentreppe steckten in alten Pulten zwei würdige italienische Physiognomien mit langen Fingern und langen Nasen. Sie sahen aus wie vergessene Volkstribunen, und sind auch wirklich welche. Ihr Geschäft ist so süß, daß man es den ernsten Mienen nimmer ansähe: sie schreiben Liebesbriefe für das junge Liebesvolk, das des Schreibens unkundig ist. Der Platz an der Riesentreppe ist merkwürdig genug dazu gewählt, — hier soll das Haupt Marino Falieris heruntergerollt sein, und wer die Riesentreppe hinaufstieg,

mußte seine Liebesgeschichten vergessen. Übrigens ist diese Treppe nicht riesenmäßig groß, sondern hat ihren Namen von den Riesenbildsäulen, welche auf ihr stehen.

Hier hinauf geht's in alle die schauerlichen Geheimnisse der Republik, in diesem grauen Palaste liegen alle Regierungsmemoiren Venedigs; es ist mir unmöglich, nach der Reihe zu erzählen, ich war zu befangen. Ich bin die goldene Treppe hinaufgestiegen, auf welcher man die fremden Gesandten einführte, ich habe in all den Sälen gestanden, wo die feierlichen, grimmigen Dogengesichter hängen, wo der erste Doge mit der Fischermütze, wo der schwarze Schleier statt des verloren gegangenen Hauptes Marino Falieris hängt. Der Saal reicht gerade aus bis zu dem letzten Dogen, den Napoleon pensionierte, die Zeit war erfüllt, für einen neuen Verwalter der Republik war kein Platz mehr.

Ich bin im Saal der Zehn gewesen, und obwohl er leer war, schnürte er mir die Kehle zu, auf den dunkelbraunen Bänken las ich lauter Todesurteile. Der Saal ist nicht groß und gleicht einer heimlichen, mörderischen Familienstube. Und überall, allüberall sind die wimmelnden Bilder Tintorettos, dieses Foliomalers, bei dem die Menschen wohlfeil sind wie einst in Venedig. Dieser Tintoretto war ein Helfershelfer der venezianischen Richter, sie konnten nicht soviel Figuren hinrichten lassen, als er malte, lange, lange Wände sind voll von ihm. Walter Scott hat in seinen langen Romanen nicht soviel Personen genannt, als Tintoretto in seinen langweiligen Bildern gemalt hat.

Die Sonne fiel über die Lagunen herein in die großen, prächtigen Säle; ich hätte es garnicht für möglich gehalten, daß Venedig unter Sonnenschein regiert worden wäre; die großen, fabelhaften Seeschlachten an den Wänden gewannen bei dem heitern Lichte ein so lustiges Ansehen, als seien all die Dinge nur zum Zeitvertreib geschehen.

Der grelle Sonnenschein in dem nächtlichen Hause trieb

mich von dannen, und ich geriet tief in die Stadt hinein — nimmer werd' ich jenes alte Dogenhaus vergessen mit seiner harmlosen Unbefangenheit, hinter welcher die Geschichte so gräßlicher Jahrhunderte grinst.

Es waren jene engen, erdrückenden Gassen Venedigs, in welche ich geraten war, wo das Elend nackt an den Türen steht und bei den Wunden Christi um einen Centesimo fleht. Die nackten Weiber bieten ihren Leib, die Männer ihre Fäuste, ihre Schultern, ihr Gewissen für einen Centesimo.

O, Moses war ein weiser Mann: es rächt sich die Sünde bis ins tausendste Glied, vom Dogenhause führte der Weg direkt in den Jammer dieser Gassen.

Es ist das größte Unglück, betteln zu müssen.

---

47. Lord Byron.

„Ich habe die Welt verwundet."

Das Nähere, Umständliche ist mir entfallen, aber es war wieder tiefe Nacht in Venedig, als ich in einer Gondel vor Lord Byrons Wohnung stand. Es ist immer Nacht, wenn ich an Venedig denke, und die Lichter spielen entweder auf den glatten Fliesen des Markusplatzes oder über die Lagunen herüber von der Piazetta oder den langen, stolzen, öden Canale grande entlang. Ein wenig spärlich sind dort die Lichter, wenn der Mond nicht hilft, die Paläste sind, wie gesagt, meist tot, vom Rialto schimmern einige österreichische Laternen herunter in die Tiefe.

Die Gondel war festgemacht, ihr Führer lag am Ruder hingestreckt und schlief, ich lehnte an jenen kleinen Fenstern, welche dicht über dem Wasser sind, und hinter denen der giovine Inglese oft gesessen haben soll.

Dieser Lord Byron, bei dessen Namen die tugendhaften Mütter in England heut noch erschrecken, stammte von den Rittern Wilhelms des Eroberers. Es war normännisch Blut

in ihm, wie in Robert dem Teufel, und die Normänner waren viele Jahrhunderte die südlichen Teufelsgenies des Nordens. Sie haben auch die vollblütigen normännischen Pferde gezogen, die jeder Philister zu würdigen weiß. Die Irländer sagen, seine schöne, liebe Mutter sei mitunter wahnsinnig gewesen, und es ist etwas Bekanntes, daß sein Großvater Menschen totgeschlagen, und sein Vater in tollem Strudel sein Vermögen durchgebracht hat.

Es ist eine Naturerscheinung, daß die Hauptbeweger der Menschheit seit mehreren Jahrhunderten immer auf jener stockphiliströsen Insel sich erheben, wo die Religion stets eine platte, lederne Beschränktheit und die Poesie eine gespreizte Schulfuchserei war. Aus England ist Shakespeare und die Freiheit und Lord Byron gekommen. Lord Byron ist aber der wilde Vater jener modernen Poesie ohne Pietät, welche mit nackten Händen ans Herz greift. Er gibt den Ton zu jener poetischen Politik an, aus welcher wir noch keinen Ausgang gefunden haben, welcher sich die kaufmännische Prosa und die leeren, formellen Konstituierer bemächtigt haben und für welche wir in die Gefängnisse geworfen werden. Alle die Launen, Ungezogenheiten, Tollheiten, alle die schönen Frevel sind zu sehen an diesem wilden, schönen Lord, welche man dem modernen Dichtertume zum Vorwurfe macht. Ja, es war wirklich nach den laufenden Begriffen ein Koloß von Immoralität. Die Engländer werden es auch am spätesten lernen, daß die großen Dichter die neue Moral machen, daß die Dichter Gottes echteste Söhne sind, daß alle Dichtkunst Religion ist und alle Religion Dichtkunst. Die Moral ist der Lauf des Jahres: im Frühling blüht und grünt sie im Munde der Poeten, im Sommer wird sie durch die Sonnenstrahlen und warmen Lüfte unter der Menge verbreitet, im Herbste trägt sie die tugendhaften Früchte, und im Winter erstarrt sie und wird alt: die Welt braucht immer neue Dichter.

Und mit großer Qual schaffen diese oft das Neue, das mit Geburtswehen aus ihrem Geiste bricht, und meist werden sie dafür gekreuzigt. Sie sehen in schönen, göttlichen Augenblicken das neue Weib der Welt am Horizonte vorüberfliegen, aber es wird bald wieder ordinäre Dämmerung um sie herum, sie stürzen sich schnaufend nach dem Geheimnisse der Schönheit und Harmonie, das eilig vorüberflog an ihrem Auge, sie zertreten in jacher Hast dieses und jenes, sie werden wirklich unmoralisch und gebären nur die Anfänge einer neuen Klassik, aber noch keine Klassik.

Lord Byron ist durch seinen launischen Stolz zu wirklichen Unflätereien verleitet worden. Er war imstande, Leuten, die ihm begegneten, deren Physiognomie ihm mißfiel und die sich nicht mit ihm schießen wollten, mit der Reitgerte ins Gesicht zu hauen. Solche Menschen sind die quälenden Ahnungen einer reicheren Welt, so wie der Teufel nach den meisten Mythen aus dem Paradiese stammt. Sie gehören aber ebensowenig wie der Teufel in die Hände alltäglicher Menschen, denn selbige machen eben die dummen Teufel daraus.

Still und klösterlich wuchs dieser junge Normann in einem alten Klostergebäude auf, in einer jener stillen, kirchlichen englischen Provinzen zwischen dichtem grauem Nebel und samtgrünem Rasen. Von Haus aus lahm und schwächlich, darf er draußen in der frischen Luft herumspringen, um sich zu stärken, und so verbrüdert er sich früh mit der Erde und lauscht ihren geheimnisvollen Atemzügen. Besorglich streichelt ihm die süße Mutter das feine, interessante Gesicht, und sie entschließt sich mit Mühe, ihn auf eine lateinische Schule zu geben. Störrig gegen den Schulzwang geht er hier umher. Mit sechzehn Jahren bezieht er die Universität Cambridge, ist faul, verabscheut die Mathematik, verspottet die langweiligen Klassiker, liest englische Dichter und macht Liebesgedichte. Sein Stubenbursche ist ein junger Bär, und

als er abgeht, läßt er ihn in seinem Zimmer, damit er bei der nächsten Wahl eines Fellow als Kandidat auftrete, eine Verhöhnung der akademischen Würden, welche ihm die Engländer nie vergeben haben. Aus Grimm machten sie ihm die Originalität der Bärengeschichte streitig und publizierten eine Anekdote von Philipp, dem ausschweifenden Herzoge von Wharton. Dieser sei in Genf plötzlich seinem Hofmeister durchgegangen und habe ihm folgendes Billett auf den Tisch gelegt: „Ich bin fort, damit es Ihnen aber nicht an Gesellschaft fehle, habe ich Ihnen meinen jungen Bären zurückgelassen, als den passendsten Gefährten, der irgendwo für Sie aufgefunden werden kann.“

Mit neunzehn Jahren kommt Byron wieder nach der alten Abtei Newstead in die hohen Zimmer, unter die breiten, schattigen Bäume, und hier gibt er zuerst seine „Hours of Idleness“ („Stunden des Müßiggangs“) heraus, hier erkürt er sich in einem neufundländischen Hunde einen neuen Gefährten, hier ist er vielleicht über die Zäune gesprungen, um jenem stillen, englischen Mädchen zu begegnen und die Hand zu drücken, die wie ein sanfter Geist durch seine Jugend schreitet.

Aber bald geht der Teufel los! Im „Edinburgh Review“ werden seine Gedichte auf das Raffinierteste heruntergerissen — Henry Brougham hat sich später zu der Kritik bekannt — und Byron schreibt seine berühmte Satire „Englische Barden und schottische Kritiker“, er ist ein gesporntes, normännisches Schlachtroß, er stampft und schäumt. Nun kommen die tollen Tage in Newstead, die wildesten, geistreichsten Bursche aus London, die hübschesten Aktricen vom Kingstheater lärmen und schlüpfen in den Kreuzgängen Newsteads herum; mit Entsetzen sagen die Engländer: „Dieser junge Mann hat mehr Geliebte als Musen“, mit Grauen erzählen sie sich's, daß er aus den Schädeln seiner Ahnen einen zu seinem Mundpokal habe machen lassen, daß

er seinem neufundländischen Hunde ein Monument im Parke gesetzt und ihm ein Epitaphium gedichtet habe, daß er die Menschen nicht brauchen könne und der Hund sein einziger Freund gewesen sei.

Es war eine wüste Zeit zu Sankt Newstead — blaß und überdrüssig kam er von da als junger Lord ins Oberhaus, und da er keine Stellung fand, setzte er sich mit dem wilden Hobhouse zu Schiffe und fuhr nach Portugal, Spanien, Griechenland, schwamm durch den Bosporus, strich mit dem Homer auf den Lippen in der trojanischen Ebene umher und ließ sich endlich still und einsam in Griechenland nieder. Hobhouse kehrte heim.

Wunderliche Welt! Jetzt ist Hobhouse englischer Kriegsminister und tritt zurück, weil er nicht alle Forderungen seines liberalen Herzens realisieren kann, er ist bleich wie immer, aber auch betagt — der schöne Byron ist schon lange, lange tot und hat nichts mehr von den neuen Tagen gesehen.

Damals blieb er unter den Ölbäumen in Griechenland sitzen, küßte schöne hellenische Mädchen, trank Zyperwein und schrieb die Pilgerfahrt seines „Childe Harold“, das Gedicht seines Lebens, erzählte den „Giaur“, jene bunte, türkische Geschichte, und seine rundeste, „Die Braut von Abydos“, dichtete den „Corsar“, den Medora liebt, das wunderbar schöne Weib, jenen Corsar Conrad, den „Mann von einer Tugend und tausend Verbrechen“.

Dann kam er müde nach England, in das ihm lästige Vaterland zurück. Ich weiß nicht, ob er jene Gedichte schon fertig mitbrachte, aber sie erschienen bald darauf, und es folgten schnell „Lara“, eine Art Supplement des Corsaren, und seine berühmte Ode an Napoleon, die ihm jene plumpen Engländer nie vergaben.

Und Byron war in jener Zeit ruhebedürftig, und Napoleon war zum ersten Male gestürzt — da trat der

gequälte Poet am 2. Januar 1815 mit einem Weibe an den Altar und wollte ein Hausvater werden und ruhige, glückliche Tage genießen. Er wird ordentlich, bezahlt seine Schulden, wird solid — ach, welch ein Irrtum! Dieser erste der modernen Elementargeister muß vorausbezahlen für alle folgenden. Die Welt seines Herzens und die Welt um sein Haus herum sind in schreiender Disharmonie, es besteht kein Frühling mit frostigen Nächten.

Diese Ehe krönt seine bürgerliche Zerrüttung, ein zipp-englisches, platt tugendhaftes Weib wirft Hagel und Schloßen auf sein Herz, und die englischen Philister heulen ihr Bravo. „Besonders ist es in London der Fall," sagt ein Franzose, „daß von allen törichten Dingen die Verheiratung als die ernstlichste betrachtet wird." — Wie paßte Byron in eine englische Ehe, wie paßt der Poet in ein einziges Versmaß? Sie folterten ihn mit Nadelstichen, sie hätten ihn getötet, wenn er nicht wieder aufs Schiff entronnen wäre. Jenes Farewell, das er dort auf dem Verdeck sang, das ist deine unauslöschliche Anklage, du aberwitziges, prosaisch moralisches England, mit deinen Pfaffen und alten Weibern gotteslästerlicher Frömmigkeit.

Während seiner Verheiratung hat er die „Hebräischen Melodien" herausgegeben, in denen es die traurigen Herzen jenseits des Kanals übelnahmen, daß er die Bibel als ein historisches Buch behandelte. Darin ist jener große Untergang von Sanheribs Heer, wie die Assyrer in der Ebene, unter dem dunkeln, verpesteten Himmel dahinsterben. Und „Die Belagerung von Korinth, und „Die Parisina" hat er damals geschrieben.

Voll bittern Grolles, voll peinigenden Schmerzes, voll mörderischen Unwillens verließ er das widerwärtige Vaterland: damals lebte sein Geliebter, der wildschöne Sheridan, es lebte Lewis, der unbändige „Mönch" noch, Walter Scott schrieb Romane, Canning Satiren, Wordsworth, der melan-

cholische, Colbridge, der kecke, und Shelley, Shelley, sein Liebling, der skeptische Held, alle diese sammelten sich damals um John Murray, den eleganten Buchhändler, der seine blanken Guineen für ihre blanken Gedanken gab. Und zürnend ritt Lord Byron, der Mittelpunkt dieser Leute, über das Schlachtfeld von Waterloo, den Rhein hinauf, tief in die Schweiz hinein. Hier unterhält er sich mit Rousseau und Abälard und Heloise, schreibt den „Gefangenen in Chillon“ und den dritten Gesang des „Childe Harold“ und „Manfred“, den Sprößling Goethes, den Stiefbruder von der ersten Hälfte des Faust.

Es ist einer der wenigen rührenden Momente in Goethes Leben, wo seine Liebe zu diesem wilden Sohne wie ein warmer Strom aus seinem Herzen bricht. Goethe hat wirklich Lord Byron geliebt. Wie manches Kind der Byronschen Leidenschaften war ihm bekannt, denn er ist der Patriarch der neuen Religion — aber er hatte mehr Glück und kühleres Blut und machte ein Liedchen daraus, wenn dort zwei Welten aneinander prallten. Es ist eine der weichsten Stunden im langen Leben des Geheimen Rats der Poesie gewesen, als die Nachricht nach Weimar keuchte, zu Triest sei ein schwarzbewimpelt Schiff gekommen, auf dessen Verdecke habe die Trauerbotschaft gelegen, daß er in Griechenland gestorben sei, der schöne Lord aus dem garstigen England.

All seine tollen Zweifel waren im „Manfred“ an den Alpen hinauf in den Himmel geklettert, jene tödliche Sehnsucht nach Kenntnis der jenseitigen Dinge, die jeden Helden eine Periode hindurch bis auf den Tod schüttelt, jene menschgöttliche Sehnsucht hatte er ausgestreut in jenem Gedichte; er hatte den starren Kopf an die Felsen gestoßen, die heiße Brust an die Gletscher gelegt, und nun stieg er hinab nach Italien. Und hier packte er noch einmal mit all seinen Kräften die wirkliche schöne Welt, die uns Gott freigegeben hat zu unseres Herzens und unseres Leibes Freude. Ab-

gequälte Poet am 2. Januar 1815 mit einem Weibe an den Altar und wollte ein Hausvater werden und ruhige, glückliche Tage genießen. Er wird ordentlich, bezahlt seine Schulden, wird solid — ach, welch ein Irrtum! Dieser erste der modernen Elementargeister muß vorausbezahlen für alle folgenden. Die Welt seines Herzens und die Welt um sein Haus herum sind in schreiender Disharmonie, es besteht kein Frühling mit frostigen Nächten.

Diese Ehe krönt seine bürgerliche Zerrüttung, ein zipp-englisches, platt tugendhaftes Weib wirft Hagel und Schloßen auf sein Herz, und die englischen Philister heulen ihr Bravo. „Besonders ist es in London der Fall," sagt ein Franzose, „daß von allen törichten Dingen die Verheiratung als die ernstlichste betrachtet wird." — Wie paßte Byron in eine englische Ehe, wie paßt der Poet in ein einziges Versmaß? Sie folterten ihn mit Nadelstichen, sie hätten ihn getötet, wenn er nicht wieder aufs Schiff entronnen wäre. Jenes Farewell, das er dort auf dem Verdeck sang, das ist deine unauslöschliche Anklage, du aberwitziges, prosaisch moralisches England, mit deinen Pfaffen und alten Weibern gotteslästerlicher Frömmigkeit.

Während seiner Verheiratung hat er die „Hebräischen Melodien" herausgegeben, in denen es die traurigen Herzen jenseits des Kanals übelnahmen, daß er die Bibel als ein historisches Buch behandelte. Darin ist jener große Untergang von Sanheribs Heer, wie die Assyrer in der Ebene, unter dem dunkeln, verpesteten Himmel dahinsterben. Und „Die Belagerung von Korinth, und „Die Parisina" hat er damals geschrieben.

Voll bittern Grolles, voll peinigenden Schmerzes, voll mörderischen Unwillens verließ er das widerwärtige Vaterland: damals lebte sein Geliebter, der wildschöne Sheridan, es lebte Lewis, der unbändige „Mönch" noch, Walter Scott schrieb Romane, Canning Satiren, Wordsworth, der melan-

cholische, Colbridge, der kecke, und Shelley, Shelley, sein Liebling, der skeptische Held, alle diese sammelten sich damals um John Murray, den eleganten Buchhändler, der seine blanken Guineen für ihre blanken Gedanken gab. Und zürnend ritt Lord Byron, der Mittelpunkt dieser Leute, über das Schlachtfeld von Waterloo, den Rhein hinauf, tief in die Schweiz hinein. Hier unterhält er sich mit Rousseau und Abälard und Heloise, schreibt den „Gefangenen in Chillon“ und den dritten Gesang des „Childe Harold“ und „Manfred“, den Sprößling Goethes, den Stiefbruder von der ersten Hälfte des Faust.

Es ist einer der wenigen rührenden Momente in Goethes Leben, wo seine Liebe zu diesem wilden Sohne wie ein warmer Strom aus seinem Herzen bricht. Goethe hat wirklich Lord Byron geliebt. Wie manches Kind der Byronschen Leidenschaften war ihm bekannt, denn er ist der Patriarch der neuen Religion — aber er hatte mehr Glück und kühleres Blut und machte ein Liedchen daraus, wenn dort zwei Welten aneinander prallten. Es ist eine der weichsten Stunden im langen Leben des Geheimen Rats der Poesie gewesen, als die Nachricht nach Weimar keuchte, zu Triest sei ein schwarzbewimpelt Schiff gekommen, auf dessen Verdecke habe die Trauerbotschaft gelegen, daß er in Griechenland gestorben sei, der schöne Lord aus dem garstigen England.

All seine tollen Zweifel waren im „Manfred“ an den Alpen hinauf in den Himmel geklettert, jene tödliche Sehnsucht nach Kenntnis der jenseitigen Dinge, die jeden Helden eine Periode hindurch bis auf den Tod schüttelt, jene menschgöttliche Sehnsucht hatte er ausgestreut in jenem Gedichte; er hatte den starren Kopf an die Felsen gestoßen, die heiße Brust an die Gletscher gelegt, und nun stieg er hinab nach Italien. Und hier packte er noch einmal mit all seinen Kräften die wirkliche schöne Welt, die uns Gott freigegeben hat zu unseres Herzens und unseres Leibes Freude. Ab-

geschüttelt war im Manfred jene subtile, christliche Überschwenglichkeit, welche die Erde über dem leeren, unerreichbaren Himmel vergißt, der Don Juan irdischer Schönheit stieg er herunter von den Alpen.

Manfred war wohl von Shelley angeregt. Auf einem Ausfluge nach Genua trifft er seines Geistes und seines Lebens unglücklichen Doppelgänger, den lieben, armen Shelley. Eine innige Freundschaft verbindet sie bald. Sie hofften einer so wenig wie der andere von der unnatürlich gearteten Welt, und Shelley hoffte auch noch weniger von Gott, und die törichten Engländer nannten ihn deshalb einen Atheisten. Das Unglück hing wie ein Skorpion an seiner Ferse und jagte ihn durch die Welt, er war ebenso unglücklich wie Byron, nur noch unglücklicher, und darum liebten sie einander so sehr. In Oxford war Shelley relegiert worden wegen irreligiöser Gedichte, deshalb verstößt ihn sein Vater, es verläßt ihn die Geliebte, er flieht wie Byron aus England. Die englische Dummheit bedroht sogar sein Leben, und am Posthause zu Pisa fällt ihn ein moralischer Plumpudding mörderisch an, als er Shelleys Namen hört.

Er kommt wie Byron zurück, heiratet wie dieser, um nur etwas Liebes zu haben, findet wie dieser kein Glück, verläßt Weib und Vaterland wieder und kommt nach Italien in Byrons Arme. Das Meer erbarmt sich des Verstoßenen, die Wellen bedecken sein Leben, und sie bringen dem suchenden Byron den gequälten Leib plätschernd ans Ufer. Lord Byron errichtete einen Scheiterhaufen, um die Erdmasse des Freundes, welche so schwer auf ihm gelegen, zu verflüchtigen. Es war einer der schlimmsten Tage des Lords.

Shelley war's, der ihm zuerst den „Faust“ in die Hände gab und verdeutschte. Armer Shelley! Wieviel hast du für uns gelitten!

Italien ist Byrons zweites Vaterland, Venedig die Geburtsstadt seines Don Juan. Hier traf er seinen Freund

Hobhouse wieder, hier fuhr er nachts in den Kanälen umher und träumte von Welten und Menschen, frei wie die Schönheit und schön wie die Freiheit. Nur im Süden gedeihen die schönen Bäume, Byron wäre in jenem kühlen England vor Gram gestorben, hätte es keinen Süden gegeben, wie die Singvögel, wenn sie unsern Winter überdauern müßten. Lord Byron wäre auch nicht so unglücklich gewesen, hätte er von Jugend auf unter diesen südlichen Menschen gelebt, die von ihrem Vater her wissen, daß die Schönheit der Erde und der Weiber keine Theaterdekoration sei.

Auf diesem wunderbaren, unbefriedigten Venedig liegt Byrons Antlitz mit seinem Zauber und seinem tödlichen Verdruß. Wie Byron mit der Sinnlichkeit, buhlt Venezia mit dem weichen Meere — zwei schöne Sterbende, eine historische Stadt besitzt nur ein größeres Herz und stirbt länger. Er nannte sie auch nur „die frischeste Insel seiner Träume", und hier kam ihm auch als Todeskuß der Humor, hier schrieb er seine erste humoristische Erzählung, den „Beppo", die Geschichte jenes muntern Seefahrers „Giuseppe", hier vollendete er den „Childe Harold" und ersann den genialen „Mazeppa".

Ich hatte nie etwas von Byron gelesen, meine Freunde hatten mir nur seine Schriften beschrieben, da sah ich eines Tages das Bild Mazeppas: ein schöner, nackter Mann ist auf ein wildes Pferd geschnürt, das Pferd stürzt durch den Wald über einen schroffen Abgrund, Todesangst bricht aus seinen Augen und Nüstern, Wölfe stürzen aus allen Winkeln — auf dem zweiten Blatte ist es tot zusammengestürzt, Mazeppas halber Leib ist unter dem Leichname begraben, seine Augen lechzen nach dem Tode, wilde Pferde schreien und schlagen ringsumher nach dem Unglücklichen, oben flattert ein Rabe nach dem Aase lüstern. Damals sagt ich: Dieser Mazeppa ist Lord Byron, der schöne Unglückliche, der in England lebt unter den Wölfen und rohen Pferden der

Kosaken und festgebunden ist auf das geängstigte Pferd einer alten, verlornen Moral. Das Bild machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich, und ich habe von da an niemals einen Augenblick gezweifelt, daß der Dichter des Mazeppa voll Poesie sei. In meinen Träumen sah ich das gehetzte Pferd fliegen, sah die offenen Rachen der Wölfe und den entsetzlichen Schmerz im Aug' und in jeder Muskel des schönen nackten Mazeppa.

Armer Lord Byron!

Seine bunte Wohnung am Kanale grande war eine tragische Maske seines Geschicks. Unter Bären, Affen, Papageien und ebenso scheckigen Bedienten saß er da, der feine, eitle, verführerische Formaristokrat, schrieb den „Marino Falieri“, die „Fossari“, den „Sardanapal“, besang, wie früher den Tasso, jetzt auch den Dante, bedauerte lebhaft den Tod eines einzigen Engländers, des Zahnarztes Wathe, verschrieb sich Zahnpulver aus London, zerstampfte die Feder, daß er nicht so groß werden könne wie Shakespeare, spielte mit seinen Hunden, umarmte die schönen Weiber und schrie auf zum Himmel über die Armut dieser Erde.

O, die Griechen wußten es wohl, wie unglücklich die Titanen auf dieser Erde seien.

Gegen Abend fuhr er mit seinen Hunden ans Land, ritt seine schnellen Pferde, schoß Pistolen und kam in der Nacht wieder, um in den Lagunen sich schaukeln zu lassen und zu träumen von Gottes Ratschlägen.

Wenn es nicht erzählt würde, ich hätte es erfunden, daß er eitel gewesen sei auf seinen schönen Kopf, eitel wie Napoleon und jeder große Mann auf seine schöne Hand, daß er sogar beim Schwimmen Handschuhe getragen, daß er stolzer gewesen sei auf seine Person, als auf seinen Geist. Das war seiner launischen Schönheitslust notwendig, und folgende Äußerung zu seinem Hausarzte ist gewiß wörtlich wahr: „Drei Dinge machen Sie mir nicht nach; ich habe

ein Gedicht geschrieben, wovon in einem Tage zehntausend Exemplare verkauft worden sind, ich putze eine brennende Kerze auf dreißig Schritt mit der Pistole, und ich bin durch den Bosporus geschwommen.“

Hier in Venedig war's, in diesem Palaste, wo einst Thomas Moore mit ihm speiste, und wo er beim Dessert hereintrat und ihm seine Memoiren übergab. Dieser mittelmäßige Poet, dessen glatter Wortreichtum die Mittelmäßigkeit besticht, hat es gewagt, den Auftrag jenes Sterbenden zu veruntreuen, er hat die Memoiren verfälscht herausgegeben. Dies prüde Krämervolk hat die beiden ersten Poeten unserer Tage, den Napoleon und Lord Byron zutage gemartert und hinterher durch seine Poeten, die Edlen Scott und Moore, verleumden lassen. Pfui über sie! Wenn das Volk nicht sonst so groß, so konsistent tüchtig wäre, ich könnte es hassen ob dieser historischen Geschwüre. Dieser wohlgenährte Thomas Moore bildet sich ein, das beste Freundschaftsstückchen geübt zu haben, um Byrons Ruf bei der englischen Prüderie — der Wicht weiß nicht einmal, daß er die Geschichte bestohlen hat, und daß solches eine Sünde ist gegen den heiligen Geist.

Von Venedig geht es rasch mit Byron zu Ende. Er schreibt noch den „Kain“. Hier sollte der Teufel wie ein Geistlicher sprechen, aber Byron meint, es sei nicht angegangen, der Teufel müßte höflicher reden.

Seines gequälten Herzens erbarmt sich noch einmal die Liebe, die schönste seines Lebens, die innige, siegreiche Liebe zur schönen Gräfin Guiccioli in Pisa. Es war ein Weib so süß und weich wie der schönste Liebesvers aus Romeo und Julia — und diese echte, alte, moralistische Liebe, die er umsonst gesucht, dies Ein und All des Lebens fällt noch wie eine milde Sternennacht über sein Aug und Herz. Sie beschämt sein ganzes Leben und gießt ihm den göttlichen Tod in die Brust. Er weint wieder Tränen, die ihm seit der Kindheit gefehlt, küßt keusch ihre Augen, besteigt den

Herkules und segelt gen Griechenland, um für die Freiheit zu fallen. Und der Himmel liebte seinen Sohn, der sterbende Fechter moderner Poesie verschied bald und sanft in den Armen seines getreuen Lechter, dreiunddreißig Jahre alt. So schloß im Jahre 1823 dieses gewaltige, moderne Epos.

---

48. Il Kampanile.

Es war kaum Tag geworden, da lag ich schon wieder in der Gondel und ließ mich hinabschaukeln nach Byrons Hause. Unterwegs lockte mich indes die schöne Kirche della Salute in ihre rote Morgenfrühe. Sie steht in ihrem schönen einfachen Gewande, ich glaube ein kleines Spiegelbild der Peterskirche, dicht am Bassin. Die Sonne legte sich lächelnd in die roten Vorhänge der Fenster, und es wogte ein bräutliches Dämmerlicht durch das schöne Haus. Es ist dies einer der wenigen Tempel, wo man mit Freuden an Gott denkt.

Wenn ich meine Landsleute in Deutschland recht kenne, dacht' ich damals, so wird es nicht an solchen fehlen, welche sich bekreuzigen bei deinem Namen. Ich saß wieder vor einem schönen Bilde, und es war mir, als hört ich von Norden her die besorglichen Worte: Aber was ist denn diesem Menschen heilig? O, du schönes Mädchenauge, in das ich eben blickte, und du morgenrote Sonne antworte für mich! Das Auge Gottes ist mir heilig, und das Auge Gottes ist groß wie die Welt, und es strahlt mit jenem unendlichen Zauber in jeder kleinen Freude, in jeder poetischen Regung.

Ich war sehr andächtig in der Kirche della Salute.

„Aberst erloben Sie mich, es muß doch alles een Maß und Ziel haben“ — klang es hinter mir — „det is doch eene unmoralische Relijon mit die nackten Frauenzimmer; und Handel und Wandel leidet och natürlicherweise, wenn det Volk an soliden Wochendagen schon am frühen Morgen in de Kirchen liegt und nichts duht, und das sülle Wasser

bei Venedig is doch och een Luxus, und keene Kultur natürlicherweise; denn warum? Es können keene Droschken bestehn und keene jute Polizei, nur de kostspieligen Kirchengebäude nehmen det bißchen Platz noch wej, und det Volk sieht aus wie de Intrigants uf der Königsstadt."

„Te barbarum praebes" — alleweile sprechen Se wieder preußsch — antwortete eine Tenorstimme.

Süße vaterländische Klänge! Ein malkontenter Berliner Mutwilliger und ein lateinischer Sachse, welche zusammen eine Bildungsreise unternommen hatten, standen hinter mir.

Der Berliner schwitzte verdrießlich, der Sachse war sehr fidel und erzählte mir, Neapel sei eenzig, und Rom, na Rom! —

„Na, du jroßer Jott," fiel der Berliner ein, „det können Sie alles in Berlin viel kommoder haben, et is eene unnatürliche Hitze, und deuer is och alles, weil det Volk nicht nach Silberjroschen rechnet."

Ich mußte mit ihnen fahren, Kunstwerke anzusehen, „det kompeniert sich besser," sagte der Mutwillige von 1813, „und man muß die Jeschichten doch jesehn haben, wenn man eenmal dajewesen ist, man weeß denn in der Resource was zu erzählen." — —

Hierauf ging's in den großen Kanal — o, wie schlug mein Herz, als die Gondel an Lord Byrons Hause vorüberrauschte. Aber der fürchterliche Berliner sprach vom Fürsten Blücher und vom fünften oder von Gott weiß welchem Armeekorps, von den Referendars und von Wisotzky. — Das klingt alles in Venedig wie der ordinärste Zapfenstreich neben altromantischer Musik. Ein juter Berliner aus dem Jahre dreizehn ist außerhalb Berlins ein Malheur; das Wetter mag noch so schön sein, er trägt seine Juchtenstiefeln, das heißt, er spricht von den Preußen, er übersetzt erst alles ins Preußische. Der lateinische Sachse erzählte von ihm, daß er in Neapel nur einmal vergnügt gewesen sei, als er die Lazzaronis gesehen, da habe er entzückt ausgerufen: „Jott

sei Dank, hier gibt's och Eckenstehers! Schade man, daß de Kultur noch so zurück is und se keene Nummern haben, hier könnte man die Nummer zweeunzwanzig unterbringen, die in Berlin keener mehr nimmt, seit der Nante mit Nummer zweeunzwanzig ufjekommen is — 's wär' doch schade um diese ganz anjenehme Nummer, wenn sie man so brache liegen müßte."

An jenem Tage wurde ich genötigt, fortwährend zu jenießen, wie es der Mutwillige nannte. Von Manfrinis ging's zu Pesaris und dann in die Napoleonische Tabagie — so nannte er die Gärten, welche der Kaiser angelegt hat. Zu dem Ende ist ein ganzer Kanal ausgefüllt, und man tritt mit Erstaunen auf eine breite Straße, auf einen jener kecken Kaisergedanken, die auch die Elemente wie Untertanen behandelten, und kommt von da in Gartenanlagen.

„Was ist das jejen den Dierjarten," sagte der Berliner lächelnd, „überhaupt, dieser Napoleon! Wir hatten uns man zu lange den Spaß jefallen lassen, ick habe mir immer jewundert, daß der alte Blücher nicht früher seinen ordentlichen Baß loslegte." — —

Die Berliner Manfrinis und Pesaris sind die berühmten Paläste der Manfrini und Pesari, welche treffliche Kunstsammlungen enthalten. Ich erinnere mich aus dem Berliner Getümmel, welches dieser einzige Mutwillige machte, nur eines gefährlich schönen Weibes von Giorgione und des Ariostschen Kopfes von Tizian. Giorgione und Tizian sind die venezianischen Dioskuren der Malerei; jener war der Meister, dieser der Schüler. Aber das blühende Fleisch Tizians hat diesen noch berühmter werden lassen, und vor einigen Jahren kannten unsere undankbaren Konversationslexika nicht einmal den Namen Giorgione. Giorgione ist aber ein sehr rühmenswerter Maler, die Sinnlichkeit seiner Köpfe ist geistreich, und seine Zeichnung ist fast überall besser als die seines Schülers.

Titiano Vercelli überwältigt durch die Schönheit seines Materialismus, durch sein verführerisches Fleisch und Blut. Er ist einer glücklichsten Maler gewesen, und mehr denn neunzig Jahre alt geworden, dieser Alpensohn aus dem Friaul. Zu Ferrara hat er mit Ariosto muntere Tage verlebt, als er auf seinen großen Porträtreisen auch in der Romagna einsprach, und daher stammt das schöne Bild Lodovicos. Es hat nicht leicht ein Künstler jenes romantische Zeitalter der Kunst so mit vollen Zügen genossen, wie dieser venezianische Maler Tiziano. Alle berühmten Köpfe des damaligen Europa waren ihm untertan, er hat die ganze Historie jener Tage porträtiert. Obenan den großen Kaiser Karl, den man den Fünften nennt, und welcher der Gewaltige heißen sollte.

Er fiel mitten in jene Zeit, wo die Kunst die Religion der Bildung war, und die Venezianer verehrten seine Bilder wie Heiligtümer. Man erzählt, daß eine verarmte Familie nichts mehr besaß als den letzten Juwelenschmuck und ein Bild von Tizian, und daß sie die letzten Juwelen verkaufte, um das Bild den Nachkommen zu sichern.

Damals ist auch in Deutschland das Wort Bildung entstanden aus den Bildern.

In der prächtigen Kirche Santa Maria dei Frari ist Tizians Grab unter einem einfachen Steine. Als er starb, beschäftigte die Pest in Venedig alle Herzen und Hände, und man konnte dem Meister in Eile nicht mehr antun, als ihn in jene prachtvolle Kirche legen. Jetzt hat Canova ein Denkmal für ihn gearbeitet, und Europa hat's bezahlt. Canova hat zuviel kleine Postpapiergedanken gehabt, und die stolzen Pesari mit ihren kolossalen Monumenten daneben sehen stolz auf ihn herab. Eine venezianische Familie neben den Beiträgen Europas! Man muß nie vergessen, daß der Stolz und die Liebe die größten Dinge machen.

Es war später Nachmittag geworden, und ich fand Sinn und Auge erst wieder oben auf dem Kampanile,

welchen manche Markusturm nennen. Der Berliner pustete — „Jott wat kostet das Vergnügen für Unannehmlichketen!" — Noch eh' ich mich umsehen konnte, faßte er mich beim Arme und sprach: „Apropos, eenen Moment, bevor wir uns hier zerstreuen. Ich liebe die Ordnung und een ufjeräumtes Zimmer — wat sagen Se. zu den korinthischen Pferden? Sie kennen de Siejesjöttin uf'm Brannenburjer Dohre — na, wat sajen Se — nu, habe ick nich recht; een Berliner braucht keen Postjeld auszujeben. Die Linden, det is de Natur, de noble Natur, der Dierjarten des is de andre Natur, und das Brannenburjer Dohr, det is de Kunst — was, hab' ick nich recht, Landsmann! Korinthisch, korinthisch! was sie damit sagen wollen, det is so eene blaue Renommage — lächerlich, höchst lächerlich mit dem Korinthisch. Des Korinthische is och in Berlin nich deuer — Jott, de Uffschneiderei, wenn's nur man keene Uffschneiderei jäbe!"

Die Glocken fingen ihr donnerndes Gebrumm an und erlösten mich, der Wind erhob sich, die Reisemütze des Berliners flog hinab nach dem Markusplatze, und seine Verzweiflung konnte sich wegen der betäubenden Glocke über unsern Köpfen nur pantomimisch äußern.

Aber man kennt Venedig nicht, wenn man nicht auf dem Kampanile war — hier ist das Register des großen Meeresbuchs. Wie Kriegesscharen von ihrem Feinde, dem Meere gedrängt stürzen sich die Häuser zusammen. Padua steht hinten auf, und von den andern Seiten eilt die Adria in hohen Wogen herbei. Der Wind flog wie ein übermütiger Bube draußen im Meere umher, ich sah zum ersten Male einen Sturm. Die tollen Beschreibungen der Romantiker, welche ich immer kopfschüttelnd gelesen hatte, waren vor meinen Augen, wie die Berge wälzten sich die Wogen herein nach dem dunkeln Hafen, eine falbe Wolke flog vor die Sonne, die Glocke donnerte unausgesetzt, meine Nerven bebten, und ich schrie aus Leibeskräften, die Republik sei in Gefahr.

Kein Mensch hörte mich, unten auf dem Markus gingen die Menschen still und friedlich spazieren.

„Det sind unanjenehme Affekte," sagte der Berliner, als er sich unten eine neue Mütze gekauft hatte. Aber trotzdem mußten wir ihm noch ins Arsenal folgen. Mit beispielloser Gefälligkeit führte uns ein österreichischer Offizier umher. Man findet nirgends mitunter eine so scharmante, humane Dummheit als in Österreich. Die Beschränktheit ist da so naiv, ja man möchte sagen, so liebenswürdig, daß man ihr nicht bös werden kann. Die österreichische Beschränktheit ist sogar immer bereit, zu lernen und sich zu erweitern, der echte Österreicher ist so durchdrungen von seiner Einfalt, daß man ihr nimmer bös werden kann. Der Preuße gebärdet sich so überaus verständig, daß man ihm aus dem Wege geht, der Österreicher ist bescheiden, auch wenn er den in Rede stehenden Gegenstand genau kennt und weiß, der Preuße ist unverschämt, auch wenn er nichts davon weiß.

So stand der Berliner neben dem österreichischen Offizier, welcher uns im Arsenal herumführte. Der Offizier war seit seinem sechzehnten Jahre Unterleutnant, und das war über ein Jünglingsalter her, aber er war doch sehr zufrieden mit seiner Karriere. Ich habe mit Erstaunen diesen Mann betrachtet.

Aus dem venezianischen Arsenale wird nicht viel Tapferkeit hervorgehen, es ist ein zwar endlos großes, aber leeres, unmächtiges Ding. Schrecken und Krieg macht munter, ich wurde schläfrig und langweilig unter jenen kriegerischen Umgebungen. Der kleine Bucintoro wird wie ein Aff gewiesen, und sie arbeiten hie und da an Schiffen; ich glaube aber, es wird nie eins fertig. Linienschiffe dürfen sie nicht bauen. Das Interessanteste waren mir die Waffen der letzten Romagnolen, welche unter Zucchi nach der Juliusrevolution einen Aufstand versuchten. Die neuen Italiener stehen in dem Rufe, gut laufen zu können, und jene Vorfälle haben sie um den letzten Rest von Kriegsvertrauen gebracht. Sogar

die bescheidenen Österreicher erlaubten sich's, witzig zu sein, als sie zu ihrer Bekämpfung auszogen, und riefen den besorgten Zurückbleibenden zu: Wir ziehen ja ins Land der Feigen! Ich wiederhole es, daß auch ich sie für eine depravierte Nation erachte, aber über die Aktion der Zucchianer bin ich etwas anderer Meinung geworden, als ich ihre Waffen im Arsenal zu Venedig sah, und die Erklärung des Unterleutnants hörte.

Klein und groß lagen sie durcheinander, wie sie ihnen im Augenblick der Not in die Hände gefallen waren. Der größte Teil war altes verrostetes Gerät, wie es in den Winkeln unserer Bodenkammern zu finden ist, und zerschlagene Vogelflinten, zerbrochene alte Haudegen und Messer erzählten mehr von einem verzweifelten Handgemenge als voreiliger Flucht. Dieser Triumph im Arsenal sah eher danach aus, als hätten sich die Leute mit leeren Händen geschlagen, und als sei mehr ihre Anzahl als Tapferkeit jämmerlich gewesen. Mit großer Unschuld zeigte man uns rohe, ungeschlachte Piken, welche in aller Eil zu Rimini gemacht worden waren, um das Volk zu bewehren, und fand nichts daran als soldatische Unkultur. Hinter diesen volkssouveränen Piken lag aber mehr, als ich in Italien erwartet hatte.

Zucchi ward bekanntlich auf dem Meere von einem Landsmanne gefangen, und der ungestüme Greis von sechsundsiebzig Jahren harrt jetzt auf der Festung seines Todes. Den Namen seines wackern Landsmanns hab' ich nicht aufgeschrieben.

Italien und Deutschland sind Genitivstaaten Europas, sie sind wie der Anfang eines Wortes, und ihre Revolutionen werden nur in Paris gemacht, vor den Tuilerien und in den Tuilerien. Ludwig Philipp war für die revolutionären Parteien beider Länder eine größere Niederlage, als die Treffen bei Forli und in den Straßen von Frankfurt.

Im Hafen von Venedig liegt eine österreichische Fregatte,

das Wachtschiff, der italienisch-österreichische Beobachter. Er spricht alle Tage nur ein Wort, des Abends um halb neun löst er einen donnernden Kanonenschuß, und der ganze Norden von Italien muß diese Sprache verstehen. Solange man darauf keine passende Antwort weiß, so lange wird die Ordnung von 1813 nicht gestört werden.

„Jott," sagte der Berliner, als wir auf dem Markus ankamen, „det war een lehrreicher Amüsementsdag, aber och des Verjnigen wird eenem sauer. Was duh ich mit der Jeschichte! Es is wahr, de Jeschichte is nitzlich, det sehen wer an de Jeschichte von Friedrich dem Jroßen un an de Jeschichte von de Pompadours, wo die Damens den Kuchen rinner steckten — aber de Jeschichte bleibt doch immer bloß eene Jeschichte, was man so sajt, eene Wissenschaft, eene Idee — eene, nu ja, eene Idee; — sehn Se, für de Begebenheten un Ideen hier uf'm Markus, jibt mich, soll mir Jott strafen, keen vernünftiger Berliner etwas Warmes in'n Leib, und wenn ick daran denke, denn bin ick gleich wieder unjlücklich. Wahrhaftigen Jott, ich bin een ehrlicher Mann un een Patriot obendrin, aber des italienische Fressen ruiniert mir. Jotte, Jotte, nich eene Karbonade, eene unschuldige Karbonade können se machen ohne det jottvergessene Bohmöl, et grault mir im Magen, wenn ick man dran denke — und nun kompensieren Se, Herr Landsmann, wat duh ick mit der Jeschichte?"

---

49. Adria.

Ich habe mich immer umgesehen in Venedig nach den Banditen, von denen die Leute soviel geschrieben haben, aber umsonst. Die Bildung zerstört all solche interessante Klassen, die Bildung und die Polizei. Es ist in Oberitalien auf das Strengste verboten, Waffen bei sich zu führen — es mag noch Bravos in Venedig geben, aber sie haben keine Dolche mehr.

In der Merzeria hab' ich einmal einen jungen Mann gesehen in echt venezianischer Dolchwut. So etwas hatte ich nicht für möglich gehalten, und ich sah jeden Augenblick aus jeder Tasche, aus jedem Finger zehn Dolche springen. Es war ein Zustand, dem ich selbst einen Ausweg wünschte, die Wut hob den kleinen Mann vom Fußboden auf. Der Deutsche zürnt oft schnell und donnernd, aber der Italiener haßt plötzlich und lebensgefährlich.

Fast alle neueren Erfindungen der Kultur gehen dahin, die Individualität zu vernichten, nur die moderne deutsche Poesie der Prosaisten und hie und da auch die neue französische Schule sucht sie zu retten: sie kokettiert, um durchzudringen, mit der Dreistigkeit des Individuums. In Italien kann sie ihre Studien machen. Es ist der liebenswürdigste Zug der Italiener, daß sie jede Persönlichkeit gewähren lassen — der gewöhnlichste Bursch in Italien ist ein Selbst, und auf der Riva der Slawonier in Venedig findet man heut noch die trefflichsten Shakespeareschen Gestalten. — Der Schiffer, welcher uns zum Dampfboote fuhr, besaß eine sehr fatale Individualität: er spielte mit uns das tollste Hasardspiel. Es war der äußerste Termin, die letzte Viertelstunde, um aufgenommen zu werden am Vapore. Das wußte der Gondolier vortrefflich, und mitten im Bassin legte er das Ruder hin und erklärte, nicht weiter zu fahren, falls ihm nicht das besprochene Fährlohn doppelt ausbezahlt würde. Zugestanden. Nach einer Minute verlangte er das Dreifache, nach zwei Minuten das Vierfache. Wir konnten nichts tun, als ihn ins Meer werfen, und dann kamen wir zu spät. Er verzog keine Miene dazu, als ich über das Gondelhäuschen klettern und die Exekution beginnen wollte. Es war ein schwarzer Abend, die Lichter schimmerten unheimlich von der Piazetta und der Riva der Slawonier herüber und glitzerten gespenstisch hie und da über das Wasser ins Banditenantlitz des Gondoliers. Die Machtlosigkeit gegen jene Willkür der

Markusherren war mir nie so schmerzhaft eingedrungen als in diesem Augenblicke, wo solch ein schuftiger Fährmann Fangball mit uns spielte.

Wir versprachen ihm alles, und als die Gondel im letzten Momente der noch erlaubten Frist an den Vapore anlegte, und der Schuft nicht mehr entrinnen konnte, da gab ich ihm den vom Haus aus bedungenen Lohn und zog ihm für das übrige einen Hieb über den Buckel. Und er? — er lachte und bettelte um eine Kleinigkeit und fuhr singend von dannen. So wunderlich sind diese Käuze.

Das Dampfboot war sehr voll, und wir fanden mit Mühe auf einigen Tauen ein Plätzchen. Es begann das Räderwerk seinen Lärm unten am Bauche des Schiffs, wo die Schaufeln vom Dampfe gedrängt schlürfend in die Wellen greifen, und immer weiter zurück flog das nächtlich flimmernde Venedig, das des Nachts aussieht wie eine fabelhafte Lufterscheinung mit hin und her fliegenden Sternen. Das Meer ist noch weit hinaus ruhig und wirft nur die kleinen Hafenwellen, so groß ist der Einfluß der Murazzi. Diese Murazzi sind die kolossalste Erscheinung Venedigs, riesenhafte Steindämme, welche tief ins Meer hinein errichtet sind. Sie sollen schon zu Zeiten der Römer begonnen sein und schützen die Stadt vor dem Eindringen des Meeres, sie sind die Garantie Venezias.

Plötzlich flog der Vapore hinab, hinauf — die Murazzis sind zu Ende, hieß es auf dem Schiffe, die eigentliche Meeresfahrt begann mit allen ihren tragikomischen Zuständen. Ich war zum ersten Male auf dem hohen Meere, wo bei friedlichster Ruhe die Wogen fortwährend geschäftig auf und nieder rollen, jene stille Schwermut des Magens, jene lebensmörderische Sehnsucht der Seekrankheit kam denn auch alsbald über mich, indessen hatten die Meeresgötter ein Einsehen, da sie meine Bereitwilligkeit erkannten. Ich habe nie eine Tapferkeit so bewundert, als in jener Nacht die Tapferkeit der Seehelden — man erzählt, daß Nelson immer seekrank

gewesen sei. Der Mann muß eine geistige Courage besessen haben ohnegleichen, denn es gibt keinen ähnlichen, ebenso niederschlagenden, entmutigenden Zustand des Körpers als den der Seekrankheit. Ich weiß nicht, welche Organe in mir die Fähigkeit behalten hatten zu lachen, aber ich weiß, gelacht wurde in mir beim Anblick der Gesellschaft auf dem Verdeck und in der Kajüte. So müßten sich die Alten den Orkus und den Zustand der Verdammten gedacht haben, wenn sie Humor besessen hätten. — Die entschieden Unglücklichen, zu denen ich gleich von vornherein gehörte, sind allerdings nicht komisch, aber jene Menge, die wie Tantalus zwischen Furcht und Hoffnung qualvoll schwebt. So saßen meine alten Reisegefährten, der Archivarius und Starost wie gequälte Schlachtopfer auf den Tauen, mit zusammengekrümmten Leibern, schmerzhaft dubiösen Gesichtern, gefalteten Händen, mitten in jenem entsetzlichen juste *milieu* der Seekrankheit. — Die Matrosen spannten die Segel auf, und eine Stange riß dem Starosten die Mütze vom Haupte ins schäumende Meer, der Unglückliche sprang in die Höhe, wollte ihr nach, spottend murmelte das Meer in seiner Finsternis, und der Nachtwind flog drohend über des Beraubten Haupt.

Wenn ich nur gewußt hätte, wer vorn im äußersten Winkel des Schiffes leiden mochte; unter einer breiten Decke bewegte sich's krampfhaft hin und her, und ein alter Matrose stand immer so teilnehmend dabei und brachte mancherlei herzu und sah unter die Decke und war gar nicht Matrose. — Diese bewegliche Decke hatte etwas Rührendes für mich. Bei all dem Jammer rings um mich her war ich neugierig. Ich stolperte indessen in die Kajüte hinab und legte mich auf den Boden, da alle Bänke von Leidenden in Beschlag genommen waren. Solch eine Kajüte ist ein kleines Cholerahospital, die Spucknäpfe gehen herum wie Tabaksdosen. Ein volles, schön gebildetes Weib wälzte sich neben mir am Boden, sie litt unaussprechlich, hatte sich in der Angst des Herzens

die Haare und den Busen aufgerissen und streckte die Hände flehend nach mir aus, als könnt' ich ihr helfen. Ich hatte selbst alle mögliche Charakterstärke nötig, um nicht in die schlechten Manieren meiner Umgebung verwickelt zu werden. Das horizontale Liegen am Boden unterstützt hierbei den Anstand aufs beste.

Es war eine recht schlechte Situation. Das sollte nun jenes gepriesene Meer sein: der Himmel, in den ich sah, war eine hölzerne Kajütendecke, das Unendliche um mich war jenes Krachen der Leiber mit dem fatalen revolutionären Tone, meine poetischen Gefühle glichen jenen unvergeßlichen Empfindungen meiner Kindheit, wenn mir zu besserer Leibesöffnung Sennesblätter eingeflößt worden waren. Ich erinnere mich nur, daß die Namen „Täuschung — Kiekebusch — Schweinigel — Schöpfung“ in mir herumwirtschafteten, daß die Räder unter mir im Meere brausten, und daß ich endlich wieder aufwachte. Die Lampen brannten düster in der Kajüte, die kleine Treppe herab kroch ein grauer Tagesschein, alles schlief ringsum mit jenen leichenartigen, schmutzigen Gesichtern, und der ganze Raum hatte auch das Ansehen jener wüsten Studentenstuben, wo man die Nacht vorher glücklich gewesen ist. Die Leute mit fünf Sinnen nennen es wenigstens so. Solche Räume sind mir Kirchhöfe der menschlichen Schönheit — ich raffte mich auf; das arme, schöne Weib lag noch neben mir, ihre aufgelösten Haare waren auf meine Hand gefallen, ihre Augen und Lippen zuckten noch, als könne sie auch der Schlaf nicht schützen.

Oben auf dem Verdeck war's noch mäuschenstill, selbst die Matrosen kauerten in den Winkeln und schoben nur ein Augenlid in die Höhe bei meinem Geräusch. Der Wind lag tief in den Segeln, der frische, kalte Morgenwind, und fern an den grauen Himmelsrändern kletterte unsicher die Dämmerung über das Meer herauf. Zusammengerollt wie Mantelsäcke lagen der Starost und der Archivarius neben den Tauen, ein buntes Tuch ersetzte jenem die verlorne Mütze, der Berliner

bildete den Hintergrund der Gruppe — es flog ein Wüstenbild durch meinen Sinn: die Araber schlafen an das Kamel sich lehnend auf dem Wege von Damaskus nach Aleppo. — —

Ich lehnte mich an den Mast, der Tag klomm immer höher, zum ersten Male trank mein Auge rings Meer, nichts als Meer, wonach es so lange gedürstet hatte von Jugend auf. So wie die Ewigkeit, ein Ding ohne Anfang und Ende, konnt' ich immer das Meer nicht für möglich halten. Und beide sind da, ich weiß es, aber ich denke nicht gern darüber nach, weil man dabei verrückt werden kann; ach wir kleinen komischen Menschen, — es ist der echte Humor Gottes, daß er uns so große Leidenschaften gegeben hat.

Mein Magen war damals noch zu sentimental, als daß ich mich hätte auf absonderliche Meeresgedanken einlassen können, obwohl ich mich sehr darauf gefreut hatte. Das fühlt' ich aber: es ist wunderbar schön auf dem Meere, und wenn einem nicht eben übel wird, so sind die Heldentaten natürlich, die Schwingungen des Herzens sind auf der See viel weiter, weiter, gewaltiger. Alle Landpoesie ist putzig neben den Meeresgedanken.

Welch ein Stolz gleitet auf den häuserbreiten Wellen einher, und das Wasser der Adria ist wirklich blau, reinblau, zauberhaft blau wie strotzender blauer Taffet, aus welchem die Brautkleider geschnitten werden. — O, du geheimnisvolle blaue Adria, du Römersee, wie großartig fluteteſt du mir den Abschied Italiens, wie ganz gehörst du zu Italien! Auf dir ist Cäsar geschwommen und Diocletian und Lord Byron!

Bald nach der Morgensonne stiegen die illyrischen Küsten aus dem Meere. Es war ein purpurgoldener Morgen, die Poesie flog an dem fernen steilen Gestade mit leuchtenden Kleidern hin und her.

Ade, Italien, ich werde wiederkommen, du dunkles, schönes Weib, um deine nackte Brust zu küssen, und nur Hispania werd' ich mehr lieben.

An einer Bergesbucht lief Triest in die Höhe, pfeil=

schnell schoß der Vapore darauf los. Es war ein heißer Morgen, als wir landeten, ich ließ meinen alten Matrosen nicht aus den Augen, er hatte fortwährend Kaffee unter jene geheimnisvolle Decke praktiziert, jetzt erst hob er sie — ein garstiges altes Weib kam zum Vorschein, deren schwarze Haare wüst über das braune Antlitz hingen. Erschreckt sprang ich ans Ufer — Triest, das war ein schlimmes Omen.

---

50. Triest.

In Triest hab' ich eigentlich nichts gesehen als Steine, Geld, noch einmal Steine, Geld und Kaufleute und Wassermelonen. Das sind meine herben Erinnerungen aus dieser Stadt, der prosaischen Überwinderin Venedigs. Diese beiden Städte repräsentieren unsere heutigen Lebensverhältnisse: dort drüben steht der stolze Nobile mit einem magernden vornehmen Gesichte, sein Rock ist nach der vorletzten Mode, und die Farbe verschießt, hier aber neben uns steht der übermütige Kaufmann mit dem fetter und fetter anschwellenden Gesichte, seine modernen, feinen Tuchkleider dehnen sich aus, seine Uhrgehänge quellen strotzend über den Unterleib hervor. Venedig ist die magere ägyptische Zeit, Triest die fette. Umsonst ist jenes endlich auch zum Freihafen gemacht worden, es war zu spät; die junge vom Berge herabrollende steinerne Stadt hat Besitz genommen von der Adria, die Levante steigt jetzt in Triest ans Land, man verhöhnt den venezianischen Hafen neben dem weiten, tiefen Triestiner.

Es werden nicht zehn Jahre ins Land gegangen sein, und wir werden uns nach den alten Ungezogenheiten des Geburtsadels sehnen, wir werden nach den vergessenen adeligen Lächerlichkeiten schmachten. Sie affektierten durch ein höheres Kriterium, sie kokettierten doch mit Poesie und nobler Gesinnung, es war doch eine Art Anstand in der Maskerade. Die Industrie überflutet alles, und in kurzem muß jeder

Mensch eine Art von Kaufmann sein. Es konkurriert alles nach den Regeln der Addition. Wer einen Louisdor mehr hat, ist einen Louisdor mehr wert. Das Geld siegt vollständig — wir müssen mit allen Händen arbeiten, irgend noch ein edles Gefühl in Kurs zu erhalten.

Das ist mir alles mit der steinernen Stadt Triest aufs Herz gefallen — ich hätte zwar noch einige andere grüne Erinnerungen aus einem stolzen glatten Hause am Hafen, ich muß mich aber erst besinnen, ob ich alles verraten darf. Ich kam aus dem Meere, salzgestärkt und erfrischt wie ein Seeprinz, da bewegte sich oben im zweiten Stock jene lichtgrüne Jalousie, und es flogen griechische Locken und Augen herunter — — ich werde mich besinnen.

Es gibt viel griechisches und türkisches Wesen in Triest, und das Volk redet ein so korruptes Patois, daß einem türkisch zumute wird. Zwischen italienischen Brocken wälzen sich stockfremde Sprachfiguren einher, die Gott weiß in welcher asiatischen Wüste groß geworden sind. Die ganze Stadt ist mir wie ein Jahrmarkt erschienen an der Grenze eines fremden Weltteils. Die Geschäfte werden aber alle in Gold gemacht, und die pauvren Illyrier, welche die wohlfeilen Wassermelonen ausschreien, erinnern an das Treiben bei einer Farobank, wo einer nach verlornen Goldstücken ein Glas Zuckerwasser kommandiert. Alle Häuser sind von kaltem, zweifellosem Stein, alle Straßen sind mit solchen Quadern gepflastert, es sieht alles so trocken, aufgeräumt kaufmännisch aus, als wäre die ganze Stadt ein Warenspeicher, und die Straßenräume seien nur eben zufällig leer. Eine tödlich solide Kaufmannsstadt, ich habe nicht eine einzige Blume gesehen.

Ich ging in stiller Mittagshitze die langen weißen Straßen hinauf nach der Post — an jeder Ecke fühlte ich nach meinem Geldbeutel, denn Triest sieht ganz so aus, als müßte man gleich Galeerensklave werden, wenn man seinen Geldbeutel verliert. Man spricht nicht, man zahlt bloß.

Die alte Stadt mit einem illyrischen Bettelgesicht, kriecht höher nach dem Berge hinauf um das Kastell her, ignoriert von den neuen steinernen Fremdlingen. Hier kauert auf einem Kirchhofe das Denkmal Winkelmanns, der in Triest gestorben ist. Bis 1833 hat man herumbetteln müssen in Deutschland, eh' es zustand gekommen — Triest mit seinen reichen deutschen Kaufleuten, Deutschland mit seinen reichen Verehrern von Literatur und schöner Kunst verleugnen sich nirgends. Schon Seume hat für dies Denkmal gesammelt.

Das jetzige Triest ist das Werk des Kaisers Caroli VI. Auf der Piazza della Borsa steht sein Bild. Es hat mich erquickt, weil es das einzige Zeichen ist, daß dieser kalte Reichtum doch nicht völlig isoliert sei von aller menschlichen Geschichte. Stolz lächelt daneben die weiße Borsa, natürlich das beste Gebäude der Stadt, nach dem kleinen Kaiser hin.

Ich fühlte mich so dürr und ausgetrocknet in diesem lautlosen Reichtume, ich brauchte jenen guten alten Gott, welcher die grünen Wälder und schwatzhaften Flüsse geschaffen hat, und nirgends, nirgends war er zu sehen. In solch einer Handelsstadt müßte man von vornherein ein Spitzbube werden, um die Prosa auszubeuten und etwas unberechenbare Poesie zu erzeugen. Ich ging nicht, ich stürzte hinaus nach dem Meere, und in den weichen Armen der Adria fühlt' ich erst wieder, daß ich noch in derselben alten Schöpfung Gottes sei, wo es Gefühle und Freuden gibt. — —

Es war tieffinsterer Abend, als ich im Eilwagen am steilen Gebirge hinauffuhr, woran Triest sich lehnt. Ich war nicht mehr begleitet vom Starost und Archivarius, erst in Wien wollten wir uns wieder treffen, es saßen drei Menschen mit mir im Wagen, von denen ich keinen Begriff hatte, ich hatte noch keinen Zipfel von ihnen gesehen, und sie regten sich auch nicht.

Der Wagen fuhr langsam, weil es steil aufwärts ging, und ich legte mich bequem ins Türfenster, um in frischer Abendluft zu träumen von den wunderlichen Dingen auf

dieser Erde, wie ich wiederum über ein Gebirge führe, um das Glück dahinter zu suchen, nach welchem ich ausgefahren von Jäschkowitz im Lande Schlesien. Ach, es waren auch noch immer nicht die Pyrenäen, es waren unbekannte illyrische Berge, und man hatte mir sogar erzählt, zwischen diesen Gebirgen bis Laibach hinunter wimmle es von illyrischen Räubern. Sie saßen am Ende schon bei mir im Wagen und ließen mir nur noch ein wenig Muße zum Schwärmen in der schönen Nachtluft. Gott weiß, was sie für eine Sprache redeten und auf welche Weise man ihnen einige menschliche Vorstellungen machen könnte.

Es war so heilig räuberisch still auf der hohen illyrischen Gebirgsstraße, ich war wirklich todeseinsam und dachte an meine Mutter, die immer fürchtete, es würde was Besonderes aus mir werden. Wenn man mich hier totschlug und in eine Schlucht warf, so erfuhr sie nie, was aus mir geworden sei, und das beunruhigte mich — da öffnete sich ein wunderbares Schauspiel meinen Blicken: weit, weit unten in der schwarzen Nacht sprangen tausend Lichter in die Höhe, und plötzlich erschien ein dichter kompakter Feuerschein, als tue sich die Geisterwelt da unten auf. Neugierig kam auch der Mond dazu, und da sah ich's auf einmal, da erkannt ich's an seinen im blassen Licht zitternden Wellenspitzen, das dunkle in der Nacht ruhende Adriatische Meer. Es ist eine alte Sage von den Liebschaften des Mondes mit den Meereswellen; sie mochten nicht glauben, daß ihnen da hoch oben jemand zusehen könnte, ich hab' sie belauscht und weiß Dinge zu erzählen, Dinge, die manchem stillen, meerestiefen Mädchen den Schlaf stören könnten.

„Schaun's, do is Triest noch mol, und Leichtturm und die ganze Geschicht," rief mein vis-à-vis.

Dadurch erfuhr ich zugleich, daß ich ruhig schlafen könnte, denn einen Spitzbuben mit österreichischem Dialekte weiß ich mir nicht zu denken. Ich erfuhr auch noch mehr

von Triest: da unten, wo einsame Lichter brannten, seitwärts von der Stadt, wohnte jetzt noch ein Weib von jenem berühmten Geschlechte der Pelopiden aus Korsika, eine Schwester des seligen Kaisers Napoleon, jene Carolina, die Gemahlin Murats, des berühmten Reitergenerals, welcher auch König von Neapel war. Es ist bekannt genug, daß jener romantische Reiter, dessen Straußfedern wir bei Dresden und Leipzig gesehen haben, einen unhistorischen Tod fand: er ward privatim erschossen. Seine Frau, des Kaisers Schwester, stützte sich auf Österreich und lebte zuerst in der Nähe von Wien. Das ward aber nicht lange geduldet, und sie mußte nach Venedig gehen. Und auch von hier vertrieb man sie wieder; jetzt besitzt sie die Villa Marzo in der Nähe von Triest, man nennt sie in ihren Zirkeln Majesté, man spricht mit ihr von ihrem Bruder — auf der illyrischen Küste klingen die Dinge fabelhaft, wie ein Shakespearesches Lustspiel — eine Schwester Napoleons! Das ist doch wirklich was Besonderes, der beste Adel in Europa, da's eine Schwester ist. Denn Napoleons Bruder zu sein, ist unbequem. — —

Da war ich nun tief in Gedanken über das Unglück dieser Pelopiden; das Haus des Tantalus ist verwüstet bis auf den letzten: der Kaiser stirbt jenseits des Äquators an einer langweiligen Krankheit, an der schon sein Vater gestorben ist, sein schöner schlanker Sohn mit der schmalen lotharingischen Brust des Hauses Österreich stirbt unnapoleonisch an der Schwindsucht, seine Brüder sterben an der Vergessenheit, seine Schwestern sterben an dem kleinen, einsamen Privatleben, sein Weib gebiert Kind auf Kind, nachdem sie einen Napoleon geboren, sein Schwager Murat, den nie eine Kugel traf, fällt unter ordinären Delinquentenkugeln, und seine alte Mutter mit dem gespenstischen Namen Lätitia kann nicht sterben, sie sitzt zusammengekauert da wie Hekuba im verbrannten Palaste von Ilium.

Die Lichter wurden immer kleiner, der Leuchtturm mit

dem Meere verschwand, es verschwand auch Triest. Es war mir mit dieser Stadt wie mit einer Theaterdekoration gegangen: in der Nähe hatten mich die plumpen groben Striche angewidert, und in der Entfernung war mir der Reiz gekommen. Handelsstädte und große Gelehrte muß man nur aus der Ferne ansehen, in der Nähe stören der Schmutz und die Tintenflecke.

---

51. Von Triest nach Wien.

Zwei wiekerische Wesen saßen mit mir im Postwagen, es war ein Männlein und ein Fräulein, wie Moses ungalant sagt. Das Männlein war ein reicher Bäckermeister aus Wien, jung von Jahren, glatt und schön von Antlitz, gesund wie ein Krebs. Er saß den ganzen Tag still und rauchte so lange, bis er was zu essen hatte, und aß so lange, bis er wieder rauchte. Dieser Mann strotzte vor Wohlbefinden und war viel zu schwer für eine Eilpost. Seine Schwester war eine komplette Schönheit, wie man sie auf vielen berühmten Heiligenbildern sieht — nicht die kleinste Störung fand sich an der ganzen Person, alles war schön und regelmäßig und ohne Leidenschaft. Man konnte darauf schwören, es sei eine aufgenudelte Heilige, welche den Mund bloß zum Essen und Beten, und die großen himmelblauen Augen nur zum Schlafen hatte. Sie war ein Typus jener langweiligen Heiligenbilder, die nur zum Ansehen auf der Welt sind und nur zu Bildsäulen und Ehefrauen taugen, nicht aber zu Gemälden.

So groß ist aber die Macht der bloßen Formenschöne, daß ich dies leblose Mädchen siebenzig Meilen lang immer mit Vergnügen angesehen habe. Sie sprach nur zuweilen, wenn sie gefragt wurde, ja oder nein, ihr Bruder sagte auf der Tour von Triest nach Wien nur dreimal: „'s regnet holt wieder“, einige Befehle in den Wirtshäusern abgerechnet, die er den Kellnern gab. Der dritte Begleiter, ein alter

Gouverneur irgend einer dalmatischen Festung, unterhielt sich immer des Vormittags eine Stunde mit mir, während der übrigen Zeit schlief er. Täglich behauptete er des Morgens, eine sehr große Ähnlichkeit mit Napoleon zu haben, „sehr eine fotole Ähnlichkeit“, pflegte er zu sagen. Man habe ihn schon einmal deshalb absetzen wollen. Die Ähnlichkeit bestand darin, daß er nicht groß war, schlecht Schach spielte und seit vierzig Jahren an einem unersättlichen Magenkrebse litt. Eigentlich war er ein sehr gebildeter Mann, er hatte sich nur mit ganz andern Dingen beschäftigt als die gewöhnlichen Leute von Bildung. So erkundigte er sich bei mir, ob ich ihm nicht Aufschluß über den „Harz“ geben könne, und was man sich eigentlich darunter zu denken habe. Ursprünglich hielt er ihn für einen großen Berg in Kurland, wußte aber nicht gewiß, ob er noch existiere. Seine zweite Erkundigung ging nach dem Herrn Marquis von Lafayette; von diesem Herrn Marquis habe er sprechen hören, solange er lebe, und er habe nie etwas „G'wisses über ihn zu seiner Wissenschoft mochen können.“ — „Es muß ein sehr sonderborer Mensch sein.“

Aber er hatte viele hundert Male bei der Frau Generalin Neiperg gespeist, die einst die Gattin Napoleons war und den König von Rom geboren hat, und viel tausend Male beim Kaiser Franz, die fatale Ähnlichkeit mit Napoleon war ihm nur immer im Wege gewesen. Den Napoleon nannte er immer einen unruhigen Mann, den jetzigen Gemahl der Marie Louise aber stets einen „feinen Kavalier“.

Neiperg soll wirklich ein sehr liebenswürdiger Mann sein, obwohl er kränklich und, wenn ich mich recht erinnere, lahm oder gelähmt ist.

Ich werde mich immer eines Abends in Cilli erinnern, weil er diese Gegend aufs beste charakterisiert. Wir saßen beim Nachtessen in einem reinlichen, behaglichen Wirtshause, einige Notabilitäten der Stadt reihten sich um den Gouverneur und hofierten ihm auf das Untertänigste, das Gespräch

kam auf Karl X. und die Berry, welche sich in Steiermark niederlassen würden, und die ganze Gesellschaft zerbrach sich den Kopf darüber, warum der König von Frankreich sich so lange außer Landes aufhalte, ja sich gar außer Landes niederlassen wolle. Pause. Eine Gerichtsperson aus Cilli würde sich erlauben, es unrecht zu finden, wenn man so etwas über hohe Personen sagen dürfte; es sei eigentlich richtiger, wenn der König in seinem Lande bliebe. Da erhebt sich unten am Ende der Tafel ein kleiner Cillizier und murmelt ziemlich unverständlich, daß er dieser Sache schon lange nachspüre, und es müßte da irgend was vorgefallen sein. Der König von Frankreich hätte Unannehmlichkeiten gehabt, und da sei er verdrießlich geworden und eine Zeitlang außer Landes gegangen, die Regierung hätte unterdessen ein Verwandter übernommen. —

Diese Meinung wurde aber mit allgemeinem Unwillen verworfen, und der Redner wurde einer naseweisen Zeitungsleserei beschuldigt. Der Gouverneur sagte: „Solche G'schichten gehn uns nix an," der Bäckermeister trat ins Zimmer und sprach: „'s regnet holt wieder."

Wir brachen auf. Die Cillizier wünschten dem alten Gouverneur alles mögliche Glück zu seiner großen Karriere und empfahlen sich ihm namentlich, einer nach dem andern, der Gouverneur aber sprach: „Schon recht, schon recht, wann ie nur nich die unong'nehme Ähnlichkeit hätt'." — —

Durch das Murtal in Steiermark ging's immer weiter und weiter. Ich las, die schöne Heilige schwieg, der Bäckermeister rauchte, der Gouverneur schlief. Man spricht sehr viel von der schönen Steiermark: ich sah nur eine gewöhnliche halb gebirgige Gegend, die ewige Wiederholung einer halb reifen Natur. Aber es gedeiht hier ein schöner Menschenschlag, namentlich in Graz. Dort im Theater hab' ich jene Claurenschen Mädchen gefunden, welche mit all den kleinen materiellen Schönheiten, mit Grübchen und Rosen

und allem sonstigen Detail versehen sind. Und Graz ist wirklich der Ort, wo man das Vergißmeinnicht noch einmal lesen könnte, die Romantik ist noch in arger, plumper Kindheit, und die Mädchen sind kurios verführerisch.

Wir flogen mit der goldenen Sonne durch die stillen Waldberge. Ich bemerke hierbei, daß die Lobpreisungen der steirischen Natur mehr die Alpen Obersteiermarks angehen mögen, wohin die besseren Wiener ihre Sommerausflüge machen.

Gegen Abend ging es fortwährend bergauf, wir waren am Fuß des Semmering, auf dessen Gipfel das eigentliche Erzherzogtum Österreich beginnt. Dort steht ein steinerner Obelisk, ein einsames Wirtshaus und dunkles Nadelholz, und von hier fällt der Weg steil ab durch dunkle Talschlünde in die österreichische Fläche hinunter. Es war dunkler Abend geworden, und einzelne Lichter blinken hie und da aus den schwarzen Tiefen. Einst sind hier die französischen Kanonen der großen Armee abwärts gedonnert zu den blutigen Schlachten an der Donau. Jetzt war mir's in der schweigsamen Abendruhe, als säßen unten in den verborgenen Schluchten des Semmering, von wo die schüchternen Lichtlein heraufblitzten, jene künstlichen alten Deutschen, die nach dem Freiheitskriege in Deutschland zum Vorschein kamen, als hörte ich wieder jene mystischen, dunkelkräftigen Vaterlandslieder Follens, Schenkendorfs und Theodor Körners, wie wir sie zu Passendorf bei Halle gesungen hatten, als spräche mich jener bärtige Bruder Studio in Lauchstädt um eine Pfeife Tabak an, als sei wieder jener fabelhaft deutsche Kaiser der Mittelpunkt unseres Lebens. Ich gab ihm damals die Pfeife Tabak unter der Bedingung, daß er meinem Kandidaten, dem Könige von Preußen, seine Stimme erteile — er winkt mit den Augen, drückt mir die Hand und schweigt und stopft. Ich hatte Deutschland ein schönes Opfer gebracht und war zufrieden; es war abgemacht, und ich schrieb's meiner Geliebten. Wo war sie hin, jene in Begeisterung

gepferchte Jugend? Mit welchen andern Gedanken fuhr ich den Semmering hinunter? Und in den Herzen meiner Begleiter war weder von jenen verstorbenen Ideen, noch von den neuen eine Ahnung. Wunderliche Welt! Und ich selbst dachte mir's gespensterhaft, wenn sich da unten in kleinen Hütten die alten Deutschtümler ihre langen Haare mit den Fingern kämmten, die struppigen Bärte streichelten, mit alten Morgensternen das Kaminfeuer schürten, oder im Nibelungenbuche läsen, und zuweilen hinaushorchten in die tote Nacht, ob des alten Odins Geschrei über Deutschland halle und zum Aufbruch mahne.

Da war es plötzlich, als bewegten sich die Lichter, und wahrlich, sie kommen näher und näher das Tal herauf, es befiel mich eine Angst, als bräche die Völkerwanderung herein — es waren aber brennende Laternen, die langsam den Berg herauffuhren, und auf den offenen kleinen Wagen saßen gefangene Polen mit verwilderten Schnurrbärten, die nach Triest und von da nach Amerika gefahren wurden. Drinnen in unserm Wagen bekreuzigte man sich vor diesen Bösewichtern, die gleichgültig aus ihren kurzen Pfeifen rauchten. Weiter unten auf dem letzten Wagen sangen sie ein altes polnisches Nationallied, das fremd und wunderlich in die Tannenzweige des Semmering flatterte. Unheimlich blitzten die Bajonette der österreichischen Soldaten, welche neben den Gefangenen saßen.

Rasch und unempfindlich rollte der Postwagen vorüber wie ein Jahrhundert neben dem andern. Als ich mitten in der Nacht erwachte, waren wir im flachen Lande, und hinter mir hörte ich den Bäckermeister zum drittenmal sprechen: „'s regnet holt wieder."

Zum zweiten Male weckte mich die Morgenfrühe auf der Spinnerin am Kreuz, vor meinem Blicke lag ein glänzender Häusersee, und der Postillion knallte, der Kondukteur sagte mit befriedigendem Lächeln: „Schaun's, Euer Gnoden, dos is Wi—en."

Druck von Hesse & Becker, Leipzig.

Heinrich Laubes gesammelte Werke

in fünfzig Bänden.

Unter Mitwirkung von Albert Hänel

herausgegeben von

Heinrich Hubert Houben.

Sechster Band.

Reisenovellen. III.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Reisenovellen.

Von

Heinrich Laube.

Dritter Band.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.
1908.

Inhalt.

Reisenovellen. III.

I. Wien. 1833.

1. Die Leopoldstadt.

Die alte, gute Zeit! Das ist eine Redensart, die von Jahrhundert zu Jahrhundert klingt, alles Vergangene ist uns Autorität, ist uns umkleidet mit epischem Reize. Es mag eine Entschädigung der Gottheit für uns darin ruhen, daß wir Dahingeschiedenes zum Genuß verarbeiten können, und zwar das Dahingeschiedene jeder Art, auch das Kläglichste; eine Entschädigung für unsere mangelhaften Organe zu gegenwärtigem reellen Genusse.

Die alte gute Zeit und das alte gute Wien gehören zueinander wie ein Paar Eheleute. Bei dem einen denkt man an das andere. Es hat etwas Rührendes, mit welcher ängstlichen Emsigkeit sich die Wiener den Glauben zu erhalten trachten, es sei bei ihnen noch die alte gute Zeit und Wien sei und bleibe ewig unverändert Wien, wie es Wien gewesen vor fünfzig Jahren. Sie mögen sich's kaum gestehen, daß es hie und da an Geld fehle, daß ihr Leopoldstädter Theater nicht mehr so besucht sei.

Es war ein sonnenheller Nachmittag, als ich die Jägerzeil entlang strich, um den Prater zu suchen. Dies ist der Weg der großen Praterfahrten, bekannt und berühmt durch Bilder und Erzählungen. Die Straße ist so breit, stattlich und gerade wie keine andere in Wien, hier fährt der Kaiser am Ostertage mit sechs Schimmeln, und die reichen Kavaliere

aus Österreich, Ungarn und Böhmen suchen und studieren ein Jahr lang nach schönen Pferden und Wagen, nach glänzendem Riemzeug und blitzenden Livreen, um sich auszuzeichnen auf der Praterfahrt am Ostertage. Erinnert das nicht an unsere kindliche Jugendzeit, wo wir keine größeren Sorgen kannten, als die für Frack und Hose, welche wir an einem Festtage spazieren tragen, für die Busenkrause und die grüne Tuchnadel, mit welchen wir prahlen wollten! Harmlose Jägerzeit! Von einem Ostertage zum andern erzählt sie, was die Esterhazyschen Stuten für Sielenzeug getragen — homerisches Wien!

Die Fahrt nach Longchamps von Paris ist etwas Ähnliches, man fährt im Londoner Hydepark und Regentpark, zu Berlin Unter den Linden auch mit schönen Equipagen spazieren, aber wo ist an diesen Orten solch kindliches Interesse an Busenkrause und Riemzeug! Die Leute mit ihren Gedanken sind dort Hauptsache, nicht mehr die Pferde mit ihren ungarischen Trodbeln.

Homerisches Wien! Die Pferde vor Achills Wagen gelten auch für beneidenswert, weil sie historisch geworden sind.

Vielleicht geht es mir nicht allein so, daß ich mich bei aller Schönheit, die entgegentritt, in der Iliade doch immer wie in einer verstorbenen Stadt befinde — so damals, wo ich in den Prater hinauswandelte. Man muß solche Orte nur in ihrem Lüstre sehen, sie gleichen Theatern, die man nicht am Tage betrachten darf, um nicht aller Illusion bar zu werden. Ein stiller, öder Park mit einer verwirrenden Straßenmenge lag vor mir, als ich aus der Stadt hinauskam. Ein dünnes Harfengeklimmer drang aus einer der vielen Butiken, die zerstreut unter den Bäumen umherliegen; ich ging ihm nach, an einzelnen pauvren Spaziergängern vorüber, die mehr des Bettelns als des Spazierens wegen promenierten. Würstchen, eine vergelbte, wie altes Pergament verwischte Harfenistin, eine unbehagliche Sommerkneipe

und was dazu gehört, fand ich auf — ach, fragte ich ärgerlich, wo ist denn eigentlich der Prater?

„Ew. Gnoden sein's recht spoßig," war die Antwort; „Se sein's jo im Proter!"

So trockene Sonne, so unersprießlichen Schatten, so magere Welt hatte ich freilich nicht erwartet — der Wiener geht nur an den großen Pratertagen hinaus; für gewöhnlich ist nicht viel mehr als aufgekratzte Misere im Prater zu finden. Und ich mußte nun den weiten Sonnenweg durch die Jägerzeil zurück machen ohne Esterhazysche Pferde. Wahrlich, der berühmte Prater hatte sich mir schlecht empfohlen.

Um den Anfang des Leopoldstädter Theaters abzuwarten, machte ich eine Station im ersten besten Kaffeehause — was man Kaffeehaus nennt, das ist in Wien zu Hause. Sie nennen's Caffééhaus. Kaffeetrinken, Billardspielen, Tabakrauchen ist nationale Beschäftigung, und 's ist ein wahres Glück, daß Herr von Cotta ein so gewandter Mann war, für die „Allgemeine Zeitung" Erlaubnis zu bewahren, sonst verstopfte man in dieser Nationalität. Sie ist aber überall zu finden, diese Zeitung mit ihrem kolossalen Abstande als bedeutendstes deutsches Journal neben den unbedeutendsten österreichischen Blättern, die auf der weiten Welt nichts zu tun haben, als Anekdoten zu erzählen und Schauspieler und Gott und die Welt zu loben. Glückliche Leute, diese österreichischen Journalisten, sie dürfen sich durchaus nicht ärgern, leben im Stande der Unschuld, und glauben an die Interessen ihres Lebens.

Man treibt jener statistischen Wichtigkeit halber auch vielfachen Luxus mit den Kaffeehäusern, und es gibt unter andern ein sogenannt „silbernes". Indessen ist nicht das Haus von Silber, sondern nur das Kaffeegeschirr.

Als es Abend ward, machte ich mich auf, das berühmte Leopoldstädter Theater zu suchen. Was hatte ich nicht alles davon gehört! Einen Saal des unauslöschlichen Gelächters,

der unerschöpflichen Volkslust, der behaglichsten Wiener Lieder und Gesichter und Mädchen dachte ich zu finden, denn das Wort „Leopoldstädter Theater“ bedeutete immer so viel als „Vergnügen ohn’ Ende!“

Die Leute wiesen mich immer nach einem kleinen hervorstehenden Gebäude hin, wenn ich nach dem Wege fragte, ich steuerte darauf los, und obwohl mich die Stille des Eingangs frappierte, so trat ich doch hinein. Den bejahrten Mann, welcher mir hinter der Schwelle begegnete, würde ich ohne Leopoldstädter Trunkenheit überall für einen Küster gehalten haben, diesmal fragte ich ihn aber, ob ich hier ins Theater käme. Mit einem staatswissenschaftlichen Lächeln sagte er, dies sei die Kirche, aber das Theater sei dicht daneben. Ich bat errötend um Entschuldigung, er versicherte mich aber, es sei schon manchem so gegangen, und zu einem guten Staate sei Kirche und Theater notwendig, der Spektakel in Europa rühre jetzt eben daher, daß man in diesem Lande nur das eine, in dem andern nur das andere haben wolle, oder die richtige Nachbarschaft nicht treffen könne. „Ist Ew. Gnaden eine gute Prise gefällig?“ setzte er hinzu, und ich kann wahrhaftig nicht sagen, ob der Mann mehr oder weniger als ein Küster gewesen ist.

Das Leopoldstädter Theater ist wirklich ein kleines, fideles Häuschen, bürgerlich, ordinär, ein Häuschen, wo einem die Frage einfällt, ob nicht das ganze Ding nur zum Spaß errichtet sei, zu einem Modell für ein wirkliches Theater, das man nur einstweilen benutzen, und später dem Zufall, den großen Kindern und seinem Geschick überlassen will. Ein beliebtes Singspiel war angekündigt, ich glaube: „Die Liebe auf der Alm“, aber der kleine Raum war dürftig besetzt, und das dünne Völkchen war still und artig; ein dicker Mann, der neben mir stand, sprach von Steuern und Abgaben. Pfui! das alte Wien, das echte alte Wien, Wien aus der alten guten Zeit weiß nichts von Steuern und

Abgaben; am wenigsten im Leopoldstädter Theater. Wirklich, mit der Diskussion kommt auch das graue Mißbehagen unter die Völker; wenn's irgend anginge, sollte man sie ihnen ersparen; die Liebe weiß nicht von Liebe zu sprechen; das Glück definiert sich nicht; die Unschuld spricht nicht — ja, lieber Gott! kann denn aber noch von Unschuld die Rede sein nach Mohammeds, nach Voltaires Tode, nach dem höchsten Wesen in Paris, nach den Staatsbankerotten, nach Erfindung des Simonismus und des Börsenspiels?

Kurz, der Wiener sprach auch von Steuern und Abgaben, und es war mir überraschend genug, als er sagte: „Schaun's, da kommt der Wenzel Müller, der ist noch aus der alten guten Zeit."

Wenzel Müller, der „Die Schwestern von Prag" komponiert, den „Schneider Kakadu", diesen Liebling meiner Schuljugend, in Noten gesetzt hat, dieser alte Wenzel lebt noch!

„Jo, schaun's nur, wie er sich umschaut!"

Es war ein freundliches altes Gesicht mit freundschaftlichen, alltäglichen Gedanken; das Haupt war mit der Würde eines liebenswürdigen Alters, mit weißem Haar umflossen, und der Kleine nahm seinen niedrigen, demokratischen Präsidentenplatz ein, ergriff sein kleines, bürgerliches Taktierstöckchen, lächelte links, lächelte rechts zu seinen Musikanten, als bäte er sie um Erlaubnis, anfangen zu dürfen, und begann endlich seine Leopoldstädter Ouvertüre, als wenn er seinen Kollegen, den Wiener Vorstädtern, ein kleines Geschichtchen erzählen wollte von „g'spoßigen Leuten, die a recht gutes Herze hoben".

Unter solchen Auspizien gewährte die überaus einfache Musik, Musik mit kindlichen, anfänglichen Melodien, ohne Duft, Zauber und Romantik, mit gutmütiger Trivialität und frischem anspruchslosem Herzen versetzt, einen ganz angenehmen Eindruck, und es ward mir ganz behaglich, zumal ich hinter

mir merkte, wie sich das Häuschen mehr und mehr fülle und seine naive Zufriedenheit ausspreche über Wenzel Müllers unschuldige Melodien.

Sie sind wirklich noch aus der Zeit der Unschuld und des alten Wien. Guter Wenzel, heute, im Herbste 1835, lese ich, daß du gestorben bist! — Wie öde mag's in der Leopoldstadt sein, wo dein weißer Kopf, deine bewegliche Hand, dein glückliches Lächeln fehlen. Ich weiß nichts von dir als jenen Abend und einige Melodien, aber ich will dein ganzes Leben erzählen, wie du dein Seidel Wein getrunken, einem hübschen „Maderl“ die Backen gestreichelt, Mittag besten Appetits gegessen, kleine Nelkenstöcke gepflegt, einen geblümten, warmen Schlafrock getragen und jeden Menschen freundlich behandelt hast, selbst den gelben, leberkranken Nachbar, der die Musik nicht leiden konnte.

Auch die Leopoldstadt liegt im Sterben; man könnte sagen: vielleicht nur darum, weil es an Talenten fehlt, aber es mag wohl tiefer liegen. Auch die Leopoldstädter fangen an, über den Stand der Unschuld hinauszublicken. Ihr bester Komiker, der bekannte Schuster ist unbeschäftigt. Die **Krones** ist freilich gestorben, jenes wunderbare Talent der Gemeinheit, welches das Unanständige mit Grazie und Zauber produzierte, jenes schöne Mädchen mit schönen Augen und schöner Stimme, mit der ärgsten Wiener Liederlichkeit und der größten Wiener Liebenswürdigkeit, die Krones ist tot; sie ist geblieben; ein Soldat, der rüstig focht bis auf den letzten Mann. Keine historische Person wird in Wien so betrauert wie dies Weib, die Leopoldstädter berufen sich bei etwaigen Anklagen auf dies Mädchen wie die Bonapartisten auf Napoleon. Wien ist diejenige Stadt, wo es noch Zeit und Raum genug gibt, historische Erscheinungen aller Art breit und sattsam zu würdigen.

Und sie ist freilich nicht ersetzt worden: Mlle. Jäger gibt sich Mühe, mit Fleisch, Dreistigkeit und Talent etwas

Ähnliches darzustellen, und sie reussiert auch sehr; die Wiener wissen dergleichen zu würdigen; aber es fehlt der Funke, und es gehört zu nichts mehr größere Genialität, als zu einer Frivolität, die allgemein gefallen soll. Ihr Weg geht schmal, ganz schmal zwischen tiefen Wolfsgruben.

So blieb denn auch dies Singspiel matt und trivial. Ein solches Volkstheater ohne belebende Genies wird ein abgestandenes Glas Pfennigbier. Die Naivität ohne Folie ist als künstlerische Erscheinung ein lähmender Anblick. Man kann das Alltägliche produzieren, aber man darf dabei nicht selbst alltäglich sein.

Wie gewöhnlich fehlte es nicht an einigen norddeutschen Dandys, welche sich hochdeutsch zu sprechen bemühten und das meiste Lachen erregten, je besser es ihnen gelang. Ein richtig ausgesprochener Doppelvokal ist dort in Wien die Losung zum Gelächter; sie halten das für Ziererei, die Leopoldstädter, und die Leute aus „Deutschland“ sind ihnen sehr komisch. So wie es in England noch genug Engländer gibt, welche glauben, die Franzosen hätten nichts zu essen als gebratene Froschkeulen, so gibt's Leopoldstädter, die uns nicht viel mehr zutrauen als Kaldaunen.

Ein wunderliches Gespräch hinter meinem Rücken nahm meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Ein Mann sprach französisch-deutsch, ein zweiter ungarisch-deutsch, eine Dame wienerisch-deutsch, das gab ein Trio, an welchem Jahn und der Professor Zumpt gestorben wären. Die französisch-deutsche Stimme glaubte ich zu kennen — richtig, es war der Starost, der sich industriös mit einer stattlichen Dame unterhielt.

Das Leopoldstädter Theater ist in jeder Rücksicht Volksversammlung, man hegt dort die liberalsten, menschenfreundlichsten Gesinnungen, die Damen sind emanzipiert, man ist ohne Vorurteil. Diese statistische Rücksicht hatte den Starosten hingeführt. Die stattliche Dame verließ am Schlusse der Vorstellung das Haus am Arme des Ungarn, ihres Lieb-

habers, der viel Liebe, aber wenig Verdienst haben mochte. Im Gedränge blieb der Starost zur andern Seite der Dame, und während der Ungar mit seinem Ellenbogen den Weg bahnte, wurden neben ihm verräterische Unterhandlungen gepflogen mit drei leisen, schnellen Worten:

„O Mädchen, das in meinem Arm
Mit Äugeln schon dem Nachbar sich verbindet!“ —

Auf den Straßen lag eine warme, „busenwarme“ Nacht, die Sterne funkelten, die Lüfte buhlten, und aus dem Hause quollen die weißen Gewänder und die jodelnden Melodien der Lieb' auf der Alm.

Neben mir entwickelte der Starost französische, uninteressante, unwürdige Ansichten über die Mehrzahl der Weiber, die mein Herz nicht glaubt, solange die Sterne scheinen. Denn es gibt einen Stern, von welchem aufopfernde, weltengewaltige, unsterbliche Mädchenliebe schimmert, schimmert und strahlt, bis mein ganzes Auge und Herz erfüllt ist vom Glanze unergründlicher Mädchenliebe. Es schieden zwei Liebesleute in stiller Nacht, und sie konnten sich nimmer wiedersehen, sie durften sich nicht einmal schreiben, kein Gruß war ihnen gestattet, den ein gleichgültiger Mensch von einer Station zur andern trägt, kein einzig Wort und Zeichen für das lange, lange Leben. Und wie lang ist das Leben, wenn man liebt und scheidet und verliert, denn es liegt öde, unabsehbar wie Meer, wie Wüste vor den tränendüstern Augen. — Da wies das Mädchen auf den Himmel, und sprach: „Den können sie uns nicht nehmen!

Wenn dir recht bang, recht elend wird,
Dann blick' nach jenem Sterne —
Es küßt mein Aug' dich tausendmal
Dort oben in der Ferne.“

Prater und Leopoldstadt waren mir ohne Eindruck geblieben, umsonst sprach der Starost; — es sind viele Dinge

nur da, um einen Raum auszufüllen, der uns aufnimmt, ohne uns weiter zu berühren, Stationen zum Ausruhen für das Interesse. Dahin gehören: die Jägerzeil, der stille Prater, die Lieb' auf der Alm und die ledernen Grundsätze, daß die Weiber nichts taugten.

Ich hab' wohl nach dem Stern geschaut
Gar manche Nacht und Stunde,
Er brachte Tränen, süß wie Glück,
Vom Himmel bracht' er Kunde.

Es war Mitternacht, als ich heimkam, und der Starost sprach noch, und die Sterne schienen noch.

---

2. St. Stephan.

Heiliger Schutzpatron, den wir verehren,
Der über unsrer Kinder Schicksal wacht,
Bitte für den Starosten
Und für das frevelhafte Mädchen;
Die dich gekrönt am hellen, lichten Tage —
Stumme von Portici.

Es war einer jener goldenen Morgen in Wien, wo die Sonne wie ein mutwilliges Mädchen über die Dächer der hohen Häuser läuft, das stündlich größer, wärmer, gefährlicher, süßer wird. O Wien, ich werde dich mit deinen hohen Häusern und engen Straßen, welche manteldichten, heimatlichen Schatten warfen, wie die Stadt meiner Jugend, das alte hochgeschürzte Breslau, Wien ich werde dich und Wiens Morgen nimmer vergessen: die Donau dampft, auf den Bastionen liegt weiß wie eine Jungfrau die Frühsonne, blauer Dichtungsnebel fällt wie Schmelz und Illusion auf die hereinragenden Berge, durch die Straßen, durch die Tore, über die Brücken strömte die Menschheit, lächelnd geschäftig, Freude erwartend, an den Straßenecken werden die großen Vergnügungszettel angeklebt — das Tor der Welt öffnet sich knarrend, alle Herrlichkeiten können über den Fremden kommen, der aus dem Fenster seines Gasthofes in diese lachende Tageszukunft blickt.

Ich wohnte in der Vorstadt und übersah das alles: Wasser und Stadt, Berge und Brücken, Zettelträger und Mädchen. Unter mir floß die Donau mit goldenen Sonnentellern bedeckt hinab nach Ungarn, das einzige Gold, das sie hinabführt in dies heiße, pelzverbrämte, schnurrbärtige Königreich. Neben mir arbeitete die Leopoldstadt mit ihren Riemern und Sattlern und Wagenbauern.

Aus den vielen Worten des Starosten hatte ich behalten, daß ihm die schöne Dame von gestern für diesen Morgen ein Rendezvous im Stephan zugesagt. Das und den Stephan selbst wollte ich sehen. Der Turm dieser Kathedrale gilt, wenn ich nicht irre, nächst dem schlank auffliegenden zu Landshut in Bayern für den höchsten Deutschlands, seit Straßburg uns geraubt worden ist. Dieser Stephansturm ist eine Arbeit, vor welcher man den Hut abnehmen muß: einmal, weil sie so hoch hinauf in den Himmel geht, daß man sie mit dem Hute nicht wohl betrachten kann, und zweitens, weil sie außerordentlich ist. Eine steinerne Pyramide, die ohne abzusetzen, ohne zu ruhen in die Wolken steigt, und zwar leicht und ohne Beschwernis, wie man die Hand aufhebt. Aus Stein ziseliert, wie der Metallarbeiter ein zierliches Modell ausfeilt für seinen Meister, der zugleich Vater und Verheirater einer schönen Tochter ist. Heiliger Stephan, wodurch hast du solch eine Arbeit, solch einen Menschensieg über Stoff und Steine verdient, was hast du getan? Ich weiß es nicht, und brauch' es nicht zu wissen; sicherlich bist du über Verdienst belohnt, denn solch ein Werk ziemt den Göttern, nicht den Heiligen. Heilige sind Parvenus, Götter und Helden stammen aus Jovis Lenden.

Der Stephan ist die deutsche Warte für das Ungarland, seine Spitze reicht über die magyarische Grenze hinein, und Stephan ist ein ungarischer Heiliger, ein heiliger Ungarname, König Stephan hat die Magyaren zum Christentume bezähmt, sie mit Roß und Säbel getauft. Roß und Säbel sind noch

heute ebenso christlich wie der Ungar selbst; das bezeugen die armen Bauern von der Raab bis hinter die Theiß.

Steinerner, gemeißelter, prachtvoller Stephan, du hast mich oft an die Sage von unterirdischen Riesen erinnert, die unter uns arbeiten im Schoß der Erde, die Nachkommen der alten, bezwungenen Titanen. Die kleinen Titanenbuben haben Krieg gespielt und sich dazu Türme aus Felsen gehauen, und einer ihrer übermütigsten hat sein Türmchen zu weit in die Höhe geworfen, da ist es bei der Geroldschen Buchhandlung in Wien aus der Erde gefahren.

In jener Buchhandlung am Stephansplatze hab' ich mir diesen Turm am fleißigsten betrachtet. Wenn man ihn lange unverrückt ansieht, so hüpfen am Ende die vielen Schnörkel, die sich regelmäßig pyramidenförmig aufbauen, zu einem luftigen Tanze durcheinander, die Welt bedünkt einen der lustige Spaß eines Konditors, St. Stephan eine Baumtorte von Marzipan — aber das kann nur passieren, wenn man bereits vom Büchertreiben im Geroldschen Laden verwirrt ist.

Dort gibt's nämlich eine ganz andere Literatur als bei uns: die sämtlichen Werke der Caroline Pichler, des Herrn von Kotzebue und Ifflands Schauspiele werden ein Mal über das andere verlangt, und Herr Gerold mit seinem leutseligen, schalkhaften Lächeln gibt links und rechts Befehle, die unsterblichen Werke dieser Heroen in dauerhaftes Packpapier zu emballieren. Ich habe nirgends soviel kaufen sehen als dort, und der Schriftstellermut hätte mir wachsen können, wenn die in Leinen und Seide grün und braun gebundenen langen Reihen andere Devisen und Wappen getragen hätten.

Die allgemeine Lektüre in Österreich ist noch ganz altmodisch, trotzdem, daß nirgends häufiger nach Börne und Heine gefragt, ja trotzdem, daß nirgends dies gefürchtete Paar häufiger besessen wird als dort. Man lebt noch im Zeitalter der deutschen Klassiker, und Caroline Pichler, der Hofschauspieler Lembert, der nebenbei ein liebenswürdig höflicher

Mann ist, Braun von Braunthal, der Ritter, gehören zu den Klassikern. Holde Zeit der Klassiker, wo der Dichter noch zerstreut und ungezogen sein darf!

An jenem Morgen ging es sehr stürmisch her bei Gerold: alles wollte Caroline Pichler besitzen, und es war stark davon die Rede, der Dichter Herzenskron werde eine Gesamtausgabe seiner Werke veranstalten. Ich saß über Bonapartes Briefen an Josephine, die eben angekommen waren, aber neben Herzenskron ignoriert wurden, und über dem Lärmen und Napoleons Liebesversicherungen hätte ich's beinahe überhört, wie der Stephan elf schlug, die Stunde des Rendezvous.

Der Starost lehnte mit seiner Lorgnette an einem Pfeiler, als ich in die Kirche trat. Die großen, geräumigen, kühlen Kirchen der katholischen Christenheit scheinen wirklich nicht bloß zu kirchlichen Zwecken erbaut zu sein. Dieser bärtige Slawe war leider auch nicht ihretwegen gekommen. Gott weiß, was er für eine Religion hatte; wegen seiner großen Inklination für den Talmud fragte ich ihn öfters, ob er den Mosaismus liebe. Er lächelte dann ausdruckslos. Im allgemeinen gehörte er zu der französischen, halbdeistischen Ansicht, zum System der Aufklärung, das wirklich von Prosa und Unerquicklichkeit starrt. Die Gesetze des Abc, des Einmaleins, der Trivialität sind diesem Genre ein und alles, der Herrgott wird berechnet wie der Transito; Ahnung und Poesie sind Spielereien. Und obwohl der Talmud und die sonstigen Traditionen des Judaismus die Glaubenspartikelchen bis zur Gewürzkrämerei ins Detail trieben, so herrscht doch zwischen ihnen und der bloß verständigen Aufklärung eine merkwürdige Wahlverwandtschaft. In beiden ist ein fanatischer Mißbrauch einzelner Geistestätigkeiten, der Verstand ist dort in knebelnden Schlüssen ebenso naseweis wie hier in auflösenden Folgerungen. Die meisten Juden, welche keine Juden mehr sind, gehören zur Partei der dünnen Aufklärung. Ihre unteren Verstandeskräfte sind tüchtig routiniert, und ihre

höheren Anknüpfungen sind durch die Widerwärtigkeiten ihrer Position für immer durchhauen.

Wir Protestanten haben von Jugend auf viel mehr Respekt vor einer Kirche, sie ist uns mehr eine alte, strenge Tante, deren Scheltworte wir fürchten, die wir beerben wollen; in Norddeutschland wählt man nicht leicht die Kirche zu einem Rendezvous. Das ist bei den Katholiken was andres. Ihnen ist die Kirche eine Mutter, die alles verzeiht, auf deren unerschöpfliche Liebe gesündigt werden darf. Wie der Katholik sich selbst ganz und gar in Vernunft, Verstand und Willen an seine Religion hingegeben hat, nimmt er es nicht so genau mit ihr; sie muß ihm aber deshalb auch für alles sorgen, selbst für sein Vergnügen. Wenn man glaubt, daß junge Mädchen, oder Damen überhaupt, nicht so räsonierten und kombinierend dächten, so irrt man sich — alle Gedanken haben ihre Atmosphäre, deren auch der Gedankenlose teilhaftig wird.

Manch Männlein und Fräulein war zu sehen im hohen Dome des heiligen Stephan, die fröhliche, skrupellose Sonne des Spätmorgens quoll lachend durch die schmalen hohen Fenster und beschien den heitern Katholizismus. Ich wandelte von einem kleinen Altare zum andern. Diese kleinen Altäre sind eine prächtige Erfindung, ein liebenswürdiges Zugeständnis für die Welt, welche Einsamkeit zu zweien sucht. Der Protestantismus ist für die Ehe, der Katholizismus für die Liebe.

Eine hohe Dame im seidenen Gewande rauschte an mir vorüber nach dem Hochaltare hin. Sie war's, die Ungardame von gestern. Eine herausfordernde, imponierende Gestalt. Blasser war sie als den Abend vorher, aber das Auge war voller Freiheit und Leidenschaft, und diese Leidenschaft war nicht gedankenlos. Kennen wir nicht jene großen, festschließenden Augen, die zuweilen plötzlich irre werden in ihrer stolzen Sicherheit, erweichen, fragend und voll Ge-

danken stillestehen und die runde blasse Wange zu betrauern scheinen?

Beim Vorübergehen hatte sie mich mit ihrem herausfordernden Blicke gemessen, mich gezwungen, ihr vorauszugehen, nach ihr umzublicken. Und da sah ich, wie ihr Auge zusammenbrach, als sie in die Knie sank unweit des Hochaltars.

Sie hatte für nichts mehr Blicke als für den fungierenden Priester und ihren Rosenkranz, den sie leider mit Glacéhandschuhen betete. Glacéhandschuhe sind so arg modern, daß man nicht damit beten sehen mag. Ist das nicht abscheulich! Als ob der Herrgott bloß für die armen Leute und sonnverbrannten Hände da wäre — man muß aber wirklich nicht in Handschuhen beten. Das Falten der Hände ist uns von Kindheit an Symbol, und die Empfindung des Handberührens gilt unserer Pietät für einen elektrischen Leiter zum Himmel. Der Glacéhandschuh ist aber isolierend durch seine kalte Glätte. Hab' ich recht?

Wie oft glaubt man beim Kartenspiel und in der Liebe, es lebte ein Verräter in der Luft, welcher unsere innersten Gedanken dem Nachbar sagte, ein kleiner Gott der Klatscherei, vor welchem kein Geheimnis besteht, ein Bürge, daß alle Atome der Welt geistig belebt seien — darum sind die Menschen so lächerlich, welche ihre Wesenheit in Bewahrung von Geheimnissen setzen, es existiert keins, man sieht's uns an den Fingerspitzen an, was wir verbergen wollen. —

Die Dame zog nämlich einen Handschuh aus, um unter die schwarzen Locken zu fahren, welche über die Schläfe hervorquollen. Die Hand war etwas zu groß, um für schön gelten zu können, aber sie war interessant.

Es gibt wirklich interessante Hände; aber ich irre mich: die hier zu beschreibende war verführerisch, und das ist wieder etwas ganz anderes. Ihre gesättigten Formen waren mit jenem leichten Gelb überflogen, das zuweilen eine Kraft

des Südens anzeigt, eine männliche Tüchtigkeit der Empfindung. Farben sind ja überhaupt Verräter und gehören in die oben erwähnte große Verschwörung, welche kein Geheimnis duldet.

Der Starost kam mit seinen Sporenstiefeln herangeschlürft, so leise, als es sein schwerer Tritt gestattete, aber Frauen erkennen am Tritt ihren Liebhaber, auch wenn sie ihn niemals gehen sahen. Sie blickte von Rosenkranz und Andacht auf, nickte mit dem Augenlide und betete weiter.

Katholische Mädchen haben Liebhaber und Herrgott einträchtig nebeneinander, und sie sind nicht so töricht, diesem eine Eifersucht zuzutrauen.

Sie erhob sich, lenkte den Starosten mit dem Blicke und schritt durch die Kirche.

Draußen auf dem Platze blieben sie beide stehen und warteten zu meiner Verwunderung auf mich. Ein dritter ist doch sonst sehr überflüssig. Oder hatte sich der Starost in diesem Weibe geirrt?

Von grünen Ziegeln ein kolossaler Doppeladler sieht vom Kirchendache herunter — was ist das für ein Symbol: ein Raubvogel auf der Kirche? Und noch obenein mit zwei Köpfen.

Dies sehend und denkend trat ich hinan und sagte: „Bon jour!“

Sie lächelte und sagte auch: „Bon jour!“

---

3. Sperl in Floribus.

Die Dame hatte uns an jenem Tage viel zu schaffen gemacht, denn was wir nicht in die gewöhnlichen Kategorien unserer Anschauungsweise einordnen können, das macht uns zu schaffen. Wenn wir's auch noch so sehr leugnen, wenn wir auch noch so häufig das Gegenteil versichern und zwar

ehrlich und treu versichern — unser arroganter Verstand glaubt im Grunde nicht daran, daß ihm etwas ganz Neues, Fremdartiges vorkommen könne. Dies macht die dreist verständigen Leute oft so unangenehm. Unser ordinärer, großstädtischer Verstand ward solchergestalt durch die Dame sehr blamiert.

Sie war ernsthaft und lächelte höchstens. Als wir in der Singerstraße waren, sagte sie zum Starosten: „Geben Sie mir den Arm, Sie sind mein Bruder und heißen Kasimir."

Kaum war dies gesprochen, so stand auch wirklich ihr Begleiter von gestern abend, der Ungar, vor uns; sämtliche ungarische Kreuzdonnerwetter lagen auf seinem Antlitze, und er strich den Knebelbart, wie man einen Fuchsschwanz peitscht, der elektrisieren soll. Vorstellung in angekündigter Weise; ich war ein beiläufiger, uninteressanter Reisebegleiter; ein wenig verwandt, wenn ich mich recht erinnere, sonst nichts als Mitläufer.

Die Donnerwetter entluden sich in unschädlichem Wetterleuchten, das heißt: der Ungar wollte Licht in der Sache haben und gab, wie billig, Mißtrauen und gelegentliches Losschlagen keineswegs auf. Das war auch ganz recht, nur hätte er kein Ungar sein müssen. Bekanntlich sind die Ungarn sehr gescheite Leute, nur das Schießpulver und die Intrige haben sie nicht erfunden; und sie glauben manches, was andere gescheite Leute nicht glauben. Vorstehender Ungar war keine Ausnahme, sondern stand unter der Regel.

Nachdem wir uns darüber vereinigt hatten, aus welchem Lande unsere Verwandtschaft stammte, das einer gemeinschaftlichen fremden Sprache wegen nicht ganz leicht war, schlugen wir dem Ungar vor, unsere Ankunft in vaterländischem Getränke zu feiern; er fluchte „Ja".

Allem Anschein nach waren wir in Johannas Wohnung. — Wir hatten im Laufe des Gespräches diesen Namen

unserer schönen Cousine erobert. Es waren so gewiß verschwiegene Gemächer eines halben ersten Stockes, wie man sie an einigen Orten in Wien findet, nicht hoch genug, um vornehm zu sein, nicht niedrig genug, um auf den Kopf und die Behaglichkeit zu drücken. Gardinen und Möbel waren dunkelfarbig und nicht ohne Solidität und Wohlhäbigkeit. Ein alter Diener und eine dito Kammerfrau waren zur Hand und servierten auf wenig pantomimische Handdeutungen ein Frühstück, dessen Hauptperspektive in den Winkel gestellt wurde. Das war ein Korb mit Flaschen.

Um nicht gefragt zu werden, fragten wir den Ungar nach seinem Vaterlande. Der Ungar liebt es kaum weniger als der Pole, oder richtiger: er ist darein verliebt und erzählt davon mit Fanatismus. Da er zudem nicht gern trocken erzählt, so wurden wir nach einigen Stunden aller Besorgnis enthoben.

Es war an jenem wichtigen Tage, wo „Sperl in Floribus“ an allen Straßenecken glänzte in rot und blauen Buchstaben. Das heißt mit anderen Worten: der ganze Garten Sperls draußen in der Leopoldstadt brennt in tausend Lampen, alle Säle sind geöffnet, Strauß dirigiert die Tanzmusik, Leuchtkugeln fliegen, alle Sträucher werden lebendig, was ein wienerisch Herz hat, steuert des Abends hinaus über die Ferdinandsbrücke, beim Lampel vorüber, links um die Ecke. —

Es versammelt sich dort allerdings keine Hautevolee, es ist eine sehr gemischte Gesellschaft, aber die Ingredienzien sind nicht zu verachten, und das Gebräu ist klassisch-wienerisch. Ein Abend und eine halbe Nacht beim Sperl, wenn er blüht in aller Üppigkeit, ist der Schlüssel zum Wiener sinnlichen Leben, das heißt: zum Wiener Leben. Unter erleuchteten Bäumen und offenen Arkaden, welche an den Seiten herumlaufen, sitzt Männlein bei Weiblein an zahllosen Tischen und ißt und trinkt und schwätzt und lacht und horcht. In der

Mitte des Gartens nämlich ist das Orchester, von welchem jene verführerischen Sirenentöne kommen, die neuen Walzer, der Ärger unserer gelehrten Musiker, die neuen Walzer, welche gleich dem Tarantelstich das junge Blut in Aufruhr bringen. In der Mitte des Gartens auf jenem Orchester steht der moderne Held Österreichs, Napoléon autrichien — der Musikdirektor Johannes Strauß. Was den Franzosen die Napoleonschen Siege waren, das sind den Wienern die Straußschen Walzer, und wenn sie nur Kanonen hätten, sie errichteten ihm beim Sperl eine Vendomesäule. Der Vater weist ihn seinem Kinde, die geliebte Wienerin ihrem fremden Geliebten, der Gastfreund dem Reisenden. — „Das ist er!“ — „Wer?“ — „Er!“ Wie die Franzosen sagen: Voici l'homme.

Es ist ein heiter sinnlich Volk in Österreich — Napoleon kostete den Franzosen viel Söhne und Brüder und Väter, ehe sie sagen konnten: „Voici l'homme!“ — Die Österreicher haben nur einige Gulden und Nächte gezahlt, und dafür haben sie einen ausländischen Vogel mit bunten Lockfedern für die Damen, und wenn auch nicht mit Hochgefühl, denn damit gaben sie sich nicht ab; doch mit Entzücken sagen sie: „Das ist der Strauß!“

Nach abgefertigtem Ungar schlug uns Johanna vor, ins Theater und von da zum Sperl zu gehen.

Ich war sehr begierig auf den österreichischen Napoleon, und es freute mich, daß ich ihn mitten auf dem Schlachtfelde finden sollte.

Er schlug gerade die Kaiserschlacht von Austerlitz, als wir ankamen, mit dem Fidelbogen wies er hinaus in den Himmel, und die Geigen schrien: „Die Sonn' geht auf“ — er dirigierte just seinen neuesten Deutschen.

Da stand er vor mir, der dritte aus dem italienischen Triumvirate der Zauberer — Napoleone, Paganino-Straussio, wie dieser die Geige in der Hand haltend, taktierend wie

besessen, von unsichtbaren Mächten geschleudert, aber ebenso orakulös wie die Pythia.

Alle Gesichter waren auf ihn gerichtet, es war ein Moment der Andacht. Man wird dich fragen, sagte ich mir, besonders die Tänzer und Mädchen, die Generation der Zukunft, werden fragen: „Wie sieht er aus, der Strauß?“ Ich betrachtete sehr; man dichtet immer, wenn man vor einer historischen Person steht: — war das Aussehen Napoleons griechisch oder römisch-klassisch, ruhig antik, war das Paganinis Hofmann-romantisch, klosterbrüderlich-romantesk, grab- und mondschein-interessant, so ist das jenes Maëstro Straussio afrikanisch-heißblütig, leben- und sonnenscheintoll, modern verwegen, zappelnd unruhig, unschön leidenschaftlich. Nun, da sind Adjektiva zum Auswählen.

Der Mann ist ganz schwarz wie ein Mohr; das Haar kraus; der Mund melodiös, unternehmend, aufgeworfen; die Nase abgestumpft; man hat nur zu bedauern, daß er ein weißes Gesicht hat, das wenigstens mit größerem Rechte weiß genannt werden darf, sonst wäre er der komplette Mohrenkönig aus dem Morgenland, Balthasarius genannt, der am großen Neujahr in katholischen Ländern herumgeht und auf die Türen schreiben hilft: „C. M. B.“ und die Jahreszahl, um die Macht des Teufels und Antichristen zu bannen. Unter dem höchst unseligen Herodes brachte selbiger Balthasar den dampfenden Weihrauch, womit man die Sinne befängt, und so ist es auch mit Strauß: er treibt ebenfalls die bösen Teufel aus unseren Leibern und zwar mit Walzern, was moderner Exorzismus ist, und er befängt auch unsere Sinne mit süßem Taumel.

Echt afrikanisch leitet er auch seine Tänze: die eigenen Gliedmaßen gehören ihm nicht mehr, wenn sein Walzerdonnerwetter losgegangen ist, der Fidelbogen tanzt mit dem Arme und ist der leitende Chapeau seiner Dame, der Takt springt mit dem Fuße herum, die Melodie schwenkt die

Champagnergläser in seinem Gesichte, der ganze Vogel Strauß nimmt seinen stürmischen Anlauf zum Fliegen — der Teufel ist los.

Und diese leidenschaftliche Prozedur nehmen die Wiener mit beispiellosem Enthusiasmus auf, und sie haben eine Aufmerksamkeit, ein Gedächtnis für ihren Helden und seine Taten, das heißt: seine musikalischen Gedanken, wie es dem deutschen Publikum zu wünschen wäre für manche andere Dinge. In einem Potpourri, das er aufführte, waren einzelne seiner Walzergedanken zerstreut, und das größte gemischte Publikum kannte das kleinste Straußsche Wort heraus, und begrüßte jeden Walzerrhythmus mit donnerndem Jubel.

Es ist eine bedenkliche Macht in dieses schwarzen Mannes Hand gegeben; sein besonderes Glück mag er es nennen, daß man sich unter Musik alles mögliche denken, daß die Zensur mit den Walzern nichts zu schaffen haben kann, daß die Musik auf unmittelbarem Wege, nicht durch den Kanal des Gedankens die Empfindung anregt. Dies wunderliche Wort: man kann ein musikalisches Genie und ein Dummkopf in einer Person sein, kommt ihm zustatten. Hiermit soll ihm keine Beleidigung, sondern eine Gratulation gesagt werden: ich weiß nicht, was er außer Noten versteht, aber dies weiß ich, daß der Mann sehr viel Unheil anrichten könnte, wenn er Rousseausche Ideen geigte; die Wiener machten in einem Abende den ganzen Contrat social mit ihm durch.

Gewissermaßen tun sie dies freilich beim Sperl, denn eine Rehabilitation der Sinne geigt er wirklich und ist Repräsentant des jungen Österreich, das gerade so gerne tanzt und küßt, wie es das alte getan. Wenn man's nicht glaubt, so muß man hinaufsteigen in die Sperlschen Säle, wo die bacchantische Lust ihren Ausdruck, ihre babylonische Völkersprache findet. Ein Evan-evoë begrüßt ihn, wenn er

dort auf der musikalischen Tribüne erscheint, der moderne Mohrenkönig mit dem Weihrauchkessel, seiner Geige, in der Hand.

Ich war an eine Säule gelehnt und sah voll Staunen dem Treiben zu: die Sperlschen Säle verwandelten sich mir in ein indisches Bajaderenhaus, und die nach Freuden schreienden Becken wurden zusammengeschlagen, die Zimbeln lockten sehnsuchtsvoll, die großen Hörner stürmten frohlockend drein, und die Mädchen drehten sich und lachten Küsse und hüpften umher wie heiße Sonnenstrahlen mit ihrem blühenden Leben.

Es ist bemerkenswert, daß die österreichische Sinnlichkeit nie gemein aussieht, sie ist naiv und keine Sünderin. Die dortige Lust ist die Sünde vor dem Sündenfalle, der Baum der Erkenntnis hat noch keine Definition, kein Raffinement nötig gemacht.

Bunt wogt die Menge durcheinander, die Mädchen drängen sich warm und lachend durch die muntern Burschen, ihr heißer Atem spielte mir, dem fremden Säulenheiligen, wie ein südlicher Blumenstrauß um die Nase, die Arme drängten mich mitten ins Getümmel — um Verzeihung bittet niemand; beim Sperl will man keinen Pardon und gibt keinen.

Nun werden die Anstalten zum wirklichen Tanze gemacht. Um die zügellose Menge in Schranken zu weisen, wird ein großes Seil hergenommen, und alles, was in der Mitte des Saales bleibt, wird von den eigentlichen Geschäftsleuten, den Tänzern, getrennt. Die Grenze ist aber schwankend und nachgiebig, nur an den gleichmäßig wirbelnden Mädchenköpfen unterscheidet man den Tanzstrom. Bacchantisch wälzen sich die Paare durch alle die zufälligen oder absichtlichen Hindernisse, die wilde Lust ist losgelassen, kein Gott hemmt sie, nicht einmal die Glut, welche still und eindringlich hin und her wogt, wie ein vom Afrikaner herabgesendetes Wüstenmeer.

Charakteristisch ist der Anfang jedes Tanzes. Strauß beginnt seine zitternden, nach vollem Ausströmen lechzenden Präludien, sie klingen tragisch wie eine noch vom Schmerz der Geburt umklammerte Glückseligkeit; der Wiener legt sich sein Mädchen tief in den Arm, sie wiegen sich auf das Wunderlichste in den Takt. Man hört noch eine ganze Weile diese langbehaltenen Brusttöne der Nachtigall, mit denen sie ihr Lied anhebt und die Nerven bestrickt, bis plötzlich der schmetternde Triller hervorsprudelt, der eigentliche Tanz beginnt mit seiner ganzen tosenden Geschwindigkeit, und hinein in den Strudel stürzt sich das Paar.

All diese Manieren, jener Strick und ähnliches können den Leser leicht zu dem Glauben verführen, er befinde sich in einer Kneipe. Dem ist keineswegs so. Bei glänzender Beleuchtung, in einem schönen, hohen Saale begibt sich das alles; daneben laufen offene, freie Speisesäle hin, wo die noble Bürgerklasse ihr Nachtmahl verzehrt und harmlos dem Treiben zusieht.

Ich habe nie Exzesse dort erlebt; das fatale Zauberwort des Nordens, Branntwein, fehlt, dies Feuerwasser der Indianer, es fehlen die dumpf Trunkenen, die Sinnlosen. Der leichte österreichische Wein macht nur der Sinne bewußt — und die Wiener haben große Magen, aber kleine Kehlen.

Diese Orgien dauern bis gegen den Morgen, da nimmt Österreichs musikalischer Held, Johannes Strauß, seine Geige und geht heim, um einige Stunden zu schlafen, um von neuen Schlachtplänen und Walzermotiven zu träumen für den nächsten Nachmittag in Hietzing. Die heißen Paare stürzen sich in die warme Wiener Nachtluft hinaus, und das Kosen und Kichern verschwindet nach allen Straßen.

Das ist Sperl in Floribus.

Wir begleiteten Johanna über die Ferdinandsbrücke zurück, und der Starost machte dreiste, einseitige Bemerkungen,

Johanna aber war still und blickte in den Mond, der auf der Donau geschwommen kam.

---

4. Johanna.

Es war eine so verlockend milde Luft, daß wir uns nicht entschließen mochten, nach Hause zu gehen. Die Sterne glänzten wie Liebesaugen einer fernen Welt; Nachtwinde, weich wie Samt, spielten in den Lüften, üppiges, verführerisches Schweigen lag wie ein Seidenmantel über der Erde.

Johanna, bis zum Abende ernst und zurückhaltend, war beim Sperl munter geworden, jetzt sang sie ein ungarisches Liedchen in die Luft hinaus:

Lüftchen, kommst du aus dem Morgen,
Wo die hohen Zedern stehen,
Hast du dort mein weißes Häuschen,
Meinen dunklen Herrn gesehen?

Augen hat er schwarz wie Kohlen,
Und sein Bart ist dicht und lang,
Spielend wie der Baum am Wasser,
Kräftig ist sein Leib und schlank.

Und sein Roß ist so behende,
So beweglich wie der Wind,
Gürte dich, mein Lüftchen, schwebe,
Eile heimwärts, flieg' geschwind!

„Sind Sie denn aus Asien, Johanna?"

„Ich bin aus dem Himmel und bin ein verstoßenes Kind. Ach, daß ich nicht sprechen kann, niemand hab' ich es sagen können, und doch müßt' ich so leicht werden, wenn ich es einmal erzählen könnte — und ich will's, hier auf der stillen Bastion will ich's. Setzen wir uns."

Sie erzählte.

Von der ungarisch-polnischen Grenze war sie her. Dort lebte vor manchen Jahren ein junger Hirt, welcher seines Herrn Ochsen hütete draußen in den weiten, endlosen Feldern.

Er schlief da des Nachts mit seinen Tieren, und solange ein grüner Halm zu sehen war, sah er keinen Menschen als den Verwalter, welcher zuweilen geritten kam, um einige Ochsen auszuwählen und ihn, den Hirten, mit der Peitsche zu schlagen. Im Winter aber sah er im Dorfe die schöne Veronika, ein Mädchen von fünfzehn Jahren mit zwei Augen voller Musik. Veronika war ihm gewogen, und er traf sie manchmal des Abends hinter dem Ochsenstalle.

Es war ein sehr glücklicher Winter gewesen, obwohl der Hirt mehr Prügel gekriegt hatte als sonst — in einer lichten Nacht standen sie wieder am Stalle und genossen schweigend ihr Glück; da stieg eine Lerche neben ihnen in die Höhe.

„O heilige Jungfrau," klagte der Hirt, „hörst du, Veronika, die Lerche ist da, nun muß ich hinaus auf die Wiesen, und der Sommer ist lang!"

Sie faßten sich ein Herz und gingen des Morgens zum Herrn und baten ihn, sich heiraten zu dürfen. Der Herr war ein junger, schöner Herr und lachte und ließ den Priester rufen. Als dieser sie kopuliert hatte, trat der Verwalter ein und sagte: „Allergnädigster Herr, heut morgen hat die Lerche gesungen, das Vieh muß auf die Weiden." Der Hirt behielt nicht soviel Zeit, Veronika zu küssen, und mußte hinaus.

„Es soll deinem Weibe gut gehen," sagte der Herr, „sie kann im Schlosse wohnen."

Der Sommer war sehr lang, und da Veronika sehr schön war, so hatte der Hirt viel zu weinen; denn er wußte es schon im Frühjahr, daß es einen schlechten Winter geben würde dieses Jahr, der junge Herr war zu hübsch und hatte zu schnell gelacht. Was kann man aber weinen vom Georgen- bis zum Michaelistage!

Er hat auch den nächsten Winter geweint und hat sich nicht einmal freuen können, als er hörte, Veronika habe

im Schlosse ein Mädchen geboren, und zwar ein schönes Mädchen.

Das Mädchen wuchs auf, Veronika aber und der Hirt gingen zugrunde; denn Schönheit währt nicht ewig, und die Gunst ist wechselnd wie der Wind auf den Feldern.

Nur die kleine Johanna wurde im Schlosse behalten, weil sie gar zu hübsch war und der Herr sie leiden mochte; der Hauskaplan gab ihr Unterricht mit dem Sohne des Herrn, und sie lernte mancherlei, auch eine große Zärtlichkeit für Stephan, den jungen Erben. Stephan erwiderte sie, und beide wären sehr glücklich gewesen, wenn die gnädige Frau, die Mutter Stephans, gnädiger zugesehen hätte. Die war aber eine stolze Dame aus der Trentschiner Gespanschaft vom Matynschfelde, welche die Johanna nicht leiden mochte und öfters auf die roten Backen schlug.

Eines Tages brachten sie den Herrn, Stephans Vater, aus dem Walde, wo man ihn an der Erde gefunden hatte; sein schöner roter Hengst ging traurig neben dem kleinen Fuhrwerke her. Der alte Herr war nämlich erschlagen, obwohl er eigentlich noch kein alter Herr war, und Stephans Mutter übernahm die Herrschaft unterdes, weil Stephan erst fünfzehn Jahre zählte.

Am Begräbnistage nahm die Dame vom Matynschfelde Johanna bei der Schulter und sagte, sie solle machen, daß sie fortkomme und sich nie wieder auf dem Hofe sehen lassen, wenn sie nicht die Peitsche fühlen wolle.

Johanna ging weinend hinaus aufs Feld; abends kam ihr Stephan nach, machte ihr eine Hütte zurecht, und brachte ihr Essen und Trinken. Johanna lachte wieder, und es ging mehrere Monate ganz vortrefflich.

Der Wind wehte, die Nächte wurden kalt, über die blauen Berge am Horizonte her kam das wilde Geflügel hoch in der Luft, die Wiesen wurden trocken und wüst, Stephan kam nicht wieder, Johanna hatte kein Wasser in

den Augen mehr und wanderte der Sonne nach, fort, fort von der Heimat, die sie schmerzte bis in die innerste Seele. Strümpfe und Schuhe, die sie noch aus dem Edelhause mitgenommen hatte aufs Feld, waren zerrissen, die nackten Füße bluteten auf dem harten Boden, des Nachts fiel eiskalter Reif, und erstarrt, vom Hunger entkräftet, aber ohne Gedanken an Frost und Hunger kam Johanna in mondheller Nacht an einen großen See. Sie ging gerade darauf los und wäre hineingegangen, ohne es zu wissen und zu wollen, wenn sie nicht von einer Stimme angerufen worden wäre. Der Rufende war ein Reiter, welcher dicht neben ihr hielt, der Mond schien glänzend und spiegelte sich tausendfach von der breiten Wasserfläche, die Hand des Reiters legte sich auf des Mädchens Haar und bog ihr den Kopf in die Mondesstrahlen. Dann lehnte er das kalte Kind an die Weiche des Pferdes und sprach: „Wärme dich, aber sei still, der Wolf ist nahe.“

Johanna stand und schwieg, des Dampf des Pferdes tat ihr wohl — nach einer Weile drang ein wunderliches Geräusch aus der Ferne, ein Geräusch wie heiseres Hundegebell. Der Reiter spannte den Hahn seiner langen Büchse, das Pferd zitterte und stöhnte, ein dunkler Schatten zeigte sich in der Entfernung von etwa zwanzig Schritten. Es war der Wolf.

Die Büchse knallte, der Schatten verschwand, aber ein lautes Geheul ward in der Ferne hörbar, das Pferd wurde immer ängstlicher, stöhnte immer heftiger.

„Spring auf, Mädchen,“ rief hastig der Reiter, „es kommt ein ganzer Trupp — greif' aus, Selim!“

Mit diesen Worten hatte er sie zu sich auf den Sattel gehoben und am Rande des Sees hin jagte keuchend, in Todesangst das Roß, das Geheul der Wölfe hinterdrein. So ging's wohl eine halbe Stunde, da wurden die Tritte des Pferdes unsicher, sein Kreuz schwankte, das Geheul der Wölfe kam näher — „Selim, noch einen Acker lang halte aus,

sonst sind wir verloren," rief der Reiter, und drückte dem Tiere die Sporen ein. Jach flog es noch eine kurze Strecke hin, dann stürzte es zusammen. Der Reiter raffte sich und das Mädchen auf und riß sie schnellen Laufes am Arme fort. Sie waren aber kaum tausend Schritte weit gekommen, da brachen Johannas Knie, und sie sank kraftlos zur Erde. Immer näher kam das Geheul der Wölfe. Der atemlose Reiter setzte ein Horn an den Mund und preßte einzelne grelle Töne heraus, dann nahm er das Mädchen auf die Arme und sprang weiter — ein breiter Schatten zeigte sich, es war sein Gehöfte, aber die Wölfe waren ihm dicht auf der Ferse — in diesem gefährlichsten Augenblicke dröhnte der Hufschlag einer Reiterschar den Bedrängten entgegen. Der Hilferuf des Herrn war gehört worden, seine Knechte sprengten herbei mit Knütteln auf nackten Pferden. Ihre Menge vertrieb die hungrigen Bestien. —

Der Graf, welcher Johanna gerettet hatte, war ein hoher, straffer Herr von vierzig Jahren, dem viele Äcker und Bauern gehörten. Er behielt Johanna bei sich, gab ihr zu essen, ein weiches Bett und zog ihr am Morgen schöne Strümpfe und Schuhe an.

Im nächsten Frühjahre nahm er sie mit nach Preßburg, und von dort entlief das Mädchen und kam an einem warmen Abende nach Wien. Auf der Singerstraße begegnete ihr ein Nachbar ihres Grafen, er war indessen ein guter Kauz und versprach ihr, jenem nicht nur nichts mitzuteilen, sondern ihn sogar auf falsche Fährte zu leiten, der gutmütige Ungar ward ihr ein Trost, er war nicht ungestüm und gewährte ihr einen erwünschten Anhalt. Außer der Heimat besinnt sich wohl der Magyar, daß er mit dem Mädchen nicht so kurz angebunden sein könne.

Gesundheit, Jugend, Frühling waren wieder aufgewacht in Johanna, und Wien hatte das Seinige getan. Es ist diese Stadt ein wirklicher Lethestrom, wenn man

hineintaucht, tüchtig untertaucht, so vergißt man Gutes wie Schlimmes.

Es lag alles wie ein ferner Traum hinter Johanna, Fleisch und Blut gewährten ihr die süße Behaglichkeit des täglichen Lebens, sie sah, daß niemand mehr wollte, sie fuhr nach Hütteldorf, nach Hietzing, sie ging zum Sperl und in die Theater, sie ließ sich Bänder kaufen und Kleider, sie promenierte auf dem Graben und Kohlmarkte, sie fand die Luft warm und das Eis vortrefflich, sie lebte, war Wienerin geworden.

Nirgend anders als dort wäre ihr dies geglückt.

So weit war sie in ihrer Erzählung gekommen, als ein weißer Duft über den Himmel flog wie ein Schuß — es war der Morgen, ein Lerchentriller drang leise aus dem Felde herein bis auf die Bastion.

„Ach, die Lerche hör' ich nicht gern," sagte sie aufstehend, „dabei denk' ich an meine Mutter, und die Fremden, die nicht wienerisch reden, tun mir auch weh; ihre Sprache klingt mir wie ein Vorwurf meiner hiesigen Bequemlichkeit, wie eine traurige Mahnung, daß es lebhaftere, tiefere Freuden gibt draußen in der Welt, als sie mein artig Leben bietet dahier in Wien.

Sie, Herr Starost, haben mir eine schlimme Nacht bereitet, ich glaubte, Stephan zu sehen, als ich Sie im Leopoldstädter Theater erblickte, Stephan, den Treulosen. Warum liebt man das am meisten, was uns verläßt?

Weil der Reiz alle Kräfte des Herzens anspannt, straffer selbst als echte Liebe, und weil der Reiz von Hindernissen lebt.

Was ist Reiz? — Schönheit?

Nein, Reiz ist weniger als Schönheit, aber für den Augenblick mächtiger, darum mehr als Schönheit.

O pfui, das ist mir zu schwer — nun guten Morgen, ich will schlafen gehen, ach, schlafen ist süß, das hab' ich erst

in Wien erfahren, — da kommen schon die Karren mit Milch, — nun Adieu, holen Sie mich um sechs zum Theater ab; bis vier schlaf' ich und dann mach' ich Toilette — bin ich bequem? Ja, seit ich in Wien bin. Adieu!"

---

5. Nationales.

In der Erscheinungswelt strebt alles nach einer gewissen Harmonie, darin beruht der künstlerische Odem dieser großen Schöpfung. Man erstaunt über die Großartigkeit, wie sich dieser purzelnde, sommermüde, wollüstige Dialekt dem ganzen bequemen, wollüstigen Leben und Treiben angeschlossen hat. Er gehört nach Wien, und soviel man auch an dieser merkwürdigen Stadt auszusetzen habe, das muß man zugestehen: sie ist aus dem Ganzen, ist eine runde, erfüllte Form. Die ganze Lage der Stadt, nicht glänzend schön oder pittoresk, aber reizend, üppig, weich; der wärmere Himmel, die kugelrunde Sprache, die fleischigen, wohligen Körper der Wiener, die Sitten und Gebräuche, alles liegt sich so materiellselig in den Armen, daß man selbst die Arme öffnet. Und in Wien öffnet sie nicht leicht jemand umsonst; Wien hat auch seinen Liberalismus.

Im Volksgarten wollte mir ein vernachlässigter Beamter durchaus einen verkappten Brutus zeigen; aber man darf's nicht glauben, Brutus ist gar kein österreichischer Name und wird nie einer, weil er sich nicht abkürzen läßt; ja, wenn sich auch ein Brutus fände, was könnte das schaden, eine Lucretia findet sich nicht so leicht.

Überhaupt sind das sehr bornierte Leute, welche die Entwickelung der verschiedenartigsten Staaten in derselben Weise erwarten und sich in Österreich zum Beispiel auch nach Revolutionskeimen umsehen. Revolutionen sind die schlechtesten Entwickelungsmittel, weil sie die heftigsten sind, und dazu hat

Österreich so wenig Anlage, wie ein phlegmatischer Mann zu entzündlichen Krankheiten. Es ist ein sehr gründlicher Irrtum, vom Wiener und vom Pariser gleiche Äußerungen der Wünsche zu erwarten.

Alles übrige beiseit' gestellt, die Wiener haben auch zuviel Fleisch und haben zu gute Unterleiber. Der Menschenschlag ist ein gesunder; feiste Form, ein schönes angenehmes Fleisch ist hervorstechend, Taille und eleganter Wuchs tritt dadurch etwas in den Hintergrund, nicht aber hoher, stattlicher Wuchs. So ist ein schöner Menschenschlag der halben Elegants in Wien zu finden.

Der vorherrschende Ausdruck des Gesichts ist eine gewisse saubere Fröhlichkeit, der allgemeine Anstrich heiter, es ist absolut unmöglich, sich des Eindrucks vollkommener Behaglichkeit in Wien zu erwehren. Nur ein völlig verstocktes Menschenkind schließt dort ein fröhliches Herzenskämmerchen nicht auf. —

Freilich, wenn man eine Zeitlang in die muntern, fidelen Gesichter hineingeschaut hat und findet dann am Ende Tag für Tag denselben leeren, fröhlichen Ausdruck, dasselbe sorglose, beschränkte Lächeln, wenn man immer umsonst die Augen hineindrängt in die glatten Gesichter, um höhere, geistige Menschheit zu entdecken, da gibt's ein wunderlich bängliches Gefühl.

Die Wiener können nicht dafür; sie sind auf andere Fähigkeiten zugestutzt, ich glaub' es gern, aber manchmal ist mir's in jenem Geräusch toteinsam vorgekommen, als sei ich in einer verzauberten Feenwelt — eine Menge Herrlichkeiten sind ausgelegt und die Menschen kichern und lachen und springen, und die munterste Musik klingt drein, aber wenn man jemand beiseite nimmt, so wird man die Verzauberung inne. Gar viele sehen nur aus wie gebildete Menschen, jenes Höhere, das die Menschen mitunter auch so nachdenklich und unglücklich macht, all das Geistmenschliche, das im tiefsten Jammer

unsern Stolz erhebt, das hat die böse Fee in die vier Winde gestreut. Diese Winde haben die Wiener Gegend mit der eben empfangenen Seele und Poesie durchstrichen, und so ist die duftige schöne Umgegend entstanden; jene Menschen sind aber Wiener geworden.

Dennoch mag sie mancher beneiden; ihnen ist die Harmlosigkeit, das kugelrunde Lachen, die fröhliche Leber geblieben.

Wenn auch jene Entdeckung niederschlägt, Wien heilt seine Wunden. Jener Feenzauber von Gegend und Luft ist noch heute in alle Wege wirksam; wie man in alten Ritterzeiten von einem Lüftchen erzählte, das alle Wunden schloß, sobald es nur flüchtig darüber hinstrich, so kann man jetzt von der Wiener Atmosphäre und Gegend erzählen. Über den schmerzlich erregten Geist streicht sie dahin mit weicher, weicher Hand, und seine Wunde schließt sich, es wächst blumiges Gras darüber, alle die Spekulationen, Forschungen und kecken Zivilisationsgedanken sind binnen wenig Wochen unter einem dichten Rasen verschwunden, man weiß kaum noch, daß es ein blühendes Grab ist.

Wahrhaftig, Wien ist in vieler Weise die Insel der Circe, und man muß gewarnt und stark wie Ulysses sein, um kein Verwandlungsunglück zu erleben. Und wie instinktsmäßig halten sich die Wiener in jener glücklichen Mitte, die vor der Zauberin schützt; ihre Freuden sind stark und derb, aber man sieht sie nimmer gemein.

Der Leser wird es empfinden, wie man hin und her geworfen wird mit seinen Anschauungen, wenn man nicht nach einer leitenden, starren Idee das Ganze beurteilen will. Dies letztere muß aber meines Erachtens am sorgfältigsten vermieden werden, es bringt nur eine irrtümliche Einheit in die Betrachtung, das Objekt selbst wird überritten, und man konstruiert eine Stadt aus Forderungen, Möglichkeiten und Antipathien zusammen, wie sie nicht existiert.

Das Recht der einmal wirklichen Existenz muß vor allen Dingen geachtet werden, und es kommt weniger darauf an, ob dieselbe vom Darsteller als harmonisches Ganze aufgenommen und verarbeitet, als vielmehr, ob sie ehrlich, unbefangen, auch mit allen scheinbaren Widersprüchen aufgefaßt worden ist.

Die Wahrheit darf hierbei der Kunst nicht einmal untergeordnet, viel weniger geopfert werden, und man hat nur zuzusehen, daß auch die gemischten Eindrücke ein zusammengefügtes, darstellbares Ganze bilden. —

Die Völker sind mit all ihren Sitten und Eigenschaften immer mehr oder weniger das Ergebnis ihres Bodens; sie sind nur etwas verfeinerte Bäume. Ein Volk, das sich seinem Boden am natürlichsten anschmiegt, ist das glücklichste. Dies ist den Ahnen der Österreicher durchaus nicht abzusprechen: sie haben die unterirdischen Stimmen ihres Landes verstanden, ihr ursprüngliches Wesen ist übereinstimmend mit ihm, und daher ihre Behaglichkeit.

Selbst die Franzosen haben ihr Land nicht so begriffen, sonst wäre ihre Majorität einer materiellen Richtung kompakter, als sie es ist, nur die Engländer übertreffen vielleicht die Österreicher, denn sie haben neben ihrem Komfort noch tausend anderes erstrebt. Hätten die Österreicher ebenso Schritt gehalten mit diesen, sie wären ihnen an Humanität überlegen; denn es hat kein Volk soviel natürliche Anlage dazu als sie, es ist kein anderes von Hause aus so befähigt, menschheitlich liebenswürdig zu sein, als das österreichische.

Man kann sich nichts Behaglicheres denken als das Donautal, in welchem Wien gelegen ist. Der Kahlenberg und seine Genossen schützen es vor dem Nordwest; die Donau, der rasche Kriegsstrom deutscher Flüsse, bringt dem Bedürfnisse seine raschen, frischen Wellen; in dem dunkleren Himmel sieht man schon die tiefere Sehnsucht nach dem Süden; der

Boden ist freundlich und ergiebig, die ganze Stimmung der Gegend liebenswürdig. Es gibt, wie schon angedeutet ist, viele Städte, die pittoresker, interessanter liegen, aber man sucht umsonst eine, die so behaglich, wohnlich an den Boden sich schmiegt, wo man augenblicks erkennt: die Stadt gehört in diese Gegend.

Wien ist an seinem Orte. Die Stadt selbst ist nur ein Mittel- und Sammelpunkt, die zweiunddreißig Vorstädte bilden Wien wie Strahlen die Sonne. Und all diese Vorstädte sind frei für Luft und Aussicht; selbst die Berge sehen in bescheidener Entfernung gehorsam wie Domestiken mit niedergesenkten Augen hinein. Wien ist eine großartige Winter- und Sommerwohnung, wo man nur das Zimmer wechselt, und sich dadurch alle Bequemlichkeiten verschafft.

Die Zahl der Vergnügungsorte um Wien ist Legion; denn das Vergnügen ist ein Geschäft, das jeder Wiener mit Leidenschaft betreibt. In den nahe gelegenen Dörfern wohnt während des Sommers der begüterte Hochbürger, der Schauspieler, der Rentier.

Der Zusammenfluß von Fremden ist während des Sommers groß, man besucht Wien wie eine merkwürdige ausländische Stadt, eine Reise dahin ist das gewöhnliche Asyl der überladenen Geschäftsleute, welche ihrem Unterleibe auf einige Wochen gütlich tun wollen. Es ist in keiner Stadt so leicht, nichts zu tun und zu denken als dort. — Trotzdem kommen die Wiener Gasthäuser nicht aus dem Schlendrian heraus. Es gibt in ganz Wien deren zwei oder drei, die nach Art guter Gasthöfe eingerichtet sind, alle übrigen sind mehr oder weniger alltägliche Kneipen, wo man nichts hat als ein mittelmäßig Nachtlager und schlechte Bedienung. Das ist aber von jeher so gewesen, und darum muß es auch immer so bleiben; und wenn man ihnen erzählt, wie ganz anders und besser das im Auslande ist, so lächeln sie, schwappen

sich auf den Bauch und sagen ungestört: Dos is holt onders bei uns in Wi=en. —

Und sie sind in dieser Borniertheit so schnurrig und liebenswürdig, daß ich mitlachen, und am Ende gar eingestehen mußte, die Einrichtung mit den mittelmäßigen Gasthöfen sei gar nicht unpassend. Das Wiener Leben ist nämlich ganz und gar draußen, an zwanzig Orten, die Dimensionen sind groß, man kommt gewöhnlich erst bei einbrechender Nacht in seinen Gasthof zurück und braucht nichts als ein Nachtlager, und der Gastwirt findet es eben auch in der Ordnung, daß man sonst nicht viel mehr verzehrt.

Also hat der Wiener auch darin recht, wenn er sagt: „'s is holt onders bei uns in Wi=en."

Große Ehrlichkeit und viel Bettelei herrscht natürlich in Österreich, wie in jedem also abgeschlossenen Staate, wo der Fond des Volkes brav und gutmütig ist wie hier. Die Poesie der Bettelei — das Verbieten einer jeglichen ist die prosaischste Grausamkeit — steigt freilich hier bis zum Unerträglichen; der Reisende ist in einem fortwährenden Belagerungszustande. Ebenso wird jene Ehrlichkeit oder der daraus fließende Kredit bis ins Ungeheure getrieben. Man bezahlt in einem öffentlichen Hause nichts beim Empfange, das Haus sei noch so groß, die Gesellschaft noch so zahlreich, die Verwirrung noch so betäubend. Der Fremde kann für viele Gulden verzehren und mehrmals umsonst fragen, was er zu zahlen habe, und ungehindert von dannen gehen, ohne einen Kreuzer gezahlt zu haben. Diese Art von Kredit ist sogar lästig. Es gibt nämlich bestimmte Zahlkellner, und nur dann zwei oder drei, wenn die Gesellschaft außerordentlich groß ist; dieser Zahlkellner macht dem Gaste die Rechnung und nimmt allein Geld. Dieser eine Mensch ist nun gewöhnlich so in Beschlag genommen, daß man um einiger Kreuzer willen meisthin unerträglich lang warten muß.

Table-d'hôte wird nirgends gespeist, der Österreicher spielt wie der Engländer beim Essen den Individuellen — und wunderbar genug haben diese Nationen gerade dabei gar nichts Persönliches, sondern essen wie eine Gattung alle dasselbe, dieser sein Rindfleisch und den Plumpudding, jener „a gebocknes Hähndrl, a Mehlspeis und a Rostbraterl".

Im Weintrinken sind sie mäßig, ich weiß nicht, ob dies am Weine oder an ihnen liegt; Verleumder sagen, man kriegte eher Leibweh als Laune von großer Quantität. Und doch kommt er der Masse trefflich zustatten, weil seine schlechteren Sorten wohlfeil und allen Klassen zugänglich sind. So entgehen sie dem garstigen, dem nordischen Schnapstrinken, man sieht nirgends jene dumpfe, bestialische Schnapsbesoffenheit, die den Geist nicht aufregt, sondern verwirrt, verdummt, das Hirn nicht locker macht, sondern zusammenquetscht.

Die Österreicher sind wirklich auch im allgemeinen mäßig, und selbst ihre ausgelassenste Fröhlichkeit, die man halb irrtümlich zu ihrem stehenden Charakter rechnet, ist immer polizeigemäß. Zahme, lustige Füllen, die den Hafer nicht kennen, und von ihm nicht gestochen werden.

Auf der Brigittenau z. B. feiert man alljährlich ein großes Volksfest, bei welchem sich an dreißigtausend Menschen einfinden, die in Lust und Freude herumspringen wie die Böcklein — und nicht ein einziges von diesen Böcklein stößt das andere.

Ich gestehe, daß diese Art von Wohlgezogenheit etwas Philistermäßiges hat, und daß ich, selbst als Regent, ein Volk mehr lieben würde, das zuweilen durch eine Kaprice seines Herzens Spannkraft bekundete, natürlich durch eine unschuldige und kleine, die nichts kostet. Ein Roß, das nicht einmal auf den Zügel beißt, ist langweilig und von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen kann einem solch eine Empfindung wohl arrivieren im Lande Österreich.

Besonders sind die Ultraliberalen in einem großen Irrtum, welche in Österreich einen mit starker Hand verstopften Vulkan sehen — nichts von Verstopfung, nichts von Vulkan; höchstens ein solcher, bei dem gekocht und gebraten wird; das Volk ist so unvulkanisch wie nur möglich. — —

Ich habe schon früher einmal darauf hingedeutet, wie ein Rest des italienischen Straßenlebens, und manche halbitalienische Sitten in Wien zu finden seien. Die alltäglichen Freuden sind auch hier meist auf der Straße und in öffentlichen Häusern zu suchen — da sitzen sie mit ihren großen Backenbärten und kurzen Meerschaumpfeifen und trinken Kaffee oder Zuckerwasser und sehen der Zeit nach, die rastlos geht.

Nur die Fiaker, der tüchtigste Schlag in Wien, weil er einen Willen hat und im Notfalle grob ist, sind in steter Bewegung. Sie fahren so schnell und geschickt, wie die Berliner schlecht und langsam. Sie verstehen ihr Handwerk, lesen in den Stunden des Wartens ihren Roman wie einer und sind daneben betriebsame ganze Kerle. Ich habe eines Abends mit Gutzkow ein ganzes Fiaker-Literaturblatt durchgesprochen, wir fuhren von Hietzing nach der Stadt und fanden in allen Taschen des Wagens Romane — in unserer nordischen Voreiligkeit glaubten wir, sie seien von Passagieren vergessen worden und machten unsern Kutscher darauf aufmerksam. Er lächelte aber sehr und deutete mit dem Finger auf seinen eigenen Schädel — die Fiaker in Wien sind eine Stütze der Literatur.

Nicht darum, sondern aus andern Gründen glaube ich, daß sie nächst Staberl den meisten Witz in Wien haben, und das will etwas sagen, denn ihre Zahl hört erst in der Nähe von Tausend auf. Vom Staberl, den Ungarn und den Fiakern hat man die meisten Bonmots. Die Fiaker sind auch der Stolz Wiens, den es gegen alle Nationen und Hauptstädte geltend machen kann. Es glauben Gelehrte, sie

seien — nicht die Gelehrten, sondern die Fiaker — die eigentlich gesunden Urbewohner, die Autochthonen Wiens, die ursprüngliche Kriegerkaste — ihr Fahren ist eine Kunst, welche die lebhafteste Anerkennung verdiente: im stärksten Trabe jagen sie durch die engen, von Menschen und Wagen angefüllten Straßen, oft nur eine Linie breit an den Gegenständen vorüber, und es ist ein höchst seltener Fall, daß sie anstoßen oder gar ein Unglück anrichten, sie fahren, wie man sich ausdrückt, den Schwanz vom Buchstaben herunter. —

Die Vergleichung Wiens mit Berlin und umgekehrt ist oft da gewesen, es ist aber wirklich interessant, welch strenge Gegensätze sich bei diesen beiden Städten herausbilden. Der Spott über solch große Verschiedenheit ist in Wien noch sehr lebhaft; wenn die Wiener hassen könnten, die Berliner würden einem lebhaften Hasse nicht entgehen. Überlegenheit drückt. Aus den immer wiederkehrenden Versuchen, Berlin zu persiflieren, sieht man deutlich, wie unbequem ihnen Berlin ist.

Aber wo hätten sie das Zeug zu solcher Persiflage her! Die Schärfe der Zunge, der Übermut, die Unverschämtheit, die abgeschmackte Prahlerei, die ganze Hochnäsigkeit, welche sie dartun wollen, steht ihnen auf keine Weise zu Gebote.

Zur Persiflage ist der Berliner eben so geschickter, wie sie dem dreisten, gehärteten Manne besser ansteht als der sanften Frau. Der Berliner Akzent hat in seiner Reinheit etwas entschieden Vornehmes, und in seiner ohrenzerschneidendsten Gemeinheit immer noch eine straffe Figur, ein herausfordernd Unverschämtes; der Akzent hat immer Courage. Und sie ist das Blut des Spottes, ohne sie persifliert niemand, wenigstens glaubt niemand an den Spott, wenn ihn nicht der Mut des Spottes zwingt.

Es kann hinter dem Berliner hochaufgerichteten spitzen Worte ebensoviel Dummheit lagern wie hinter dem platten

Wienerischen, aber der Wiener weiß um seine Beschränktheit, und denkt, es sieht sie jeder — und darum sehen sie die meisten; der Berliner aber ist himmelweit entfernt davon, an sich nur einen Augenblick zu zweifeln; „Und wenn ihr nur euch selber glaubt, so glauben euch die andern Seelen“.

Der Wiener hat nur den Vorteil, welchen jeder bescheidene Mensch dem Poltron, dem Aufschneider gegenüber hat; aber er weiß diesen Vorteil nicht genügend geltend zu machen. Des Berliners Rede ist immer kriegerisch, des Wieners aber spaßig — was vermag der Spaß gegen den Krieg? Ja, wäre es der Witz! Der Witz tötet alles, er ist der Despot der Sprache, der Gedanken und Gefühle, er tötet schonungslos auch das Schönste, seine eigenen Verwandten, weil er keine alten Gesetze respektiert, sondern immer selbst ein neu Gesetz ist; er ist die genialste Erfindung der Sprache, der einzige Teufel, welcher zugleich schafft, indem er zerstört. Es ist Verleumdung witzloser Leute, wenn sie den Witz niedrig anschlagen; sie sind wie die Weiber, die nicht an den Sieg glauben, weil sie selbst nicht fechten können, oder sie haben nur die Saphirsche Art vor Augen, welche sich an keinen Hintergrund lehnt, und Seiltänzerkünste mit der Sprache vornimmt. Wenn der Witz, wie oben angedeutet ist, jenem Äon gleicht, der mit demselben Hauche eine Welt hervorbringen und vernichten konnte, so darf nicht vergessen werden, daß jener Äon auch wie unser Witz nur der Ausfluß einer höhern Macht war. Das Gewaltige des Witzes liegt eben darin, daß er ein Symptom ist. — Könnten die Wiener ihre Späße als solche Symptome verborgener Gewalten ansehen, sie bändigten mit leichter Mühe die dreiste, kritische Rede des Berliners.

Aber, heißt es, haben nicht die Wiener Humor? Und ist nicht Humor eine der schönsten, weichsten Grundlagen des Witzes?

Es muß etwas dahinter sein, sagte der einfache Mann, wenn's Humor geben soll; der Humor ist nichts Ursprüngliches, er ist das Ergebnis eines Verhältnisses; es müssen Zustände gegeneinander wirken oder gewirkt haben, wenn er entstehen soll; aber die Zustände der Wiener Masse haben just darin ihr Bezeichnendes, daß sie von jeher zweifellos und wechsellos gewesen sind. Wer nicht bis ins tiefste Herz Schmerzen empfinden kann, vermag's auch nicht, Humor auszuströmen. — Wo hat der Wiener seine Schmerzen? Wenn ihm der Appetit ausgeht, ist er traurig, aber nicht humoristisch.

Der Wiener hat Laune, weil er sich wohl befindet; die Laune ist nur der Laufbursche des Humors; sie ist nur das Lachen, Humor aber ist der Sieg durch das Lächerliche.

Unter den öffentlichen Gestalten ist nur Raimund in Wien humoristisch, denn er allein malt seine komischen Gestalten auf einen ernst bewegten Hintergrund; und die gebildetsten Wiener können's neben ihm mehr als alle anderen Völker sein, weil sie durch ihre Stellung in mannigfache Gegensätze gebannt sind, und den Hang zur gutmütigen Ausgleichung der Differenzen, zum Lachen unter Tränen vom nationalen Herkommen aus besitzen.

Es ist eine nicht unwichtige Betrachtung, wie die Nationen einander auslachen, sobald es der Haß zum Lachen kommen läßt. Schweden und Dänen hätten früher übereinander gelacht, wenn sie sich nicht gehaßt hätten; der Engländer wird von den meisten Völkern ausgelacht, weil er eigensinnig seine Manieren beibehält, obwohl er in die mannigfachste Berührung mit allen Völkern kommt. Der Engländer lachte jahrhundertelang über den Franzosen, weil dieser mager war, kein Rindfleisch aß und allenfalls Froschkeulen verzehrte, der Spanier würde über den Portugiesen lachen, wenn er lachte, der Römer verlacht den Venezianer, der Franzose lachte über alle, wenn er nicht zu eitel und zu höflich wäre. Der

Deutsche lacht über den Schwaben, obwohl er weiß, daß Schwaben die größten Deutschen geboren hat; der Norddeutsche lacht über den Wiener, und der Wiener, damit ihm doch auch etwas übrig bleibe, lacht über den Ungar, und wenn er sehr übermütig ist, auch über den Böhmen, den er eigentlich haßt. Wenn man über jemand lacht, so stellt man sich in dem Augenblicke über ihn; bei Völkern ist es immer Glaube an eine Überlegenheit.

Und der Böhme ist dem Wiener an allem, nur nicht an Gutmütigkeit, an dem gefälligen Herzen des Umgangs überlegen. Wie der Türke den Perser, sieht der Wiener den Böhmen an; dafür erholt er sich am Ungar und rüttelt sich schon zum Lachen bei der bloßen Ankündigung: „Bin ich ein Ungar!“

---

6. Soldaten und Mädchen.

Die englischen Tories waren Napoleons unversöhnliche Feinde, die preußische Jugend brachte seine ungestümsten, die österreichischen Soldaten aber waren seine mauerfesten, ausdauerndsten Gegner.

Ungarn liefert die besten und stattlichsten Soldaten, sie sind von der Heimat her in Luft, Sonne und Regen gehärtet. Sie haben esprit de corps als Ungarn, und mögen zum Teil darum die gewandten, mehr vereinzelten Galizier übertreffen. Die ungarischen Grenadiere sehen aus, wie man sich bei der Xenophonlektüre die „Unsterblichen“ des Artaxerxes denkt. Es ist eine Zyklopenlänge, welche durch die Bärmütze ins Ungeheure gesteigert wird. Wenn man diese langen Leiber in leichnamartigen weißen Jacken, mit grabschwarzen Gamaschen und Turmmützen, mit jenen fahlgelben Gesichtern von der mongolischen Hochebene, mit den zerdunsenen, matten Augen, dem struppigen, dünnen, schmutzigen Barte, den braungelb ledernen Händen in Masse einher-

marschieren sieht, so glaubt man wahrhaftig, es komme Plutos Garde, die er sich in neuerer Zeit angeschafft habe. Ich habe nie einen Laut von solch einem ungarischen Grenadier gehört; er hat zwar da, wo wir Augen haben, auch so etwas; aber ich habe nie einen Blick von ihm gesehen, ich bin immer scheu an ihm vorübergegangen wie bei einem Waldmenschen, dem plötzlich seines Waldes Wildheit kommen könnte — und dann wäre kein zivilisierter Unterleib sicher vor der langen Muskete mit dem langen Bajonett.

Ich habe die Truppenmassen des Kaisertums fast in allen Provinzen gesehen: eiserne Unbekümmertheit lagert auf dem Ersten wie auf dem Letzten; man muß vollkommen überzeugt werden, daß sich in einem neuen Franzosenkriege wiederum kein Heer so ehern und zweifellos schlagen würde als das österreichische. Nur eine fanatische Begeisterung und überwältigendes Feldherrngenie könnte sie überwinden, eine bloß gebildete Armee, die da weiß, was Leben ist, überläßt ihr sicherlich das Schlachtfeld. Sie kommen daher marschiert, diese praktisch gekleideten Massen, wie eine Reihe metallener Figuren, in der ganzen Fronte nur der ein und einzige Gedanke auf das nächste Kommandowort: „Eins zwei, eins zwei, aufg'schaut!" und so marschieren sie in den Höllenrachen hinein, wenn der Offizier nicht Halt ruft. Sie tun's nicht aus Subordination, sie haben zumeist in ihrem Leben nicht gehört, was Subordination sei, sie tun's, weil sie selbst subordiniert sind, einexerziert, instinktmäßig. Sie dienen dem Staate vierzehn Jahre, sie sind Soldaten ganz und gar, eine riesenstarke Armee, stark wie ein unwandelbarer Begriff.

Jene vierzehnjährige Dienstzeit trifft namentlich die österreichischen Erblande, die meisten andern Provinzen dienen kürzere Zeit — die eigentliche Soldatenspielerei findet man nirgends: man sieht ihnen das ruhige, arbeitsvolle todesernsthafte Geschäft an. Die Offiziere sind fast durchgängig bescheiden, ohne Poltronerie, äußerst gefällig, ja liebenswürdig.

Wenn die Bestialität der Massen nicht geweckt wird, müssen sie ein ganz angenehmer Feind sein, weil sie im Innern eine unüberwindliche Überzeugung von der geistigen Superiorität anderer Völker tragen. —

Die Wiener Polizei hält sehr auf den äußeren Anstand, und so sehr auch das Vergnügen in Wien gepflegt wird, so wenig darf ein Teil desselben dreist auftreten. Alle derartigen öffentlichen Anstalten sind streng verboten, und am hellen Mittage werden die Kupplerinnen auf dem hohen Markte an den Pranger gestellt. Ihre Klientinnen gehen mißvergnügt unter der Volksmenge umher und murmeln von Vorurteilen und beschränkten Ansichten. Dies war die einzige Andeutung zu einer kleinen Emeute, die ich dort gesehen habe, und sie saß nur auf den Lippen einiger unternehmenden Frauenzimmer, welche andere Ansichten über die Liebe hegten, als das Gubernium.

Von den leichtfüßigen Kindern, die sonst am späten Abende durchs Palais Royal tänzelten — sonst, denn dies orleanistische Palais ist jetzt auch tugendhaft geworden — und manchen schüchternen Jüngling aufmunterten, manchen ernsteren abschreckten, von denen, die in Hamburg an der Alster bei den Laternen vorüberschäkern oder seufzen, von diesen leichten Nymphen sieht man in Wien abends nach dem Theater nichts auf der Straße, die Polizei hält das nächtliche Bekanntschaftsuchen für unschicklich. Und doch gibt es in Deutschland keinen Ort, der im Verhältnis zu Größe und Einwohnerzahl soviel lustige Mädchen darböte als Wien. Ich habe es schon erwähnt: die Mädchen gedeihen nun überhaupt in Wien vortrefflich, denn ihr Aufwachsen wird durch kein frühzeitig Denken, Lesen, durch keine Romantik und Sentimentalität gestört, sie haben alle von Hause aus guten Appetit und runde, volle Formen, sie werden in einem halben Katholizismus aufgezogen, der die bequemste Religion unter der Sonne ist, weil er alles vergibt, ein lustiger Weltgeistlicher —

sie sehen von Jugend auf alle Welt nach sinnlichen Genüssen jagen, die Hauptfrage hören sie ewig, ob etwas gut schmeckt, und „Wie hoben sich Euer Gnoden unterholten?“, die stets wandelnde Woge von Fremden erhält sie fortwährend in Atem, sie haben ein weiches, üppiges Klima, warme Nächte, die niemand erkälten — was Wunder, daß die Sensibilität größer als sonstwo ist. Da der Abend ihnen zum Kennenlernen verschlossen ist, so werden sie ans Sonnenlicht und zur Dreistigkeit genötigt, sie wandeln um die Mittagsstunde den Kohlmarkt und Graben entlang inmitten der par excellence anständigen Beau monde, und es gehört das Auge eines Linné dazu, um diese verschiedenen Pflanzenarten zu unterscheiden, da das lustige Mädchen so freudig und elegant gekleidet geht, wie die Fürstin, und die Fürstin auf der Straße so einfach wie diese. Indessen sind die Österreicher in der Naturgeschichte zu Hause, und leisten darin das Unglaubliche. Erst vor wenigen Jahren hat wieder ein Österreicher aus Mähren das Kreosot erfunden, das gegen Zahnschmerzen hilft, und ich habe sie auf dem Kohlmarkte und Graben nie in Verlegenheit gesehen.

Die Partie der Fremden ist übrigens in Wien sehr interessant und nicht in Vergleich zu setzen mit der in den norddeutschen Städten, wo die meisten Fremden nur des Geschäfts und Handels wegen hinkommen. Das österreichische Prohibitivsystem läßt nicht viel Geschäftsfreunde zu, einige Orientalen etwa, die unten am Eingange der Leopoldstadt rauchen und so faul sind, daß man ihnen kein Geschäft abmerkt, das schmierige Publikum der Musterreiter fehlt aber ganz. Die große Menge von Fremden, die man in Wien erblickt, ist meist lediglich da, um sich zu amüsieren. Wien ist die deutsche Villa, wo der norddeutsche Römer ausruht von des Regierens Mühen, unser Tuskulum und Liternum. Diese Muse wird befördert durch den Anblick der wohlgeölten Staatsmaschine, der fröhlichen Menschen und Mädchen —

man wundert sich, daß in Wien auch gearbeitet wird, daß nicht Manna vom Himmel fällt und süßer Wein aus den Dachrinnen sprudelt.

---

7. Die Künstler und die Frauen.

Man ist in Wien viel auf den Beinen, und wenn ich frage, worin eigentlich das große Vergnügen besteht, das einen fortwährend in Atem erhalte, so stockt man mit der Antwort. Es ist wie mit mancher Poesie: man weiß ihr Dasein nicht alsbald zu definieren. Und meisthin sind diese undefinierbaren Freuden größer als sonstige, denn sie liegen weniger in der Berechnung, dem Ursprünglichen und Natürlichen näher, und Gott bleibt schon einmal größer als die Menschen.

Indessen hat's mit den Wiener Freuden keine gar so bloß göttliche Bewandtnis, man braucht doch recht viel irdische Dinge dazu: einen guten Appetit, einen Beutel voll Geld, gutes Wetter, Schönbrunn, Tivoli, Hietzing, Laxenburg, die Theater, die Fiaker und manches, was man zu verschweigen pflegt. —

Das Wort Künstler grassiert sehr in Wien, und man muß immer genau hinhören, was die Leute darunter verstehen. Jedes Volk fühlt ein Bedürfnis nach Darlegung gewisser geistiger Regsamkeit, und so berufen sich denn auch die Wiener auf die schönen Künste, die bei ihnen aufs Trefflichste gediehen. Sie fragen mit sehr wichtiger Miene, ob man beim Theseus, im Belvedere und in der Porzellanausstellung gewesen sei und ob man den Kaiser Joseph habe reiten sehen.

Es ist wirklich auffallend, daß Wien in Malerei, Bildhauerei und Skulptur nicht mehr leistet, da hierin aller Ausdruck, alle Konkurrenz freigegeben sind — vielleicht fehlt es an Ermunterungsinstituten? Was leistet das kleine Düssel-

dorf, was leistet München, Dresden, Berlin daneben. Ein Herr Professor Höfer schneidet recht hübsch in Holz, und ein anderer zeichnet scharmante Modekupfer in die Zeitung, auch werden die Haus- und Ladenschilder sehr artig gemalt, wie wir das bald eines Breiteren sehen werden; aber das ist alles und wahrhaftig doch nicht genug für Wien. Kunstfertig ist es überaus, aber wo ist die Kunst, wo ihre Taten? Das Belvedere enthält schöne Sachen von alten Meistern, was können dafür die Wiener? Die Porzellanniederlage mit ihren Malereien ist artig, sehr artig, aber es bleibt doch nur ein spielendes Genre, der Kaiser Joseph hat ein schönes Pferd. — Ich muß gestehen, daß mich die Entdeckung selbst im höchsten Grade überrascht, warum man nicht in Wien eine komplette Künstlerschule zustande bringe. Das ruhige, von keinerlei staatlichen Dingen gestörte Leben, das heitere, sinnliche Auge des grünen, saftigen Landes, der reiche Adel, die leichte Verbindung mit Italien, die schönen Menschen, dazu Minister an der Spitze, voll Geschmack und Schönheitssinn, wie Metternich — wahrlich, es ist ein Rätsel, daß wir nicht schon eine glänzende Wiener Schule haben, welche sich an Natürlichkeit der niederländischen anschlösse und an Farbenreiz und irdischer Schönheit der venezianischen. Ist's ein Rätsel? Fragt die Polizei!

Der Theseus im Volksgarten zu Wien stammt bekanntlich von Napoleon her, diese Überwältigung des Minotaurus war vielleicht ein Sinnbild, wie er selbst die Revolution mit ihren Ausschweifungen erwürgt habe. Er wußte es auch, wohin des Theseus Kampf zu stellen sei: auf den Alpen sollte er stehen, wenn ich nicht irre, auf dem Simplon; die Straße und der Theseus sollten die Gewalt des menschlichen Halbgottes über die ungeheuersten Massen der Natur darstellen. Dort oben, wo sich Deutschland, Italien und Frankreich begegnen, sollte die kolossalste Macht und Kunst dem harmlosen Wanderer in die Augen leuchten.

Und wirklich; für den Titanenkampf mit solchem Ungeheuer muß man Raum sehen — zu Wien im Volksgarten hat man ihn in ein kleines Tempelchen gesteckt, und es steht zu fürchten, daß Theseus die nahen Wände wie Kartenwände einbricht, sobald er mit der Arbeit fertig ist und sich nach Art der alten Helden reckt und dehnt, um die Glieder in Ordnung zu bringen. Es ist ein drückender Gedanke, Großes und Gewaltiges in eine kleine Schachtel gepackt zu sehen.

Man erzählt oft von einem feinen Kritiker, welcher beim Anblick des olympischen Zeus, den Phidias geschaffen, in die Worte ausgebrochen sei: Wenn Zeus von seinem Throne aufsteht, so stößt er die Decke des Tempels entzwei wie eine Eierschale. Kurzsichtige Leute nehmen das nur immer für ein Lob des Phidias und der gewaltigen Augenbraue Zeus Kronions; es ruhte auch der witzigste Tadel des Tempels darin.

Man malt wirklich schöne Schilder in Wien, und es besteht eine scharmante Art von Rivalität unter den Kaufleuten, das schönste Schild zu haben. Die Hälfte dieser Schilder stellt fürstliche Personen dar: der Kaiser von Österreich in allen Trachten, der König von Preußen in ungarischem Nationalkostüm, der König von Ungarn, der Primas von Ungarn, fürstliche Damen von der verschiedensten Schönheit, ein Amor, der Bänder verkauft, eine Jungfrau von Orleans, die mit Seidenzeugen handelt, ein Bischof, der Luxusartikel feilbietet; nur ein Papst fehlt.

Die sogenannte schöne Wienerin, eine Wachsfigur, welche immer nach der neuesten Mode angekleidet ist, repräsentiert wegen steten Wechsels die Revolution und steht unter Glas.

Im allgemeinen aber heißt in Wien Künstler soviel als Schauspieler. Das Schauspiel ist Mittelpunkt des Wiener Lebens, des Wieners Stolz und Sehnsucht und Vergnügen. Was dem Pariser die Journale, das sind dem Wiener die

Theaterzettel: er studiert, glossiert, memoriert sie. Für den Schauspieler ist Österreich noch das Land der Märchen, sie dürfen nicht getadelt werden; ihre künstlerische Unbeflecktheit schützt die Zensur.

Wäre das Theater noch nicht erfunden, die Österreicher erfänden es.

In fünf Häusern wird täglich gespielt, und kein's derselben ist in den schönsten Sommertagen leer. — —

Aufmerksame Leser werden es leicht herauslesen, daß ich mich eigentlich in Wien sehr wohl befunden habe.

Der Ruf von der Liebenswürdigkeit der Wiener Damen ist ebenso allgemein bekannt und wird so ohne Widerspruch aufgenommen, wie der von der Gemütlichkeit der Österreicher im allgemeinen. Und man kommt in Verlegenheit, wenn es sich um eine Definition der äußeren Schönheit handelt; das Ensemble tut wie bei der Komödie alles, und Komödien sind sie alle, schon darum, weil ihnen das Tragische zu unnatürlich dünkt. Man findet nicht so häufig glänzend elegante Figuren, wie es deren im nördlichen Deutschland, besonders in Berlin soviele gibt, wie sie das Eigentum Frankreichs und Englands sind. Jene in leichten, feinen Bogen geschweiften Figuren, die durch ihre zierlichen, hüpfenden Formen so bestechen, durch den schwankenden Hals, auf dem der Kopf sich schaukelt, durch die sich tief hineinschmeichelnde Taille, welche den fein geformten Schulterkörper trägt, durch den kleinen, hochgespannten Fuß, der in bunter Laune mit dem ganzen Körper spielt — jene Figuren sind nicht zu Hause in Wien. Körper und Wuchs ist schon ein wenig mit dem italienischen verwandt in der Fülle; französisches ist nichts an ihm. Die Italiener sind bekanntlich ein Volk, das nur außerhalb seines Landes Anstrengungen verträgt, in der Heimat aber bequem, weichlich und faul ist; — die Italienerin schnürt sich selten oder gar nicht, weil es ihr lästig ist; eine schöne Taille sucht man in Italien vergebens, sie entschädigen durch ihre Büsten.

Ebenso sind in Wien die feinen Figuren nicht das Hervorstechende, wenn auch der Körper hier schon straff und fest zusammengehalten wird. — Luft und Fleisch bildet einen Übergang zu Deutschland, Wien ist ein Grenzort, Venedig die erste Station. Das Fleisch der Wienerin ist aber frischer und blühender, wie es im allgemeinen bei den nördlichen Völkern lebhaftere Farben hat. Wenn man die vielen Tizians in Oberitalien sieht, so glaubt man, es haben ihm Wienerinnen gesessen, denen er südliche Augen gemalt, denn in diesen betet der Katholizismus die Schönheit an, kniend begehrlich.

Auch den lebendigen Wienerinnen selbst, glaube ich, muß man nicht zu tief in die Augen sehen; zum Verlieben gehören sie wahrscheinlich unter die ersten Weiber der Welt; ich weiß nicht, ob es ihnen die Römerin und Französin darin zuvortut; für romantische Liebe sind sie zu harmlos, zu lebenslustig, zu natürlich, denn eine gewisse blinde Treue und Romantik ist nicht Sache der Natur, sondern einer Zivilisationsrichtung.

Fällt indessen ein glücklicher Keim in solch ein wienerisch Frauenherz, so mag es auf der Welt nichts Weicheres, Einschmiegenderes, Weiblicheres geben.

Außer der feinen Figur fehlt auch der feine Fuß; aber sie ersetzen beides durch Fülle; auch ihr Fuß ist fleischig, und wenn auch nicht zierlich, doch voll und rund geformt. Die ganze übrige Bildung des Körpers ist weich und doch frisch und kräftig, ein gesundes Verlangen hüpft auf jeder Linie, ihre Schönheit ist jene sanftschimmernde des duftigen Obstes, das noch am Baume hängt und vom Reife der Luft überhaucht ist.

Was ihnen an Geist und tiefer Empfindung abgehen sollte, ersetzen sie durch Schalkhaftigkeit und Laune. Außer Französinnen kenne ich keine Damen, die so liebenswürdig für den bewegten geselligen Umgang wären, als die Damen

von Wien. In ihrer natürlichen Unbefangenheit sind sie bei weitem angenehmer, als viele unserer nördlichen sentimentalen Prinzessinnen, die jeden freien, fröhlichen Scherz unanständig finden und außer sich wären, wenn man ihren Glauben in Zweifel zöge, daß die Kinder von den Bäumen geschüttelt würden.

Eben weil den Österreichern vielleicht mancherlei Bildung mangelt, fehlt ihnen auch glücklicherweise die Verbildung; sie sind ein unbeflecktes Völkchen, dem nicht Tugend, nicht Laster viel zu schaffen macht.

Die hübschen Damen lesen französische und englische Schriften, daß man erschrecken möchte, aber das ist gar nicht nötig; die Lektüre bringt ihnen weder Nutzen noch Schaden. Ich wollte indessen doch, sie läsen mehr deutsch, es könnte ihnen zustatten kommen.

Im allgemeinen hat das österreichische Volk sehr viel Anlage zur Jugend, es ist reich an Blut, und aus Blut und frischer Luft macht man Jugend und Geist. Man sieht's, wenn man ihre Moden betrachtet, daß sie auch erfinden können. Das Gebiet des Bequemen, das sie mannigfach kultivieren, bekundet ihre schöpferische Fähigkeit.

---

8. Baden.

Der Verkehr zwischen Wien und diesem Lustbade ist sehr lebhaft, zumal da der Kaiser einen Teil des Sommers dort zubringt. Wir gingen bei frühester Morgenzeit auf die Post und wurden in einen unangenehmen Affenwagen gesteckt; in einem kurzen Kasten laufen an beiden Seiten der Länge nach zwei Bänke hin, und so sitzt man sich gegenüber, als wenn man zur Hochzeit säße. Wildfremde Gesichter, die weder am Wege, noch am Morgen, noch an irgend was Interesse zu nehmen schienen, saßen uns gegenüber, sie stierten in die

untergeschlagenen Arme hinein und regten sich nicht. Wenn sie nur wenigstens geschlafen hätten, das bekundet doch eine menschliche Regung, nein, sie stierten unverwandt; unser gezwungenes Gegenübersitzen bekam etwas Grauenhaftes. Ich fragte leise den Starosten, wofür er die Leute hielte, denn laut zu sprechen war bei der stillschweigenden Übereinkunft unseres Kastens nicht ratsam — er machte mir ein Zeichen; wahrhaftig, es war ein Kurszettel, der aus der Brusttasche des einen Schweigsamen guckte, es waren Bankiers; —

„Sie hören nicht, sie sehen nicht, sie sprechen nicht — sie spielen!“

Der alte Lichtwer hat mit seiner Fabel noch immer recht, wie denn überhaupt einzelne Worte etwas Magisches, über die täglichen Gesetze Hinausgreifendes haben. Whist, L'hombre, Faro sind Kindereien geworden, wobei man jetzt hört und sieht und spricht, das moderne Spiel ist die Börse, da kann man auf Millionen rechnen in Gewinn und Verlust, da ist eines ganzen Landes Wohl oder Wehe Begleiter des Spiels, der moderne Spieler ist der Bankier. Es ist angenehm, Bankier zu sein, wenn man sonst weiter nichts ist; man muß als solcher rechnen können und die Wechselkunde verstehen; etwas Geographie, gute Zeitungen lesen und ein paar Louisdor gehören auch dazu, und dann ist man Bankier und kann Millionen kommandieren. Salomon Heine, der Onkel des Dichters, ist der Schriftsteller aller Bankiers, er hat ihnen das Motto, den Familienspruch erfunden. Als man ihn nämlich gefragt hat, ob er sich nicht freue über die Erfolge seines Neffen, da ist ihm jene klassische Bankiererwiderung entschlüpft: „Wenn er doch was gelernt hätte, so braucht' er keine Bücher zu schreiben.“

Ein ganzes Molièresches Lustspiel liegt in diesen Worten.

Der Weg führt über die Spinnerin am Kreuz auf der Heerstraße nach dem Semmering und wendet sich dann ein wenig seitwärts nach kleinen blauen Bergen hin.

Es war ein kalter Morgen mit den Herren Bankiers, und ich kam ein wenig erfroren nach Baden. Ob wirklicher Jahrmarkt in dem Städtchen war, kann ich nicht sagen, aber ein jahrmarktliches Treiben empfing mich in den Gassen. Ich hatte mir den Ort großartiger gedacht; indessen ist er doch ganz artig, und der Verfolg seiner Promenaden nach dem Helenental hinab, ist sehr angenehm. Am Eingange dieses Helenentales steht stolz und stattlich Weilburg, ein Lustschloß des Erzherzogs Karl. Das Gebäude hat ebensowenig Glück als sein Herr; man sagt, der Boden wiche unter ihm, und es drohe, gelegentlich zusammenzubrechen. Und der Herr, der schlanke Archidux mit dem langen, nachdenklichen Gesichte, wieviel vergebliche, schön komponierte Schlachten hat er gegen Napoleon geschlagen! — Man kann das Genie und das tapfere Talent nicht deutlicher einander gegenüber sehen, die immer daraus erwachsenden Resultate nicht auffallender erblicken. Götter besiegen ewig die Menschen, wären diese auch Titanen und häuften mühsam Gebirg auf Gebirg. Das Genie ist ein eroberter, unmittelbarer Gedanke Gottes, das Talent ein mühsam in einzelnen Teilen errungener. Im Kriege erkennt man gewöhnlich die Talente an kombinierten Plänen und schönen Rückzügen: Xenophon, Moreau, Erzherzog Karl sind solche Namen. Das Genie braucht keinen Rückzug — dergleichen denkend, stand ich im fröhlichen Glanze der Mittagssonne vor Schloß Weilburg und hörte mit Betrübnis, wie krankend und zurückgezogen dieser talent- und würdevolle Erzherzog lebe. Es war eine der vielen Krisen in Napoleons Leben, als der Kaisersohn, der in Deutschland die französische Rheinarmee so glücklich bekämpft hatte, nach Italien geschickt wurde, um den ungestümen jungen Bonaparte zurückzuwerfen; am Tagliamento begegneten sie sich; rasch, als ob ihm die Windsbraut entgegenkäme, ward er in die fliegenden, kleinen Schlachten verwickelt und zurückgedrängt bis in das Herz vom eigentlichen Österreich, bis zum Präliminarfrieden

von Leoben. Napoleon legte sehr viel Gewicht auf die Vorfälle am Tagliamento — die besonnene, geschickte Leitung des Erzherzogs ließ die Erfolge einen Augenblick sehr zweifelhaft, bis das Glück ebenso durchschlug, wie es ihm während des italienischen Feldzuges in den wichtigen Momenten stets gekommen war.

In Österreich ist übrigens der Haß gegen Napoleon keineswegs so zählebig als im übrigen Deutschland; es ist, als ob die Verwandtschaftsbande auch in die Massen übergegangen wären, nirgends ist die struppige, fanatische Animosität zu finden, welche nicht sterben will beim Gedächtnis dieses Namens. Auch der tägliche Anblick seines blühenden, liebenswürdigen Sohnes und der frühe Tod desselben mag lindernd und besänftigend eingewirkt haben, denn an Leiden hat er's diesem Volke, seinem unermüdlichen Feinde, wahrlich auch nicht fehlen lassen, die großen kupfernen Kreuzer, welche so wenig gelten, und das dünne Papiergeld erinnern noch täglich an seine Geißel.

Schloß Weilburg, schlafe wohl. Ein anderes Interesse begegnete mir auf den Badener Promenaden. Im Schatten einer Ruhebank sah ich einen alten Freund aus Schlesien sitzen, der Gedanke an die Heimat verschlang alles andere, und wir sprachen von dem Lande jenseits der blauen Riesenberge, vom Anblicke des Zobten, von den Wäldern der Oder.

Mein Freund zeichnete Figuren in den Sand, und aus allen Kreuzungen seines Stockes entstand immer wieder eine große Lyra — was willst du damit?

„Ach, dieser Platz ist schuld daran," sagte er. „Vor zwölf Jahren führte mich auch ein frischer, sonniger Tag wie heute nach Baden heraus, und hier auf dieser Bank saß die gebeugte, dunkle Gestalt eines Ligorianers und zog mit dem Stocke Figuren in den Sand. Ich blieb stehen, die Erscheinung, die dunkle Gestalt, welche sich nach der Erde beugte, die scharfen Umrisse des magern Gesichtes, die lange, spitze

Nase, das Überhängende der Augenknochen hatten etwas Magisches für mich. Er blickte auf, wir sahen uns an; eine grundlose, verwirrte Traurigkeit lag in den eingefallenen Augen, es dauerte wohl eine Minute, ehe ich den alten Bekannten wieder herausfinden konnte aus den Irrgängen dieser Augen — „Zacharias!‘ rief ich. —

‚Pater Zacharias heiß ich jetzt.‘ — Es war Zacharias Werner, der Dichter der ‚Söhne des Tales‘, der Verherrlicher Luthers, der später diese ‚Weihe der Kraft‘ widerrief und die ‚Weihe der Unkraft‘ publizierte, der unglückliche Werner!“

Er ist lange aus den literarischen Besprechungen verschwunden, und wir haben aus Deppings „Pariser Erinnerungen“ ein garstiges Bild von ihm als letzten Eindruck. Dort lauft er, der bejahrte, halb blinde Mann lüstern im Palais Royal herum, geneckt von den frivolen Freudenmädchen, die von allen Seiten rufen: „Papa, Papa!“ Der Kurzsichtigkeit halber geht sein Diener mit ihm, um die gröbsten Mißgriffe der Wahl zu verhüten.

Dort in Baden traf ihn mein Freund, als jene Periode bereut und abgebüßt wurde. Werner war katholisch geworden und in den Orden der Ligorianer getreten — er hatte wenig gesprochen auf jener Bank, aber unablässig eine große Lyra in den Sand gezeichnet mit zerrissenen Saiten.

„‚Was machst du da, Pater Zacharias?‘ — so hörte er sich am liebsten nennen. —

‚Ach, ich denke an den Tod — solch eine Lyra mit zerrissenen Saiten würde sich auf mein Grab schicken. — Freund, es war doch eine schöne Zeit, als sie noch ganz waren!‘ —

In dem Klange, womit er dies sprach, lag ein erschütternder Schmerz, er stand auf, drückte mir die Hand mit seinen magern, trocknen Fingern und schlich langsam von dannen, eine dunkle, traurige Gestalt.

Drunten in Wien steht eine kleine Kirche im Winkel, dort hat er oft gepredigt, ich habe ihn nicht wiedergesehen, und nicht lange Zeit darauf hörte ich, er sei gestorben und in geweihter Erde begraben worden. Er hatte kein Maß gefunden für ein starkes Herz und einen starken Kopf — die Erde sei ihm leicht!" — —

Wir gingen ins Bad, ließen uns in weiße Brahminengewänder hüllen und stiegen hinab in das warme Schwefelbassin, wo Männlein neben Fräulein herumstrudelt. Das Wasser bricht die Lichtstrahlen so häßlich, die Figuren sehen alle so verzwergt und ungestaltet aus, daß von Liebesillusion nicht wohl die Rede sein kann, solange man nicht in jener Lebensepoche begriffen ist, wo man liebt quand même. Für solche Leute sind aber die modernen Novellen nicht erfunden.

Und es passierte mir wirklich das Unglück, eine *alte* Flamme in diesem Schwefeldampfe wiederzusehen, Maria aus Karlsbad plätscherte in jenem schönheitsfeindlichen Schwefelpfuhle umher. Sie erkannte mich — Maria, wie lang ist es her, daß ich ein Faible für dich hatte, und wie hast du dich verändert. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich nicht in den „Erzherzog Karl" gekommen wäre, und ich beteuerte ihr, daß ich mich soeben mit ihm beschäftigt habe.

Ihre Haut sei spröde geworden, klagte sie; und deshalb müsse sie baden. Unser Herz ist doch kindisch wie ein Mädchen, was hatte es sich darum zu kümmern, ob Marias Haut ein bißchen mehr oder weniger spröde sei, aber es flüsterte fortwährend und verleumdete das Mädchen.

Wie hätte mich vor wenigen Monaten diese Situation mit Maria entzückt: wir konnten uns die Hände drücken und miteinander herumschwimmen!

Wenn wir bloß ein sogenanntes Faible für ein Mädchen gehabt haben und das Stückchen Leidenschaft aufgehört hat zu spornen und die spannenden Hindernisse aus dem Wege

geräumt sind, dann sind wir schlecht oder gut genug, das Mädchen zu unserer Freundin, zu unserer Vertrauten zu wünschen, mit der wir schwatzen und Konfessions austauschen.

Eine Ariadne macht kein Glück; — es ist in unsern Sympathien zuwenig tragische Größe; Humor, Lachen, gar Ausgelachtwerden lauern im Hintergrunde. Widerstand, Neid, Eifersucht in größerem oder geringerem Maße reizen größtenteils zu Intrigen der sogenannten Liebschaften, jenen Spielereien des Herzens. Diese Verführung überfüllt manchen dergestalt, daß er gar nicht zu einer wirklichen, tiefen, uneigennützigen Neigung gelangen kann. Mancher freilich gerät über diese Brücke der Herzensintrige zur wirklichen Leidenschaft. Denn auch die Liebe gewöhnt sich an, sicherlich die Leidenschaft derselben.

Unter den oben angeführten Umständen wollte ich Maria zur Freundin haben, zu einer Freundin, welcher man die Hand küßt, der man ohne Rückhalt erzählt, was einem alles begegnet sei am vergangenen Abend. Maria, der Schalk, lächelte und machte mich gesprächig. —

Als wir aus den Ankleidezimmern ins Freie traten an den vollen, klaren Tag, war ich nicht wenig erstaunt, sie schöner als je, umringt von Anbetern zu finden. Wie mit einem Zauberschlage war die alte Illusion wieder da, diese kokette Illusion — „leben Sie wohl, Herr Doktor,“ rief der Schelm, „grüßen Sie Madame Pichler, machen Sie ihr mein Kompliment über die ‚Frauenwürde‘, die ich vor zwei Jahren gelesen habe und Ihnen anempfehle.“

Fort war sie — das war eine ganz andere Stimme als im Bassin, wo ihr Ton so ergeben, so resigniert war! Wie übermütig hatte sie jetzt gesprochen, wie herausfordernd lachte sie da in der Ferne. Sie hat dich gefoppt — nur Vertrauen auf Sieg erringt den Sieg. Mut ist in allen Verhältnissen der Schöpfer — verwirrt und nachdenklich ging

ich zur Frau Karoline Pichler, gebornen von Greiner, um ihr meine Aufwartung zu machen. Diesen eben erlebten Fall wollt' ich ihr vortragen.

Eine bejahrte Köchin hielt mir auf dem Vorsaale das Ohr hin, damit ich meinen Namen hineinpfropfe, langsam ward ich angemeldet, Herr von Kurländer hatte mir einen Empfehlungsbrief mitgegeben, langsam wurde ich angenommen.

Ja, nun fragen die Damen: Wie sieht sie aus? Was hat sie für Augen, was für eine Taille, wie alt, wie steht's um Hand und Fuß?

Das hab' ich, Gott weiß es, so ziemlich vergessen, und nur daß ich vergessen konnte, mag mir schildern helfen. Es war eine nicht eben große, ältliche Frau, die mich ein wenig zurückhaltend empfing — es war gegen Mittag, und es schien, als hätte ich sie im Hauswesen gestört.

Dies scheint jetzt ein Tick der Schriftstellerinnen geworden zu sein, sich vor allen Dingen des Kochens zu rühmen — Fallschirme für die gewöhnlichen Männerkritiken. Fräulein Fanny Tarnow, eine lebhafte, strebsame Schriftstellerin, der ich später in Deutschland zu begegnen das Vergnügen hatte, sprach zuerst sehr lange und sehr verführerisch über Mehlspeisenrezepte. —

Frau Karoline Pichler, geborne von Greiner, fühlte sich und war sich ihrer sechsunddreißig Romanenbände wohl bewußt; — damit soll indessen nicht gesagt sein, sie habe sich gespreizt und gebrüstet, o nein, sie hat ganz das Ansehen einer besonnenen, klaren Frau, die mit Recht darauf fußt, d[illegible] [illegible]r Menschen beschäftigt zu haben. Im ganzen [illegible] ihren Schriften, die sich in einem kleinen [illegible] Gefühlskreise bewegen, darin etwas breit, aber [illegible] — es interessierte mich, zu wissen, wie sie [illegible] bemächtigt habe, die zum „Agathokles" nötig [illegible]omane, der zur Zeit Diokletians spielt. Es

waren nicht wenig Hilfsmittel, die sie mir aufführte, jedenfalls bedingten sie große Geistesbehendigkeit einer Dame, und das gestand sie lächelnd zu.

Von jetzt an ward sie munterer. Ich fragte, ob Herr Menzel bei seinem Besuche in Wien nicht zu ihr gekommen wäre. — Nein, sagte sie witzig, wie einst Stolberg von Jakobi: Er kann mir's nicht vergeben, daß er mich heruntergerissen hat.

Dieser Mann stört mit seiner Kantschukritik manch schüchternes Talent, das den grollenden Hausvater fürchtet, der seine Stentorstimme erhebt: Frauenzimmer, lass' die Bücher und nimm den Kochlöffel in die Hand! — Es gibt viele Dinge, die nur Frauenzimmer wissen, und abgesehen von diesem Egoismus der Bildung, welche die Frauen aufmuntern müßte, abgesehen von tausend anderen Rücksichten bleibt es eine brutale Anmaßung, sie von der Gedankenmitteilung mit Peitschenhieben wegzudrängen, ein trüber Rest alter Roheit.

Solche Äußerungen behagten Madame Pichler und sie erzählte mir, was sie jetzt schreiben wolle. Maria Theresia soll verherrlicht werden auf Kosten Friedrichs des Großen; — die schöne Kaiserin mag sich allerdings in einem Romane besser ausnehmen als der magere König mit der Tasche voll Spaniol und der Gleichgültigkeit gegen Frauenzimmer; aber, unter uns gesagt, ich lese den Roman auch nicht. Wir denken und handeln jetzt doch ein wenig schneller und straffer, als es in den Büchern der Frau Pichler geschieht, und die Preußen kennt und liebt sie auch nicht genug, um sie richtig zu schildern. Die alte Degenzeit des großen Fritz ist freilich kein Thema für Frauenzimmer.

Ich empfahl mich und nahm im ganzen einen recht angenehmen Eindruck mit hinweg; selbst die ein wenig harten Formen der alten Dame störten mich nicht, zumal gegen das Ende meines Besuchs Tochter und Enkelkinder der Schrift-

ich zur Frau Karoline Pichler, gebornen von Greiner, um ihr meine Aufwartung zu machen. Diesen eben erlebten Fall wollt' ich ihr vortragen.

Eine bejahrte Köchin hielt mir auf dem Vorsaale das Ohr hin, damit ich meinen Namen hineinpfropfe, langsam ward ich angemeldet, Herr von Kurländer hatte mir einen Empfehlungsbrief mitgegeben, langsam wurde ich angenommen.

Ja, nun fragen die Damen: Wie sieht sie aus? Was hat sie für Augen, was für eine Taille, wie alt, wie steht's um Hand und Fuß?

Das hab' ich, Gott weiß es, so ziemlich vergessen, und nur daß ich vergessen konnte, mag mir schildern helfen. Es war eine nicht eben große, ältliche Frau, die mich ein wenig zurückhaltend empfing — es war gegen Mittag, und es schien, als hätte ich sie im Hauswesen gestört.

Dies scheint jetzt ein Tick der Schriftstellerinnen geworden zu sein, sich vor allen Dingen des Kochens zu rühmen — Fallschirme für die gewöhnlichen Männerkritiken. Fräulein Fanny Tarnow, eine lebhafte, strebsame Schriftstellerin, der ich später in Deutschland zu begegnen das Vergnügen hatte, sprach zuerst sehr lange und sehr verführerisch über Mehlspeisenrezepte. —

Frau Karoline Pichler, geborne von Greiner, fühlte sich und war sich ihrer sechsunddreißig Romanenbände wohl bewußt; — damit soll indessen nicht gesagt sein, sie habe sich gespreizt und gebrüstet, o nein, sie hat ganz das Ansehen einer besonnenen, klaren Frau, die mit Recht darauf fußt, die Herzen vieler Menschen beschäftigt zu haben. Im ganzen gleicht sie wohl ihren Schriften, die sich in einem kleinen Gedanken- und Gefühlskreise bewegen, darin etwas breit, aber gehaltlos werden — es interessierte mich, zu wissen, wie sie sich der Studien bemächtigt habe, die zum „Agathokles" nötig sind, einem Romane, der zur Zeit Diokletians spielt. Es

waren nicht wenig Hilfsmittel, die sie mir aufführte, jedenfalls bedingten sie große Geistesbehendigkeit einer Dame, und das gestand sie lächelnd zu.

Von jetzt an ward sie munterer. Ich fragte, ob Herr Menzel bei seinem Besuche in Wien nicht zu ihr gekommen wäre. — Nein, sagte sie witzig, wie einst Stolberg von Jakobi: Er kann mir's nicht vergeben, daß er mich heruntergerissen hat.

Dieser Mann stört mit seiner Kantschukritik manch schüchternes Talent, das den grollenden Hausvater fürchtet, der seine Stentorstimme erhebt: Frauenzimmer, lass' die Bücher und nimm den Kochlöffel in die Hand! — Es gibt viele Dinge, die nur Frauenzimmer wissen, und abgesehen von diesem Egoismus der Bildung, welche die Frauen aufmuntern müßte, abgesehen von tausend anderen Rücksichten bleibt es eine brutale Anmaßung, sie von der Gedankenmitteilung mit Peitschenhieben wegzudrängen, ein trüber Rest alter Roheit.

Solche Äußerungen behagten Madame Pichler und sie erzählte mir, was sie jetzt schreiben wolle. Maria Theresia soll verherrlicht werden auf Kosten Friedrichs des Großen; — die schöne Kaiserin mag sich allerdings in einem Romane besser ausnehmen als der magere König mit der Tasche voll Spaniol und der Gleichgültigkeit gegen Frauenzimmer; aber, unter uns gesagt, ich lese den Roman auch nicht. Wir denken und handeln jetzt doch ein wenig schneller und straffer, als es in den Büchern der Frau Pichler geschieht, und die Preußen kennt und liebt sie auch nicht genug, um sie richtig zu schildern. Die alte Degenzeit des großen Fritz ist freilich kein Thema für Frauenzimmer.

Ich empfahl mich und nahm im ganzen einen recht angenehmen Eindruck mit hinweg; selbst die ein wenig harten Formen der alten Dame störten mich nicht, zumal gegen das Ende meines Besuchs Tochter und Enkelkinder der Schrift-

stellerin erschienen und sie in einem muntern, behaglichen Familienkreise zeigten.

Die Familie bildet stets einen sanften, wohltätigen Rahmen; Zölibatärs behalten immer ein schrofferes Ansehen.

Auf dem Rückwege nach Wien stieg ich in einem Gasthause ab, welches am Wege liegt; — da gab's ein munteres, lustiges Treiben, Hin- und Zurückfahrende begegnen sich dort, und eine emsige wienerische Fröhlichkeit springt vom Platze ins Haus, vom Hause in den Hof; — Maria spielte Billard mit einem Wiener Dandy. Sie war im Reitkleide, nahm sehr wenig Notiz von mir und setzte sich nach beendigter Partie zu Pferde. Es war eine große Kavalkade, aus mehreren Damen und vielen Herren bestehend, in brausendem Galopp ging es nach Wien hinab, Maria mit fliegenden Locken voran.

Mädchen, abscheuliches Mädchen, du stürzest mich ins Malheur! Mein Kutscher mit seinen steifen Gäulen mußte nachhumpeln so schnell als möglich. Als wir an den Abhang der Spinnerin am Kreuz kamen, gab ich es auf; — weit, weit unten sprengten sie in den goldenen Funken der untergehenden Sonne dahin, die stundenlange Stadt glänzte mit tausend Fenstern wie ein Tagesfeuerwerk; sie empfängt dich, Maria.

---

9. Der Wiener Akzent.

Es ist unglaublich, mit welcher Neugier die Wiener alles aufnehmen, was über Wien geschrieben wird; sie sind darin wie die Kleinstädter und wie die Pariser. In London kümmert man sich bei solchen Dingen nur darum, wenn der redende Schriftsteller in das Geheimnis der Familien und der vornehmen Zirkel gedrungen ist, weil es dort ein ganz geschiedenes öffentliches und privates Leben gibt. Nicht also in Wien. Manier und Lebensart ist zwar bei den äußersten

Gegensätzen der Stände modifiziert, aber im Grunde doch von gleichem Stoffe und Kolorit. Das rücksichtslose öffentliche Urteil ist ferner nach den bestehenden Staatsverhältnissen nicht gestattet, und so kommt ihnen dem Fremden gegenüber die Frage, ob sie auch ihren besten Schönheiten trauen dürfen. Sie haben auch wohl erfahren, daß die Welt jenseits der Grenzen eine vielfach andere ist; sie sprechen, wie schon erwähnt, von dem, was draußen in Deutschland geschieht, und daraus erklärt es sich, daß sie jedes in Deutschland geschriebene Buch über Wien mit großer Neugier betrachten. Da ihnen nun keines recht gefällt, so ist es eine stereotype Behauptung geworden, wir verstünden es nicht, ihr Leben richtig aufzufassen; auf der andern Seite sind sie aber auch ehrlich genug, die schattenlose Lobrednerei nicht ohne weiteres zu goutieren. Deshalb waren sie mit Menzels „Reise durch Österreich“ keineswegs zufrieden.

Ihre Sonderung vom sogenannten „Deutschland“ ist nicht bloße Redensart; man muß wirklich zuweilen glauben, es existiere nur eine Verwandtschaft zwischen den Nationalitäten. Ihre Sprache hat nicht nur Abweichungen in der Mundart, sie erscheint oft wie ein vollkommen anderes Idiom, sie enthält eine Menge Worte, Formen, Beugungen, die uns entweder ganz fremd oder ganz sprachwidrig sind. Das ließe sich vielleicht alles noch auf einen Reichtum an Provinzialismen zurückführen — aber diese Abweichungen und neuen Formen sind schriftlich emanzipiert, man wohnt „am Eck“, man lebt auf der „Straßen“ usw., wie dies gedruckt und geschrieben in Wien zu sehen ist.

Soviel man auch in den deutschen Ländern, wo platt und wo nicht platt gesprochen wird, Abweichungen von der Schriftsprache finden mag, scharf ausgeprägte Provinzialgesichter der Sprache — in der Schriftsprache kommen wir doch bis auf kleine Modifikationen völlig überein. Daß der Süd- und Westdeutsche Samstag und der Nord- und Ostdeutsche

Sonnabend sagt, daß jener die Intransitiva „sitzen, liegen, stehen“ richtiger mit dem Zeitwort „sein“ konstruiert, dieser aber mit „haben“, das bringt keine große Störung hervor. Höchstens hält einmal ein vorlauter Norddeutscher jenen, der gesessen ist, für einen Juden. Aber in Österreich versinkt das Deutsche immer mehr zu einer unkenntlichen Abart, welche allmählich die feineren Kennzeichen einer zur stolzen Erscheinung und Schönheit ausgebildeten Sprache verliert.

Die Aussprache anlangend, so ist ein reiner Vokal „a“ in ganz Österreich nicht mehr aufzufinden.

Läßt man übrigens die höheren Gesichtspunkte der Sprache aus den Augen, beschränkt man sich auf den dortigen Höhenmesser, auf die Bequemlichkeit, dann wird das Idiom allerdings vortrefflich. Es ist voll Zusammenziehungen, Auslassungen, Abkürzungen, eine Sprache für den Sommer, den Mücken zum Trotz. Man öffnet kaum den Mund, und in den ungelecktesten Tönen läßt man die Worte herauspurzeln. Jedes Wort kann im tiefsten Negligé, wie es eben in der Kehle aufsteht, zum Vorschein kommen, ungewaschen und ungekämmt. Die Leute sind so fern von dem Gedanken, die Sprache sei in ihrer schöneren Erscheinung ein Produkt der Kunst und Bildung, daß sie jeden Versuch auslachen, welcher die schleppende Faulheit des Wortes abwerfen und dasselbe straffer aufrichten will. So geht's in den kleinen Provinzialstädten, namentlich Schlesiens und Thüringens, wenn einer sich über den Jargon erheben will — man lacht ihn aus und sagt, er ziere sich. Und es ist nicht wahr, daß alle gebildeten Wiener sich davon frei erhielten, es wienert der eine etwas weniger als der andere, aber sie wienern alle; die feinste Dame wienert nur ein wenig besser als das Obstweib an der Straße. Daß es im Munde einer hübschen Dame hübsch klingt, ist richtig und natürlich: im Munde einer hübschen Dame klingt alles Fremdartige hübsch und reizt. Zudem ist dieses weiche Idiom so vertraulich, daß es uns

schon darum beim Begrüßen einer uns unbekannten Dame sehr angenehm dünken muß.

Es ist übrigens hierbei zu erinnern, daß diese Mißbilligung eines abweichenden Idioms nicht so zu verstehen ist, als ob aller Provinzialdialekt auszurotten sei. Es enthält ein solcher oft die ganze Geschichte eines Landes und seines Verhältnisses zu den Nachbarn, alle Gewohnheiten, Sympathien, Vorzüge und Fehler des Landes sind darin zu finden, und diese Akzente bleiben eine unerschöpfliche Fundgrube für die Vervollkommnung der Nationalsprache. Jeder Schriftsteller sollte einige gute Provinzialismen zur Emanzipation vorschlagen; die Sprache würde an den feinsten Schattierungen, an Bezeichnung der delikatesten Zustände gewinnen, welche jetzt oft mit vielen Worten ungenügend umschrieben werden müssen. In seinem Hauswesen ist man am Ausdrucksvollsten, und der Provinzialdialekt ist das Negligé einer Nationalsprache.

Das nur ist zu bekämpfen, daß bei der wichtigsten Kulturaufgabe, bei der Sprache, nur Negligé gelten soll wie in Österreich.

Man hat dem österreichischen Dialekte immer die Ehre angetan, ihn „gemütlich“ zu nennen, und es ruht viel Bezeichnendes darin. Ein Volk, das weniger im großen Weltverkehr sich bewegt, erfährt weniger Täuschungen, bleibt zutraulicher; ein Volk, das zum Teil jenes Grundes wegen seiner Kultur nicht dreist vertrauen mag, bemüht sich, für mangelnde Gewährleistungen durch Gutmütigkeit und Herzlichkeit zu entschädigen; es will sicher etwas bieten, und bietet deshalb das ganze Herz.

Das hat gewiß viel Angenehmes, und man mag wünschen, daß diese Bereitwilligkeit des Herzens in jede Zivilisation übergehe; nur dürfte nicht anzuraten sein, diesen Vorteil überall durch gänzliche Absonderung zu erkaufen. Vielleicht läßt er sich auch auf andere Weise zuwege bringen.

von Leoben. Napoleon legte sehr viel Gewicht auf die Vorfälle am Tagliamento — die besonnene, geschickte Leitung des Erzherzogs ließ die Erfolge einen Augenblick sehr zweifelhaft, bis das Glück ebenso durchschlug, wie es ihm während des italienischen Feldzuges in den wichtigen Momenten stets gekommen war.

In Österreich ist übrigens der Haß gegen Napoleon keineswegs so zählebig als im übrigen Deutschland; es ist, als ob die Verwandtschaftsbande auch in die Massen übergegangen wären, nirgends ist die struppige, fanatische Animosität zu finden, welche nicht sterben will beim Gedächtnis dieses Namens. Auch der tägliche Anblick seines blühenden, liebenswürdigen Sohnes und der frühe Tod desselben mag lindernd und besänftigend eingewirkt haben, denn an Leiden hat er's diesem Volke, seinem unermüdlichen Feinde, wahrlich auch nicht fehlen lassen, die großen kupfernen Kreuzer, welche so wenig gelten, und das dünne Papiergeld erinnern noch täglich an seine Geißel.

Schloß Weilburg, schlafe wohl. Ein anderes Interesse begegnete mir auf den Badener Promenaden. Im Schatten einer Ruhebank sah ich einen alten Freund aus Schlesien sitzen, der Gedanke an die Heimat verschlang alles andere, und wir sprachen von dem Lande jenseits der blauen Riesenberge, vom Anblicke des Zobten, von den Wäldern der Oder.

Mein Freund zeichnete Figuren in den Sand, und aus allen Kreuzungen seines Stockes entstand immer wieder eine große Lyra — was willst du damit?

„Ach, dieser Platz ist schuld daran," sagte er. „Vor zwölf Jahren führte mich auch ein frischer, sonniger Tag wie heute nach Baden heraus, und hier auf dieser Bank saß die gebeugte, dunkle Gestalt eines Ligorianers und zog mit dem Stocke Figuren in den Sand. Ich blieb stehen, die Erscheinung, die dunkle Gestalt, welche sich nach der Erde beugte, die scharfen Umrisse des magern Gesichtes, die lange, spitze

Nase, das Überhängende der Augenknochen hatten etwas Magisches für mich. Er blickte auf, wir sahen uns an; eine grundlose, verwirrte Traurigkeit lag in den eingefallenen Augen, es dauerte wohl eine Minute, ehe ich den alten Bekannten wieder heraussinden konnte aus den Irrgängen dieser Augen — „Zacharias!‘ rief ich. —

‚Pater Zacharias heiß ich jetzt.‘ — Es war Zacharias Werner, der Dichter der ‚Söhne des Tales‘, der Verherrlicher Luthers, der später diese ‚Weihe der Kraft‘ widerrief und die ‚Weihe der Unkraft‘ publizierte, der unglückliche Werner!“

Er ist lange aus den literarischen Besprechungen verschwunden, und wir haben aus Deppings „Pariser Erinnerungen“ ein garstiges Bild von ihm als letzten Eindruck. Dort lauft er, der bejahrte, halb blinde Mann lüstern im Palais Royal herum, geneckt von den frivolen Freudenmädchen, die von allen Seiten rufen: „Papa, Papa!“ Der Kurzsichtigkeit halber geht sein Diener mit ihm, um die gröbsten Mißgriffe der Wahl zu verhüten.

Dort in Baden traf ihn mein Freund, als jene Periode bereut und abgebüßt wurde. Werner war katholisch geworden und in den Orden der Ligorianer getreten — er hatte wenig gesprochen auf jener Bank, aber unablässig eine große Lyra in den Sand gezeichnet mit zerrissenen Saiten.

„‚Was machst du da, Pater Zacharias?‘ — so hörte er sich am liebsten nennen. —

‚Ach, ich denke an den Tod — solch eine Lyra mit zerrissenen Saiten würde sich auf mein Grab schicken. — Freund, es war doch eine schöne Zeit, als sie noch ganz waren!‘ —

In dem Klange, womit er dies sprach, lag ein erschütternder Schmerz, er stand auf, drückte mir die Hand mit seinen magern, trocknen Fingern und schlich langsam von dannen, eine dunkle, traurige Gestalt.

Drunten in Wien steht eine kleine Kirche im Winkel, dort hat er oft gepredigt, ich habe ihn nicht wiedergesehen, und nicht lange Zeit darauf hörte ich, er sei gestorben und in geweihter Erde begraben worden. Er hatte kein Maß gefunden für ein starkes Herz und einen starken Kopf — die Erde sei ihm leicht!" — —

Wir gingen ins Bad, ließen uns in weiße Brahminengewänder hüllen und stiegen hinab in das warme Schwefelbassin, wo Männlein neben Fräulein herumstrudelt. Das Wasser bricht die Lichtstrahlen so häßlich, die Figuren sehen alle so verzwergt und ungestaltet aus, daß von Liebesillusion nicht wohl die Rede sein kann, solange man nicht in jener Lebensepoche begriffen ist, wo man liebt quand même. Für solche Leute sind aber die modernen Novellen nicht erfunden.

Und es passierte mir wirklich das Unglück, eine alte Flamme in diesem Schwefeldampfe wiederzusehen, Maria aus Karlsbad plätscherte in jenem schönheitsfeindlichen Schwefelpfuhle umher. Sie erkannte mich — Maria, wie lang ist es her, daß ich ein Faible für dich hatte, und wie hast du dich verändert. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich nicht in den „Erzherzog Karl" gekommen wäre, und ich beteuerte ihr, daß ich mich soeben mit ihm beschäftigt habe.

Ihre Haut sei spröde geworden, klagte sie; und deshalb müsse sie baden. Unser Herz ist doch kindisch wie ein Mädchen, was hatte es sich darum zu kümmern, ob Marias Haut ein bißchen mehr oder weniger spröde sei, aber es flüsterte fortwährend und verleumdete das Mädchen.

Wie hätte mich vor wenigen Monaten diese Situation mit Maria entzückt: wir konnten uns die Hände drücken und miteinander herumschwimmen!

Wenn wir bloß ein sogenanntes Faible für ein Mädchen gehabt haben und das Stückchen Leidenschaft aufgehört hat zu spornen und die spannenden Hindernisse aus dem Wege

geräumt sind, dann sind wir schlecht oder gut genug, das Mädchen zu unserer Freundin, zu unserer Vertrauten zu wünschen, mit der wir schwatzen und Konfessions austauschen.

Eine Ariadne macht kein Glück; — es ist in unsern Sympathien zuwenig tragische Größe; Humor, Lachen, gar Ausgelachtwerden lauern im Hintergrunde. Widerstand, Neid, Eifersucht in größerem oder geringerem Maße reizen größtenteils zu Intrigen der sogenannten Liebschaften, jenen Spielereien des Herzens. Diese Verführung überfüllt manchen dergestalt, daß er gar nicht zu einer wirklichen, tiefen, uneigennützigen Neigung gelangen kann. Mancher freilich gerät über diese Brücke der Herzensintrige zur wirklichen Leidenschaft. Denn auch die Liebe gewöhnt sich an, sicherlich die Leidenschaft derselben.

Unter den oben angeführten Umständen wollte ich Maria zur Freundin haben, zu einer Freundin, welcher man die Hand küßt, der man ohne Rückhalt erzählt, was einem alles begegnet sei am vergangenen Abend. Maria, der Schalk, lächelte und machte mich gesprächig. —

Als wir aus den Ankleidezimmern ins Freie traten an den vollen, klaren Tag, war ich nicht wenig erstaunt, sie schöner als je, umringt von Anbetern zu finden. Wie mit einem Zauberschlage war die alte Illusion wieder da, diese kokette Illusion — „leben Sie wohl, Herr Doktor," rief der Schelm, „grüßen Sie Madame Pichler, machen Sie ihr mein Kompliment über die ‚Frauenwürde', die ich vor zwei Jahren gelesen habe und Ihnen anempfehle."

Fort war sie — das war eine ganz andere Stimme als im Bassin, wo ihr Ton so ergeben, so resigniert war! Wie übermütig hatte sie jetzt gesprochen, wie herausfordernd lachte sie da in der Ferne. Sie hat dich gefoppt — nur Vertrauen auf Sieg erringt den Sieg. Mut ist in allen Verhältnissen der Schöpfer — verwirrt und nachdenklich ging

ich zur Frau Karoline Pichler, gebornen von Greiner, um ihr meine Aufwartung zu machen. Diesen eben erlebten Fall wollt' ich ihr vortragen.

Eine bejahrte Köchin hielt mir auf dem Vorsaale das Ohr hin, damit ich meinen Namen hineinpfropfe, langsam ward ich angemeldet, Herr von Kurländer hatte mir einen Empfehlungsbrief mitgegeben, langsam wurde ich angenommen.

Ja, nun fragen die Damen: Wie sieht sie aus? Was hat sie für Augen, was für eine Taille, wie alt, wie steht's um Hand und Fuß?

Das hab' ich, Gott weiß es, so ziemlich vergessen, und nur daß ich vergessen konnte, mag mir schildern helfen. Es war eine nicht eben große, ältliche Frau, die mich ein wenig zurückhaltend empfing — es war gegen Mittag, und es schien, als hätte ich sie im Hauswesen gestört.

Dies scheint jetzt ein Tick der Schriftstellerinnen geworden zu sein, sich vor allen Dingen des Kochens zu rühmen — Fallschirme für die gewöhnlichen Männerkritiken. Fräulein Fanny Tarnow, eine lebhafte, strebsame Schriftstellerin, der ich später in Deutschland zu begegnen das Vergnügen hatte, sprach zuerst sehr lange und sehr verführerisch über Mehlspeisenrezepte. —

Frau Karoline Pichler, geborne von Greiner, fühlte sich und war sich ihrer sechsunddreißig Romanenbände wohl bewußt; — damit soll indessen nicht gesagt sein, sie habe sich gespreizt und gebrüstet, o nein, sie hat ganz das Ansehen einer besonnenen, klaren Frau, die mit Recht darauf fußt, die Herzen vieler Menschen beschäftigt zu haben. Im ganzen gleicht sie wohl ihren Schriften, die sich in einem kleinen Gedanken- und Gefühlskreise bewegen, darin etwas breit, aber gehaltlos werden — es interessierte mich, zu wissen, wie sie sich der Studien bemächtigt habe, die zum „Agathokles“ nötig sind, einem Romane, der zur Zeit Diokletians spielt. Es

waren nicht wenig Hilfsmittel, die sie mir aufführte, jedenfalls bedingten sie große Geistesbehendigkeit einer Dame, und das gestand sie lächelnd zu.

Von jetzt an ward sie munterer. Ich fragte, ob Herr Menzel bei seinem Besuche in Wien nicht zu ihr gekommen wäre. — Nein, sagte sie witzig, wie einst Stolberg von Jakobi: Er kann mir's nicht vergeben, daß er mich heruntergerissen hat.

Dieser Mann stört mit seiner Kantschukritik manch schüchternes Talent, das den grollenden Hausvater fürchtet, der seine Stentorstimme erhebt: Frauenzimmer, lass' die Bücher und nimm den Kochlöffel in die Hand! — Es gibt viele Dinge, die nur Frauenzimmer wissen, und abgesehen von diesem Egoismus der Bildung, welche die Frauen aufmuntern müßte, abgesehen von tausend anderen Rücksichten bleibt es eine brutale Anmaßung, sie von der Gedankenmitteilung mit Peitschenhieben wegzudrängen, ein trüber Rest alter Roheit.

Solche Äußerungen behagten Madame Pichler und sie erzählte mir, was sie jetzt schreiben wolle. Maria Theresia soll verherrlicht werden auf Kosten Friedrichs des Großen; — die schöne Kaiserin mag sich allerdings in einem Romane besser ausnehmen als der magere König mit der Tasche voll Spaniol und der Gleichgültigkeit gegen Frauenzimmer; aber, unter uns gesagt, ich lese den Roman auch nicht. Wir denken und handeln jetzt doch ein wenig schneller und straffer, als es in den Büchern der Frau Pichler geschieht, und die Preußen kennt und liebt sie auch nicht genug, um sie richtig zu schildern. Die alte Degenzeit des großen Fritz ist freilich kein Thema für Frauenzimmer.

Ich empfahl mich und nahm im ganzen einen recht angenehmen Eindruck mit hinweg; selbst die ein wenig harten Formen der alten Dame störten mich nicht, zumal gegen das Ende meines Besuchs Tochter und Enkelkinder der Schrift-

stellerin erschienen und sie in einem muntern, behaglichen Familienkreise zeigten.

Die Familie bildet stets einen sanften, wohltätigen Rahmen; Zölibatärs behalten immer ein schrofferes Ansehen.

Auf dem Rückwege nach Wien stieg ich in einem Gasthause ab, welches am Wege liegt; — da gab's ein munteres, lustiges Treiben, Hin- und Zurückfahrende begegnen sich dort, und eine emsige wienerische Fröhlichkeit springt vom Platze ins Haus, vom Hause in den Hof; — Maria spielte Billard mit einem Wiener Dandy. Sie war im Reitkleide, nahm sehr wenig Notiz von mir und setzte sich nach beendigter Partie zu Pferde. Es war eine große Kavalkade, aus mehreren Damen und vielen Herren bestehend, in brausendem Galopp ging es nach Wien hinab, Maria mit fliegenden Locken voran.

Mädchen, abscheuliches Mädchen, du stürzest mich ins Malheur! Mein Kutscher mit seinen steifen Gäulen mußte nachhumpeln so schnell als möglich. Als wir an den Abhang der Spinnerin am Kreuz kamen, gab ich es auf; — weit, weit unten sprengten sie in den goldenen Funken der untergehenden Sonne dahin, die stundenlange Stadt glänzte mit tausend Fenstern wie ein Tagesfeuerwerk; sie empfängt dich, Maria.

---

9. Der Wiener Akzent.

Es ist unglaublich, mit welcher Neugier die Wiener alles aufnehmen, was über Wien geschrieben wird; sie sind darin wie die Kleinstädter und wie die Pariser. In London kümmert man sich bei solchen Dingen nur darum, wenn der redende Schriftsteller in das Geheimnis der Familien und der vornehmen Zirkel gedrungen ist, weil es dort ein ganz geschiedenes öffentliches und privates Leben gibt. Nicht also in Wien. Manier und Lebensart ist zwar bei den äußersten

Gegensätzen der Stände modifiziert, aber im Grunde doch von gleichem Stoffe und Kolorit. Das rücksichtslose öffentliche Urteil ist ferner nach den bestehenden Staatsverhältnissen nicht gestattet, und so kommt ihnen dem Fremden gegenüber die Frage, ob sie auch ihren besten Schönheiten trauen dürfen. Sie haben auch wohl erfahren, daß die Welt jenseits der Grenzen eine vielfach andere ist; sie sprechen, wie schon erwähnt, von dem, was draußen in Deutschland geschieht, und daraus erklärt es sich, daß sie jedes in Deutschland geschriebene Buch über Wien mit großer Neugier betrachten. Da ihnen nun keines recht gefällt, so ist es eine stereotype Behauptung geworden, wir verstünden es nicht, ihr Leben richtig aufzufassen; auf der andern Seite sind sie aber auch ehrlich genug, die schattenlose Lobrednerei nicht ohne weiteres zu goutieren. Deshalb waren sie mit Menzels „Reise durch Österreich" keineswegs zufrieden.

Ihre Sonderung vom sogenannten „Deutschland" ist nicht bloße Redensart; man muß wirklich zuweilen glauben, es existiere nur eine Verwandtschaft zwischen den Nationalitäten. Ihre Sprache hat nicht nur Abweichungen in der Mundart, sie erscheint oft wie ein vollkommen anderes Idiom, sie enthält eine Menge Worte, Formen, Beugungen, die uns entweder ganz fremd oder ganz sprachwidrig sind. Das ließe sich vielleicht alles noch auf einen Reichtum an Provinzialismen zurückführen — aber diese Abweichungen und neuen Formen sind schriftlich emanzipiert, man wohnt „am Eck", man lebt auf der „Straßen" usw., wie dies gedruckt und geschrieben in Wien zu sehen ist.

Soviel man auch in den deutschen Ländern, wo platt und wo nicht platt gesprochen wird, Abweichungen von der Schriftsprache finden mag, scharf ausgeprägte Provinzialgesichter der Sprache — in der Schriftsprache kommen wir doch bis auf kleine Modifikationen völlig überein. Daß der Süd- und Westdeutsche Samstag und der Nord- und Ostdeutsche

Sonnabend sagt, daß jener die Intransitiva „sitzen, liegen, stehen“ richtiger mit dem Zeitwort „sein“ konstruiert, dieser aber mit „haben“, das bringt keine große Störung hervor. Höchstens hält einmal ein vorlauter Norddeutscher jenen, der gesessen ist, für einen Juden. Aber in Österreich versinkt das Deutsche immer mehr zu einer unkenntlichen Abart, welche allmählich die feineren Kennzeichen einer zur stolzen Erscheinung und Schönheit ausgebildeten Sprache verliert.

Die Aussprache anlangend, so ist ein reiner Vokal „a“ in ganz Österreich nicht mehr aufzufinden.

Läßt man übrigens die höheren Gesichtspunkte der Sprache aus den Augen, beschränkt man sich auf den dortigen Höhenmesser, auf die Bequemlichkeit, dann wird das Idiom allerdings vortrefflich. Es ist voll Zusammenziehungen, Auslassungen, Abkürzungen, eine Sprache für den Sommer, den Mücken zum Trotz. Man öffnet kaum den Mund, und in den ungelecktesten Tönen läßt man die Worte herauspurzeln. Jedes Wort kann im tiefsten Negligé, wie es eben in der Kehle aufsteht, zum Vorschein kommen, ungewaschen und ungekämmt. Die Leute sind so fern von dem Gedanken, die Sprache sei in ihrer schöneren Erscheinung ein Produkt der Kunst und Bildung, daß sie jeden Versuch auslachen, welcher die schleppende Faulheit des Wortes abwerfen und dasselbe straffer aufrichten will. So geht's in den kleinen Provinzialstädten, namentlich Schlesiens und Thüringens, wenn einer sich über den Jargon erheben will — man lacht ihn aus und sagt, er ziere sich. Und es ist nicht wahr, daß alle gebildeten Wiener sich davon frei erhielten, es wienert der eine etwas weniger als der andere, aber sie wienern alle; die feinste Dame wienert nur ein wenig besser als das Obstweib an der Straße. Daß es im Munde einer hübschen Dame hübsch klingt, ist richtig und natürlich: im Munde einer hübschen Dame klingt alles Fremdartige hübsch und reizt. Zudem ist dieses weiche Idiom so vertraulich, daß es uns

schon darum beim Begrüßen einer uns unbekannten Dame sehr angenehm dünken muß.

Es ist übrigens hierbei zu erinnern, daß diese Mißbilligung eines abweichenden Idioms nicht so zu verstehen ist, als ob aller Provinzialdialekt auszurotten sei. Es enthält ein solcher oft die ganze Geschichte eines Landes und seines Verhältnisses zu den Nachbarn, alle Gewohnheiten, Sympathien, Vorzüge und Fehler des Landes sind darin zu finden, und diese Akzente bleiben eine unerschöpfliche Fundgrube für die Vervollkommnung der Nationalsprache. Jeder Schriftsteller sollte einige gute Provinzialismen zur Emanzipation vorschlagen; die Sprache würde an den feinsten Schattierungen, an Bezeichnung der delikatesten Zustände gewinnen, welche jetzt oft mit vielen Worten ungenügend umschrieben werden müssen. In seinem Hauswesen ist man am Ausdrucksvollsten, und der Provinzialdialekt ist das Negligé einer Nationalsprache.

Das nur ist zu bekämpfen, daß bei der wichtigsten Kulturaufgabe, bei der Sprache, nur Negligé gelten soll wie in Österreich.

Man hat dem österreichischen Dialekte immer die Ehre angetan, ihn „gemütlich“ zu nennen, und es ruht viel Bezeichnendes darin. Ein Volk, das weniger im großen Weltverkehr sich bewegt, erfährt weniger Täuschungen, bleibt zutraulicher; ein Volk, das zum Teil jenes Grundes wegen seiner Kultur nicht dreist vertrauen mag, bemüht sich, für mangelnde Gewährleistungen durch Gutmütigkeit und Herzlichkeit zu entschädigen; es will sicher etwas bieten, und bietet deshalb das ganze Herz.

Das hat gewiß viel Angenehmes, und man mag wünschen, daß diese Bereitwilligkeit des Herzens in jede Zivilisation übergehe; nur dürfte nicht anzuraten sein, diesen Vorteil überall durch gänzliche Absonderung zu erkaufen. Vielleicht läßt er sich auch auf andere Weise zuwege bringen.

Der Dialekt in seiner Bequemlichkeit und Gutmütigkeit ist aber auch nicht bloß für den Klang und Ton der Unterhaltung wichtig; das Gehör jeder Sprache wirkt auch auf Stoff und Gegenstand. Jeder Akzent trägt in sich eine Vorausbestimmung seines Inhalts. Auf diese Seite hin entwickeln sich denn mehrere Nachteile; es ist vollkommen gleichgültig, worüber man österreichisch redet, die Sprache klingt über Freiheit und Unsterblichkeit ebenso wollig und mollig und trivial, wie über „Mehlspeis'" und „Fiaker". Somit mangelt jede Anreizung, das Gespräch zu erheben, somit wächst aus dem Akzente selbst eine harmlose Trivialität in das Leben hinein, die man nicht völlig wegleugnen kann, wenn man sich eine Zeitlang in demselben herumbewegt hat.

Der Mensch muß fortwährend auf der Hut sein, sagt die christliche Kultur, sonst überwältigt ihn die plumpe, irdische Materie einmal völlig über Nacht.

Mitten in einem so bequemen Akzente wie der wienerische vergißt man solche Kulturmacht gar zu leicht.

---

10. Grillparzer.

Es ist in Wien sehr schwer, Leute zu finden. Man darf dort nicht etwa an jene Viertelabteilung, an die bequemen Hausnummern, an den stets hilfreichen Adreßkalender, an das ganze zum Nachschlagen so bequeme Bureauwesen Berlins denken; nein, durch eitel Romantik hindurch geht der Weg. Grillparzer, wo bin ich überall hingeraten, um dich zu finden! — erster Hof, zweite Stiege, dritter Stock, vierte Tür! Es wirbeln mir noch die Beschreibungen im Kopfe. Nach einer vormittäglichen Suchjagd stand ich endlich in einer schmalen, öden Gasse vor einem großen schweigsamen Hause; meine Tritte hallten wider auf der steinernen Treppe, an der gewölbten Decke. Klosterstille und

Kühle umgab mich, draußen lag ein heißer Tag, ich dachte an das Schloß des alten Borotin in der „Ahnfrau“, an die ganze schauerliche Einsamkeit dieses Stückes. Es trat auch so schauerlich einsam in der Literatur auf, nur in den sterbenden Augen trug es etwas von jener poetischen Lebenswärme, die es noch eine Zeitlang vor dem Vergessen schützen wird; sonst war es kalt wie eine Leiche.

Ein eisernes Gitter hemmte meine Schritte, die Türe war verschlossen, nirgends ein Mensch zu sehen oder zu hören; der alte Borotin liegt im Sterben, dachte ich. Eine schwere, rostige Klingel gab einen schrillen, gespenstigen Ton. — Niemand regte sich, noch einmal schellte ich; wieder umsonst.

So stand ich wohl eine Viertelstunde und hatte Zeit, zu überlegen, was Grillparzer für ein Dichter sei. Vor der Klingel fürchtete ich mich, machte aber doch einen letzten Versuch. Nach einer Weile hörte ich einen langsamen Frauentritt schlürfen, eine Gestalt mit fast ganz verhülltem Kopfe näherte sich — die Ahnfrau, wie sie leibt' und lebte, fragte nach meinem Begehre und Namen.

Jaromir von Eschen heiß' ich, und wünschte Herrn Grillparzer zu sprechen.

Er ist nicht zu Hause. — Ich mache hier keine Geschichte, sondern es fügte sich wunderlich genug in der Tat so, wie ich erzähle, die arme Ahnfrau mochte Zahnschmerzen haben.

Kaum hatte ich den Mut, dieser mittelalterlichen Wehgestalt eine moderne Karte anzubieten.

Nun blieb noch der „Stern“ übrig, eine tief in den Winkel gekauerte Wiener Kneipe, wo sich die Poeten des Abends zusammenfinden sollten. Früher geschah dies in der sogenannten „Ludlamshöhle“, aber die poetischen Possen und das Bundesartige, das sich dort herausgestellt hat, sind dem Gubernio mißfällig geworden, und man hat die Höhle verschüttet. Freie Künste, Bund und Höhle sind bedenkliche

Ingredienzien, und „hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiele", man darf den Teufel nicht an die Wand malen usw., kurz, man hat Gründe gehabt, die uns nichts angehen, und ich mußte nach dem „Stern" fragen, einem kleinen Filial der untergegangenen Ludlamshöhle.

Nach einigen unerschrockenen Versuchen fanden wir ihn, Gutzkow und der Starost waren mit auf dieser Expedition. Eine einfache Wiener Speisekneipe stellte sich dar; an einem gedeckten Tische, wo etwa zehn sitzen konnten, saßen drei Personen; — dort wollten wir uns ansiedeln. Einer der drei Herren bedeutete uns aber sehr artig, daß der Tisch einer bestimmten Gesellschaft angehöre, — es war Grillparzer, und er hieß uns freundlich willkommen, als wir unsern Gewerbsspruch anbrachten und uns als Leute vom Handwerk legitimierten. Zu der Erzählung meines Besuchs in seinem Hause lächelte er; aber er lächelt höchstens. Er ist ein sanfter, ernster, tragischer Mann, ein zerschlagener Baum, der sich traurig umsieht nach seinen Ästen, nach seiner Krone, die zersplittert seitab liegen. Diese fragenden blauen Augen waren mir rührend — „er hatte weder Glück noch Stern", ist nie zum Lachen kommen.

Manche Leute werden sagen: Grillparzer ist an Österreich gestorben, — sie haben unrecht; Grillparzer hatte von Hause aus den Tod im Herzen; auf der Sonnenseite war es verschlossen. Von jeher hat er mit Hingebung Royalist sein wollen; er hat den rechten Weg nicht gefunden; man hat ihn verkannt; den „Bankbanus" hat er geschrieben, „den treuen Diener seines Herrn", der sich treten läßt wie ein Hund im zweifellosen Eifer, in unergründlicher Treue für seinen Herrn, umsonst; er hat Gedichte produziert, sie sind mißdeutet worden.

Darin liegt etwas wirklich Tragisches: ein ehrlicher, bürgerlicher Liebhaber zu sein, der für einen Widersacher angesehen wird. Ich kann mir jenen Abend und den An-

blick Grillparzers nicht zurückrufen, ohne still vor mich hin zu sagen: Armer Grillparzer! Er präsidierte an dem bescheidenen Tische, trug ein grünes Röcklein, war sehr einfach und ein wenig pressiert höflich. Sein Gesicht wäre nicht leicht aus der Menge herauszufinden, wenn man nicht den Namen dazu wüßte. Es ist übrigens wohlgeformt, hat eine tadellos gutgeratene Nase, eine Andeutung der österreichischen Unterlippe, welche man noch spezieller die Leopoldslippe nennt, und einen stillen, sanften Ausdruck der Züge, der, wie gesagt, nicht frei von Melancholie ist. Um die äußeren Augenwinkel ruht nämlich manch herbe Besorgnis. Er spricht mit einem weichen geschmeidigen Organe. Es wurde über die Europe litéraire gesprochen, welche ein junger Mann mit ältlichem Gesichte vor sich hatte, und aus welcher er von Zeit zu Zeit einzelne Passagen mitteilte. Dieser junge Mann mit einer großen Brille war Bauernfeld, der Schriftsteller, aus dem er vorlas, Heine, und zwar enthielt das Heft den zweiten Abschnitt von dessen Räsonnements und Erzählungen über die deutsche Literatur vorletzter Zeit.

Das Gespräch haftete, wo Racine und Euripides in Schutz genommen werden gegen die Schlegel. Grillparzer nahm sehr lebhaft Partei für Euripides und beklagte sich wie die Schrift, welche vorlag, über Vernachlässigung und Hintansetzung desselben. Gutzkow stimmte mit ein, und Bauernfeld bildete eine unbedeutende, nergelnde Opposition, die mehr den Racine vorschob und das Lob desselben mißbilligte.

Grillparzers Vorliebe für Euripides ist äußerst natürlich. Jene Rhetorik der Gedanken, ich möchte selbst sagen Rhetorik der Empfindung, welche namentlich auf die Franzosen übergegangen ist und welche das Herz Grillparzerscher Muse ist, stammt vom Euripides. Ich bin während jenes Gesprächs die im Schnürleib bacchantisch tanzenden Worte der Ahnfrau nicht los geworden:

Ja, ich bin's, du Unglücksel'ge!
Ja, ich bin's, den du genannt,
Bin's, den jene Wälder kennen,
Bin's usw.
Bin's usw.
Bin's usw.

Das Gespräch war aber auch bedeutungsvoll, da man Euripides von einer andern Seite beziehungsreich für unsere Gegenwart anschauen konnte. Mit Äschylus und Sophokles war ebenfalls eine Schiller- und Goethezeit in Griechenland vorüber, alte Sitten und Formen waren in Gärung, die Autorität der Götter war in Frage gestellt, das Volk war auf einem Höhepunkte, von welchem eine neue glänzende Zeit oder ein Ende beginnt.

Das sind Attribute, womit wir jetzt eine moderne Epoche bezeichnen; Mangel an Pietät gegen die alten Götter, die er herabzog, war wie jetzt eine Hauptanklage des Euripides, Vermischung des herkömmlich Poetischen mit dem kecken Neuen, — und so finden sich Berührungen in Fülle, vorderhand fehlt uns noch der derbe Parodist Aristophanes, und es wird uns hoffentlich die Nachkommenschaft des Euripides fehlen, welche nichts taugte und ihn zum letzten griechischen Dichter machte.

„Wahrhaftig, er war ein Dichter," sagte Grillparzer ganz im Feuer, — Bauernfeld konnte es den ganzen Abend nicht verschnupfen, daß Heine den Racine gelobt habe.

Abgesehen von den politischen Ansichten, deren Diskussion hier nicht am Orte war, und die er natürlich nicht teilen mochte, sprach Grillparzer ein sehr großes Interesse für Heine aus, und bei Gelegenheit Tiecks, welchen Heine auch zur Sprache bringt, bezeigte er sich in vielen Dingen erfreut über die Urteile. Namentlich über dasjenige, welches den meisten neueren Novellen Tiecks Triviales und Ordinäres, Mangel an Poesie zum Vorwurfe macht.

Es ist nun freilich eine andere Frage, ob Grillparzers rhetorischer Richtung darüber ein kompetentes Wort zugestanden werden darf.

Im allgemeinen erschien Grillparzer bei allen Urteilen sehr liebenswürdig. Im Kontraste zu den meisten älteren Dichtern sprach er sich mild, schonend und mit mancherlei Hoffnungsgedanken über die junge Generation aus.

Bauernfeld gehört im Grunde zu dieser, und seine Komödien hatten mir weit besser gefallen, als er selbst mir gefiel. Er hatte in seinem langen Philisterkittel, in seiner ganzen abschmeckenden Weise viel Störendes. Das soll indes nicht mit Nachdruck gesagt sein; ich habe ihn nur an jenem Abende gesehen und gesprochen. Der liebenswürdigste Mensch kann aber manchen langen Abend unausstehlich sein, wenn ihm ein Rendezvous fehlgegangen, ein Mittagessen im Magen sitzen geblieben, ein Produktionsversuch mißlungen ist.

Damals war Bauernfelds „Helene“ an der Reihe; ein Schauspiel à la Kotzebue, aber voll Reiz. Die Lebenszustände und Verhältnisse sind nicht einseitig, borniert, leidenschaftlich gestempelt, sondern alle die kleinen Schattierungen des Gefühls, der schüchterne Anfang, der halbe Wille, selbst die Indifferenz sind geschickt und treu verbraucht, wie sie sich finden. Hieraus erwächst die Anziehungskraft der Echtheit, welche die Dramatiker immer verlieren, solange sie nur aus vollem Halse zu schreien wissen.

Dazu kommt, daß Bauernfeld die reizende und erlaubte Koketterie des Romans versteht; die Leute glauben nicht, daß sie sich nötig sind, der Zuschauer aber weiß es, weil er sie besser kennt, sie machen Anstalt, für immer voneinander zu gehen, und der Zuschauer bebt, die Nachtwandler zu wecken. So gedeiht eine Spannung voll Interesse, und bricht das Geheimnis endlich durch, so geschieht es mit einer kräftigen Kindlichkeit, welche den Anteil nicht endigt, sondern nur erfüllt. Dies alles ist mit einem feinen, geschmackvollen Kolorit

übergossen; es ist ein artiger, rascher, fesselnder Stil, welcher über etwaige Dehnungen täuscht und hinweghebt. Die französische Sprache hat ein prägnantes Beiwort für solche Erscheinung: sie nennt sie souple.

Durch spätere Produktionen hat Bauernfeld zu unserer Freude unverkennbar bewiesen, daß er unser talentvollster moderner Komödiendichter ist.

Es waren noch andere Literaten aus Wien zugegen. Es waren gute, freundliche Leute, wie denn meist die Schriftsteller am liebenswürdigsten sind, solange sie noch keinen Namen haben. Sie kämpfen dann für die Existenz, bieten alle Fähigkeiten auf, bewerben sich, — und wenn man nicht gar zuviel Essig und Galle in sich hat, so ist man in solchen Bräutigamsschuhen am brauchbarsten für den Umgang. Freilich gibt es auch Gemüter, welche erst nach dem Durchbruch zu genießen sind, welche Anerkennung nötig haben, um zu existieren.

Ungefähr Mitternacht mochte es sein, als wir den Stern verließen und in Begleitung Grillparzers und eines solchen Kandidaten der Literatur noch eine Strecke durch die Straßen gingen. Jener war still geworden; sein Haupt neigte sich sinnend nach der Brust, das Abschiednehmen und seine natürliche Höflichkeit schreckten ihn noch einmal auf — dann sah ich ihn leise fortschreiten im Mondschein. Sitzend im Sterne war er mir ziemlich lang gewachsen erschienen, jetzt bewies er sich aber nur von mittlerer Größe. Ich hörte in der stillen Nacht noch eine lange Weile sein sanftes Organ; wie ein Schatten verschwand er in den engen Gassen, im unsichern Lichte des Mondes. — Dichter der Ahnfrau, mondbeschienener Poet, schlaf' wohl, die Nacht und der Schmerz interessieren dich am meisten, es ist dir schwer zu helfen, schlafe wohl!

---

11. Beethoven und Kanne.

Operndirektoren pflegen alle Sänger für schlecht zu halten, die nicht in Wien singen gelernt haben. Die genaue Korrespondenz dieser Stadt mit Italien, ihre Muße, die unbewegte Stille des Gemüts haben sie zur musikalischen Hauptstadt gemacht. Die italienische Oper mit den klingenden Namen Tamburini, Santini, Lablache, Fodor ist zwar zerstreut, die stolzen Komponisten sind tot, aber dennoch ist Wien noch der Hauptplatz für Musik. Ich glaube, man wendet in Berlin noch mehr Geld daran, jedenfalls ist die dortige Oper die prächtigste in Deutschland, ihr Ballett übertrifft in manchen Dingen das Pariser, aber es fehlt die musikalische Einheit, das Publikum Wiens. Die Berliner haben Musik erlernt, aber die Wiener sind musikalisch. Um einen Begriff von feinem Operngeschmacke zu erhalten oder richtiger von Gesangsgeschmack — beiläufig ein abscheulich Wort — vom Ideal eines musikalischen Publikums, dazu muß man in die Oper am Kärthnertore gehen. Hier sind die Gourmands der Musik zu finden, und — was nicht zu übersehen — sie geben den Ton an. Nicht das Tototo und Trumtrumtrum unserer Schreihälse wird beklatscht, nichts von dem rüden Remontenspektakel gewöhnlicher Sänger wird ausgezeichnet; — ein Ton, eine Wendung, eine Nuance, ein ganzer, anspruchsloser Vortrag, jedes, wenn auch unscheinbare, aber echte künstlerische Verdienst. Es herrscht Totenstille, man kennt jede Note, ein leises Zischen weiset die auftauchende Unart zur Ruhe, einzelnes Klatschen aus den entferntesten, verborgensten Teilen des Hauses empfängt jedes Lobenswerte und wächst wie eine Lawine zum donnernden Beifall, wenn die ganze Piece beendet und die lobende Unterbrechung nicht mehr störend ist.

Hier in Wien haben sie aber auch gewaltet, unsere Herrscher des Tones, Mozart und Beethoven. Ich bin mehr-

mals hinausgegangen auf den sogenannten „Spittelberg“, wo Mozart täglich Kegel geschoben hat, und hab' mir erzählen lassen von dem muntern Gesellen. Mein Referent war ein alter Knabe, der tüchtig mit ihm gelacht hatte. — „Glauben's nich etwa, daß er a Kopfhänger war, der Mozart, o je, do sein's links.“

Und nun ging's an die einzelnen Schnurren und Geschichten, die sie miteinander durchgemacht hatten, und der Refrain war immer, daß er ihn nochmal wiedersehen möchte, wie er in Hemdsärmeln und roter Weste, auf beide Backen kauend und mit den Augen lachend alle Neun geschoben habe, der Tausendsasa.

Wirklich ist er nach all den kleinen Zügen, die ich von ihm vernommen habe, ein gesunder Bursche gewesen, welcher die irdischen Freuden der Erde mit Industrie und Laune genossen hat. Am wenigsten hat er ein süßes, vergehendes Besprechen seiner Kompositionen leiden mögen, dafür existiert noch eine sehr derbe Tradition. Eine empfindsame Stimme fragte ihn, woran er gedacht habe bei Komposition des Duetts in der Zauberflöte: „Bei Männern, welche Liebe fühlen“, und Mozart antwortete: „An meine alte Katz“.

Mozart hat die schöne, klare Sinnlichkeit der italienischen Musik, die Sinnlichkeit der Melodie in unsere Musik gebracht, und weil er dabei seine kräftige Individualität nicht aufopferte, sondern auf das nachdrücklichste geltend machte, ist er national geblieben und populär geworden. Er ist noch immerdar der einzige, welcher den höchsten Gesetzesanforderungen der Kunst entspricht und zugleich dem einfachsten Vermögen faßlich und beglückend bleibt. Dies ewige Merkmal des Genies ist sein.

Musik! Es wird ein Hauptwort neuerer Zeit, und die Untersuchungen darüber können zu neuen, unbekannten Wäldern des Gedankens und Empfindens führen; auch unsere Poesie schwärmt schon darin umher. Läge nur das Faseln

darüber nicht so nahe in den unklaren inneren Gesetzen derselben; möchten wir nur einerseits dies, und andererseits die Plattheit derer schnell durcheilen, welche nichts daran kennen, als die technischen Gesetze.

Musik ist wirklich eine unsichtbare Brücke in den Himmel, welche die moderne Welt aufgefunden hat, als der Gedanke nicht zureichte und der Glaube außer Kredit war. Des Menschen Verlangen strebt nach einer unmittelbaren Verbindung mit der Gottheit, darum klammert er sich um so fester an die Musik, je mehr im übrigen Leben die hergebrachten Anknüpfungen verdächtigt, verschwunden sind. Dieser Sensualismus ohne bestimmte Worte ist ihm eine willkommene Rettung vor dem verbindungslosen Materialismus. — Die Hauptfurcht jetziger Bildung ist diejenige: Grenzen abzuwehren, weil man das Unglück fester Abschließung in dem zähen Leben alter Kultur vor Augen zu haben meint; und darum ist die Musik so populär geworden, weil sie eine neue Jugend des Geistes und Herzens verspricht, und bis jetzt noch nirgends ein Ende vor Augen stellt.

Aus solchen Gründen ist Beethoven der König unserer Musiker geworden. Die tiefsten Kräfte des inneren Menschen glauben wir in seinen Kompositionen zu ahnen. Er war ein entschlossener, tüchtiger Geist, wie man schlagend aus seinen Worten in Bellinas Briefen ersehen kann, und es gibt also vielleicht doch Organe, diesen in der Musik geltend zu machen; aus seinen kolossalen Symphonien strömt eine Fülle gewaltiger Seele in uns über, und hie und da fällt ein großer glänzender Stern vom Himmel.

In Wien konnte man ihn nur beschreiben, wie er in seiner letzten, unglücklichen Zeit gewesen sei, als er das Gehör soweit verloren hatte, daß man sich nur mit Mühe ihm verständlich machen konnte. Ein harter Gedanke der Natur, demjenigen das Ohr zu schließen, dem es die Pforte in bessere Welten war. Die Liebe ohne Augen.

mals hinausgegangen auf den sogenannten „Spittelberg“, wo Mozart täglich Kegel geschoben hat, und hab' mir erzählen lassen von dem muntern Gesellen. Mein Referent war ein alter Knabe, der tüchtig mit ihm gelacht hatte. — „Glauben's nich etwa, daß er a Kopfhänger war, der Mozart, o je, do sein's links.“

Und nun ging's an die einzelnen Schnurren und Geschichten, die sie miteinander durchgemacht hatten, und der Refrain war immer, daß er ihn nochmal wiedersehen möchte, wie er in Hemdsärmeln und roter Weste, auf beide Backen kauend und mit den Augen lachend alle Neun geschoben habe, der Tausendsasa.

Wirklich ist er nach all den kleinen Zügen, die ich von ihm vernommen habe, ein gesunder Bursche gewesen, welcher die irdischen Freuden der Erde mit Industrie und Laune genossen hat. Am wenigsten hat er ein süßes, vergehendes Besprechen seiner Kompositionen leiden mögen, dafür existiert noch eine sehr derbe Tradition. Eine empfindsame Stimme fragte ihn, woran er gedacht habe bei Komposition des Duetts in der Zauberflöte: „Bei Männern, welche Liebe fühlen“, und Mozart antwortete: „An meine alte Katz“.

Mozart hat die schöne, klare Sinnlichkeit der italienischen Musik, die Sinnlichkeit der Melodie in unsere Musik gebracht, und weil er dabei seine kräftige Individualität nicht aufopferte, sondern auf das nachdrücklichste geltend machte, ist er national geblieben und populär geworden. Er ist noch immerdar der einzige, welcher den höchsten Gesetzesanforderungen der Kunst entspricht und zugleich dem einfachsten Vermögen faßlich und beglückend bleibt. Dies ewige Merkmal des Genies ist sein.

Musik! Es wird ein Hauptwort neuerer Zeit, und die Untersuchungen darüber können zu neuen, unbekannten Wäldern des Gedankens und Empfindens führen; auch unsere Poesie schwärmt schon darin umher. Läge nur das Faseln

darüber nicht so nahe in den unklaren inneren Gesetzen derselben; möchten wir nur einerseits dies, und andererseits die Plattheit derer schnell durcheilen, welche nichts daran kennen, als die technischen Gesetze.

Musik ist wirklich eine unsichtbare Brücke in den Himmel, welche die moderne Welt aufgefunden hat, als der Gedanke nicht zureichte und der Glaube außer Kredit war. Des Menschen Verlangen strebt nach einer unmittelbaren Verbindung mit der Gottheit, darum klammert er sich um so fester an die Musik, je mehr im übrigen Leben die hergebrachten Anknüpfungen verdächtigt, verschwunden sind. Dieser Sensualismus ohne bestimmte Worte ist ihm eine willkommene Rettung vor dem verbindungslosen Materialismus. — Die Hauptfurcht jetziger Bildung ist diejenige: Grenzen abzuwehren, weil man das Unglück fester Abschließung in dem zähen Leben alter Kultur vor Augen zu haben meint; und darum ist die Musik so populär geworden, weil sie eine neue Jugend des Geistes und Herzens verspricht, und bis jetzt noch nirgends ein Ende vor Augen stellt.

Aus solchen Gründen ist Beethoven der König unserer Musiker geworden. Die tiefsten Kräfte des inneren Menschen glauben wir in seinen Kompositionen zu ahnen. Er war ein entschlossener, tüchtiger Geist, wie man schlagend aus seinen Worten in Bellinas Briefen ersehen kann, und es gibt also vielleicht doch Organe, diesen in der Musik geltend zu machen; aus seinen kolossalen Symphonien strömt eine Fülle gewaltiger Seele in uns über, und hie und da fällt ein großer glänzender Stern vom Himmel.

In Wien konnte man ihn nur beschreiben, wie er in seiner letzten, unglücklichen Zeit gewesen sei, als er das Gehör soweit verloren hatte, daß man sich nur mit Mühe ihm verständlich machen konnte. Ein harter Gedanke der Natur, demjenigen das Ohr zu schließen, dem es die Pforte in bessere Welten war. Die Liebe ohne Augen.

Er kehrte täglich in einem Gasthause ein, draußen in der Josephstadt, setzte sich schweigsam an den Tisch, kümmerte sich um niemand, ging schweigsam wieder von dannen. Seine Gesichtszüge waren hart und streng; das große graue Auge ward von dicken Brauen überbuscht; unordentlich fielen die graugemischten Haare um die stolzen Schläfe, die stolze Stirn. Schwer zugänglich, sprach er nur, wenn er ein Glas Wein getrunken hatte und dadurch animiert war; — nur wenn Kanne zu ihm trat, flog ein Strahl von Heiterkeit über sein Gesicht.

Es ist wohl nicht nötig, der dreisten Erfindung Jules Janins zu widersprechen, der ihn hungern läßt und mit einer Portion Kalbsbraten zu Tränen und Mitteilungen rührt. Diesem muntern Füllen kommt es auf eine Frivolität mehr nicht an, wenn sie auch das Historische betrifft, und hoffentlich sind die Franzosen klug genug, sich an seinen geistreichen Wendungen zu ergötzen, seinen geschichtlichen Daten aber kein Gedächtnis zu leihen.

Kanne und Beethoven gehörten zusammen. Kannes Haar war noch struppiger und wilder; sein knochiges Antlitz noch härter, seine Gestalt noch breiter, klobiger. Aber er hatte dieselben großen, grauen Augen. Ein Atlas von Gelehrsamkeit lief in seinem schmutzigen, grünen Flauschrocke umher. Ich glaube, am bekanntesten ist er durch seine Studien über Sittengeschichte; seine Studien über Musik gelten aber für das Größte und Originellste, was er produziert hatte, und sie sind uns verloren; er hat sie zerrissen. Dissolut, unordentlich wie er war, machte er nie etwas fertig, hatte niemals Geld. Die ersten Bände seiner „Ästhetik der Musik" sind fertig, er bietet das Manuskript dem Musikalienhändler Steiner an und verlangt Honorar dafür. Steiner weiß, daß er alles liegen läßt und verlangt erst die Vollendung des Werkes, dann werde es ihm willkommen sein. Erzürnt verläßt ihn Kanne, geht heim in seine

schmutzige, jämmerliche Wohnung und zerstört das unersetzliche Manuskript.

So sind wir um ein wahrscheinlich vortreffliches Buch gekommen. — Kanne war ein heftiger, halsstarriger Mann mit den wunderlichsten Eigenheiten. Wehe dem, der ihn auf der Straße von hinten ansprach: „Guten Tag, lieber Kanne!“ und mit der Hand auf seine Schulter klopfte. — „Bandit infamer!“ schrie Kanne und hob seinen großen Stock in die Höhe, „ich dulde es nicht, daß mich jemand von hinten anfällt, hol' Sie der Teufel!“

Es mochte ein noch so wackerer Genosse sein, es erging ihm sicherlich immer so. Ich erinnere mich nicht deutlich, ob es Kanne oder Werner war, welcher das Waschen für ein Vorurteil erklärte; jedenfalls war Kanne diesem Grundsatze nicht ganz fremd; er war ein Nomade, der zufällig in dem Kreise vom Prater bis zur Wieden, von der Wieden bis zur Josephstadt oder Landwehr sich bewegte. Er arbeitete auch nur auf der Straße; an seinem großen Stocke war eine Vorrichtung getroffen, daß er eine kleine Schreibtafel darauf etablieren konnte; fiel ihm nun etwas ein, so stieß er ihn in die Erde, wo er eben war — gewöhnlich im Prater —, und fing an zu schreiben, Noten, Verse, Gedanken, wie es kam. Wehe dem, der ihm über die Schultern gucken wollte, er knurrte ihn an, schüttelte seine verworrene Mähne wie ein zorniger Löwe.

Ebenso wunderlich ist er auch gestorben. Man wollte nach einem Arzte schicken, als er sich nicht mehr vom Lager erheben konnte, aber in altem, ungeschwächtem Zorne fuhr er in die Höhe, als er das vernahm und rief: „Ich werfe den Quacksalber, den ihr mir bringt, kopfüber die Treppe hinunter.“

Als man sah, daß es völlig zu Ende ging, wollte man nach einem Geistlichen senden. Dieselbe energische Erklärung. Und so verschied er grollend.

Es muß ein tragischer Anblick gewesen sein, diese beiden unglücklichen Titanen, welche einander liebten, durch das Burgtor wandern zu sehen, stumm nebeneinander, denn Beethoven hörte im Geräusch der Straße nichts und Kanne führte niemand am Arme, auch seinen Freund nicht.

Unerklärlich ist es, daß Kanne aus Leipzig stammte, aus einer so manierlichen, artigen Stadt.

---

12. Die Donauberge.

Herr von Kurländer fragte mich eines Tages, ob ich schon in der wienerischen Schweiz gewesen sei, und schlug mir den nächsten Sonntag dazu vor. Für solch eine kleine Lustpartie über Land, wo man nicht gerade Ackersleute finden kann, ist der Sonntag am besten. Die Leute streichen dann nicht beladen, keuchend, gebeugt von des Tages Last und Hitze an uns Müßiggängern vorüber, sie sind geputzt und lustbeflissen. An Wochentagen versöhnt nur der Ackersmann mit dem schweren Geschicke, im Schweiß des Angesichts keuchen zu müssen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Das Pflügen und Säen ist ein schönes poetisches Geschäft, man verkehrt mit den verschlossenen Gedanken der Erde; ihr innerster Atem geht uns auf, das Anvertrauen des Samens erzeugt eine so schöne Unmittelbarkeit mit ihr, und eine so trauliche Unmittelbarkeit mit Gott. Der Ackersmann ist für mich die religiöseste Person; er verkehrt mit Gott in echter Tat. —

Herr von Kurländer lächelte dazu und führte mich ins weiße Zimmerchen, um mir neu bearbeitete Lustspiele zu zeigen. Er ist nämlich der bekannte Herausgeber des dramatischen Almanachs, und das weiße Zimmerchen ist ein glattes, scharmantes Ding mit glänzenden, weißgrauen Wänden und Möbeln, ganz ein Zimmerchen, um Lustspiele zu schreiben.

Ich bin nämlich immer sehr für Umgebungen und gestatte jedem Äußerlichen eine Einwirkung auf den Geist, weil ich den Geist zuweilen für einen zusammengesetzten Mechanismus ansehe mit unerklärten Stahlfedern des Himmels. So würde ich nicht begreifen, wie Grillparzer seine dunkeln Poesien in Kurländers lichtem Boudoir empfangen könnte, wie ein moderner Schriftsteller in einem Zimmer ohne Sonnenblicke, an einem Tische, wo alles kreuzweis durcheinander liegt, auf einem Papiere arbeiten kann, das nicht glatt und schön die Feder behaglich schaukelt.

Nicht bloß das Herz, auch der Geist hat seine Illusionen, oder richtiger: Geist und Herz sind ein wirkliches Ehepaar, man kann dem einen nichts antun, ohne das andere mit zu treffen. — Herr von Kurländer ist ein Garçon von dem Alter, wo die Pferde keine jungen Zähne mehr haben, er ist ein Wiener Kavalier —, gibt es für solchen Garçon eine passendere Beschäftigung, als französische Lustspiele fürs Burgtheater zu bearbeiten? Der munteren Karoline Müller, der romantischen Peche hat er dann Visiten zu machen wegen der oder jener Szene, ob blaues Band oder rosenfarbenes an der Haube besser stehen würde, und wie kurz oder wie lang das Schürzchen werden müsse. Es ist uns rastlosen, weit kreisenden Gesellen des jungen Schrifttums überaus heilsam, zuweilen mit solch einem Garçon im weißen Zimmerchen zusammenzukommen, das kleine Interesse zu sehen an einem Gärtnerburschen oder podagristischen Alten des Lustspiels, was solcher Schriftsteller tagelang aufsaugt, die schüchterne, gesellige Rücksicht einmal wiederzufinden, mit welcher er über einen Schriftsteller derselben Stadt spricht in „vielleicht“ und „dürfte“, und damit unser dreistes Urteilen in den Zug bringt und uns schließlich versichert, just so denke er auch.

Es hatten sich einige Wiener zu mir gesellt, und am frischen, dampfenden Morgen strichen wir über die Bastion hinaus nach dem äußeren Tore. Dort harren die Linien-

schiffe der Passagiere. — Die Douane beim Eingange in die Stadt wird nämlich die Linie genannt, und mit Tabak und Politik passieren sie nicht alle gefahrlos; die Linienschiffe selbst heißen aber auch im gewöhnlichen edlen wienerischen „Zeiselwagen", und können allen Hypochondristen empfohlen werden. Keine ausländische Feder hindert den nationalen Stoß aufs Gangliensystem, meine Leber war umgewendet, als wir das nächste Dorf erreichten. Aber Dornbach, dies Dörfchen, ist so nahe, und die Linienschiffe haben so trefflichen Wind, daß ich keine Zeit zu Betrachtungen gewonnen hatte und mich ins Theater versetzt glaubte. Denn wie man eine Hand umkehrt, war ich ins Gebirge versetzt, bergauf, bergab zwischen den Landhäusern der Wiener ging der Weg dahin; vor einer Viertelstunde etwa war ich noch in der breiten ebenen Hauptstadt gewesen, jetzt war keine Spur davon zu erblicken, durch einsamen, romantischen Bergwald zogen wir singend und lachend. Die Sonne spielte mit uns durch die Baumzweige; es war die alte zutrauliche Sonne des Landlebens, wie ich sie kannte aus früher Jugend; denn in der Stadt ist sie vornehmer, macht Komplimente um Dächer und Ecken, ist ernsthafter und älter. Die Wiener erzählten Witze vom Staberl, von den Ungarn, vom Kaiser und wieder vom Theater; — überall erschien der Kaiser; man glaubt es nicht, wenn man sich die einfache, harmlose Persönlichkeit dieses Herrn ins Gedächtnis ruft, daß er eine so wichtige Figur habe sein können im Unterhaltungsleben. Es war aber wirklich auch darin der Mittelpunkt in Wien. Damals, wo ich mit den Wienern in einem stillen Schweizerhause auf dem Waldberge saß und zum frugalen Frühstücke ihre Erzählungen anhörte, damals lebte er noch und hatte seine letzte Reise nach Böhmen angetreten, Franz I.

Die Jugend unserer Zeit verwirft die Pietät und will keine Illusionen gestatten, sie findet eine Armut darin, alles Interesse an eine einzelne Person zu verwenden, sie mag den

Staat nicht als Familie statuieren, — wenn man sich aber in diesem letzteren Gedanken einheimisch machen kann, so wird man jener warmen österreichischen Behaglichkeit teilhaftig, begreift, empfindet die Sympathien dieses Volks, tritt mitten in ihr Verhältnis zum Kaiser. Dann findet man es nicht mehr auffallend, daß ihnen das Wort „Kaiser“ ebensoviel bedeutet, als einst den Franzosen der Name l'empereur, ja daß sie am Ende für Franz I. größerer Opfer fähig waren, als die Franzosen für Napoleon, obwohl jener kein Held der Geschichte war; denn die Familienliebe kittet fester als der Ruhm. In diesem, als einem Berauschenden, aus dem Gewöhnlichen Heraustretenden liegt schon deshalb ein flüchtigeres, vorübergehendes Element. Der Ruhm reizt mehr zu Außerordentlichem, als daß er zu Dauerndem festigte. Das ist zu erwägen, wenn man Österreichs Zustände betrachtet, und das ward von meinem damaligen Gefährten wohl empfunden. Kaiser Franz ist mit den Wienern aufgewachsen, er hat in hren Sitten gelebt und gewebt, er hat die ungeheuerste Zeit mit ihnen durchgemacht, ist der letzte deutsche Kaiser gewesen, er ist mitten unter den Wienern einhergegangen, allen Untertanen immer zugänglich, ein Familienvater gewesen ganz und gar. Dazu war er scheinbar unbefangen, und darin ruht ein unschätzbares Gut des Herrschers.

Wenn ihnen alles fehl geht, wenn sie Unrecht zu leiden glauben, so bleibt ihrer Hoffnung in Österreich und Preußen immer noch der Kaiser und König und der gerechte Sinn beider, auf welchen sie unwandelbar vertrauen.

Dies alles darf keinen Augenblick vergessen werden, wenn man den monarchischen Sympathien dieser Völker begegnet. In den Ausdrücken: „Ich gehe an den Kaiser, ich gehe an den König“ liegt eine unendlich breite Basis dieses Staatslebens und dieser Volkswünsche.

Einer unserer Gefährten war vor zwei Jahren, Anno 31, bei unserer Schweizerhütte dem Herzoge von Reichstadt be-

gegnet, und auch dies führte sie wieder auf den Kaiser. Im Gegenteile zu den Gerüchten von der schlimmen Stellung dieses Prinzen zum österreichischen Hofe wissen nämlich die Wiener eine Menge interessanter Geschichten, wie Napoleons Sohn geliebt worden sei, namentlich vom Kaiser selbst. Er habe stundenlang mit ihm gespielt, ihm bleierne Soldaten und Trommeln gekauft und herzlich gelacht, wenn ihn der kleine Napoleon mit unablässigem Trommeln zur Türe hinaus genötigt. Als der Enkelsohn größer geworden ist, da haben die schönen Mädchen ihm viel zu schaffen gemacht, und das Taschengeld hat nicht immer reichen wollen für die freigebigen Geschenke. Wenn er auch dem Großvater nichts weiter als den leeren Beutel gezeigt und das übrige verschwiegen haben mag, so weiß man doch, daß dieser ihm stets wieder ausgeholfen hat. Einige Male hat ihm der Kaiser eine ganz besondere Freude mit neuen Dukaten machen wollen, die erst aus der Münze gekommen und noch nicht in Umlauf gesetzt waren; der junge Napoleon aber hat sie ohne numismatische Bedenklichkeiten ausgegeben und dadurch die größte Besorgnis und Untersuchung erregt, bis man zur schönen Dame, von der sie ausgegangen waren und zum leichtsinnigen Geber durchgedrungen ist. Die ältere Elsler soll lange Zeit Gegenstand seiner zärtlichen Neigung gewesen sein; übrigens waren alle Mädchen in ihn verliebt; der schlanke Kaisersohn, der kühnste Reiter mit dem schmalen, schönen Gesichte hat alle Wienerinnen an die Fenster gelockt und ist unsäglich betrauert worden bei seinem frühen Tode. An der schmalen, lotharingischen Brust und jugendlichen Unbedachtsamkeit ist er gestorben, bei den Kapuzinern schläft er jetzt neben den Habsburgern, viele tausend Meilen weit vom Grabe seines gewaltigen Vaters, der auf der Welt nichts heißer liebte als ihn.

Wunderbare Verhältnisse um diesen Reichstadt! Sohn eines Kaisers aus dem Stegreife und einer gebornen Kaisers-

tochter; aufwachsend unter denen, geliebt von denen, die seinen Vater gestürzt; sterbend in der Fremde, ohne Frankreich gesehen zu haben; begraben unter den legitimen Helden und Kaisern Deutschlands; eine schöne Leiche, die drei Jahre lang König von Rom gewesen. Als ob er mit diesem vermoderten Namen den Todeskeim erhalten hätte!

Und wie freundlich hat die Poesie dies Haus Napoleons bedacht mit Lorbeer erst, dann mit Zypressen! Der verbannte Vater wagt keine zweifelhafte Flucht aus seiner Meereseinsamkeit und bewahrt sich so die klassische Ruhe des Leidens; kein Kreuzer erhält die Möglichkeit, seines Falles Größe in der Donnerschlacht von Waterloo durch eine Gefangennehmung zu zersplittern, schweigsam erduldet der Titan die Niedrigkeiten eines gemeinen Engländers, schweigsam stirbt er mit einem Kusse auf seines Sohnes Bild. Und dieser Sohn wird nicht in Versuchung geführt, die Rolle eines Prätendenten zu übernehmen, der mit einigen Anhängern von Lande zu Lande flüchten und auf Konspirationen hoffen muß, ein blühender, unbescholtener Jüngling stirbt er in der legitimen alten Kaiserburg, unberührt, unbefleckt von Politik — der letzte deutsche Kaiser mit schneeweißem Haar weint schmerzliche Tränen an seinem Sarge.

Als wir aufbrachen, um weiter hineinzusteigen in die Berge und Täler, setzte der Erzähler noch hinzu: „Sie wissen es da draußen gar nicht, wie sehr unser Kaiser dem Napoleon zugetan war, ich meine dem Vater, und was es sein Herz bedrängt hat, ihn stürzen zu helfen.“

Nein, das wissen wir nicht und glauben wir auch nicht. Warum sollten wir's euch glauben, die ihr dreißig Jahre lang von der Gutmütigkeit eures Kaisers erzählt und dann erklärt habt, das sei ein Irrtum gewesen?! —

Es ist mir noch mit keiner Gegend so gegangen wie mit diesen Bergen an der Donau: ich bin nämlich in Geschwätz und Sommerträumerei so gedankenlos durch die

grünen Wälder gestrichen, daß mir nur ein einziger großer Blick davon im Gedächtnis geblieben ist. Die Vögel sangen aus Leibeskräften, die Gräser dufteten, der Tag, ein halb bedeckter, zärtlicher Sommertag, blinzelte so zufrieden an den sanften Berglehnen, die geputzten Leute, deren uns nur etwa zwei oder drei in dieser Dichtungseinsamkeit begegneten, gingen so still sonntäglich an uns vorüber, daß nichts mich wecken konnte aus dem Halbschlummer meines Geistes und Herzens.

Welcher Reiz einer großen Stadt liegt darin, binnen einer Stunde aus dem Tosen eines modernen Mittelpunktes in berauschende Bergeinsamkeit treten, sich sammeln zu können mit den ursprünglichsten, einfachsten Empfindungen und Gedanken, aus welchen der Gottheit Bild uns anblickt mit großen Kindesaugen. Der muntere Vogel mit dem arglosen schwarzen Auge auf dem nächsten Aste sieht uns die Jugend wieder ins Herz hinein, seine alte Melodie bringt alle die kleinen einfachen Lieder zurück, die wir gesungen haben mit der schwarzäugigen Nachbarstochter, wir werden wieder unschuldig und können wieder beten und naiv uns besprechen mit der ewig wechselnden, immer gleichen Ewigkeit Gottes.

Da quellen Lieder von den Lippen, man weiß kaum, wie sie werden, man ahnt nur, was sie bedeuten, ihr innerstes Wort zieht wie ein Duft über sie hin, der sich nicht greifen läßt mit irdischen Händen:

Die Bäume rauschen,
Es flüstert der Wind,
Ich stehe lauschen,
Bin wieder Kind. —

Was werd' ich sehen:
Der Himmel geht auf,
Was wird geschehen:
Der Berg steht auf. —

Von allen Seiten
Tritt es mir nah',
Gedanken schreiten,
Die Welt ist da.

In solchem Dämmer erreichte ich die Höhe eines langen Waldberges, und eine dunkelgrüne Hügelfläche dehnte sich aus vor meinen Blicken, unbestimmt, ohne Abwechslung, wiegend und wogend über den dunklen Schein der Donau hinweg, die still in der Mitte lag, wie ein schweres Metall. Es war der wunderliche Anblick einer grünen Wüste, die unwiderstehlich lockte mit einem nie ergründeten, niemals berührten Leben. Das Auge legte sich voller Befriedigung in diese weite Einförmigkeit hinein. Auf der einen Seite wiesen sich meine Gefährten einander die Berge in Ungarn, auf der andern die steirischen Alpen, mich fesselte nichts als die grüne Donauwüste, eine Landschaft, wie ich sie nie gesehen. Malt einen Adler oben in die Wolken dieses Bildes, und jedermann wird es verstehen, daß ein großer Mann zwischen diesen Hügeln leben muß, der abgetreten ist vom Regieren der Welt, etwa Napoleon.

Ich wollte, sein Sohn läge hier begraben. —

Wir stiegen mit einem sonndurchwirkten, feinen Staubregen die Berglehnen wieder abwärts nach Wien zu und kamen in ein heimliches Tal, aus welchem alte Gemäuer mit verwitterten Stirnen uns entgegentraten. Ein verlassenes Kartäuserkloster stand vor uns.

Wieviel Poesie liegt in einzelnen Klostergedanken, wieviel Poesie ist hinter den unbeugsamen Mauern verschrumpft und vermodert. Zufluchtsstätten sollten sie sein ohne Schwur und Gelübde, und wurden Kasernen.

Der redseligste meiner Gefährten wußte lange zu erzählen von den klugen Kartäusern, die sich dies friedliche, abgeschiedene schöne Tal erwählt hatten, wie denn auch in der Ortswahl überall bekundet wurde, daß damals Geschmack

und Bildung nur bei den Männern der Religion zu finden gewesen. Ich habe nur einzelne Striche seiner Rhapsodie behalten:

Ein reicher Graf hat eine Tochter gehabt, die einen reichen Nachbar heiraten sollte. Sie war nicht allzu schön, aber sie war sehr gut und hatte zwei große, blaue Augen, die wie eitel Trost und Freundschaft sprachen. Der Nachbar war ein roher Gesell, und sie mochte ihn nicht. Den Tag vor der Hochzeit ritt sie mit ihrem jungen, blonden Vetter in den Wald hinaus, um einen Fuchs zu jagen; sie kam aber nicht wieder, denn sie liebte den blonden Vetter. Der alte Graf schickte wohl an die hundert Boten, es wußte aber keiner etwas zu sagen. So vergingen mehrere Jahre, und der alte Graf starb im Kummer dahin; die nächsten Erben, die Tochter und der Vetter fehlten, das alte Schloß stand leer. Dies dauerte indes nur vierundzwanzig Stunden, da erschien der blonde Vetter und nahm Besitz davon. Man fragte ihn, wo er denn seine Muhme gelassen habe, die in den Wald mit ihm geritten sei, er sagte aber, die Muhme wäre ihm schon damals im Walde abhanden gekommen.

Sein neues Regiment ging eine Zeitlang ungestört, da erschien eines Tages im Schloßhofe ein zerlumptes Mädchen, und der Anblick desselben erregte großen Lärm. Die Leute sagten nämlich, sie habe eine wunderbare Ähnlichkeit mit der verlornen Tochter des alten Herrn, freilich so blaß und zerlumpt sei jene nicht gewesen, auch habe sie nicht das Haar um den Kopf fliegen lassen. Des Herrn Grafen Tochter hatte wohl auch sanft und freundlich gelächelt, aber nicht immerwährend wie dies zerlumpte Mädchen, sonst lachte sie geradeso wie jene, aber man müsse weinen über dies Lächeln und die großen blauen Augen, die da leuchteten wie der Mond am Tage, wenn die Sonne in schwarze Wolken eingepackt ist.

Der blonde Vetter erschrak sehr, als er das Mädchen sah und befahl, ihr Kleider und Geld, Pferd und Begleiter zu geben, damit sie weiter ziehen könne, — sie lief hastig auf ihn los, und ehe er sich dessen erwehren konnte, küßte sie ihm die Hand.

Dreimal war sie neu ausgerüstet und fortgeschickt worden, dreimal kam sie in Lumpen wieder, und wo der Vetter ging und stand, da begleitete ihn jenes wunderbare Lächeln; — er verzehrte sich in Angst und Weh, niemand begriff es, was dem reichen Herrn abgehen könne. — Eines Tages nahm er den Baumeister mit sich, und sie ritten in die Berge hinein, die nach der Donau zu liegen; in einem stillen heimlichen Tale hielt er sein Roß an und sagte leise vor sich hin: „Hier war's, wo sie mir nicht mehr gefiel, wo ich sie verlassen habe. Meister Urban," sprach er dann, „baut mir ein steinern Kloster an die Stelle, ein Kloster für Kartäuser, die nichts Unnützes sprechen und niemals lachen oder lächeln. Das Lachen ist viel schrecklicher als das Weinen."

Das Kloster wuchs, der Vetter aber sank darin zusammen und war in wenigen Tagen ein alter Mann, ein zerbrochener Kartäusermönch, der den Tod im Herzen und auf den Lippen trug, aber nicht sterben konnte.

Das zerlumpte Mädchen blieb auf seinem Schlosse, und obwohl sie kein Zimmer betrat und in der Halle schlief, die nach dem Walde sah, wurde sie doch wie die Herrin betrachtet.

Als der Vetter ins Kloster gegangen war, verlor sich allmählich ihr Lächeln, und eines Morgens fand man sie tot, das Haupt stützte sich an einen Pfeiler, und das starre, blaue Auge sah nach dem Walde zu, in welchem das neue Kloster lag.

Als der Vetter dies erfuhr, starb er auch, und alle Welt hielt ihn für einen frommen Herrn, es war lange die Rede davon, ihn heilig zu sprechen.

Von alle dem ist nichts übrig geblieben, selbst von den Klostersteinen wenig; im Wirtshause wird eine vortreffliche Mehlspeise gebacken, und die Wiener besuchen es wie einen Wallfahrtsort.

Es war auch nicht möglich, auf unserem Rückwege noch an die Geschichte zu denken: mehrere Stunden lang gingen wir im saftigen Tale dahin, es war ein ununterbrochener Garten, unter allen Bäumen kamen geputzte, spazierende Wiener zum Vorschein. Über Hadersdorf und Hütteldorf ging unser Pfad an Laudons Denkmal vorüber, welchen man jetzt Loudon schreibt. Wem der Siebenjährige Krieg nicht gegenwärtig ist, dieses energische Verstandesepos, der wird den Namen kennen aus dem rührenden Volksliede: „Feldmarschall Laudon ist da, da, da.“ —

Er war der beste Reitergeneral unter Friedrichs Feinden, und dieser bewies immer einen großen Respekt vor dem raschen Talente desselben. Still ruht sein steinernes, lichtes Monument unter Bäumen, vielleicht wäre es für den ungarischen Reiter bezeichnender, wenn es mehr Bewegung ausdrückte — ein moderner, humoristischer Geschmack würde eine Pferdeweide darum her legen, auf welcher frische, südliche Rosse umhersprängen. Es fehlt nur an Platz dazu; er ist tot, der alte Degen, es stirbt alles, die Wiener spazieren vorüber und denken an Küssen, Essen und Trinken; man braucht wirklich ein sehr borniertes oder ein sehr weites Herz, um etwas auf den Ruhm bei der Nachwelt zu geben.

In Hütteldorf wimmelt es von Wagen und Leuten; man saß im Freien, sah die Wiener Straße hinab, lachte in Gottes goldener Sonne und fand die Welt vortrefflich. Ich wollte noch ins Theater und bestieg allein den merkwürdigsten Zeiselwagen, der zu finden war. Dürr war der Kutscher, war das Pferd, war der Wagen, mein blanker Frack und meine blühende Weste nahmen sich höchst unpassend aus, ich

mußte das Ansehen eines Flüchtlings haben, den der Feind auf einem Balle überrascht hatte, wie die Nachricht von der Schlacht bei Ligny Wellington zu Brüssel. Das wurde immer ärger, als ich in die Nähe von Schönbrunn kam mitten unter die strahlenden und blitzenden Equipagen des Adels, der sausend hin und zurück fuhr.

Wie ein Feenschloß lockte Schönbrunn auf der rechten Seite an der Berglehne, dies Absteigequartier Napoleons, wenn er mit Österreich Krieg führte. Entschlossen kommandierte ich meinen Zeiselkutscher mitten hinein unter die glänzenden Equipagen der Kavaliere. Kavalier ist bekanntlich der technische Ausdruck in Österreich; vielleicht stammt er noch aus der spanischen Zeit, aus den Tagen der Kaballeros.

Mein Zeisel flatterte unsicher wie ein Spatz unter edlem Geflügel umher, und wäre ich mir nicht eines stockfremden Gesichts bewußt gewesen, ich hätte mich sehr geschämt. War es Schönheits-, war es Schamgefühl? Ist es eine Schwäche, für solchen Zynismus unbrauchbar zu sein; ich habe sie: diese unpassenden Gegensätze, mein Frack, der Zeisel und die Kavaliere peinigten mich, und ich hatte keine Ruhe, die schönen vorüberfliegenden adeligen Damen zu betrachten, am wenigsten für diesen Behuf die Lorgnette herauszunehmen. Lorgnette und Zeisel waren nicht mehr unpassend, sondern lächerlich.

Ich mußte aussteigen, um eine Illusion von Schönbrunn zu gewinnen. Zwei große goldene Adler sitzen auf den schlanken Torpfeilern und geben dem schönen Lustschlosse so etwas vornehm Kaiserliches. Weiter weiß ich nichts zu beschreiben, ich hatte den Tag kein Gedächtnis, ich weiß nur noch, daß sich die verschiedenen stolzen Gebäude terrassenförmig aufstellten, und daß ganz oben auf der Höhe ein Pavillon mit vielen Fenstern golden brannte in der Abendsonne.

In Schönbrunn auf dem großen Platze vor dem Schlosse war's, wo der junge Staps aus Thüringen Napoleon erstechen wollte und von Rapp verhaftet wurde. In den französischen Stücken, wo der deutsche Student zum Fortleben genötigt wird, heißt er gewöhnlich Monsieur Burskenschaft und trinkt sehr viel Bier.

Reich und vornehm erscheint Wien dem Reisenden besonders, wenn er im Sommerabendscheine unter den goldenen Adlern Schönbrunns hindurch, neben den unzähligen Equipagen, in die breite Vorstadt fährt, direkt zur Burg, und dort im Theater alles besetzt findet trotz des warmen Abends. Da weiß man nicht, wohin mit Menschen, Wohlstand und Vergnügen.

---

13. Die närrische Gesellschaft.

Es war eines Nachmittags, und wir saßen zu Hietzing im Saale, wo Strauß dirigierte. Unter der Menge schöner Damen entdeckte ich Maria. Sie sah bezaubernd aus und ließ sich den Hof machen von zwei jungen schönen Herren mit vortrefflichen Wiener Backenbärten. Zuweilen wendete sie sich auch behend gegen einen andern Nachbar, das war ein feister, alter Herr mit einem klugen, jovialen Gesichte, dessen ich mich dunkel aus Karlsbad erinnerte. Es war eines von den Gesichtern, die so viel Behagen über die Schlauheit einzelner Züge verbreitet haben, daß man Zutrauen für sie faßt und nur in seltenen Augenblicken daran denkt, es stünde einem große Überlegenheit gegenüber. Marie, der ich mein Kompliment machte, stellte mich ihm vor und nannte ihn Onkel. Er war sehr artig und lud mich ein, den Abend in Hietzing zu bleiben, er wohne mit seiner Nichte da und sähe viel Gesellschaft.

Ich nahm es an, und als die Hauptaktion der Musik vorüber war, brachen wir auf; Herren und Damen folgten uns nach und nach, und als wir eine Viertelstunde in dem

Landhause waren, das er bewohnte, bestand die Gesellschaft wohl aus zehn Personen, die sich im großen, ganz artigen Salon um den Teetisch gruppierte.

Man sprach von Strauß, von Musik, von den Wienern. Es wurde dunkel, der lustige Oheim, welcher eben allein sprach, schwieg mitten im Satze, sein heiteres Gesicht wurde ernst, steinern ernst, mit der Hand winkte er den Bedienten, diese verließen den Saal und schlossen die Türen.

„Meine Herrschaften," sagte der Onkel mit fester Stimme, „der Augenblick ist da, die Maske abzuwerfen: ich bin ein alter Arzt, Sie sind mir übergeben, um von einem partiellen Wahnsinne geheilt zu werden, der Sie in der verschiedensten Weise befangen hält. Sie, mein Herr Graf, haben übergeschnappt aus Hochmut, Sie machen Verse und komponieren und halten jeden für einen Unwürdigen, der nicht auch Graf ist, Verse macht und komponiert. Sie wollen dort das gnädige Fräulein im grünseidenen Kleide heiraten, haben aber nie daran gedacht, sie glücklich zu machen, die Dame ihrerseits hat in ihrer großen Schönheit sich ebensowenig darum gekümmert, Sie wollen repräsentieren eins mit dem andern, c'est tout.

Das ist moderner Ehewahnsinn; ich bitte, Herr Graf, gnädiges Fräulein, sich von der Gesellschaft abzusondern und das eben beregte Kapitel gegenseitig mit Ernst durchzusprechen."

Die Gesellschaft war anfangs einen Moment lang geneigt, zu lachen, und die Farce für einen dreisten Spaß anzusehen, der gebieterische Ernst des Onkels aber, den man niemals so gesehen, ließ dergleichen nicht aufkommen, man war vielleicht hie und da der Meinung, seinem eigenen Verstande sei etwas begegnet, und so fügte man sich der Reihe nach, teils aus Überraschung, teils um den Alten zu schonen. Der Graf und das Fräulein standen auf, und die später angeredeten und beorderten gehorchten ebenfalls pünktlich.

„Sie, mit der schwarzen Brille und dem zuversichtlichen Antlitze, Sie sind amtsverrückt. Weil Sie ein geschickter Jurist sind, so meinen Sie, damit sei es abgetan, und überheben sich der Welt und ihrer Bildung, halten alles übrige höchstens für geduldet, sich selbst für eine fertige Hauptperson. — Sie blasser, dreister Mann, wissen Sie, wo Sie sind? In einen staubigen Winkel der Welt haben Sie sich gestellt, wo es keine Aussicht, keine Umsicht gibt — wissen Sie, was Bildung ist? Nichts einzelnes. Und wenn Sie einmal in ein Buch gucken, das nicht juristisch ist, so sehen Sie stolz um, und wollen es angerechnet wissen, daß Sie sich aus Gefälligkeit ein hors d'œuvre aufgebürdet. Dort im Bücherschrank steht Goethes ‚Wilhelm Meister', lesen Sie so lange, bis Sie eingesehen haben, die Welt sei tausendfältig.

Sie, mein Fräulein mit dem glatten Scheitel, haben sich erziehen lassen nach Prinzipien, haben gelesen und gedacht morgens und abends, und nun ist Ihnen kein Mann wichtig und schwer genug, Sie teilen Körbe über Körbe aus, weil Ihnen die Freier nicht genügen, weil Sie nicht vom Morgen bis zum Abend über Ästhetik sprechen; Sie haben die Unbefangenheit des Herzens verlesen, die absichtlose, kindliche Liebe verloren, sind bildungstoll — setzen Sie sich mit diesem krausblonden Junker dort in den Winkel. Dieser rotbackige Nimrod ist einfaltstoll, findet nirgends Bezug, Anknüpfung, nimmt Essen, Trinken, Jagdpferd, Nachbar ohne Gedanken hin — Sie können und müssen sich gegenseitig kurieren.

Sie, mein Herr Kapellmeister, der Sie sich drüben im Saale die Ohren zuhielten, um keinen Straußschen Walzer zu hören, weil er die Kunst entweihe, Sie sind kunstverrückt, verletzen durch einen gemachten Esoterismus die freie Herrlichkeit der Erfindung, Sie werden dort am Pianoforte den Venezianer spielen, bis Ihnen die Finger erlahmen.

Sie, mein Herr, mit dem süßen Lächeln, der Sie Außerordentliches für die Menschheit zu leisten glauben, wenn Sie immer am ersten und am tiefsten den Hut abnehmen, immer voll Attention und Artigkeit scheinen, Sie sind ein Höflichkeitsnarr, denn Sie haben keinen Begriff von jenem außerordentlichen Bildungsteile, den wir Höflichkeit nennen, welcher auf unerschütterlicher Liebe und Nachsicht beruht, ein schönes christliches Element, eine Verleugnung des Egoismus ist in den feinsten Konsequenzen desselben. Unterhalten Sie sich mit unserm schriftstellernden Doktor, welcher trotz allen schönrednerischen Bildungsstrebens die Grobheit nicht verlernen kann. Sie dürften sich gegenseitig ausgleichen.

Und Sie Narr des Enthusiasmus mit den fliegenden Locken, Ihr Herz ist auch nicht aus den Kinderschuhen zu bringen, an alle Opposition, die mit gewaltiger, zerstörender Kraft vorgetragen wird, schließen Sie sich an, alles einzelne, wenn es flackernd auftaucht, befängt Sie, es ist keine gegliederte, im Gleichmaß sich bewegende Kultur in Ihnen, drum können Sie nie etwas Dauerndes, Umfassendes wirken, Sie leben in Stückchen, wirken in Stückchen, zerstören aber dadurch im Ganzen, schwärmen für einen schlagenden Ausdruck, sind ohne Nutzen für organisches Bilden — assoziieren Sie sich hier mit diesem magern Herrn, der seit Jahren mit der Welt und ihren Bestrebungen fertig ist und nur höhnisch lächelt. Er ist konsequenztoll und läßt hinrichten, wenn er die Macht erhält, er läßt guillotinieren, wenn jemand einen kleinen Stift seines Systems bezweifelt. Er kennt alle Philosophien, alle Geschichte, alle Dinge, er ist ein ausgezeichnetes Buch, aber er soll ein Mensch sein, welcher der ewigen Wandelbarkeit der Welt nachgehen und sich modifizieren kann, denn die Welt mit ihrer laufenden Geschichte ist klüger als der Mensch.

Sie, Madame, mit dem schwarzen Anzuge, Sie sind jung und hübsch und gescheit und glauben gewiß, irrtümlich

in diese Gesellschaft der Narren eingetreten zu sein. Das sind Sie nicht. Warum verschmähen Sie eine neue Heirat? Weil Sie Ihr jetziges Leben ganz bequem und artig finden, sich keinen neuen Chancen aussetzen wollen, Sie sind eigennutznärrisch — die Menschen bedürfen der Verbindung, sie bedürfen dazu der Geselligkeitsopfer; wer sich davon ausschließen will, ist lasterhaft gegen die Sozietät — besprechen Sie sich mit meiner Nichte Maria, die in der entgegengesetzten Narrheit befangen ist. Sie will nur den Leuten gefallen, kokettiert drum mit aller Welt, bildet sich alle Augenblicke ein, zu lieben und bringt sich so am Ende ganz um die Fähigkeit der Liebe, zersplittert sich in Atome. Der junge Herr da neben ihnen beiden mag der Konversation zuhören, er glaubt, meine Nichte zu lieben und ist rücksichtentoll: vor lauter Beziehung kommt er nicht zu sich; alles will er beachten und verliert sich auf diese Weise selbst. Ich glaube, er liebt Marien auch bloß aus Rücksicht, weil sie ihn liebevoll ansieht.

Und nun, meine verrückten Herrschaften, noch die Beteuerung, daß Sie alle keine Österreicher sind, denn solche Spielarten kommen hier nicht vor; — morgen müssen Sie alle über die Grenze, und zwar unter meiner Anführung, denn ich bin selbst toll, naseweistoll, ich überhebe mich in Einsicht über Sie alle und schnappe somit selber über. Da ich aber am längsten toll bin, so habe ich die meiste Routine und Methode, und deshalb schicke ich mich am besten zum Anführer, wenn auch in dieser Behauptung wiederum der klarste Beweis meiner Verrücktheit ruht.

Still! kein einziger lasse sich in der ihm angewiesenen Beschäftigung stören — Herr Kapellmeister! keine falsche Pause im Venezianer, Sie, mein Herr, kein leeres Kompliment!

Johann! den Tee!“

Maria mit der ihr zugeteilten Gruppe, der schwarzen, schönen Witwe und dem rücksichtstollen Liebhaber machte den Tee, die Bedienten reichten ihn umher, alle übrigen blieben

in der beorderten Lage und schienen fast wie durch eine magische Kraft hineingebannt. Alles Neue, Unerklärte überrascht und fesselt, auch im Gehorsam — der Kapellmeister nahm sich gar nicht die Zeit, seinem Venezianer nur einen Augenblick zu rauben für die dampfende Tasse, er spielte immer rascher und rascher, man ward an die Pferde erinnert, welche den Koller kriegen und sich zu Tode laufen. Der Höflichkeitsnarr lief komplimentierend neben mir im Saale auf und nieder und prallte öfters scheu nach der Seite mit klappernder Tasse und zitterndem Löffel, wenn mich eine Derbheit überraschte; der Jurist sah verdrießlich in den Winkel und trank Tee in leidenschaftlichen Zügen; er beschäftigte den Bedienten ununterbrochen; um Terrain für Grimm und Zähne zu gewinnen, verschmähte er Backwerk und fiel verheerend ein ins Butterbrot. Der Enthusiast hüpfte neben dem Konsequenztollen her und ließ die Tasse fallen, als dieser einen großen Gedanken, einen erschütternden Fluch über die törichte Welt entwickelte. Mitten durch diese und die übrigen Gruppen schritt majestätisch der Onkel, ebenfalls Tee trinkend.

Wir wollen uns zu der Gruppe am Teetische zurückbegeben, da sie allein für uns von Zukunft ist. Florentin heißt Mariens Liebhaber, die schöne Witwe Diana. Sie sprechen von dem wunderlichen Onkel, Marie ist ungewöhnlich scheu geworden, Diana ernst und nachdenklich, Florentin allein spricht viel.

---

14. Florentin.

Es kam der frische, sonnenrote Morgen, wo ich hinausfuhr über die Donau und Wien verlassen mußte. Durch Mähren ging die Reise. Tschechisch fremdartig sind diese Länder — Mähren und Böhmen sind nämlich im ganzen ein und derselbe Begriff. Die Leiber der Mähren sind mir etwas fleischiger vorgekommen. Es ist ein fruchtbares,

tüchtiges Land, das sich in der Sonne hinaufdehnt an die Sudeten — es hieß einstens „das große Reich“ und rang mit den Ungarn; aber die tschechischen Völkerschaften haben kein Glück in der Weltgeschichte, sie sind alle untergeordnet worden. So sind vor allen die lang aufgeschossenen Wenden verunglückt: in Illyrien finden sich Spuren von ihnen, Namen wie Windischgrätz künden eine Schädelstätte derselben an, in Sachsen begegnet man noch wendischen Dörfern. Dies ganze Häuflein Namen: Wenden, Sorben, Obotriten, Wilsen, Lusaten, und so fünf Minuten lang, die Geschichte hat sie zerrieben und die Polen, Mähren und Böhmen haben allein noch Provinzen gerettet. Man wird hierbei an die letzten Helden Coopers erinnert, welche die Delawaren, die Mohikans, die Sioux untergehen sehen, — ja die Erde selbst ist ein Hasardspiel.

Es kann nicht leicht vermutet werden, daß diese tschechischen Völker je wieder aufkommen werden, so lebhaft auch Drang und Sehnsucht derselben ist. Bleiern ist die Geschichte ein für allemal auf die Häupter dieser Völkerschaften gefallen.

Der Dialekt dieser tschechischen Länder steht bekanntlich dem polnischen äußerst nahe, und das Verständnis mit den Sarmaten ist sehr schnell hergestellt. Ein Anflug von Wildheit ist ihnen geblieben, obwohl sie eine Zeitlang die Avantgarde der Weltgeschichte waren: die Hussiten waren die Jakobiner des fünfzehnten Jahrhunderts, einsame Ruinen auf diesen Harlekinsfelsen sprechen mit zahnlosem Munde von Ziska, die böhmischen Wälder waren allen Romantikern der Sitz unbändiger Menschen, die ungeographischen Franzosen nennen heute noch Zigeuner, Zauberer, fabelhafte Wesen des Bohémiens, eine gewisse Unsicherheit befängt einen bei diesem Lande. Wenn wir als fahrende Schüler aus der eingeengten östlichsten Landzunge Deutschlands durch die Berge strichen und bald hier, bald dort stockfremder Sprache, düster blitzenden Augen begegneten, da haben wir uns oft gefürchtet, und

dieser Eindruck des Unheimlichen läßt sich nicht mehr verwischen, wenn auch die Völkerschaften nicht dafür können, und ihn vielleicht nur dadurch erzeugten, daß sie uns fremd waren.

In mannigfachen Zweigen greifen sie ineinander über, namentlich auf dem Wege durch Oberschlesien nach Polen hinein. Der Name Ziska lebt in den Gegenden von Ratibor und Leobschütz heute noch in mehreren Familien fort; ein wilder, schwarzhaariger Sproß derselben studierte mit uns in Breslau, und sein sehniger Arm, seine schonungslose Klinge machten den blonden Deutschen viel zu schaffen.

Diese zurückgebliebenen, fremdartigen Völkerreste mitten unter breiten Nationalitäten erwecken doch überall ein befremdendes, tragisches Gefühl. Sie erscheinen uns wie vergessen von der ausgleichenden Liebe allgemeiner Weltgeschichte. Aber die Walliser in England, die Waldenser in Piemont scheinen weniger getrennt zu sein als die Stocktschechen in Deutschland. — —

Prag ist ihr Stolz, ihr heiliges Mekka. Es war gegen Abend, als ich dort ankam, ein regnerischer Nebel hing über der Bergstadt, über den stolzen Schlössern, wo die prächtigen Ottokare, die nüchtern-wilden Hussiten gehaust haben, und, da der Regen in Strömen herunterfiel, mußte ich eingesperrt im Zimmer bleiben.

Das ist ein passender Zeitpunkt, um über die närrische Gesellschaft und ihre Folgen aufzuklären. —

Florentin war bei einem österreichischen Beamten auferzogen worden; das ist von Wichtigkeit. Die Beamtenwelt eines Staates hat allgemeine Bezüge zur Nationalität, aber auch sehr bestimmte Abweichungen von dieser. Der Erzieher Florentins sah sich nur mit einem Komplimente nach einem Kollegen um, mit einem tiefen Bückling nach einem Vorgesetzten, er erstarb in Demut, wenn er in die Nähe einer bedeutenden Staatsfigur geriet.

Die Atmosphäre teilt sich mit: Florentin, ein fein organisierter, empfänglicher Knabe, ward der höflichste und verbindlichste junge Mann, er schlug sich sogar mit dieser Höflichkeit und Verbindlichkeit durch die Studentenjahre auf einer norddeutschen Universität, was ungefähr so viel sagen will, als der glückliche Rückzug Xenophons durch viele hundert Meilen feindlichen Landes.

Der Erzieher hatte ihn nämlich entlassen, und Florentin begann seine Karriere in Norddeutschland. In kurzer Zeit war er der allgemeine Liebling seines neuen Aufenthaltsorts, niemand entging seiner Aufmerksamkeit, jedermann fand sich mit besonders zuvorkommendem Wohlwollen behandelt, Florentin war Mittelpunkt, Liebling, Musterbild. Auf das günstigste unterstützte ihn sein Äußeres hierbei; er war schlank, hoch und geschmeidig aufgeschossen, fein und zierlich geschweift in Taille und Schulter, und doch stark und kräftig genug dabei, um den vollkommen behaglichen Eindruck einer schönen Figur zu erwecken. Sein Gesicht war ausdrucksreich, das Auge voll Gutmütigkeit, das braune Haar dicht und reich.

So lebte er eine Zeitlang in der angenehmsten Lage hin, die reichsten, gefälligsten Eindrücke kamen ihm von allen Seiten entgegen, denn das Befinden in der Gesellschaft ist eben ein nach den Gesetzen der Schwere und Bewegung sich regelndes Verhältnis — sogar eine natürliche Anlage zu Zweifel und Schwermut schien von ihm gewichen zu sein.

Woran lag es, daß dies Leben plötzlich ins Stocken geriet, ganz und gar ins Stocken geriet? Er behandelte die Menschen wie Schemata, wie Begriffe, nicht wie gesonderte Individuen, und das bemerkten sie nach und nach; seine Höflichkeit und Artigkeit hatte nur eine allgemeine Physiognomie, das genügt aber den Leuten nicht, jeder einzelne will der einzelne, eigene Erzeuger solchen Entgegenkommens sein, er will ausgezeichnet werden, nicht aber eine gewöhnliche Nummer in der allgemeinen Bildungsziffer sein. Florentin war gegen

Herrn Schmidt ebenso artig wie gegen Herrn Schulz und gegen Herrn Schulz ebenso wie gegen Herrn Hoffmann, er fragte die Frau Kriegsrätin mit demselben verbindlichen Lächeln nach der Krankheit des Mopses, wie er sich bei der Frau Regierungsrätin nach dem Papagei erkundigte, er tanzte mit Rendantens Malchen ebenso oft wie mit Hofrats Thusneldchen, es konnte sich niemand über ihn beschweren, und darum wurde er zuerst vielen gleichgültig. Es blieb ihm gegenüber nichts zu hoffen, nichts zu fürchten übrig, und dieser Zustand ist der Tod alles Interesses, das heißt hier: alles Interessantseins.

Diese Wahrnehmung ging indessen eine Zeitlang an ihm vorüber, weil sein Herz von einem ungewöhnlichen Wohlwollen für eine Dame bewegt wurde. Sie war die einzige Tochter hochgestellter Eltern und besaß alles, um ein Gemüt wie Florentins zur lebhaften Teilnahme anzuregen: sie war schlank und hoch gewachsen, das Antlitz war von fein begrenzter griechischer Form, alle ihre Bewegungen waren leicht, klein, in lockendes Maß, in reizende Grenze gedrängt. Sie gab wenig aus in Wort oder Blick, aber das Ganze war in den Duft einer dezenten, einschmeichelnden Weiblichkeit gehüllt, alles an ihr schien geschaffen zu sein für die Gewohnheiten und Neigungen Florentins; er war entzückt von Aurelien.

Aber hierbei trat ihm sein ganzer Mensch störend in den Weg; es war gegen seine Innerlichkeit, einem Wesen ausschließend zu huldigen, es verletzte ihn, irgend jemand zu vernachlässigen. Auch das in Liebe bewegte Herz glaubte er seinen Forderungen an Bildung unterwerfen zu müssen.

So gestattete er seiner zärtlichen Teilnahme keine bestimmte Färbung, und Aurelie gewöhnte sich daran, nicht mehr als einen teilnehmenden Freund in ihm zu erblicken.

Die Stellung ihrer Eltern in der Gesellschaft war ihm auch ein zurückdrängendes Hemmnis, sie waren höher gestellt,

als er es jemals zu werden hoffte. Vor jeder Inkonvenienz bebte er aber zurück, Leute einen Augenblick in bedenkliche, schwierige und prekäre Wahl zu versetzen, war ihm ein Äußerstes, zu dem er sich nicht entschließen mochte.

So standen die Sachen: alles hing an einem kleinen Anstoße, es bedurfte nichts als einiger Herzenscourage von seiner Seite, und Aurelie, die unberührte Blume, welcher noch kein drängender Sonnenstrahl nahe gekommen war, hätte sich über Nacht entfaltet zur duftenden Blume, zur hingebenden Liebe. Er fühlte auch genau den wichtigen Moment der Situation, aber sein Wesen gestattete es nicht, soviel Rücksicht von Seite der Eltern, soviel Affekt von seiten Aureliens in Anspruch zu nehmen für sich allein. Er zögerte, es kam ein anderer, kühnerer Bewerber, an einem schönen Morgen gab der gallonierte Bediente aus Aureliens Hause eine Verlobungskarte bei ihm ab. —

Von diesem Augenblicke an brach alles um ihn zusammen oder vielmehr gewahrte er es völlig, daß bereits alles zusammengebrochen sei. Sein von Liebe gehobenes Herz hatte es nicht bemerkt, wie gleichgültig die Menschen gegen ihn geworden seien, wie sie seine Höflichkeiten aufnahmen gleich einer Schuldigkeit, welcher er sich zu entledigen, und die man nach Belieben zu erwidern oder unerwidert zu lassen habe.

Das ganze Gebäude seiner Existenz stürzte über ihm ein, er sah nirgends Wirkungen seiner gesellschaftlichen Schritte, er mißtraute nicht den Menschen, sondern sich, er glaubte die Welt durchaus nicht verstanden, eine durchaus unpassende Stellung eingenommen zu haben, kurz, es überkamen ihn alle die Qualen eines gewissenhaften Menschen, welcher plötzlich inne zu werden meint, daß er ein störendes, jedenfalls unpassendes Mitglied der Gesellschaft sei, das notwendig zugrunde gehen müsse.

Die körperliche Anlage zur Schwermut bildete sich mit Riesenschritten aus, denn Körper und Seele sind ein Leib;

er machte unter der ärgsten Pein, die er sich aber um keinen Preis erspart hätte, überall Abschiedsvisiten und kam der Verzweiflung nahe in Karlsbad an.

Es ist hier, wo er ohne Verkehr mit der Welt, einsam im Zimmer lebt, die Bemerkung einzuschalten, daß die bisherige Skizze Florentins nicht etwa flüchtige Leser verleiten solle, diesen für einen unbedeutenden Schwachkopf zu halten. Er war nichts weniger als dies. Sein ganzes Wesen war aus einem breiten, mannigfachen Systeme zusammenkonstruiert. Ebenso darf man seine Höflichkeit nicht ohne weiteres für Schwäche, für kindisch-eingelerntes Treiben ansehen — ein innerer, tieferer Zusammenhang wurde nicht vergeblich in ihm gesucht.

Von vornherein lebte und webte durch sein Herz wie durch seinen Geist der Grundsatz einer unendlichen Pietät; alles, was einmal war, hatte drei Vierteil Richtigkeit bei ihm voraus, weil es die Fähigkeit besessen hatte, sich zur Existenz zu machen, die Fähigkeit, sich zu behaupten. Alles Historische im weitesten Sinne des Worts war ihm Autorität, dahin gehörte nicht bloß die wichtigste Staatseinrichtung, sondern auch der kleinste Bezug zwischen Leuten, die Gewohnheit im Alltäglichen.

Er liebte keineswegs die Kriecherei, aber von dem einmal abgewogenen Verhältnisse wollte er nicht einen Gran verloren sehen.

Sich zu isolieren hielt er auch für unrecht, er ging des Morgens zum Brunnen und lernte dort unsere schöne Witwe Diana kennen. Da er sich auch wie einen Witwer ansah, so fand die Bekanntschaft schnell und leicht harmlose und ungefährliche Bezügnisse. Diana hatte mancherlei Ähnlichkeit mit Florentin, nur besaß sie mehr Drang nach Abwechslung, und dieser hatte ihr eine zaghafte Courage ausgebildet, womit sie mehr andere als sich selbst aufzumuntern pflegte. Meisthin sind nur diejenigen Wesen am verlockendsten, von denen

wir eine Ergänzung unseres Selbst hoffen. Bei all seiner konservativen Art war Florentin kein Ritter der Stagnation und des Stillstandes, ein so ermunterndes Etwas, welches nicht jach und frech heraustrat, reizte ihn ungemein, er verbrachte in dem engen Badeleben die meiste Zeit mit der schönen Witwe im schwarzseidenen Kleide.

Sie war kurze Zeit verheiratet gewesen, verheiratet aus Konvenienz. Der Mann war gestorben; sie sprach selten von ihm, und wenn es geschah, so lag in dem Ausdrucke: „Mein verstorbener Mann“ eine so unklare Mischung von Pietät, Gleichgültigkeit und Gewohnheit, daß Florentin keine weitere Veranlassung darin finden konnte, näher nachzufragen.

Ein ungewöhnliches Interesse, das sie an männlicher, ernster Bildung nahm, gab den Unterhaltungen festen Halt, Florentins Scherz darüber nahm sie ernsthaft lächelnd hin, ohne ihn weiter zu beantworten.

Brunnen und Umgang verscheuchten ihm den Trübsinn; wenn er zuweilen noch klagte, so tröstete ihn Diana mit wenigen scherzhaften, den Kleinmut verwerfenden Worten. Dabei blickte sie auf ihre Arbeit, und erst wenn Florentin zu ihrer Ermunterung schwieg, schlug sie die großen Augen auf, in denen eine sichere Gutmütigkeit und mancherlei gedanken-ahnungsreiche Phantasie zu ruhen schien. Die hatten etwas sehr Bedeutendes für ihn, diese großen, schönen Augen, welche dunkle Brauen und Wimpern in lockenden Schatten stellten. Er suchte dann wohl ihre Hand und küßte sie; Diana war aber bei all solchen Annäherungen gewöhnlich verlegen, die Röte stieg in ihr Gesicht, und soviel Reiz auch diese Jungfräulichkeit haben mochte, sie war nicht geeignet, den bedenklichen Florentin aufzumuntern.

Um diese Zeit traf Aurelie mit ihrer Mutter und ihrem Bräutigam im Bade ein; Florentin war bestürzt, als er sie des Morgens traf; er hätte fliehen mögen, aber sein Naturell gestattete es nicht, den Artigkeiten zu entrinnen, welche die

Neuangekommenen von ihm, dem alten Bekannten und Freunde erwarten durften, der das Bad und dessen Gelegenheiten schon genauer kennen mußte.

Aurelie war noch viel schöner geworden, die Reise hatte sie aufgeregt, ihre sonstige Stille ward durch ein lebhafteres Wesen bewegt, und Florentin glaubte manchmal zu entdecken, daß aus der schweigenden Ruhe ihrer Formen und Blicke ungewöhnliche Zeichen von tiefem, starkem Temperamente aufschlügen, wie in stiller, schweigender Sommernacht plötzlich Blitze am Horizonte leuchten.

Und wie unpassend erschien ihm der Bräutigam: ein glatter, gewandter Weltmann, ein aimable Roué, der schön tanzen und reiten, Artigkeiten sagen, eine Dame schön am Arme produzieren konnte. Er bat Florentin in der Eile um seine Freundschaft, da ihm Aurelie erzählt, mit welcher Artigkeit er sich früher ihre Unterhaltung habe angelegen sein lassen, er bat, der Dame im schwarzen Kleide vorgestellt zu werden, mit welcher Florentin eben promeniert sei.

Auf diese Weise ging die Gesellschaft ineinander über. Bald darauf erschien auch Marie, eine Bekannte Dianas, an welche sie sich anschloß und wodurch sie ebenfalls diesem Zirkel eingeordnet wurde.

Es begann eine störsame bewegte Zeit für Florentin. — —

Leichte, spekulierende Charaktere können niemals so unglücklich werden, oder wenigstens nicht so leicht unglücklich werden als österreichische, welche Florentin gleichen. Jene suchen sich bei ungewöhnlichen, mißlichen Verhältnissen neue Wege, und gelingt es auch auf diesen nicht, so trösten sie sich doch leicht über die fehlgegangene Spekulation mit der Hoffnung, daß die richtige wahrscheinlich dicht daneben ruhe und beim nächsten Versuche gefunden werde. Aber Florentin fürchtet sich vor der Abnormität wie vor dem Fehler, dem Irrtum selbst, das Abweichen vom Hergebrachten ist ihm ein riesiges Wagstück. Da sah er sich mit lebhafter Besorgnis

drei jungen Damen gegenüber, zu welchen er, wenn auch in verschiedenartige, doch gleich nahe und zutrauliche Verhältnisse geriet. Diana zog sich zwar in ihrer Schüchternheit mehr zurück, sobald sie lebhaftes Gespräch und Interesse bemerkte, in welches Florentin von anderer Seite gezogen wurde, aber dadurch zog sie am sichersten Florentin nach, ohne es zu wissen und zu wollen. Seine feinen geselligen Organe empfanden es auf der Stelle, wenn jemand nicht mehr den vollen, befriedigten Herzensklang erwiderte im Umgange und Gespräch, das letztere mochte noch so unbedeutend scheinen.

Daneben frappierte ihn Marie durch Frische, Mutwillen, durch springende, herausfordernde Schönheit. Der Wechsel ihrer Stimmungen und Launen, das Leichte, Spielende ihrer Auffassung, das Verlockende, Berauschende ihrer einzelnen Blicke, dieses ganze verborgene Triebwerk einer jugendlichen Koketterie überraschte und reizte ihn auf eine andere, neue Weise. Dies Wesen ging aus dem Gewöhnlichen heraus und war doch so gefällig! Er fühlte sich aufgemuntert, in Bewegung gesetzt, fand alle die Gegenseitigkeit und Elastizität der Gesellschaft, welche er so lange und schmerzlich vermißt hatte, in einem erhöhten Grade wieder, wie ein Champagnerrausch drang die Nähe Mariens auf ihn ein.

Und zum dritten, was sollte er mit seinem Herzen Aurelien gegenüber? Sympathie ist in vieler Rücksicht wie der Adel: sie wächst mit der bloßen Zeitlänge, sie ist ein Samenkorn, ins Herz geworfen, das ohne weiteres Zutun wuchert und keimt und aufgeht, groß und gewaltig wird, ein Baum, der alles überschattet, ohne daß wir noch daran gedacht, dafür gewirkt haben. Auch die Liebe hat ihren unsichtbaren Dämon, der im Schlafe mit uns spielt, ein Traum bringt das alte Bild vor unsere Augen, das wir bestäubt, vergessen dachten, und am nächsten Morgen steht es frisch und rosenrot vor unseren Blicken, verläßt uns nicht mehr, treibt uns zu Pferde, hinab in den jahrelang verlassenen Ort,

wo sie wohnt, wo sie waltet, zu ihren Füßen, an ihren Hals. Wir sind befangen, wir sind im Strudel, lange nachher gewahren wir vielleicht erst, daß wir exaltiert worden, durch die Ferne der Farbe getäuscht worden sind, daß Jugend und Schimmer fehlen — aber dieser letztere Gang war fremd in Florentins Seele. Sie war zu dicht mit Pietät angefüllt, um ihm Raum zu geben. Er sah nur Aurelie vor sich, die beglückende Schönheit, gedachte nur all der heimlichen Stunden, wo er neben ihr gesessen in harmlosem, wohltuendem Gespräche, wo er ihre junge, hoffende Seele aufgeschlossen habe den lockenden Aussichten auf stille, genügsame Freude, auf keuschen Genuß in der wohlgefügten Welt. Und er sah den faden Erben einer so wohligen Vergangenheit, er sah das ungewöhnliche, neue Feuer, das Aurelien in Wangen und Auge trat, wenn ihn eine entschlüpfte Andeutung an die Geschichte seines Herzens, ein ungewöhnlich warmes Wort, eine zufällige Berührung ihres Armes der jungen Braut näher brachte!

War es ein Wunder, wenn ein Charakter wie Florentins alles Steuer zu verlieren glaubte bei solcher Meeresfahrt?

Es war an einem blitzenden Sommermorgen, als diese Gesellschaft, Aurelie mit ihrem Bräutigam, Marie, der alte Onkel, Diana und Florentin eine Partie nach Prag unternahmen. Sie hatten zwei bequeme Wagen und rasche Pferde, die Morgensonne vergoldete die Berge, der Tau tropfte von den Bäumen, Lerchen stiegen um die Wette schwirrend und trillernd auf, die Luft war durch ein nächtliches Gewitter aufgeregt und wogte in warmen, üppigen Strömungen — Florentin, welcher Aurelien und der schönen Witwe gegenüber saß, warf alle störende Herzens- und Gesellschaftssorge hinter sich, und gab sich den verlockenden, süßen Eindrücken der Fahrt ohne weiteres hin. So ward er freundlicher, dreister als gewöhnlich gegen die junge Braut, und es war nicht wohl zu verkennen bei der Einfahrt in die stolze Bergesstadt,

daß Aurelie in einer ungewöhnlichen Bewegung war. Der Abend lockte die Gesellschaft zu einem Spaziergange, man war zeitig genug angekommen und fühlte sich nicht ermüdet. Sie waren schon alle im Hausflure des Gasthofs, als Aurelie den Arm ihres Bräutigams fahren ließ und mit der Erklärung, etwas vergessen zu haben, umkehrte. Florentin, welcher ihren Blicken begegnete, bewies sich galant und sprang die Treppe voraus, um das Vergessene herbeizubringen, atemlos kamen sie auf dem Zimmer an, Aurelie blieb stehen, ihre Brust stürmte, Florentin fragte kaum verständlich, was sie zurückgelassen habe, sie antwortete nicht, sah zu Boden. Er schwieg ebenfalls und hatte ihre Hand ergriffen, die leise zitterte in der seinigen. Plötzlich richtete sie ihren Kopf in die Höhe, sah ihn mit lebhaften, glühenden Augen an und fiel ihm mit dem Ausrufe: „Florentin, o Florentin!“ um den Hals. Sie küßten sich, wie Wanderer trinken mögen, die eine brennende Tagereise durch Wüsten gemacht haben ohne Wasser.

„Aurelie!“ rief der Bräutigam, die Treppe heraufkommend. Die Tür war nur angelehnt, sie hörten ihn und flogen voneinander. —

Wer von diesen Verhältnissen und Vorgängen unterrichtet gewesen wäre, für den hätte es ein sehr auffallender Anblick sein müssen, die Gesellschaft auf den Nebenhöhen des Hradschin spazieren zu sehen. Die Sonne war eben untergegangen, rot wie Scham und Freude starker, leidenschaftlicher Wesen lag ihr Schimmer auf der duftenden Erde, die Fenster der Paläste auf dem Berge glühten, und immer dunkler, unendlicher ward die untere Stadt mit ihren steinernen Häuserkolossen, mit der gewaltigen Brücke, mit den vielen Türmchen: die Gesellschaft war still und sah hinunter nach der Stadt. Aureliens Augen leuchteten in ungewöhnlicher Begeisterung und suchten Florentin.

Aber Florentin ließ die seinigen nicht finden, eine Wolke

dichter Trauer hing über seinem Antlitze, und nur seine große, gesellige Routine verbarg es, mit welcher Anstrengung er seiner Obliegenheit nachkam und Dianen unterhielt von den böhmischen Herzögen und Königen, vom heiligen Nepomuk, dem Ersäuften.

Geflissentlich wich er Aurelien aus beim Rückkehren, und als diese nicht sogleich erkannte, daß solche Hindernisse nur von ihm allein ausgingen, war jeden Augenblick ein leidenschaftlicher Schritt von ihrer Seite zu besorgen. Es ist, als ob die Passionen ein Erbrecht von ganz bestimmter Ausdehnung auf uns hätten, das sie früher oder später unerbittlich und rücksichtslos geltend machten: schweigsam, wie nicht existierend, hatten sie in diesem ruhigen Mädchen geschlummert, ja niemand hatte ihr Dasein geahnt, und jetzt traten sie plötzlich so drohend, ungebunden hervor.

Man hat viel hin und her gesprochen und wird viel hin und her sprechen, ob sie mehr Göttliches oder mehr Bestialisches in sich tragen, die edlen Leidenschaften unseres Herzens, welche die Schranken aller Bildung brechen, dem Herzen die ursprünglichen Rechte erzwingen, keine Schonung, keine Rücksicht erkennen.

Für diesen Zweck genügt es, darauf hinzuweisen, daß sie just in stillen weiblichen Charakteren oft in größter Gewalt angetroffen worden, sie sind wie der Blitzesschatz einer schweren Donnerwolke aufgespart worden, welche geräuschlos, blaß und ohne die mindeste Ankündigung daherzieht, bei dem leisesten Anstoße aber eine nie erwartete Kraft und Fülle entladet.

Aurelie jagte an diesem Abende ihren Bräutigam fort und rief und schickte fortwährend nach Florentin.

Er war nicht zu sehen, der Glückstaumel hatte ihn vor dem Spaziergange überwältigt, er hatte sich eine kurze Zeit ganz und gar dem Rausche hingegeben, den ein plötzliches Begegnen in Liebe besonders dann mit sich bringt, wenn es

mit einem alten Wunsche des Herzens zusammentrifft. Denn unsere Wünsche wachsen uns unbemerkt über den Kopf wie unsere Kinder. In jenen Momenten hatte er zum ersten Male alle Rücksicht vergessen, sich der Poesie des Augenblicks hingegeben wie ein Kind. Noch eh' die Sonne unterging, hatte er aber sich und das Grundwesen seiner Bildung wiedergefunden, es bedrängten ihn stürmisch die Gedanken: Was soll aus der Welt werden, wenn wir allen plötzlichen Regungen nachgeben oder gar frönen und schmeicheln wollen, wenn wir alle abgeschlossene Übereinkunft, alles geordnete Verhältnis ohne Achtung beiseite schieben, um unserm egoistischen Gelüste nachzukommen, wenn uns die Braut, die Gattin nicht mehr verpflichtete, geweihte Wesen sind, welche die Kultur außerhalb unserer Gedanken und Wünsche hingestellt hat.

Es gab einen harten Kampf in seinem Innern, und als er spät in der Nacht ins Gasthaus kam, glaubte er einen Sieg errungen zu haben — er setzte sich hin, um Aurelien zu schreiben, wie notwendig es sei, daß ihre beiderseitige augenblickliche Verirrung für eine solche angesehen werde und die einzige bleibe. —

Der Onkel erzählte ihm, was vorgefallen sei, wie Aurelie nach ihm verlangt habe, und dies beschleunigte seine Feder, gab ihr noch entschiedenere Worte. Als er hörte, daß in Aureliens Zimmer noch Licht sei, ließ er das Kammermädchen rufen und gab ihr alsbald das Schreiben.

Aurelie schrie laut auf, als sie's gelesen, dann schwieg sie lange, trat ins Fenster, sah in die dunklen Nachtwolken. Als endlich das Mädchen fragte, ob sie ausgekleidet sein wolle, sprach sie: „Packe meinen Koffer und bestelle mir Postpferde."

Die ersten Tagesstreifen zuckten am Horizonte herauf, als sie nach Karlsbad zurückfuhr.

Ihr Bräutigam, welcher gut geschlafen hatte, erfuhr diese Abreise erst spät am andern Morgen und fuhr ihr gegen Mittag nach.

---

15. Prag.

Diese letzten Ereignisse fielen in die Mitte des Sommers 1833, und die Reisegesellschaft war erst seit wenig Tagen von Prag zurückgekehrt, als ich damals nach Karlsbad kam und ein sanguinisches Reisefaible für Maria faßte. Ich erinnere mich sehr wohl eines schlanken jungen Mannes, der leichten aber langsamen Schrittes bei den Brunnen umherstrich im langen dunklen Surtout. Es war ein ausdrucksvolles, tragisches Gesicht, und obwohl die ganze Erscheinung im Grunde nach Einsamkeit zu dürsten schien, so sah man ihn doch immer jeglicher Ansprache mit der größten Bereitwilligkeit entgegenkommen; dies war Florentin.

Aurelie war abgereist; Maria ließ es sich angelegen sein, ihn zu ermuntern. Dies wunderliche Mädchen konnte niemand traurig sehen, und so hatte sich's denn ereignet, daß ich nach einem Vierteljahre diese beiden Leute in Wien als Verlobte wiederfand.

Der alte Onkel, welcher mit großer Aufmerksamkeit Florentins frühere Geschichte erforscht, das Wesen und Treiben desselben beobachtet hatte, sprach sich an jenem Abende in Hietzing frei und unumwunden darüber aus, wo er die Nichte samt ihrem Bräutigam in die närrische Gesellschaft einschloß und die Zuneigung von seiten Mariens einer Koketterie zuschrieb, die sich selbst täusche, die Liebe Florentins aber nichts als eine erwidernde Rücksicht nannte, wie sie seinem höflichen Herzen noch hundertmal entsprießen könne.

Die mißhandelte Gesellschaft löste sich an jenem Abende noch in ein erträgliches Wohlgefallen auf; als es zehn Uhr schlug, erklärte der Onkel, die erste Probe sei hiermit überstanden, die Beteiligten möchten in der angedeuteten Weise ihre Narrheit zu kurieren suchen; sobald er wiederkehre, solle ein spezielles Examen stattfinden. Damit nahm er den Arm seiner Nichte, führte sie an den harrenden Wagen und fuhr davon.

Im Fremdenverzeichnisse des „Schwarzen Rosses“ zu Prag fand ich an jenem regnerischen Abende seinen Namen, und der Kellner berichtete, daß die Herrschaften drei Zimmer im ersten Stock bewohnten, nämlich der alte Herr, sein Fräulein Nichte und die Witwe im schwarzseidenen Kleide. Gestern sei auch Herr Florentin wieder angekommen.

Das war erklärlich: seine Höflichkeit konnte nicht gestatten, daß die eingegangene Verpflichtung mit Marien auf eine so brüske Weise gelöst würde.

Man hätte nicht glauben sollen, daß sich unter solchen Umständen ein behaglicher Verkehr habe gestalten lassen. Und doch war dem so. Der Onkel, welcher das Ganze humoristisch anzufassen, und dem Verhältnisse auf solche Weise eine angenehme Färbung zu geben wußte, wirkte dadurch aufs beste ein. Marie, die leichte, lose, faßte dies mit ihrem glücklichen Naturell auf, und so ward die mißglückte Verlobung entweder leichtsinnig und heiter persifliert, oder mit ungezwungener Manier ohne Beachtung gelassen. Diana war still und lieb dabei; wenn Florentin seine Wünsche über enges, häusliches Leben entwickelte, und Marie ihn deshalb als einen jungen Philister verspottete, dann stimmte ihm Diana bei mit wenigen aber herzlichen Worten. Sie gab reizendes Detail zu seinen Bildern.

„Ich bin verloren,“ pflegte er zu sagen, „für die bewegliche, kreisende Welt, ich werde in meine Heimat Österreich zurückkehren, irgend eine harmlose Gespielin meiner Jugend aufsuchen, und mir ein beschränktes, stilles Leben einrichten.“

„Das wird Sie beglücken,“ setzte Diana hinzu.

Verhältnisse und Stimmungen waren auf diese Weise wohlgeordnet, um uns für alle äußeren Eindrücke unbefangen zu erhalten; wir betrachteten die alte merkwürdige Stadt.

Sie ist durch die Moldau in zwei Teile geschieden. Auf dem rechten Ufer, also derjenigen Seite, die Wien zu-

nächst liegt, ist die Alt- und Neustadt, auf dem linken an den Bergen hinauf und auf der Höhe selbst die berühmte Kleinseite und der Hradschin. Wien hat Paläste, in Prag präsentieren sie sich. Die grauen stolzen Schlösser von Stein auf der Kleinseite sprechen gewaltig vom böhmischen Adel, von seiner Macht, seinen Protestationen gegen die Kaiser, von all der slawischen Herrlichkeit früherer Jahrhunderte. Auf der kompakten steinernen Brücke, welche die beiden Städte verbindet, steht der heilige Nepomuk, welcher sein Leben dafür geopfert hat, auf allen Brücken schweigend fortleben zu dürfen. Wieviel Leute, die ungerecht ersäuft wurden, sind in der Dunkelheit verloren gegangen: so wichtig bleiben Verhältnisse für Gedächtnis und Ruhm. Jedes Kind macht die Bekanntschaft des heiligen Nepomuk und läßt sich die Geschichte erzählen, wie er sich geweigert habe, dem wüsten, besoffenen König Wenzel das Beichtgeheimnis der Königin zu verraten, wie er von der Brücke hinabgestürzt worden in den Fluß, blitzende Hellebarden haben das Volk zurückgedrängt, fünf kleine Flammen sind leuchtend aus den Wellen getreten, als er untergesunken ist.

Maria, die lose, blieb lange vor der Statue rasten und sagte: „Er ist ein Märtyrer der Frauen gewesen, das ist seinem Rufe sehr zu Hilfe gekommen; es ist nicht genug, seine Helden nicht zu vergessen, wie ihr Männer tut. Übrigens muß man dieses Bild sehen, um einen Einblick in Nepomuks Zustände und Charakter zu gewinnen. Das ist ein gefälliger menschenfreundlicher Kopf, es ist ein natürliches Gefühl in diesen Zügen, und Nepomuk ist sicher nicht so blöde gewesen, wie man törichterweise voraussetzt — braver Nepomuk mit soviel Diskretion für die schöne Königin, blauer Mann, wirklicher Märtyrer!“

Auf dem Hradschin, dem stolzesten alten Herrscherschlosse, wohnte eben der Kaiser Franz, er war das letztemal in Böhmen, es war Sonntag und er gab Audienz. Die Menschen,

welche zu bitten hatten, man denke also welche Scharen! strömten hinauf, um ihm ans Herz zu legen die verlangsamen Gedanken schlafloser Nächte. Wahrlich, es ist ein göttliches Glück, Kaiser zu sein, Hunderten konnte er helfen an diesem Sonntagsmorgen, Hunderten konnte er die verwelkte Hoffnung anfrischen.

Alle Gänge des Hradschin waren mit Supplikanten angefüllt — nach vielen, vielen Jahren werden die Familien erzählen von jenem Morgen.

Wir treten in den wunderlich schönen Dom, wo ein roter Küster mit zusammengeleimter Perücke schlechte Merkwürdigkeiten zeigt; aber die Sonne brach draußen die Regenwolken und flog bleich in die langen Fenster über den massiven Sarg des heiligen Nepomuk, über das Grab der Ottokare. Es ist mir unsicher im Gedächtnisse, daß jener Sarg von blankem Silber war, aber ich kann nichts Positives sagen, da mir Mohammeds Sarg nicht aus dem Gedächtnisse will, der in der Luft schwebt an den unsichtbaren Kräften eines Magnets.

Der rote Küster schnupfte am Grabe Ottokars — eine schlecht gemachte Perücke und eine Schnupftabakdose sind jeder Kirchenillusion tödlich; es sollte beides nicht geduldet werden. Die alten Fürsten der Kirche gingen im Notfalle mit völlig nackten Köpfen, ich gedenke immer mit heiligem Schauer eines solchen Bildes, wo Bernhard von Clairvaux dem Kaiser Konrad Kreuzzug predigt — wenn Bernhard die Perücke und Schnupftabakdose meines roten Küsters gehabt hätte, er würde keinen Kreuzzug zustande gebracht haben. Schnupftabak gestattet keine Begeisterung.

Es ist eine wilde Schönheit in dieser Kirche, der graue Tag und die bleichen Sonnenstrahlen mochten das ihrige dazu beitragen, eine böhmische, slawische Schönheit, etwas Unordnung unter massiven, stolzen Stoffen, keine weiche, künstlerische Kultur.

In diese Auffassungsweise paßt Ottokar; vielleicht ist er schuld daran, ich sah fortwährend sein Grab offen, und hinter den Pfeilern ging er umher hastig, innehaltend, wild, halb in verschossenen, vornehmen Samt gekleidet, halb in Eisen, eine böhmische Mischung von Reichtum, Kultur und Wildheit. Es ist mir nicht mehr recht gegenwärtig, welcher Hebel mangelt in Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende", daß es kein überall verlangtes Stück geworden, aber ich erinnere mich deutlich schöner Bilder daraus, die mir immer einfallen bei Böhmen und böhmischen Königen: Kaiser hat er werden wollen, der stolze, hochgewachsene Tscheche, ein schweizerischer Edelmann, Rudolf von Habsburg wird ihm vorgezogen, kniend soll er, der schimmernde Fürst, dem schlichten Ritter huldigen. Der Übermut, der Zorn schäumt auf der Lippe; die Umstände werden ungünstig, er bezwingt seinen Stolz, beugt seine Knie unter einem bergenden Zelte — das Zelt fliegt auseinander, die Völkerschaften sehen den gebeugten Böhmerkönig; rasselnd, von Wut gepeitscht, springt er auf; der Krieg um Tod und Leben wird entzündet, auf dem wienerischen Marchfelde kommt es zur wilden Schlacht und Entscheidung, ob Österreich oder Böhmen oben sei.

Böhmen fällt und ist Österreichs nimmer wieder Herr geworden, denn auch die rauhhaarigen Hussiten gingen unter.

Im abgetragenen schwarzen Kleide irrt der kleinmütig gewordene Ottokar an den Burgtoren umher, auch seine kleinen Feinde demütigen ihn, er ist zerbrochen; das stolze Böhmen stirbt mit ihm.

Wallenstein war der letzte Versuch dieses Landes; in den fanatischsten Religionskrieg trat er mit dem kühlsten theologischen Indifferentismus, und erlag, weil er keine Begeisterung mitbrachte und sich nicht mit zweiten Positionen begnügen wollte. Die ersten Stellen der Herrschaft sind immer nur dem Herzen feil, wenn es auch ein wildes und irrendes ist, der Kopf allein wird nur Minister.

Ein düsterer Palast ist in Prag noch übrig vom knöchernen Friedland, und auf den Schlössern im Lande begegnet man nur noch seinem Gedächtnisse, sonst ist der Name Waldstein verschwunden. Ich habe schon früher erwähnt, daß man ihn jetzt unschuldig macht, daß er für ein Opfer der Hofkabale ausgegeben wird, — wer nimmt den Schiller zurück und dem Volke das Bild aus der Cottaschen Ausgabe?

Karl X. war durch die Anwesenheit des Kaisers vom Hradschin vertrieben, und es half uns nichts, die Stunde seiner Messe abzuwarten, welche er sonst täglich in dieser Kirche einzuhalten pflegt.

Ein Regenschleier lag über dem steinernen Tale, als wir heraustraten auf den Berg — ich hatte mich so lange gefreut, das pittoreske, gepriesene Prag zu sehen, und fand es in so schlechten Farben. Darum enthalte ich mich, ein Urteil auszusprechen: ein wenig wüst und steingrau gefärbt mag es wohl am besten Tage sein. Dies ist ein Grundmangel vieler deutschen Gegenden, welcher den noch so interessant gruppierten Erdmassen den Anstrich einer gewissen Ärmlichkeit gibt. Das Wort pauvre drückt noch deutlicher aus, was ich meine. Bei ähnlichen deutschen Gegenden werde ich immer prosaisch an die Entstehung solch pittoresker Partien erinnert. Die Fluten, die Überschwemmungen, welche einen großen Teil unserer Oberfläche geformt haben mögen, erscheinen mir wie erst gestern dagewesen, die Farben haben die Erdwunden nicht dicht genug bedeckt, und der Zufall einer solchen Bildung, in welche wir Tausenderlei hinein dichten möchten, stört ebenfalls meine Illusion.

Wer läßt sich beim Anblicke einer glänzenden Frauenschönheit gern daran erinnern, wie die Dame vor wenig Jahren ein mageres Fischlein gewesen sei mit abgeschnittenem Haar — die Unmittelbarkeit besticht; eine schöne Gegend erinnert nicht zuerst und zunächst an die Geologie.

Farben, Farben fehlten und fehlen Deutschland, daher unsere Ideologie, unsere blassen Ideale. Gott sei Dank, daß wir grüne Wälder haben, sie trösten unser Auge und Herz. Marie sang in das Tal hinunter:

Grünes England, grünes Deutschland,
Deine Männer sind so weiß —
Kennst du keine schwarzen Augen,
Augen glühend, brennend heiß?

Blasse Länder, blasse Liebe,
Herz, wo ist dein Vaterland?
Mußt zum Wandern dich entschließen
Nach dem dunkelbraunen Land!

„Ich glaube, Mädchen,“ sagte der Onkel, „du wirst noch verrückt, voll bornierter, gemachter Leidenschaft, künstlicher Sehnsucht, Koketterie — du kriegst in deinem Leben keinen Mann.“

„Doch, Onkel, doch!“

---

16. Das böhmische Mädchen.

Maria war und blieb ein ausgelassenes Kind, der Onkel hatte seine liebe Not. Als wir vom Berge herabstiegen, gab sie mir den Arm und erklärte mir die Landschaft — sie war ja schon damals in Prag gewesen, als Aurelie mitreiste — bei schönem Sonnenscheine muß es ein romantischer Anblick sein, den vielleicht nur Heidelberg in Deutschland übertrifft. Die Städte dehnen sich an beiden Ufern des Flusses und an den Bergeshängen hin, tief unten erzählt schwarzgrau der Wischerad von alter, unheimlicher Slawenzeit, inmitten der Moldau liegen zwei große Inseln, die Schützen- und Färberinsel genannt, „Groß- und Kleinvenedig“, dort tummelt sich Sonntags der Böhme, und es war Sonntag. — „Wir wollen heute unter das Volk gehen,“ sagte Maria, „ich habe eine kleine Mannsgarderobe für

Gebirgsreisen bei mir, die leg' ich an, und so streichen wir herum. Aber Florentin muß mit uns gehen, hören Sie warum. Ich habe hier ein schlichtes Mädchen beobachtet, das in unserer Nähe wohnt. Die geht heut abend zu Tanze, ich glaube, sie heißt Rosalia. Das Böhmerland würde ich wiederzusehen glauben, wenn mir dies Mädchen in Afrika begegnete. Es ist eine schlanke Gestalt mit raschen Bewegungen, ein blasses Gesicht mit dunklen, meist verschlossenen Augen, die einzelnen Teile des Antlitzes stehen nicht in ganz richtigem Verhältnisse zueinander, die Lippen sind schmal und fest aufeinander gedrückt, aber der Eindruck des Ganzen mag für die Männer pikant und herausfordernd sein. Es bewerben sich viele um das Mädchen, sie nimmt aber wenig Notiz davon, nur einem jungen Burschen gestattet sie ein wenig mehr Vertraulichkeit. Dieser Franz hat eine auffallende Ähnlichkeit mit Florentin, des Abends geht sie unter unsern Fenstern mit ihm spazieren. Vorgestern musizierte und sang ich bis tief in die Nacht hinein, mein Zimmer war dunkel, uud ich trat vor dem Schlafengehen noch einmal ans offene Fenster, der Mond schien hell, bei Florentin war noch Licht, ich hörte, wie er sein Fenster schloß, und drüben aus dem Schatten huschte eine verhüllte Gestalt, in dem Häuschen, wo Rosalia wohnt, verschwand sie, ich erkannte sie am Gange." —

Florentin hatte auf all diese Dinge nicht acht gehabt, und mit gewöhnlicher Höflichkeit fügte er sich Mariens Bitten, sie zu begleiten. Er bat Diana, auch von der Partie zu sein; es war dieser indessen zu gewagt und unternehmend, der Onkel schüttelte den Kopf zur dreisten Maskerade seiner Nichte und murrte, aber das tolle Mädchen kehrte sich nicht daran, und um neun Uhr des Abends suchten wir den Ort des Tanzes auf.

Die Aufgabe war nicht leicht und wäre uns ohne das im Mondschein herumspazierende Paar Franz und Rosalie

kaum gelungen. Marie knüpfte sogleich Unterhandlungen an, von Rosalien war sie oft gesehen worden, es war zu vermuten, daß dies Mädchen sie erkennen würde, und deshalb schien es geratener, Rosalie selbst ins Geheimnis zu ziehen.

Diese letztere benahm sich mit einer seltenen Mischung von schüchternem, blödem Wesen und hastiger Dreistigkeit, ihre verriegelten Augen sprangen oft plötzlich über Florentins Gestalt hinweg und hafteten dabei einen Moment lang starr und forschend nach den Blicken desselben.

Man stieg einige Stufen nieder in ein Souterrain, es waren Gewölbe, die mit spärlicher Beleuchtung ausgestattet, Räume zum Zechen und Tanzen darboten. Ein dumpfes Wesen ging durch die vereinzelte Gesellschaft, nichts von der Wiener Lustigkeit, von schlesischer Schwatzhaftigkeit war zu bemerken, ich konnte mich eines unheimlichen Eindrucks nicht ganz erwehren, und auch Marie an meiner Seite verlor die heitere Zuversicht. Es fehlte wirklich nicht ganz an dem Eindruck, welchen eine Räubergesellschaft machen kann, die unter Schloßruinen sich für stete Gefahren zu entschädigen trachtet. Der Tanz im größten Gewölbe war wild, aber still, die schlanken Bursche sahen uns forschend von der Seite an mit ihren dunklen, schnellen Augen.

Florentin, der sich anfangs in diesem Volkselemente ganz unglücklich befand, wurde durch Rosalien, die er auf Mariens Drängen zum Tanze aufgezogen hatte, von Lokalität und Umgebung abgeleitet. Das Mädchen legt sich ihm so fest in den Arm, all ihre Bewegungen erhielten eine so bestimmte Leidenschaftlichkeit in bezug auf ihn, daß seine erwachenden Sinne alles übrige Besorgliche verdeckten, was sonst in dieser Lage sein Wesen sicherlich übermannt hätte.

Es gehört auch in den Bereich eines guten Herzens, ein Liebesverlangen, das ihm nahe tritt, nicht hart zurückzuweisen. Es ist dies eine der gefährlichsten Brücken: wieviel Menschen gewähren aus bloßer Teilnahme, aus Mitgefühl,

oft aus Mitleid Liebesbezeigungen, die sie sonst versagt hätten. Das einmal Getane ist der ausgehobene Schritt zum zweiten. Gewohnheit stumpft die Motive ab, und die Liederlichkeit wird aus der Gutmütigkeit geboren.

Diese Perspektive störte indessen Florentin an jenem Abende nicht, das still und entschlossen Leidenschaftliche Rosaliens beschäftigte ihn lediglich. Marie, der Schalk, sah schadenfroh drein, als sich Florentin neben das Mädchen setzte, als Franz entrüstet aufstand.

In den nächsten Tagen änderte sich das natürlich, Florentin erkannte, daß die Ruhe eines Mädchens auf dem Spiel stehe, wenn er seinem Gelüste nicht Einhalt tue. Er verdammte ohnedies von Hause aus jene leichtsinnigen Abenturen, welche geflissentlich allen Zukunftskeim zertreten. Diese aphoristische, rasche Ergreifung der Lebensäußerungen war seinem Charakter schnurstracks entgegen.

Er trat also nicht mehr ans Fenster, um Rosalien zu sehen, ging ihr nicht mehr zu Gefallen über die Straße — die verschiedenen Ansichten über Absolutismus nötigten mich indessen, per Extrapost nach der sächsischen Grenze zu fahren, und diese Verhältnisse in Prag schwanden aus meinem Sinne, verdrängt durch andere.

Es war um die Zeit des Kongresses von Münchengrätz, und die Monarchen waren eben in Theresienstadt, als ich vorüberfuhr.

Es gibt keine schönere Ironie, als wenn man nach Jahren die drohenden Demonstrationen der Politik wiedererzählt, welche zu ihrer Zeit Stürme und Erdbeben erwarten ließen und spurlos vorübergegangen sind. Darum bleibt das Berufen auf die nächsten Dinge in den staatlichen Angelegenheiten immer und ewig Kannegießerei, die Strömungen der Geschichte gehen tief und leise unter der Oberfläche; aber die Theresienstädter hätten mir damals schwerlich eine Reise unter europäischem Frieden bis an die sächsische Grenze

garantieren mögen. Und die Grenze war etwa noch sechs Meilen entfernt.

Ich kam hier in einen neuen Gebirgscharakter, überall tauchten schmale blaue Spitzen auf, ein meilenweiter Kreml mit hundert Türmchen gruppiert sich die Gegend, und im weiten Kessel derselben liegt behaglich und wohlig hingelagert das weiche Teplitz.

Wie so gern hätte ich hier eine Zeitlang geruht, friedliche Frauengesichter studiert, in den Geschichten stiller Augen gelesen; dieser Badeort erschien mir so glücklich neutral, so novellenfromm, so ganz von Samt und Seide und Zufriedenheit. Aber es ging nicht; bei kalter Mondesnacht fuhr mich der schläfrige Postillion über die Kulmer und Nollendorfer Höhe, wo der König von Preußen selber, Kleist und Ostermann das wieder aufwachende Glück Napoleons erdrückten. In diesem engen Passe, wo Vandamme die von Dresden retirierende Armee der Alliierten aufhalten, abschneiden sollte, auf diesen Waldbergen, der Grenze zwischen Österreich und Sachsen, wurde Napoleons Zukunft in Deutschland zertrümmert. Augenzeugen erzählten mir, wie sie den gefangenen Vandamme gesehen hätten: ein schöner, strotzender Mann, überfüllt von französischem Mute und Übermute, soll er wie ein gefesseltes wildes Roß geschäumt und sich gebärdet haben. Ich erinnere mich aus meiner Jugendzeit, daß er später in Karikatur grassierte, wie er in Sibirien Zobel schoß und fror; wir waren so lange und so hart gedemütigt worden, daß wir auch das Unglück verspotteten, um unsern endlich wieder aufatmenden Empfindungen einen Reiz zu verschaffen.

Die kalte Nacht gab mir größere Empfänglichkeit für Vandammes Unglück, und Sachsen machte den wohltätigsten Eindruck auf mich durch eine warme Poststube in Pirna. —

Was mag aus dem blassen böhmischen Mädchen geworden sein, dachte ich alle Tage in Dresden, was aus Florentin?

Nach einigen Wochen holte mich die Gesellschaft aus dem „Schwarzen Roß“ ein; Florentin war nicht bei ihr, Marie war nicht so ausgelassen wie sonst, der Onkel mürrisch, Diana hatte zuweilen verweinte Augen. Langsam, stückweise erfuhr ich, was vorgegangen.

Rosaliens Leidenschaft war in helle Flammen ausgebrochen, sie hatte Franz verabschiedet, dieser war in wilder Entrüstung Florentin zu Leibe gegangen, und die ärgsten Exzesse hatten gedroht. Florentin hatte es für das beste gehalten, die Flucht zu ergreifen.

Ich will hier der Zeit voreilen und seine späteren Schicksale erzählen. Er flüchtete sich auf ein Landgut an der böhmisch-sächsischen Grenze, und in den Wäldern und Tälern und Dichtern fand er allmählich seine Fassung wieder. Es überraschte und bestürzte ihn eine Zeitlang, daß die Bilder Aureliens und Mariens ganz aus Gedächtnis und Herzen verwischt waren, dagegen Dianens treue Augen klar und lockend und verheißungsreich täglich vor seine Seele traten. Dieser neue Wechsel seiner Wünsche hatte ihm viel Betrübliches, und er gestand sich's mit herber Empfindung ein, daß es sein schwankender Mann, sein weicher, leicht hin und her bewegter Charakter sei, welcher dies verschulde. Eine einfache, treue Ehe, meinte er, werde ihn retten — offen und ehrlich schrieb er alles an Diana, und fragte und bat, ob er in ihre Nähe kommen dürfe. Sie antwortete sanft und gut, aber ablehnend. Er schrieb wieder, die Korrespondenz wurde lebhafter, er faßte sich eines Tages ein Herz und fuhr nach Dresden, wo Diana bei einer alten Freundin lebte. Marie mit ihrem Onkel war längst abgereist.

Florentins wirklich treues, braves Gemüt, das nur durch die Verhältnisse und die gutmütige Schwäche seiner Höflichkeit in so wunderlichen Wechsel geraten war, blühte auf zur schönsten, wohltätigsten Blume — das einfache gute Herz Dianens konnte dem tiefsten Eindrucke nicht widerstreben, sie

gestand ihm eine Neigung, die sie vom ersten Bekanntwerden für ihn empfunden, Florentin ward von Glück und Seligkeit so überwältigt, daß er an sich halten mußte, um nicht aller Welt sein Heil zu erzählen, und jedermann zu umarmen, der ihm auf der Elbbrücke begegnete.

Es ist daraus eine Ehe geworden, von welcher die Frauen sagen, sie leben wie die Engel im Himmel, diese beiden Leute.

„Jawohl,“ wird Florentin sagen, wenn er dies liest, und „aber ich war der unglücklichste Mensch und verkam im Elende, wenn ich nicht in Diana meine völlige Ergänzung fand.“

II. Von Dresden in das Schlesische Gebirge.

1. Dresden.

Dresden ist eine schöne Stadt an der Elbe, das weiß jedes Kind, und es wäre Luxus, über die Merkwürdigkeiten dieser Stadt noch etwas zu sagen, da jeder reputierliche Gebildete unseres Vaterlandes einmal da gewesen ist oder hinreist. Es hat an die sechzigtausend sächsische Einwohner, von denen zwei Dritteile seit vielen, vielen Jahren an einer epidemischen und kontagiösen Krankheit leiden, nämlich am Stockschnupfen. Deshalb sprechen sie wie Ferdinand von Meißen aus dem bekannten Lustspiele „Die Drillinge“, und sind wegen dieses Meißenschen Dialekts und wegen des grammatisch verstorbenen Herrn Adelung überzeugt, daß sie „das reenste Hochdeitsch“ sprechen. Sie schreiben richtig, daher der Irrtum. Von Dresden nach Meißen sind drei kleine Meilen, und man fährt sie in vier Stunden; ein Dresdner braucht lange nicht soviel Zeit, um die erste Silbe dieser Porzellanstadt auszusprechen, es ist Verleumdung, wenn man das ableugnet. Schlechte Historiker sind der Meinung, Meißen

sei die älteste Hauptstadt Sachsens gewesen, weil man noch heutigentags jeden Sachsen an der Aussprache dieser Stadt erkenne, aber die berühmte Porzellanfabrik daselbst hat wirklich Einfluß auf den Volkscharakter gehabt: kein deutscher Volksstamm faßt den Fremden so höflich, porzellanartig und delikat an, als der sächsische. Meißner Porzellan und sächsische Höflichkeit sind weltbekannt, aber es wissen's nicht alle Leute, daß dieses Porzellan und diese Höflichkeit die schneidendsten Scherben geben, wenn sie verletzt werden.

Über die Kunstanstalten Dresdens, das Japanische Palais, Grüne Gewölbe, die Rüstkammer und Bildergalerie läßt sich nur lauter Preisliches sagen, und die Leichtigkeit, in letztere Eintritt zu erhalten, zeigt von der liebenswürdigsten Liberalität.

Die Einwohner scheiden sich in streng gesonderte Gruppen: unter den höheren Klassen und den höheren Regierungsbeamten findet sich sehr feine, sehr geschmackvolle Bildung, vornehme, kultivierteste Manier. Sie erkennen, daß sie an Ludwig Tieck am Altmarkt einen bedeutenden Dichter besitzen, und wenn sie seine Vorlesungen und ihn selbst nicht besuchen, so geschieht's entweder, weil man das eine nicht kann ohne das andere, oder weil sie nicht vier bis fünf Stunden mäuschenstill sitzen mögen, oder weil ihnen die Schriften von diesem Manne das Liebste sind.

Ehe ich zu einer andern Klasse der Bewohner übergehe, noch ein paar Worte über Ludwig Tieck für diejenigen, die ihn gar nicht kennen. Die Gicht hat ihn ein wenig zusammengeworfen, sonst trägt er noch die klarsten Spuren eines Mannes, der schön gewesen ist. Was den dichtenden Denker vor der blöden Menge immer auszeichnet, das Auge mit seinem Glanze und Drange, das ist ihm in aller Schönheit geblieben. Tieck ist ein sehr überlegener Geist in der Gesellschaft, solange ihm keine Usurpationsgedanken an die Literaturthrone in den Sinn kommen, er weiß wie ein über-

legener Geist bei den groben Schmeicheleien zu schweigen, die ihm der Schwarm mit plumpen, fetten Händen auftischt, er spricht wie ein überlegener Geist, wenn ein literarisches Lebensthema berührt wird. Wie gewöhnlich macht er mehr Wesen von dem, was unwichtig an ihm ist; er spricht mit größerem Nachdruck von seinen Studien, als von seinem Talente. Als er „den Tod des Dichters“ geschrieben hat, da soll er äußerst geseufzt haben über die Masse dessen, was er lesen müsse, ungefähr wie ein Historiker, der eine unbekannte Geschichte schreibt, zu welcher eitel neue Quellen gelesen werden müssen.

Nun, das ist nicht der Rede Wertes, und es wird's ihm niemand übelnehmen; aber die Damen dürfen auch nicht stricken in seinen Vorlesungen, das ist Stoff zu Debatten in Dresden geworden, die heute noch nicht ausgefochten sind: das ist ein Hauptstoß für den Rest seiner Popularität in Dresden geworden. Überhaupt darf man sich durchaus nicht den Dresdnern anschließen, wenn man sich erlaubt, dies und jenes an Ludwig Tieck auszusetzen. Sie mögen ihn um seiner besseren Eigenschaften willen, und nicht, weil er kein Philister ist, ihre Antipathie gärt aus widerwärtigem protestantisch-borniertem Sauerteige. Was die Herren Winkler, Gehe, Böttiger mit ihren Kommittenten an Ludwig Tieck nagend aussetzen, ist dessen Garantie, daß er ein Dichter ist.

Seine Vorlesungen, die er mit großer Lebhaftigkeit, mit Stimmenabwechslung und solchem dramatischem Apparate hält, regen die wichtige Frage an, ob dieser Aufwand dem Vorleser zukomme und ersprießlich sei. Vielleicht sind die Schattierungen diesem Genre der Darstellung am zuträglichsten, welche sehr fein und wenig markiert erscheinen, wie bei Skizzen ein anderes Maß erfordert wird, als bei Gemälden, zu denen alle Hilfsmittel von Farben und dergleichen verwendet werden können.

Die Reisenden erzählen immer mit Staunen und be-

sonders die Berliner sind „wech“ darüber, was die kleine Figur des großen Dichters für vortreffliche Brust und Lunge habe.

Eine andere Partie des Dresdner Publikums, die nichts gemein hat mit der erst erwähnten vornehmen, ist die Partie der Hofräte: sie ignorieren Tieck und vieles andere. Als die Periode der Briefwechsel in unserer Literatur begann, da drohte eine Emeute unter ihnen auszubrechen, Kuhn, Kind und Genossen erschienen mit echauffierter Menge im Kasino. —

„Scheen guten Abend, Herr Hofrat —“

„Ei, scheen guten Abend, Herr Hofrat!“

„Wie befinden sich der Herr Bruder Hofrat?“

„Danke gehorschamst, Herr Bruder Hofrat —“

Es tritt eine Pause ein.

„Den angepriesenen Briefwechsel schon gelesen, Herr Bruder Hofrat, zwischen Schiller und Geethe?“

„Ach ja, was meinen der Herr Hofrat dazu?“

„Unter uns gesagt —“

„Weeß es Gott, Bruder Hofrat, wenn mer alle unsere Briefe hätten drucken —“

„Hätten drucken lassen wollen, hab' ich nicht recht, hochgeschätzter Herr Bruder —“

„Die Welt hätte andere Dinge zu heeren gekriegt, als — als —“

„Sub sigillo, Herr Bruder, als diese Lappalien —“

Der Vorhang fällt, die Herren rauchen weiter, und beklagen sich, daß die Solidität aus der Literatur verschwindet.

Daneben ist Dresden reich an feinen alten Räten vom Appellationsgerichte usw., die mit dieser Klasse gar nichts gemein und eine feine literarische Zunge haben, ein stilles, gediegenes Urteil.

Einige deutsche Städte führen, wie die Studenten, ihre Spitznamen, und sind oft unter diesen bekannter als unter den wirklichen; wer findet sich zum Beispiel noch heraus aus

Athen und München, und München und Athen! Sogar das Bier kommt einem nicht mehr zu Hilfe: auch an der Akropolis winkt der Bock und das perlende Seidel. Athen grassierte sonst besonders auf Universitäten: da gab es Saal-Athen und Pleiß-Athen und sonstige, Weimar hieß par excellence Ilm-Athen, weil dort die leibhaftige Klassizität sich häuslich niedergelassen hatte.

So nannte die Dichterschule aus dem „linkischen" Bade Dresden nie anders als Elb-Florenz, und obwohl ich sonst nicht viel Gemeinschaftliches habe mit diesen Sängern des schwarzen Fracks, so hab' ich doch Dresden auch immer gern Florenz genannt. Es findet sich wirklich viel Entsprechendes in Verhältnissen und Beziehungen dieser Stadt mit der toskanesischen Kapitale.

Die Künste waren lange Zeit par excellence in Dresden zu suchen, wie einst unter den Mediceern in Florenz, der Hof und der Glanz war katholisch und zumeist mit italienischen Prinzessinnen gestickt, welche italienische Sprache, italienische Oper veranlaßten; noch heute liegt in der Nähe des ernsthaft grün-grauen Schauspielhauses ein italienisches Dörfchen, wo man Knackwürste frühstückt und leider jetzt aus Grundsatz sächsisch parliert. Paläste mit italienischen Namen, Denkzeichen an des prächtigen August Zeiten, welcher im südlichen Europa, namentlich in Spanien, soviel Abenteuer erlebt haben soll, finden sich noch vielfach und helfen erinnern an romanische Dinge und Töne.

Der kleine wohlhabende Staat Sachsen bot ebenfalls mancherlei Parallele mit Toskana: im Erzgebirge klöppeln sie Spitzen, in den toskanischen Bergen flechten sie Strohhüte, und so könnte man ein unnützes, tändelndes Spiel weiter ausdehnen — aber besonders die Lage von Dresden hob mir stets ein Bild von Florenz in den Gesichtskreis.

Dresden ist eine der Städte, wo ich gerne ankomme, sie hat mir immer aus der Ferne das meiste Vergnügen ge-

macht. Aber man muß aus den schlesischen Grenzwäldern nach Sachsen reisen, um einen entzückenden italienischen Anblick zu finden: das bergige, sonnenfrische Bautzen, die schöne hügelige Straße von dort, links mit den blauen Bergen, welche hinabführt zu dem heitern Bischofswerda, wo so hübsche Mädchen wohnen und die Studenten im „Engel“ willkommen sind, das alles stimmt überaus empfänglich. Und nun kommt man auf die waldigen Berge, wo die breite Straße eilig hinabrennt nach dem Elbtale, und zwischen Fichten und Tannen und Landhäusern sieht man weit unten, hinten begrenzt von sanfter Hochebene, eine breite Stadt mit italienischen Türmen, Kirchen und Schlössern, Florenz, die blühende, in weichen gefälligen Farben prangend und lockend.

Auf diesem Wege kamen Napoleons Garden herab, als die Alliierten bereits in die Stadt zu dringen versuchten, und der König von Sachsen sein Dresden verloren glaubte. Der Kaiser kam mit ihnen, erschien unten auf der prachtvollen Brücke, belebte durch seinen Anblick alles, ließ seinen bärtigen Helden Wein und Speise reichen und führte sie in die Schlacht.

Aber nicht diese Erinnerungen sind's allein, welche soviel Zauber über diese Straße gießen, der Anblick Dresdens von hier aus hat soviel Südliches, Fabelhaftes, daß er mir stets die buntesten Hoffnungen und Illusionen weckt.

Dresden wimmelt stets von Reisenden, es ist eine Winter= und Sommersaison, die ihnen Italien vertritt, die Brühlsche Terrasse an der Elbe, von wo man hinab gen Meißen, hinauf bis in die Vorberge der Sächsischen Schweiz sieht, klingt wider von allerlei Sprachen Europas.

Hatte doch selbst für den so mäßigen Friedrich den Großen dies Dresden die lebhaftesten Reize; er hat hier als Kronprinz seine buntesten und muntersten Tage verlebt, und manche Historiker, die gar nicht drüber hinaus können, daß der große König keine Nachkommen gezeugt hat, bemühen

sich mit allerlei Operngeschichten in Dresden die Gründe für diese Erscheinung aufzufinden.

Auch Erinnerungen an die Zeiten der polnischen Krone treten einem noch in den Namen mancher Paläste und Personen entgegen, Erinnerungen an die sächsischen Ehen mit italischen Prinzessinnen. Napoleon wohnte zum Beispiele während des Waffenstillstandes in einem solchen italienisch benannten, abgelegenen Palais, dem Marcolinischen. Zwei Wachen schritten auf und ab, ringsumher war es still, und innen bewegten sich die stürmischsten Fragen über Weltherrschaft.

So vielerlei Anregung bietet Dresden mit seinen hohen steinernen Häusern, und solange man die Leute nicht reden hört von „alleweile“ und von der „scheenen Witterung“ kann man sich in mancherlei bunten Träumen schaukeln.

---

2. Die Sächsische Schweiz.

An warmen Sommerabenden ist es sehr hübsch auf der Brühlschen Terrasse, so bunt, vornehm und heiter, daß man gar nicht in Deutschland zu sein glaubt. Geputzte, schöne Gestalten mit fremden Gesichtern streichen vorüber, man hört allerlei Sprachen, die Terrasse selbst steigt so kühn hoch und steinern vom Flusse auf, und stößt rückwärts überall an den langen Palast — die Illusion des Fremdartigen dauert so lange, bis uns ein Registraturgesicht aufstößt, eins jener unvertilgbaren vaterländischen Gesichter, die Lachen, Ärger und alle heimische Liebe in uns erwecken. Solche alte Busenkrausen, gelbe Stulpstiefeln, weißliche Kasimirhosen, Schnupftabaksnasen, weiße Unterhalstücher, silberne Uhrketten sieht man noch häufig in Dresden, und sie erinnern uns daran, daß die Brühlsche Terrasse in Deutschland liegt, und daß wir Deutschland immer und ewig wie jene alte Geliebte behandeln, die wir erst lieben, wenn wir nicht bei ihr sind.

Auch eine Erinnerung aus der roten Mützenzeit von Halle, aus der Zeit des Zornes und des Enthusiasmus ohne Gedanken begegnete mir dort. Wir sahen einander zweifelhaft an: „Entschuldigen Sie, mein Herr — ah, ich wollte mir eben auch erlauben — sind Sie nicht — haben wir nicht zusammen — bist du wirklich der Bruder Medardus von der Klausstraße?"

Es ist ein sehr bedenklich Unternehmen, einen alten Universitätsfreund wieder zu finden. Die Menschen gehen gar zu verschiedene Schritte in Sachen der Kultur, der Empfindung, der Sympathien, und der Jugendfirnis akademischer Zeit, welcher alles ausgleicht, geht verloren. O, da gibt es oft wüste, fatale Kirchhofsszenen, und die Vergangenheit wird selbst vergiftet — gerad so, wie man sich nur vorsichtig daran machen oder völlig hüten muß, alte Plätze einstiger Poesie aufzusuchen, welche neue anteillose Gesichter entweihen, oder, was noch schlimmer ist, wo die Freunde und Geliebten alt und stumpf geworden sind.

Mein Bruder Medardus hatte sich leidlich frisch erhalten, hatte jahrelang still zwischen Bergen gelebt, ein liebend Weib gefunden und hoffte noch von der Welt. Das ist die Hauptsache: wer noch hofft, ist noch jung; seine Augen können noch leuchten, sein Herz kann noch beben; bittet Gott, daß er euch nicht die Hoffnung überleben läßt, und bildet euch empfänglich für die kleinsten, putzigsten Hoffnungen.

Im Jahre 27 waren wir auf dieser Terrasse gestanden, den Kopf voll griechischen Testamentes und orientalischer Kirchenväter, das Herz voll Sehnsucht nach himmelblauen Augen, die wir auf der Schule geliebt hatten, voll Sehnsucht nach der stillen, schattigen Pfarrstelle, nach dem Frieden beschränkter aber eigener Häuslichkeit — wie ist das anders geworden, Medardus, moderne Wünsche schweifen über Berge und Länder, und das Idyll des Herzens ist doch nicht zerstört.

Wir wollen wieder in die Sächsische Schweiz ziehen wie damals, und wieder zu Fuß und mit drei kleinen Talern, und morgen früh.

Ein heißer sonnenbreiter Morgen sah uns stapfen durch den sandigen Weg nach Pillnitz — in jenem Schlosse, wo man den König von Sachsen zu Mittag essen sieht, wurde einst die Koalition gegen das revolutionär aufbäumende Frankreich geschlossen, und eben dort saß später der Erbe jener Revolution mit dem Könige von Sachsen friedlich und freundlich zu Tische — über die Menschen, welche sich töten müssen wegen weit aussehender Pläne —

Ich werde dich morgen hassen,
Und morgen liebt er sie —
Ich werde dich morgen lieben,
Und morgen war sie tot —

Dies Stückchen Sachsen ist durchwirkt mit polnischen und französischen Erinnerungen, sie beschäftigten uns, wenn wir sprachen. Unter der polnischen Regierung der Augusti von Sachsen ist mancher Pole zu seinem großen Erstaunen in diese Berge geraten, wo man das Pferd nicht gebrauchen kann; es war doch eine wunderliche Zeit, von der es heißt:

Die Polen tranken alle mit,
Wenn König August zechte —

Und er zechte oft.

Da trank man noch aus Pokalen, nicht aus winzigen, zerbrechlichen Gläsern, man trug Perücken und goldgestickte Kleider und machte großen Staat; die liebe deutsche Muttersprache ward für gemein und unanständig gehalten — ach, Medardus, was soll uns das alles, laß uns singen!

Und so sind wir durch die Sächsische Schweiz gezogen, Liebeslied auf Liebeslied singend, innig, flüchtig, wechselnd wie der schlesische Pietätsvogel, die Schwalbe, Verse haben wir auf kleine Blätter geschrieben und haben sie hinflattern

lassen von der Bastei in die grüne Tiefe, durch welche glänzend wie Silber die Elbe zieht. Der Wind, jener schalkhafte nur zuweilen stürmische Buhle der Erde, nahm sie auf seine Flügel, und jedes Mädchen, das sie gefunden hat, war gemeint.

Es sind keine großartigen Verhältnisse, aber es ist mannigfacher Reiz in diesem sächsischen Gebirge, blau und violett erheben sich die einzeln abgespaltenen Berge wie Steinschlösser ringsum, deren Beherrscher der dunkle Lilienstein und Königsstein.

Die Sächsische Schweiz ist ein Milchschwesterchen des Riesengebirges, der schlimme, gewaltige Bruder hat alle Kraft in sich gesogen, nur die Anmut, die feine Taille und der hüpfende Wuchs ist dem Schwesterlein geblieben. Das Riesengebirge ist der Napoleon der deutschen Berge, die Sächsische Schweiz dessen leichte, bewegliche Josephine, welcher er mit der Tafelfichte die Hand reicht. Rasch stürmt jener von dort, vom Westen des 18. Jahrhunderts aufwärts, und immer aufwärts, auf dem „hohen Rade“, dem Konsulate, ruht er einen Augenblick und eilt dann geflügelt auf die Koppenhöhe des Kaisertums.

Dort schließt jach das hohe Gebirg und fällt in entsetzliche Gründe. Dort verschwindet der Kaiser.

Aber auf der Bastei gibt Josephine ihre heitern Hoffeste, und im Ottowalder- und Amselgrunde sind die süßen Erinnerungsplätze der revolutionären Liebe des Generals Bonaparte. Dort liegen für ewige Zeiten jene unsterblichen Liebesbriefe, welche eine großer Mann vergessen muß, denn die Größe ist einsam und lieblos. —

Auch die weinende Rebe bringt Wein. Josephine blieb immer anmutig; man kann das bei gutem Sonnenscheine noch alle Tage auf der Bastei sehen; nur jenseits des Gebirges nach Norden hin, wo einst die große Straße nach der polnischen Krone, nach Warschau führte, dorthin

darf man sich nicht verirren, da fällt Sachsen zusammen wie ein Eierkuchen, wie ein entkräfteter Glücksritter, welcher des Gehens nicht gewohnt ist, und kläglich, ein Bild des Jammers, kriecht es in die Lausitz hinein. Dort giebt's ein sorgenbleiches Land, eine Halbschwester der Lüneburger Heide.

Wir eilten über Nacht wieder zurück in die Berge, der Morgen umfing uns wie ein goldener Schein zwischen den steilen Wänden, wie die Vögel sangen wir unsere Hymne hinauf und baten die weißen Sonnenwölkchen, sie mitzunehmen ins Unendliche.

Bei einer Durchsicht in die Felsengründe fanden wir eine seltsame Gruppe: ein großer Mann saß halb liegend auf dem Moose, stützte sich mit einer Hand und streckte die geöffnete Fläche der andern in die Luft hinaus, um sich die Sonnenstrahlen vom Auge abzuhalten. Er trug einen dunkelblauen polnischen Rock, neben ihm lag eine rot und weiße Krakusenmütze; sein lichtbraunes Haar legte sich hinten in schwachen Löckchen über den kleinen Kragen des Rockes und flatterte um die Schläfe im Winde; das Gesicht war von uns abgekehrt. Neben ihm hingestreckt, das Haupt an seine Brust lehnend, mit einem Arme auf seiner Schulter, lag eine volle schöne Frauengestalt, in ein weites dunkelrotes Kleid gehüllt. Auch sie wendete das Gesicht nach der offenen Gegend hin, wir sahen nichts deutlich als die dunklen flatternden Locken und eine schöne weiße Hand, die auf der Schulter des Mannes ruhte. Neben ihnen spielte ein blonder Knabe; aus einiger Entfernung, dem Anscheine nach aus der Tiefe, klang ein wunderbar tönendes polnisches Lied. Es schien einer jener melancholischen Nationalgesänge zu sein, die aus dem polnischen Süden, der Ukraine, mit ihren meergleichen baumlosen Steppen herstammen. Dort wächst, wie in den Pampas von Amerika, das Gras mannshoch, und von den hindurch fliegenden behenden, polnischen Pferden, die wild schweifen, sieht man kaum die äußersten Spitzen des Grases

bewegt. Jene Stille und Verlassenheit hat den Typus zu diesen sehnsüchtigen Mollliedern gegeben, von denen wir eins hörten. Medardus versteht polnisch, aber wegen der Entfernung waren die Worte nicht klar zu unterscheiden.

Wir standen schauend und lauschend still im kühlen Waldesschatten. Der Knabe sah uns zuerst und sprang zum Vater; dieser und die Frau wendete sich um, und sahen gleichgültig nach uns hin. Welch ein wunderbarer Frauenkopf, welch eine schöne Gruppe! Sie hatte sich nur soviel aus ihrer Lage gekehrt, um uns zu sehen und stützte sich mit der Hand auf die Brust, auf die rote Weste des Mannes. Das Gesicht sah aus, wie ein Band lebendiger Liebeslieder, die man aus Versehen schwarz wie ein Trauergesangbuch eingebunden.

Der Kopf des Mannes war nicht schön, aber tragisch wie der einer männlichen Melpomene; ein schwacher, blonder Bart floß leicht um die schmalen Lippen, auf denen vaterländische Trauer und vaterländische Gebete in zusammengebeugter Stellung zu liegen schienen. Aber seine Gesichtsfarbe hatte auch jenes Luftreine, Luftgesunde, was dem polnischen Volke ein so frisches, morgenfrühes Ansehen gibt. Wie die frischen Früchte, die eben vom Baume kommen, liegt auf dem Antlitze der freie Flaum und Reif — sie leben in halber Barbarei naturgetreuer, sie sind nicht abgegriffen und abgefühlt, wie unsere Goldstücke und Konversationshände.

Die Bekanntschaft war schnell gemacht: wir sagten, daß wir mit ihnen weinen könnten über ihr großes Unglück und drückten einander die Hände. Dem Polen wurden die Augen feucht: „Alles vorbei — vorbei alles, meine Herren!“ sagte er.

Sentimentalität ist etwas so Schönes, sie ist das Brouillon unserer Herzenspoesie, die zum schönsten Kunstwerke verarbeitet werden kann wie das rohe Metall. Aber sie muß aus gesundem Herzen kommen, wie die Träne aus gesundem Auge, um schön zu sein. Kranke Augen weinen niemals Reiz.

Man schildert mit einem Polen alle; sie haben keine absondernde Individualität, das ist auch ein Grund ihrer Größe: sie imponieren als ein Mann. Es ist bei allen halbzivilisierten Völkern so: ihre Bedürfnisse, Fehler, Vorzüge sind einfach, ihre Verhältnisse nicht minder. Darum sind sie nur als Masse oder als Repräsentanten der Masse interessant; einzeln aber schnell langweilig, weil die innere Ausgebildetheit und Mannigfaltigkeit fehlt, die bei näherer Bekanntschaft immer neue Seiten entwickelt. Ich begreife darum auch immer nicht, wie sich ein freisinniger Europäer nach der anfänglichen, einseitigen und langweiligen Freiheit Nordamerikas sehnen kann, ich will doch lieber an einer Entrüstung in Wien, als an Langerweile in Washington sterben.

Der Pole war ein Nachzügler, der von Elbing kam und seine Familie dort erwartet hatte. Sachsen ist ihnen aus den letzten Königserinnerungen noch eine halbe Heimat, die ihn anzog. Man findet in Sachsen noch manche polnische Familien, die sich eingedeutscht haben aus jener Zeit, zum Beispiel die Brezas.

Er ist aus Litauen und hat Dembinskis Zug mitgemacht. Ich bevorzuge die Litauer: sie haben so unendlich viel mehr verloren, denn sie haben es einsam und ohne Ruhm verloren — der Sprung des Curtius auf dem Markte vor allem Volke ist eine kleine Tat, sie wurde augenblicklich mit Millionen goldenen Ruhmes bezahlt, Zuschauer sind die Hälfte jeder Kühnheit; aber der Tod im Verborgenen, den niemand sieht, als der stumme, teilnahmslose Mond, er ist der große und poetische. Allein hinter dem Baume zu sterben, wie das Tier des Waldes verendet, und dennoch hinter den Baum treten, das ist Größe.

Das Geräusch unserer Tage stört darum soviele in poetischen Erfindungen, weil sie am Hergebrachten hängen, und die einzelnen Lichtspalten des Geräusches, die poetischen Reize der scheinbaren Kleinigkeiten moderner Welt noch nicht erkennen.

Wir setzten uns zu den Fremden und verrichteten unsere Andacht: wir labten uns an der Luft, den Wolken, den Bergen. Die Natur dringt mit unwiderstehlicher Harmonie auf uns ein, wenn wir Gefühle und Tränen entgegenbringen, die nicht erste, unnahbare Leidenschaft sind.

Die Litauer sind die Romantiker, die Polen Klassiker des letzten Kampfes.

Ganz solch ein Typus war unser Litauer: sanft und reich wie Samt, nur in dem vaterländischen Interesse felsenhart und einseitig. Kosciusco, der ebenfalls aus Litauen stammte, war's eben so: ein stiller See ohne Schall und Woge, aber voll süßen, klaren, tiefen Wassers mit allem Strome nach ein und derselben Richtung.

Während wir schweigend saßen — was läßt sich zu politischem Unglück sagen, die kindlichen Hoffnungen mocht' ich nicht zerstören, obwohl ich sie nicht teilte — erhob sich von neuem jener polnische Gesang, aber etwas näher, so daß die Worte zu verstehen waren. Es war eines jener Lieder, die vor kurzem so schön verdeutscht worden sind:

Bin ich denn im Wald geboren,
Ward ich auf dem Feld getauft?
Oder waren's solche Paten,
Die kein Glück mir gaben?
Ach, mein Nachbar sä't und ackert,
Und das Feld, es grünt bei ihm:
Doch mein Acker, der liegt müßig,
Und wird niemals grünen!
Ach, beim Nachbar gibt's ein Weibchen,
Alte Freunde, altes Brot,
Eine schöne weiße Hütte
Und gereifte Kinder auch:
Doch ich lebe unter Menschen
Einsam wie der Baum im Feld,
Und der Mond ist meine Sonne,
Und die Grille ist mein Freund.

Es ward still; ein Hund bellte leise. Bald erhob sich die Stimme von neuem, aber gedämpfter, und sang:

Dort im grünen Walde
Da stürzte ein Baum.
Und er schlug im Falle
Tot ein schönes Paar.
Beide schlug er tot,
Und tat wohl daran:
Niemand blieb zurück,
Der vergebens liebt.

„Ach, und wir leben alle noch?“ sagte schmerzhaft des Litauers Weib, und verbarg ihr Gesicht an der Brust des Mannes. Der Knabe kam herbei, er mochte die Eltern oft weinen sehen, streichelte der Mutter die Wange und legte sein Köpfchen neben ihr Haupt.

Wir fragten den Litauer, wer noch mit ihm reise. Er erzählte uns, es sei ein junges Mädchen, das er am Wege gefunden, als der letzte Teil des Rybinskischen Korps über die preußische Grenze gegangen sei. Sie habe sich auf die Straße geworfen, um die abziehenden Truppen aufzuhalten, sie habe sich vor die Kanonen gestürzt und flehentlich gebeten, man möge über sie hinwegfahren — als sie bewußtlos geworden, habe er sie auf einen Wagen gelegt, sie sei sanft und still, aber dem Anscheine nach meistens geistesabwesend.

Wir gingen nach der Seite hin, von wo die Stimme kam, um das Mädchen zu sehen: sie saß auf einem Felsenvorsprunge und warf Feldblumen und Gräser, die sie im Schoße liegen hatte, in den Abgrund. Ein großer Schäferhund lag neben ihr.

Der Anzug des Mädchens war zerstört: sie trug ein schwarzes Kleid, das auf der linken Schulter herabgezerrt war, ein rotes Tuch hing an einer einzigen Nadel und flatterte bald verhüllend, bald entblößend um die schlanke Schulter; lange, dunkle Scheitellocken hingen ihr über die Wangen,

und sie kämmte sie zuweilen mit den Fingern. Das Gesicht schien edel und scharf geschnitten, die Hautfarbe war von Luft und Sonne ein wenig dunkel überflogen. — —

Der Litauer und Medardus gingen, um sie zu holen, denn sie war dem Herabstürzen ausgesetzt.

Als sie bei uns ankamen, war sie weich und sanft und weinte still vor sich hin; von ihrer Geisteszerrüttung war keine Spur zu sehen. Sie kann nicht schön genannt werden, aber wunderbar anziehend ist dies gebräunte, feine Antlitz. Eine weinende Romantik eilte händeringend in dem großen Auge hin und her, die kleinen, schmalen Lippen zuckten zuweilen wie durstig nach Küssen und Freuden. Der Körper ist auf Kosten des Geistes gediehen, wie wir das nur gar zu oft wahrnehmen, sie ist voll, kräftig, und die Gesundheit schaut trotzig aus jeder Muskel. Verlegen hatte sie ihr Tuch wieder in Ordnung gebracht, als sie auf Medardus' Arm gestürzt, der Gefahr entgangen war.

Voll Innigkeit ruhte zuweilen ihr Auge auf dem kräftigen Deutschen, welchen ein tief nachdenkliches Gesicht dem Unglücke von vornherein empfehlen mochte.

Wir strichen noch eine Zeitlang durch die Gegend; Pirna, das wie die Häuschen auf Elefantenrücken aussieht, wenn man's hier aus tiefem Tale sieht, ging langsam vorüber. In einem Dörfchen wollten wir übernachten; jedes Paar erhielt ein kleines Kämmerchen zum Schlafgemache angewiesen: der Litauer mit Frau und Kind, Hedwiga mit ihrem Hunde, Medardus und ich.

Es war eine warme aber luftige Nacht. Der Wind strich ungeduldig hin und her, als könnte er nicht finden, oder als wisse er nicht, was er suche, die schweigsamen Berge sahen seinem Treiben vornehm und indifferent zu, und die Wolken spielten Versteckens mit dem Monde.

Wir waren beide müde und schliefen bald. Ein lichter Schein schreckte plötzlich meine Augen auf; es mochte mitten

in der Nacht sein. Ich fuhr vom Lager auf, das Haus brannte. Rasch weckte ich Medardus, wir warfen unsere Habseligkeiten zum Fenster hinaus — und Hedwiga?! — rief Medardus. Vor dem Hause standen schon Leute, wir sahen die polnische Mutter mit ihrem Knaben schon aus der Türe eilen, hielten auch Hedwiga für geborgen und sprangen aus dem Fenster, das nur einen mäßigen Stock hoch war, hinunter. — Hedwiga war nicht da; wir erfuhren erst, daß ihre Schlafkammer zwei Stock hoch gelegen sei. Der Litauer hatte eben auch kaum Zeit gehabt, sich und die Seinen zu retten, das arme Mädchen, das sicherlich nach den heftigen Erschütterungen des Tages fest schlief, wußte vielleicht noch gar nicht, daß es brenne. Medardus stürzte auf das schon um und um lodernde Haus zu, sie zu holen — da flog sie aus der qualmenden Türe und fiel ihm, des Atems beraubt, in die Arme.

Sie erholte sich bald, wir freuten uns der Rettung und sahen staunend in die hohe Lohe, die jetzt bis an die Giebelspitze das Haus inbrünstig umschlungen hielt. Plötzlich stieß Hedwiga einen durchdringenden Schrei aus, bedeckte ihre Augen mit beiden Händen, wies dann mit verzweiflungsvoller Miene nach dem Hause hinauf und beschwor uns, ihren Hund zu retten, der zurückgeblieben sei. Hinter einem Fenster des zweiten Stockes sahen wir einen Augenblick den Kopf des treuen Tieres. Es schnitt uns in die Seele, aber Hilfe war nicht möglich — ein Tier kann alle tragische Empfindung hervorrufen, niemals aber eine nur halb entsprechende Tätigkeit, diese läßt der Aristokratismus der Gattung nicht zu, und sie wird höchstens bei Kindern gefunden — die brennenden Balken des hölzernen Hauses stürzten zusammen. In einer Art von Todesangst, gleich als wollte sie uns zu Rettungsversuchen anspornen, erzählte sie in fliegender Schnelligkeit, wie fest sie geschlafen und nichts von dem Brande bemerkt, wie der Hund sie heulend am Arme gezerrt und

immer stärker gezerrt habe, bis sie erwacht sei. Bestürzt sei sie vom Lager aufgesprungen, als sie die Lohe gesehen, sei schnell durch die Türe geeilt, habe diese wahrscheinlich in der Hast hinter sich zugeworfen und so dem armen Tiere dit Flucht versperrt. Sie war trostlos, ihren Retter mit solchem Undanke gelohnt zu haben; die Tränen stürzten ihr unaufhaltsam aus den Augen.

Da stürzte krachend das ganze obere Stockwerk ein, schreiend lief das Mädchen in die Nacht hinaus. Es jammerte mich innig des unglücklichen Kindes; sie war ohne Schuhe aus dem Zimmer geflohen, das Haar flog aufgelöst um ihre Schultern.

Medardus wollte ihr heftig nacheilen, sie wehrte ihm heftig und lief immer weiter. Traurig ging der Litauer mit Weib und Kind ihr nach und sagte: „Es liegt der Fluch Gottes auf uns, wie auf den Juden — ist es, lieber Deutscher, eine neue babylonische Gefangenschaft; lieben uns jetzt die Leute noch, weil unser Unglück neu ist, werden wir älter werden und gleichgültiger und schlechter, kommt eins mit dem andern.“

Damit ging er, sein Weib sah starr in die Nacht hinein, wo Hedwiga verschwunden war, der Knabe weinte schläfrig.

Wie Äneas, der sein Weib im brennenden Troja verloren, stand Medardus eine Strecke weiter einsam mitten im Wege, der Feuerschein zuckte auf seine verstorbenen Züge. Er reichte dem vorübergehenden Litauer stumm die Hand und ließ ihn weiterziehen.

Nach einer langen Pause weckte ich ihn; leise sprach er vor sich hinaus in die Nacht: „Es ist doch noch viel zuwenig Liebe in der Welt.“

Die Bauernweiber jammerten um den Brand, Wiegen und nackte Kinder lagen im Wege, vorüberstrichen wir schon überfüllt mit Weh. Freilich, ein größeres Unglück ist das, keine passende Stelle zu finden für Teilnahme und Bedauern. —

Den polnischen Leuten begegneten wir nicht mehr; als der Morgen dämmerte, sahen wir uns in der Gegend von Pillnitz, mit der Abendsonne nahmen wir Abschied voneinander unter Reiseplänen und Hoffnungen für eine lange Zukunft.

Kläglich Geschick, daß so wenige Gleiches verfolgen können — als ich nach einiger Zeit dem Bruder Medardus schrieb und ihn aufforderte, mit mir hinauszuziehen in die Welt, da mußte er antworten:

Ich kann heute nicht kommen,
Denn ich habe ein Weib genommen. —

Still sitzt er hinter abschließenden Bergen im kleinen Häuschen und sorgt mühsam für das tägliche Brot — die große Welt ist ihm verloren, ein kleiner Kreis sperrt all seine Gedanken ein, die Sächsische Schweiz und der Litauer mit den Weibern liegt in unerreichbarer blauer Ewigkeit vor seinen trüb gewordenen Augen.

---

3. Die Heimat.

Was man kräftig hofft, das geschieht — ein keckes Wort, das aber wunderbar tröstet. War umhergejagt nach Glück, hatte es nirgends gefunden — dort in der kleinen bescheidenen Heimat am grünen Wiesenufer des Bobers, da wird es am Ende still unter einer Weide sitzen, strebe dorthin, sprach es mir manchmal im stillen Herzen.

Aber es war keine andere Aussicht da als die stille Hoffnung, und die stille Hoffnung arbeitete so kräftig, daß ich mir Exil und alles Mögliche bereitete, um die Weide auf der Boberwiese zu suchen, wo ich in frühester Jugend bei den Schafen gelegen, Pfeifen geschnitzt, nach den Wolken gesehen und geträumt hatte kleine unschuldige Träume von der Tochter des Bäckers, welche mich beglücken und mir den bescheidenen Hausstand und die kleinbürgerliche Existenz mit

den Wochensorgen und dem Sonntagsspaziergange bescheren würde.

Meine Seele lechzte nach jener patriarchalischen Ruhe des Heimatstädtchens, wo man des Abends in Hemdärmeln vor der Tür sitzt, Ohlauer vaterländischen Knaster in die reine Luft bläst, friedliches Faßbier trinkt und von den Franzosen redet, die 1806 die Lärmstangen von Glogau angezündet, nichts als Wein getrunken, dem alten Maurermeister zweihundertdreiundfünfzig Taler aus dem Schornstein genommen, und sonst viel Leben in Handel und Wandel gebracht hätten.

Ich reiste über Berlin. Gott segne die Straße von Leipzig nach Berlin, sie hat's nötig; ginge sie nicht durch Bitterfeld und bei Sanssouci vorüber, so brauchte man gar nicht aufzuwachen oder aufzusehen. Nichts stört den Reisenden auf dieser Tour, und wenn gelegentlich in Deutschland eine neue Literatur oder so etwas erfunden wird, so findet man gewiß die Fährte dieses Ursprungs auf den Stationen Delitzsch, Gräfenhainichen, Wittenberg, Treuenbrietzen, Belitz — bekanntlich kam Luther auch in Wittenberg auf die Kirchenverbesserung; wie oft war sie im Süden angeregt worden, aber die schöne umgebende Welt gestattete nirgends eine so entschlossene Resignation; in Wittenberg werden die Sinne durch nichts verführt, der Geist bleibt unverfälschter Geist.

Über Berlin sprech' ich ein andermal, jetzt reiste ich bloß durch, hatte es seit dem kalten Winter Anno 23 nicht gesehen, wo mich, den Tertianer, das Interesse an Herrn Matthausch und Fräulein Eunicke: weiland Theaterheroen zu einer Fußwanderung bewegte, und war überwältigt von dem stattlichen Eindrucke, den es mir gewährte. Damals, wo ich wie die große Armee 1812 mein Dasein gegen den Winter aufs Spiel setzte, um Berlin zu sehen, wie jene Moskau sehen wollte, wo man zu Hause den Tertianer erfroren glaubte, damals gab's noch kein Museum, keine Fontaine,

kein Königsstädter Theater, obwohl ich hierin irren kann, aber ich kannte wenigstens Angely noch nicht, den kleinen Toten von der Spandauer Straße. Und als ich jetzt an einem duftenden Morgen des Monats Mai den Kopf aus dem Hôtel de Russie steckte, den schäumenden Wassersprung, das gebieterische Museum sah, und diesen ganzen klassischen Eindruck stolzer Gebäude plötzlich empfing, da mußt' ich mich wirklich besinnen: Ist dies dasselbe Berlin, das du als Knabe gesehen? Nun, ich habe später genügend Zeit gefunden, mich darüber zu besinnen, und fahre jetzt hinaus durch die Frankfurter Vorstadt, wo mit jeder Straßenbiegung die lärmende Königsstadt mehr und mehr verschwindet und man am Ende gar in einem kleinen Provinzialorte zu sein glaubt. Das ist die schwächste Seite Berlins, seine Achillesferse, von den meisten übrigen gerät man alsbald in die bewegten, imponierenden Stadtteile.

Mein letzter Gedanke war aber doch, als ich aus dem Tore fuhr: Berlin ist die schönste Stadt, die du gesehen, der du wohl nimmer nach Petersburg kommen wirst, wenn breite Straßen allein eine schöne Stadt machen, und das tat meinem preußischen Stolze sehr behaglich.

Bei Frankfurt sah ich die Oder wieder, meinen alten schlesischen Genossen, er kam von Breslau herab, hatte die alten Häuser gesehen, war auch an der stillen Wohnung vorübergezogen, von wo ich manchmal traurig in seinen Spiegel geblickt, traurig vor Liebe und wallender Ahnung größerer Welten. Es sind immer neue Wellen, die solch ein Fluß bringt, er hat insofern gar keine eigentliche Persönlichkeit, ist wie ein Kaufmann, der tote Wechsel spediert. Das Wasser, welches mir jetzt bei Frankfurt begegnete, hatte mich nie gesehen, hatte in tiefen Schachten und Steinritzen der Karpathen gelegen, als ich tränenfeucht bei Breslauer Mondabenden in die Oder blickte, und dennoch war es mir befreundet. Der Mensch braucht gar wenig Anregung, um zu lieben.

Hier treibt der Fluß Bäume und Grün aus dem Boden der Mark, Frankfurt ist bekanntlich ein frischer, artiger Ort, eine Oase — die Schlacht bei Kunersdorf, die mordende, und Studenten, die halb Stiefel und halb Hut gewesen sind, fielen mir ein, als ich ins Tor fuhr. Jene ist in der Nähe von Frankfurt geschlagen worden, und die Bekanntschaft dieser Herren Studenten habe ich in Breslau gemacht, wohin mit der Universität auch die Frankfurter Traditionen und Stürmer und Schläger und Stiefeln gewandert sind. Die Studenten von Frankfurt sind in der Historie als sehr wild und unbändig bekannt. Wenn man in ihren alten sogenannten „Wichs“ geworfen wurde — übrigens ein Wort, welches tragisch in der modernen Zivilisation untergeht — dann verschwand man völlig als Individuum und schlurrte, schleifte und klirrte als ein verschollener Begriff des 17. und 18. Jahrhunderts umher; jener Hut, welcher so stolz „der Stürmer“ genannt wurde, maß mit seinem schwarz und weißen Federbusche an die vier Fuß rheinländisch Maß, man balancierte einen Turm, herzhafte Postillionsstiefel sind Kinderschuhwerk gegen die Kanonen, welche wie ein Fahrzeug mit dem Studio umherschifften; ich erinnere mich eines Begräbnisses, wo ich einen Frankfurter Schläger gesenkt tragen mußte, wie man alten Deutschen und Rittern das Schlachtroß hinter dem Sarge nachführte, dieser Schläger hat mich die ganze Schwere vergangener Zeiten erkennen gelehrt. Wie oft wundern wir uns über die schweren, ungeheuren Waffen unserer Vorfahren und meinen, sie müßten einem andern riesenhaften Geschlechte angehört haben — so ist's auch mit dem Studententume: sein Putz, seine Lust, seine Werkzeuge passen nicht mehr zu unsern Fracks.

Scheltet nicht, wenn ich zuweilen der Studenten gedenke, ich bin einer der letzten Schriftsteller, die es können, jener Rest zweckloser, klirrender Romantik ist zu Grabe getragen; zerbrochen sind die Pfundsporen, die buntglockigen Schläger,

zerbröckelt der frechfreie Gesang, welcher am hellen Tage, auf offenem Markte angestimmt wurde: „Wir sind die Könige der Welt“, es ist ein Begräbnis unbändiger Jugend zu erzählen.

Und wahrlich, die Studentenschaft war ein unnatürlich Institut geworden, möge sie schlummern neben dem Rittertume und den Zünften der fahrenden Sänger.

Sand, Kiefer- und Birkenwäldchen laden euch auf dieser Straße zur innern Beschaulichkeit; man passiert Ziebingen, wo Solger gewohnt und mit Raumer und Tieck nach Geschmacksregeln geforscht hat. Alle abstrakten Forschungen sind der Mark sehr angemessen, wäre die Mathematik noch nicht erfunden, hier müßte sie erfunden werden.

Ich kam nach Grünberg, der ersten schlesischen Stadt, wo unsere Rebe wächst, Gott sei's geklagt, Gewächs sieht aus wie Wein — der Ort riecht nach Baumöl und Kopfschmerz, er ist das Grab von vielen hundert spinnbleichen Tuchmachern. Einst hatte er seine Zeit, wo der Tuchmacherjubel in diesem Teile Schlesiens ein historisches Moment war, sie ist vorübergegangen, die Spulmädchen gehen Sonntags nicht mehr zu Tanze in seidenen Fähnchen, des Abends johlen keine Betrunkenen mehr, ein zerlumpter, ölschmutziger Betteljunge tritt uns an und erzählt, sein Vater sei nach Russisch-Polen ausgewandert und hätte seit zehn Jahren nicht mehr geschrieben.

So hat jeder dort seinen speziellen Jammer; auch konnte sich kein Tuchmacher ersäufen, denn es gibt hier keinen Fluß.

Es war Abend geworden, als mich die Postkalesche über Feld- und Waldwege der Vaterstadt immer näher brachte; ich kannte schon alle großen Bauerngehöfte, wußte wieviel Pferde und Fohlen sie hielten, alle die kümmerlichen kleinen Interessen fielen mir ein, um welche sich das Leben dieser Landbesitzer kehrte; als ich noch ein kleiner Bube war, hatte ich ihren Erzählungen aufmerksam zugehört, und ich weiß es noch vortrefflich, welch eine Öde und Traurigkeit sie stets in mir weckten, obwohl ich nicht wußte warum.

Jetzt sahen die ungastlichen Wohnungen am Feiertagsabend — es war Pfingsten — so ausgestorben aus, daß ich mich dessen kaum freuen mochte, wie ich jetzt reicher an Wünschen und Gedanken heimkehrte, als ich je geahnt. Der Mond schien über die nahen Waldstrecken, Frühlingsluft ging hin und her, aber selten guckte ein faules Gesicht aus einem Fensterloche, vom ungewohnten Rasseln eines Wagens aufgeweckt. Nirgends ein Liebespaar im Schatten, die Sorge läßt sie nicht zur Liebe kommen — doch, an einem alten Brunnen, ein Stück vom Dorfe, saß ein solches, der Frühling und der Herrgott mögen's euch lohnen, daß ihr meinen sinkenden Glauben an die Heimat wieder aufgerichtet habt, ihr schüchternen Liebesleute. Wie ein Traumbild mag die Kalesche an euch vorübergebraust sein in der Einsamkeit eures abgelegenen Dörfchens und Brunnens, einst werdet ihr euren Kindern davon erzählen, was ihr am Pfingstabend zur Zeit eurer Freite im hellen Mondschein gesehen.

Wunderlich Leben mit seinen tausend verschiedenen Maßstäben — wie wohlfeil ist eine Hütte zu beglücken, und wie selten suchen wir's! Eine Woche Reisegeld, ein freundlich Wort konnte eine ganze, glückliche Lebensdichtung schaffen für solch ein Paar am zerfallenden hölzernen Brunnen. —

Es schlug neun aus der Ferne, wie wohl kannt' ich die Glocke, wie oft hatt' ich sie selbst gezogen! Sie war mein patriotischer Stolz, nirgends fand ich auf meinen kleinen Reisen solch starken gewaltigen Ton, und Christian, der mit gegen die Franzosen gewesen war, hatte mich oft durch die Versicherung hoch beglückt, auch in dem großen Paris bimmelten die Glocken alle dünn und jämmerlich neben der unsern in Sprottau auf dem großen Turme.

Der Pappelweg, das Kirchlein erschien, vor dem ich mich ewig gefürchtet hatte — das war ein merkwürdig Kirchlein, der Inbegriff des ersten mystischen Katholizismus, welcher über mich gekommen war. Weit abgesondert von der Stadt

liegt es auf einem Hügel, an dessen Fuße schwarz und langsam der kleine Fluß Sprotta vorüberzieht, immer ist es verschlossen, nur einmal des Jahres zog die Geistlichkeit in weiße Spitzenkleider und dampfenden Weihrauch gehüllt hinaus, um Gottesdienst darin zu halten, das kleine Häuflein Gläubiger — Lutheraner sind die weit überwiegende Mehrzahl des Städtchens —, der fremde Kirchengesang, die roten Fähnchen mit langen Troddeln waren mir von dem wunderbarsten Eindrucke. Und nun kam die Sage über jenes Kirchlein hinzu, welche mir die Mutter erzählte, um alle Ahnungen geheimnisvoller Poesie in mir zu wecken, und das Wort „katholisch“ fragend und feierlich in mein Herz zu schreiben. Eines Tages nämlich sei bei einem Feste in der großen Stadtkirche der Katholiken, an welche ein Nonnenkloster stieß, folgendes geschehen: Der Priester zeigt dem knienden Volke die Hostie, diese aber erhebt sich plötzlich in die Luft, verschwindet aus der Kirche, fliegt langsam über die Stadt und senkt sich draußen auf jenem Hügel erst wieder zur Erde. Deswegen sei das Kirchlein an jener Stelle erbaut worden, und wenn dieser Tag im Jahre wiederkomme, ziehe man in Prozession hinaus. Es sei übrigens der Tag gewesen, an welchem eine junge Nonne den Schleier habe nehmen sollen, einige hätten dies für ein Warnungszeichen gehalten und verlangt, das Mädchen der Welt wiederzugeben, der Propst aber habe erklärt, es sei im Gegenteil ein Wink des Himmels, daß die neue Schwester zu großen Dingen auserkoren sei, und daß man die Einkleidung derselben um keinen Tag verzögern dürfe. Das Mädchen soll aber blühend schön gewesen sein und blitzende Augen gehabt haben, erzählen die Leute, und noch in demselben Jahre sei sie gestorben und draußen unter dem Kirchlein begraben worden.

„Warum sind wir nicht auch katholisch?“ fragte ich meine Mutter, „es sind schöne Bilder in der großen Stadtkirche, und das Singen und die Musik klingt so wunderlich

hübsch; es überläuft mich so angenehm dabei, und der Rauch aus den silbernen Kesseln ist so fein und schön, besonders wenn die Sonne durch die großen Kirchenfenster scheint —" die Mutter warnte mich aber, besonders vor dem Kirchlein. Dort habe auch der „schöne Gottlieb" gehaust, und erst neulich sei wieder ein Menschenantlitz oben am Glockenfensterchen gesehen worden, obwohl der Propst allein die Schlüssel habe und alle Jahre nur einmal hinauskomme.

Mit dem „schönen Gottlieb" hätte es folgende Bewandtnis. Er war der Anführer einer Räuberbande und wegen seiner auffallenden Schönheit so genannt. Es heißt, er sei aus Desperation unter die Spitzbuben gegangen, weil ihm seine Geliebte geweigert worden. Im „Kirchlein" — so wird es ohne weiteres genannt — habe er Zusammenkünfte mit ihr gehabt, oben vom Glockenfensterchen hätte er sich oft die Bürger angesehen, wenn sie ins Feld spazieren gegangen seien, mancher wackere Meister habe ihn gesehen und die Augen niedergeschlagen. Ja, man erzählt, es gäbe im Kirchlein ein so treffliches Versteckplätzchen, daß der schöne Gottlieb am einzigen Kirchtage des Jahres dort gewesen sei, die Messe mit gefeiert und sogar mit seiner Scharmanten, welche das Plätzchen gekannt, geliebäugelt habe. Irgend ein solider Bürger sei aber jedesmal an solchem Tage mit einer Ohrfeige überrascht worden, ohne zu bemerken, woher sie käme.

In der Heide ist es nun später dem „schönen Gottlieb" doch mißlungen, man hat ihn gefaßt und unweit des Kirchleins, wo ein großer steinerner Galgen stand, in Ketten aufgehangen. Bis auf den heutigen Tag aber sieht man scheu nach dem Glockenfensterchen, und viele wollen den Laden desselben ganz früh am Tage offen und ein Gesicht erblickt haben — das soll der schöne Gottlieb sein, welcher sich den Fluß, die Wiesen, die Gebüsche und das Städtchen betrachte, solange der düstere Morgennebel drauf ruhe.

Man kann also denken, daß ich nicht ohne lebhaften Anteil jetzt bei hellem Mondschein daran vorüberfuhr und nach dem Laden des Glockenfensterchens blickte — das Kirchlein stand wie sonst mit festgeschlossenen Augen da, Gebüsche und Bäume umher waren höher gewachsen, der Putz von der Mauer und vom Türmchen war hie und da abgefallen — wie lange, dacht' ich, hast du schon gelebt, und doch nimmst du noch Interesse an dem jugendlichen Katholizismus, wie er dir damals nahegetreten, an all den unsichtbaren Geistern, welche aus dem dämmernden Himmel in das Leben hereinreichen, ja, kommst mit schwimmenden, nach unbekannten Dingen verlangenden Träumen wieder in die Heimat! Und ist's nicht am Ende so: Wem die Heimat, dies Symbol alter Liebe, nicht Sehnsucht nach dem Himmel erweckt, der hat keinen Himmel zu hoffen.

---

4. Das Pfingstschießen.

„Pfingsten kam, das Fest der Freude,
Wo da grünen Feld und Heide" —

Seid ihr nie an blitzenden Sommertagen über Land gegangen? Alles war festlich, die Erde grün, der Himmel blau, die Vögel jubelten, die Bäume glänzten in Laub und Blüten, seid ihr dann nicht zuweilen an einer kläglichen Lehmhütte vorübergekommen, aus deren Tür ein gelbes, verhungertes, im Elend verzehrtes Antlitz blickte? Habt ihr nie diesen schneidenden Kontrast gesehen, welcher wie ein Stoßdegen ins Herz dringt?

Nun, es gibt fast noch Schlimmeres, das ihr wohl gesehen habt: Hunger läßt sich stillen; aber wie schmerzhaft berührt es uns, wenn wir aus dem bewegenden Geräusche der Stadt, aus dem anregenden Kreise einer Familie oder Gesellschaft in ein armes Dörfchen geraten und hinter der handgroßen, zerbrochenen Fensterscheibe den Stumpfsinn, die Öde,

die interessenlose Leere sitzen sehen mit braungelb ledernen, durchfurchten Wangen, toten Augen, gewelktem Munde. Niemals findet die kleinste Freude einen Weg über die morsche Schwelle, ohne Klang und Ton geht die Zeit in solchem düstern Loche vorüber, und solche Existenz wird auch noch Leben genannt!

So schlimm sind die Leute nicht dran in meiner Vaterstadt; sie ist fein und sauber und artig, die Mehrzahl der Bewohner kann täglich ein Stückchen Fleisch kaufen beim Schlächter an der Ecke, und etwas zu verschneiden, etwas zu schwatzen und zu klatschen oder zu diskurieren hat der Bürgersmann auch, es fehlt nicht an allen Interessen, wenn auch die geistigen nicht mehr so lebhaft sind, wie seit der Franzosenzeit und seit dem Reformationsjubiläum 1817, wo die Kirche und die Prediger und die vernünftige Gottesverehrung reichlich durchgesprochen wurden. Seit jener Zeit sind die kleinen Provinzialstädte etwas in Verlegenheit geraten über höheren Stoff; der steigende Luxus, die steigende Wolle und die Revolutionen, für welche sich diejenigen interessieren, welche viel Schulden haben, reichen doch nicht aus für sechs Wochentage und den langen Sonntag. Darum freue ich mich stets aufs beste mit ihnen, wenn Pfingsten wiederkommt, Pfingsten mit seinen Festen! Da verschwindet dem Sprottauer die träge Erde mit ihren Besorgnissen, Schulden und langweiligen Stunden, er putzt die lange Donnerbüchse zum Schießen, Königreiche blühen vor ihm auf, er kann wieder kräftig hoffen, die Erfüllung eines Schützenkönigtums mit fünfzig Talern, zwei Grasflecken, zwei Gebräuden Bier liegt dicht vor dem Tore, ein tüchtiger Schuß kann sie bringen; die Nankinghosen, die gelben, werden zur Wäsche hervorgesucht, die langen Stiefeln acht Tage vorher geputzt, es ist eine Hoffnung da, im Tanze sein Glück zu machen; das Jahr hindurch gibt's außer dem Weihnachtsballe nur diese einzige Gelegenheit dazu, der Junggesell wird alt, und das rotbackige

Rikchen hat sich noch immer nicht entschlossen — dies Pfingsten wird alles ins Geleise bringen, vivat Pfingsten!

Um das stattliche Schießhaus, welches unweit jenes Kirchleins steht, waren die großen Buden schon aufgeschlagen, als ich abends vorüberfuhr, diese stillen bretternen Häuser verschlossen eine reiche, bewegte Zukunft; da wird getrunken und geküßt werden, und Verhältnisse werden emporwachsen von allerlei Art — objektiv betrachtender, leidenschaftsloser Mond, du hast mich einstens auch in den kindlichen, wohlfeilen Illusionen dieser Buden gesehen, als mir die Kultur der Welt noch sehr gleichgültig war. Die leuchtenden Birkengebüsche zitterten flüsternd und heimlich im leichten Nachtwinde, und es war mir, als vernähm' ich die Worte: Was tut ihr stolz da draußen in der Welt mit euren wandelbaren Dingen, der Mensch zum Menschen, das Herz zum Herzen bleibt ewig Mittelpunkt alles Treibens dieser Welt, und es wird geliebt und gehofft und vertraut hier unter diesen Birken so schön, so stark wie anderswo. —

Und schöner: solch eine einsame, von der großen Poststraße abliegende Stadt ist ein Idyll auf der Landkarte, das schöne Mädchen, das mir die Hand reicht, wird von keinem Fremden gesehen, sie hat mich gewählt, nachdem sie alle Herrlichkeit vor sich erblickt hat, die ihr jemals geboten werden kann auf dieser Welt, sie ist mir nun ein Gut, von keiner unerwarteten Macht bedroht, mein ganz und gar; sie quält mich nicht mit Ansprüchen auf Zerstreuung, sie weiß bis auf jede Minute im Jahr, was in den kleinen Verhältnissen gewünscht und erreicht werden mag — es ist ein klassischer Zustand.

Wahrlich, sie saßen in der Vorstadt und in der Stadt noch vor den Türen abends um neun, wie sie gesessen hatten vor zehn Jahren, in Hemdärmeln mit langen Pfeifen, die Weiber mit Strickstrümpfen, der Mond machte die Gesichter bleich, aber ich erkannte sie alle, etwas ausgehöhlter waren

sie, aber unverändert. Man altert langsam in einer kleinen Stadt, man vertrocknet von innen heraus, und das wird spät bemerkt. — Noch wie sonst fragte sich alles: Wer mag in der Kalesche sitzen? Noch wie sonst war solche Kalesche ein Ereignis, das die Leute nicht schlafen gehen ließ, bevor es aufgeklärt war von Haus zu Haus.

Als man sich bis zum andern Morgen drein gefunden hatte, daß Laubes Heinrich in der Kalesche gekommen, als der erste Anlauf von Begrüßungen der Vettern und Muhmen durchgefochten war, da ging ich unter im Pfingstschießen, die Signale schrien, die Jungen rannten mit verspäteten Bandelieren und Nankinghosen, die Trommeln wirbelten, die große Armee schien wieder im Anzuge zu sein — die Schützengarde rüstete sich zum Ausmarsch.

Das Modernisieren wird in wenig Jahren all solche würdige Physiognomien verwischt haben, mit Recht war die alte Garde schon sehr erbittert und drohte mit Emeuten gegen die uniformen gelben Nankinghosen der jungen — es kann ein archäologisches Verdienst begründen, wenn ich diesen Auszug der Kinder und Väter Sprottaus beschreibe. Beiläufig ist es mir auch ein Stolz, meine Vaterstadt zum Mittelpunkte einer ästhetisch-historischen Bestrebung gemacht zu sehen, vielleicht sticken die Enkel einst deshalb meinen Namen auf eine der Fahnen, von welchen ich alsbald reden will.

Der erste Held des Tages ist ein Trompeter, genannt Horaz, er fängt bereits am frühen Morgen an zu blasen, als stammt' er von Josua und wollte die Mauern Jerichos niederschmettern. Die Wichtigkeit seines Amtes — dunkelgrün und ockergelb sind die Farben, in denen er auftritt — erlaubt ihm übrigens kein triviales Gespräch, offiziell zürnt sein aufgeblasenes Antlitz, kein Gassenjunge erhält Bescheid, und an diesem Tage erfährt's niemand, daß er beim Blasen weniger stammelt als beim Sprechen. Von der Würde dieser festlichen Tage lebt Horaz den übrigen Rest des Jahres: wo

er gefoppt wird, wo er anbetet und keine Erhörung findet, da appelliert er an seine gelbwollenen Epaulettes.

Später treten auf die Tambours, die sich zum Ärger ihrer Ehehälften seit mehreren Wochen die stacheligen Bärte haben wachsen lassen; sie tragen, wie Mephistopheles, rote Hahnenfedern auf den Hüten und trommeln ohne Erbarmen. Die Jugend begleitet sie mit patriotischem Gefühle ob des Spektakels, welchen drei Sprottauer machen können, in hellen Haufen.

Die alte und junge Garde versammelt sich einzeln, man wundert sich alle Jahre, daß die Herren Bürger nicht pünktlich kommen, man kann nicht antreten, weil noch die wichtigsten Mitglieder fehlen, man spricht über die Witterung, über Getreide- und Wollpreise, und ob der Herr Hauptmann reiten werde oder nicht. Das war von jeher der wunde Fleck: durchschnittlich existierte gar kein Reitpferd im Städtchen, und der Herr Hauptmann war aller Frage überhoben und ging in den blanken Reitstiefeln stolz zu Fuße. Dies ziehen die meisten vor, es gewährt mehr Sicherheit beim Marschieren; denn im andern Falle, wo ein Gaul zu haben war, traten größere Übelstände ein. Die edle Reitkunst wird aus tausend Gründen in meiner soliden Vaterstadt nicht kultiviert, und die etwaigen Reitpferde bezeigten gewöhnlich eine unangenehme Aversion vor der kriegerischen Janitscharenmusik, es waren Kinder des Friedens, und sie protestierten öfters energisch gegen den Schlachtenlärm. Diese Protestationen hatten ihr Unangenehmes: der Herr Hauptmann verschwand oft vor der Fronte und erschien wieder mitten im dichtesten Haufen der Garde, welche sich bei solcher Gelegenheit gar nicht berufen fühlte, standzuhalten und patriotische Äußerungen vernehmen zu lassen. Ja, es hat sich einmal zugetragen, daß der Herr Hauptmann in der Nähe des Schießhauses, als das Heer über die Brücke zog mit lustigem Zinken- und Glockenspiel, ganz allein unten mit seinem Rosse durch den Fluß

geschwommen ist — erstarrt hat der Zug still gehalten, die rasende Musika ist mit Mühe gedämpft worden. Tüchtig, wenn auch naß, ist der absichtslos kühne Schwimmer, der Herr Hauptmann mit seinem Schimmel, wieder ans Land gekommen und hat mit einer zweideutigen Bewegung Mut und Vertrauen wieder hergestellt. Des nächsten Jahres hat indessen die Frau Hauptmännin ein besonnenes Veto eingelegt, es ist von mehreren Seiten unverhohlen geäußert worden, daß die würdigsten Leiber der Stadt nicht fürder gefährdet sein dürften, der Schimmel ist nie wieder vor der Front erschienen.

Dieses Jahr fand sich ein besonnener, brauner Engländer vor, welcher die stürmische Zeit der Jugend hinter sich hatte, und von dem sich ehrbare, solide Bewegungen erwarten ließen. Er hatte die Proben mit schöner Ruhe bestanden, sogar Horazens Trompete hatte ihn nicht alteriert — der Herr Hauptmann erschien zu Roß, die Garde trat an und setzte sich stattlich in Marsch. Nachzügler stürzten zwar noch aus manchen Häusern, und beflissene Gattinnen eilten hier und da im häuslichen Negligé herbei, um dem Gemahle das vergessene baumwollene Schneuztuch, die grüne Furierbinde zuzutragen oder mit drei hastigen Stichen die lockere Kokarde festzunähen an das schlanke, schwarze Schiff, den geschweiften französischen Hut; aber nichts hielt mehr wesentlich den kriegerischen Ungestüm auf, sobald der alte klassische Marsch, das weltbekannte „Radabum“ begonnen hatte.

Um diesen Marsch, der ein Stück deutscher Geschichte geworden ist, völlig zu würdigen, muß ich ein neues Kapitel anfangen.

---

5. Der Marsch.

Nennt es doch ja nicht etwa Spott, wenn ich munter über die Heimatsdinge berichte — er hat an euren eigenen Händen geklebt, wenn ihr ihn findet. Der Schalk wohnt

auch im Herzen, und ich gäbe alle diese kleinen schnurrigen Dinge nicht für das Größte hin, ich scherze in eitel Wohlbehagen. Solche kleine Verhältnisse haben immer wie kleine Bilder mit Duodezfigürchen ein zum Lächeln Herausforderndes, sie mögen behandeln, was sie wollen. Wenn ich hinzusetze, daß sich just in den hier beregten Zuständen eine überaus anständige Würde, stattliche Persönlichkeiten, Erkenntnis der im Vergleich kleinen Verhältnisse vorfinden, so wird um so weniger ein Mißverstand zu fürchten sein.

O, ich denke so gern dieses kleinen Städtchens, das mich wie eine ehrwürdige Korporation mit scharfen Schattierungen an das Mittelalter gemahnt, wo die Individualität noch gilt, wo die Familie mit ihrem stillen Reize noch webt, wo man bloß Registrator zu sein braucht, um den Honoratioren, wie sie's nennen, anzugehören und den „Klub" besuchen zu dürfen mit Reverenz und Tabakspfeife, wo dem sich auftuenden Talente der Weg zum Stadtverordneten, ja zum Senator und somit zur regierenden Respektsperson geöffnet ist wie in den stolzen Institutionen Altenglands. Die vortreffliche, schön gegliederte Städteordnung Preußens hat gar trefflich beigewirkt, dies kräftige organische Leben zu bewahren, zu verjüngen.

Und nun zurück ins heitere Pfingstleben, die Klarinetten schreien, die Becken schallen, die große Trommel, dies Staunen Sprottauischer Jugend, donnert den gewaltigen Marsch, welcher genannt wird von Breslau bis Heidelberg „das Radabum", welcher gekannt wird von allen Deutschen, die vom Jahre 22 an studiert haben. Dieser Sprottauer Marsch ist die deutsche Marseillaise geworden, aber seine Töne verkünden keine Guillotine, keine Volkswut, keinen Revolutionsskandal; volle Gläser, lustige Augen, grüne Jugendhoffnungen winken hinter der Sprottavienne, sie ist ein Gesang des Friedens und der Heiterkeit. Ich glaube nicht, daß sie Patrunke, der Stadtpfeifer, erfunden hat, aber er spielt sie seit Menschengedenken,

und mein Cousin, ein frisches Lebegemüt, erfand den berühmten Text: „Radabum, radabum, tsching, tsching“, wenn wir heimfuhren zum Pfingstschießen in der goldenen Ferienzeit unserer Glogauschen Schule; davon blieb ihm auf allen Universitäten, die er bezog, der chinesische Kaisername Tsching zum Gedächtnis jenes Marsches, welcher durch ihn Studentenmarsch wurde und die Runde durch ganz Deutschland machte.

Die Freude ist flüchtig, aller Ruhm ein Augenblick — der lustige Tsching liegt schon in kühler Erde, den Erfinder des Marsches kennen wir nicht, und der Magistrat kann ihm keine Pension dekretieren, wenn er noch lebt. Aber bei dieser Gelegenheit muß ich alle die ähnlichen Märsche, selbst das beliebte und geschätzte „Bumratida“ für bloße Glossen und Scholien des ursprünglichen Textes erklären, die Patrunkes-Pfeifern unbekannt sind.

Mit dem „Radabum“ beginnt eigentlich das Pfingstschießen, es ist das deutsche „Evan, evoë“ der Griechen, mit dem ersten Trommelschlage breitet sich die ganze, maigrüne Illusion über Sprottau, die Fahnen werden aufgerollt, der spanische Paradeschritt lenkt sich zum Herrn Bürgermeister, diesem wird ein Walzer aufgespielt, und er traktiert die Herren vom Rate und die Herren Furiere mit Wein und kaltem Braten. Der Tausendsappermenter des Städtchens tritt auf, der Fahnenschwenker, und macht seine Künste, alles schweigt und schaut und staunt. Herr Ritter ist der einzige seiner Kunst, und weitsehende, sorgliche Bürger fürchten, sie werde mit ihm aussterben. Herr Ritter ist ein schlank, wenn auch etwas mager gewachsener Mann, seine Familie gehört zu den Nachkommen Kleons des Gerbers, sie ignoriert aber ihren Ahnherrn. Er trägt einen kleinen, niedlichen runden Hut, einen braunen, würdigen Frack mit großen, talergroßen Stahlknöpfen, ein kurzes, dunkelseidenes Unterkleid und Strümpfe, gemischt aus Seide und Baumwolle, welche gestreift sind wie das merkwürdige und seltene Tier, welches man Zebra nennt.

All seine Bewegungen sind kurz und leicht und stets von einem gemessenen Neigen des Kopfes begleitet, eins seiner graziösen Beine pflegt vorgestreckt zu weilen, und leicht und anmutig in seiner Kraft zu spielen. Im Arme ruht die Fahne, solange er ruht, und sein würdevolles Lächeln beweist, wie er der großen Trommel und den schreienden Klarinetten gern den Spektakel gönnt, durch lange Erfahrungen überzeugt, daß seine eigenen Leistungen, sobald die Reihe an ihn kommt, alles übrige vergessen machen.

Und es schweigt der Lärm, Patrunke bringt mit Energie den Jungen zur Ruhe, welcher seine Pikkoloflöte von neuem einsam das „Radabum“ schreien läßt, und entschuldigt mit einer passenden, unverkennbaren Gestikulation nach der unreifen Figur des Künstlers die Störung, dann gibt er das Signal noch einmal, es fliegt von Ellenbogen zu Ellenbogen der Musiker, ein gedämpfter Zephirwalzer entwickelt sich, Herr Ritter schreitet vor, mit Grazie, nimmt sein Hütchen ab, senkt grüßend die Fahne, auf seinem sonst ernsthaften Gesichte erscheint süße Zufriedenheit und Satisfaktion. Er schwenkt die Fahne rechts, er schwenkt sie links, er bugsiert sie zwischen den Zebrastrümpfen hindurch, ja er wirft sie in die Luft, und — staunend macht sich die Teilnahme der Jugend Luft in einem Ah! Der Zephirwalzer schweigt trotz Patrunkes, des Abgehärteten, Stampfen und Dräuen — er fängt sie lächelnd wieder auf, Herr Ritter, nimmt wieder sein Hütchen ab, zieht sich mit Anmut zurück und genießt das allgemeine Staunen über seine Geschicklichkeit, indem er schweigend und lächelnd mit dem blauen Baumwollentuche sich den Schweiß abtrocknet.

Bum! dröhnt die große Trommel und ruft neue Stimmung, und weiter geht der Zug, lebhafter bereits, aber immer würdig.

Ich darf es nicht verschweigen, so schwer es mir wird, man könnte sonst falsche Folgerungen daran knüpfen, wenn

es anderswie an den Tag käme: Herrn Ritters Fahne trägt jene drei Farben, welche ursprünglich dem Hause Orleans und der Stadt Paris angehört haben, die man Trikolore nennt, und welche bei allen französischen Revolutionen zu sehen waren: „Rot, Blau und Weiß“. Aber ich darf versichern, daß Sprottau solche Symbolik nicht kennt, auch Herr Ritter nicht, obwohl sein Familiengewerbe demokratischen Ursprungs ist. Einfach ist unser Sinn, und Doppelzüngigkeit verachten wir — vielleicht ist's ein punisches Geschenk der Franzosen, diese Fahne, als sie 1813 im Frühjahr bei uns waren zum Besuche; ich weiß es nicht, aber ich will keinen Menschen ins Gerede bringen. Leider fungiert sie freilich heute noch, wenn Pfingsten wiederkommt; aber Herr Ritter ist tot, man hat mir's geschrieben, ach alles stirbt, Ritter und Romantik! Ein geschickter Sattlermeister schwenkt sie jetzt, was Sattlermeister! Der hat keine Geschichte und keine Zebrastrümpfe.

Vorüber, vorüber! Ich gebe der Wehmut nach, der Marsch nehme seinen Lauf, ich folge ihm nicht, sage nichts von den Zuständen, wenn ihn und die Nankinghosen ein Regenwetter überfällt, wenn die Fahnen, die Disziplin, die ganze Armee zu retten sind. Es sei uns ein kleines Bild einfacher Freuden und Verhältnisse, deren Eigentümlichkeit die Mode noch nicht ganz aufgerieben hat. Noch ein Blick ins Schießhaus selbst, und dann weiter, immer weiter!

Links im Saale sitzen die Honoratioren, spielen L'hombre, rauchen Tabak, trinken Bier, begrüßen Gäste aus der Umgegend, sehen dem Tanze zu, der im mittleren Saale braust. Diese Säle sind nämlich durch offene Bogen verbunden, und bilden ein gar stattliches Lokal — im dritten sitzt der Tiers-état, der eigentliche Bürger und Meister, er schmaucht, spielt mit Bastankarten Solo und ist in seinen Äußerungen nicht blöde. Dies ist ein Bild des Staats mit seinen Trennungen, die wir bis gegen das Weltende nicht überwinden werden.

Es ist dort artig Zuschauen: Mütter und Töchter sitzen harrend — die Mütter noch meist in jenem Staate, den sie vor Jahren getragen, die Töchter schon nach Modernem strebend, sei's nur mit einem Bande oder einem Steinchen von Glas. Die Bursche schweigend, über Bequemlichkeit höflich, still rasend im Tanze, bis sie glühen und dampfen, Heiratspläne mit bescheidenen Vergleichen und Umständen unter der Busenkrause hegend. Mit Wohlgefallen sieht man die dreisteren, frischeren, geschickteren Bürgerssöhne sich tiefer hineinwagen in den linken Saal, und die weißen Kinder zum Tanz aufziehen — hier sitzt manche Honoratiorentochter oder Tochter des kleinen Landedelmanns, die des Respekts halber, des Sitzes halber tief zwischen vornehmen Leuten zu keinem Tanze kommt, weil sich die Bursche nicht hinwagen.

Hat man diesen Mikrokosmus genug betrachtet, dann sieht man vom Balkon dem Treiben zu, das sich unten zwischen den Gebüschen an den Spiel- und Schenkbuden herumtummelt: es wird geliebt, gewagt und intrigiert, die Sonne scheint dazu und blitzt zurück vom nahen Flusse, die alten Stadtwagen, Reste der Klosterzeit, worin die Nonnen spazieren gefahren wurden, bringen aus ihrer Tiefe immer neue weiße Gestalten, man spricht mit diesem, mit jener, die Luft ist lind und weich — da stürzt es einem plötzlich wüst in Kopf und Herz, daß man sich's verborgen hat: es ist ein Puppenspiel, das du vor dir hast, dessen leere Anmut du dir leugnest, um ein Leben zu gewinnen; auch hier ist es nicht das Glück, welches du suchest. Die Leute nehmen ein Interesse der Neugier, des Herkommens an dir, du hast von den Früchten des Weltstrebens gekostet, es ist vorbei, und du mußt weiter. Wiedersehen magst du die Heimat noch hundertmal mit tiefem Reize, aber als Heimat ist sie dir doch verloren — ach arge Welt! Was zuletzt mit uns verkehrt hat, ist uns nicht nur stets das liebste, sondern das nötige, weil wir wachsen und uns gestalten bis in den Sarg

und Gegendruck fühlen, und nicht immer von Grund aus uns die Umgebung zubilden wollen.

Kaum ist der Strahl aus Gottes Auge, die Liebe, zu retten in dieser rasch gewordenen Welt — selbst zu diesem Glücke ist ein besonderes Glück nötig; nur eine Freundschaft ist noch das sicherste, welche auf hohem Standpunkte der Humanität begonnen hat, und wo von beiden Seiten das Streben keinen Augenblick ermattet.

Ach, nein! Auch sie bedarf des Glücks. Liebhabereien, Richtungen, Zufälle, Irrtümer kleiner Art trennen auch hier — so stand ich gedankenstarr auf dem Altane und sah in den Trubel, und empfand es schmerzlich, daß die Welt auf solcher Bildungsstufe blasiert sein müsse, wenn sie nicht einen gesunden Leib zu fröhlicher Naturempfängnis und daher sprießend ein frisches Herz zum Liebesreize sich bewahrt.

Ade du kleine Welt, Pfingstschießen mit deinen kleinen Reizen, ich gehöre nicht mehr zu dir, weil ich keine Zukunft in dir suchen kann — und noch am selbigen Abende fuhr ich von dannen, Tränen im Auge, Weh im Herzen. —

Ach, wieviel muß der beweinen,
Der die Welt erfassen will,
Altes, müdes Herz schweig still,
Neben teuren Leichensteinen
Wächst dir neues grünes Gras.

---

6. Die Oder.

Der Postillion fuhr mich den alten Schulweg nach Glogau — wie oft war ich ihn gewandert oder auf trägen, schleichenden Wagen gereist mit einem Kopfe voll Vokabeln und Formeln, mit einem Herzen ohne Mut, das die Schulsorgen zusammengeschrumpft hatten.

Man soll sich der überstandenen Schulleiden mit Freude erinnern! Das könnt' ich nicht sagen — jenes drückende

Alpgefühl des terrorisierten Gymnasiasten kommt noch heute wieder, wenn ich an die langen, eingesperrten Vormittage denke: die Sonne lag fern auf einem hohen Dache, zu uns kam sie nicht, festsitzen mußten wir, wenn uns auch ein verirrtes Frühlingslüftchen mit Drang und Sehnsucht erfüllte. Mehr als einmal sind mir die Tränen in die Augen gekommen, wenn ich morgens um sieben Uhr mit dem Bücherpack durch die Straßen wanderte, rotgolden fiel die Morgensonne auf die taubedeckten Gassen, die Kaufmannsladen öffneten sich, Wagen und Reiter setzten sich nach dem Tore in Bewegung, die Soldaten marschierten mit klingendem Spiele aufs Glacis hinaus, der fröhliche Gassenjunge begleitete sie mit muntern Sprüngen, die ganze ahnungsreiche Welt eines schönen Tages ging auf — und ich mußte in die abgesperrten Zimmer, aus denen kein Entrinnen möglich war.

Es ist wohl recht traurig, daß man in der Zeit des Lebens, wo man am glücklichsten sein kann, glücklich ohne Kollision mit der Polizei und Geistlichkeit, daß man just in dieser Zeit soviel lernen muß, um später ein Mensch von Schulbildung zu sein. Und wie wird das immer bedenklicher: ich empfinde oft inniges Mitleid mit den Jungen, die jetzt noch in den Rinnsteinen herumkriechen! Wenn sie den ganzen sogenannten klassischen Kursus durchmachen sollen, so werden sie nicht Zeit übrig behalten, sich die Nase zu schneuzen — was ist, Gott sei's geklagt, unterdes alles erfunden und nötig geworden! Das Material der Weltbildung wächst wie ein üppiges Kleefeld — es werden unermeßliche Reformen im Schulwesen nötig, und zugrunde gehen über kurz oder lang die Magister und die lateinischen Schulen. Wenn man nur erst den Weg finden möchte, daß darüber nicht alles Latein zu Ende geht — man wird Methoden entdecken, nicht mehr als sechs Jahre für das bißchen Latein zu brauchen, und es wird mancherlei Geographie und Naturkunde bei den Windmühlen und an den Wasserbächen gelehrt werden; wir müssen

es dahin bringen, daß die Männer nicht mehr mit Angst und Schrecken an ihre Jugend denken. Dies ist eine Forderung, und es ist ein Zeichen der Kultur, daß es stets hinreicht, eine Forderung erfunden zu haben, sie gebiert die Gewähr.

Einseitig verteidigen Pädagogen die dumpfen Stuben, das Sitzen und Auswendiglernen, einseitig verlangen Humanisten die Freiheit der Jugend, aber laßt den Kampf toben, die Anforderungen der Welt an die Bürger, die Anforderungen der Jugend an die Welt werden einen Vereinigungspunkt finden.

Da sah ich die Oder wieder in der Ferne durch das Blachfeld ziehen; er hat auch wenig Freude, dieser Fluß; nach einer kurzen, wilden Jugend in den Karpathen- und Sudetenpässen durchfurcht er ein gleichgültig flaches Land durch Schlesien, die Mark und Pommern. Er sieht nur den Teil Schlesiens, der sehr einfach und ohne Reiz ist: auf dem Ufer nach Polen hin unterhält ihn noch auf langen Strecken der alte Pate, der Oderwald, mit knorrigen Eichen und düsterer Stille, Schiffer mit slawischen Leibern und Worten gehen auf den einsamen Uferwegen mit Seilen und Äxten entlang, entweder um den schwerbeladenen Kahn stromaufwärts zu trödeln oder die Heimat in Oberschlesien aufzusuchen, wo sie ein neues Floß zimmern und besteigen wollen, das sie hinabfahren. Martätsche nennen sie es in ihrem Wasserpolakisch. — Es ist keine Freude, diesen Martätschenführern im Oderwalde zu begegnen, obwohl man sagt, sie seien gefahrloser, als sie aussähen; das kommt vielleicht nur daher, weil keine Engländer hier reisen.

Auch die Elbufer sind hinter Meißen unbedeutend, wie die der Oder — diese Erscheinung hat darum noch etwas Bedenkliches, daß man nun im Gange dieser Flüsse keine Notwendigkeit entdeckt, sie sehen fast wie verirrt aus, könnten ebensogut weiter rechts, weiter links gehen, und diese Zufälligkeit, welche die Dammbesitzer sehr tief empfinden bei den

gefährlichen, immer wiederkehrenden Überschwemmungen, raubt den Flüssen auch historischen Reiz. Sie wechseln ihr Bett: eine alte Oder und alte Elbe ist an wer weiß wieviel Stellen zu finden, kurz, die beiden Flüsse können es nicht wohl zu einer soliden Poesie bringen. Das bißchen Weidengestrüpp am Ufer reicht nicht dazu hin, und der Boden des Strandes ist so gebrechlich und bröcklig, daß von Felsengängen gar nicht die Rede sein kann.

Lebe wohl, Oder, die kleinen Gebirgswasser meiner Heimat interessieren mich weit mehr denn du; Farbe hast du auch nicht, wenn's nicht regnet; ich müßte dir's denn anrechnen, daß du nicht leicht so gelb aussiehst wie unsere alte Tante, die Elbe.

Damit will ich den schlesischen Gymnasiasten das stolze Wort Viadrus nicht rauben, und Herr Fülleborn, der im Breslauer Erzähler diesen Viadrus stattlich besungen, soll ungestört schlafen mit seinen Versen und seinem Breslauer Ruhme. Es ist sehr liebenswürdig an den Schlesiern, wie sie ihre Landsleute lieben, von denen etwas gedruckt worden ist; ihr Patriotismus hat so etwas von einer schwachen Großmutter, die für das Enkelsöhnchen immer ein Bonbon und ein paar Hausmittel bei der Hand hat, wenn auch sonst weiter nichts.

Bei dieser Gegend ist noch zu bemerken, daß die Glogauschen Bauern wegen ihrer Grobheit berühmt sind, man nennt ihre Konduite „sackgrob", und ihr täglich Sprich- und Rechtswort lautet: „Was grob ist, hält gut." Ihr Boden ist schwarz und ergiebig, er nährt ihre Grobheit, der Dialekt fällt dicht wie ein schwerer Gußregen im Sommer, er ist dick und bequem, ein guter Hochdeutscher wird wenig davon übersetzen können.

Den Ruf einer soliden Derbheit in allen Äußerungen genießen übrigens alle Oderbauern, die man auch Oderdeutsche nennt, und man versteht's ohne Kommentar, wenn es heißt:

„Ach, er ist von der Oder her.“ Das ausdrucksvolle Sprichwort: „Ein Wort und ein Schlag“ heißt bei ihnen: „Gib'm an Trabs“ will sagen: „Versetz' ihm eins ohne Redensarten.“

Süße Heimat, ich muß weiter.

---

7. Die deutsche Provence.

Man könnte mit demselben Rechte Schwaben so nennen, wenigstens hat es größere Dichter und bedeutendere Dichterschulen hervorgebracht als Schlesien, aber der Scherz dieses Namens für einen Teil meines Heimatländchens soll anders motiviert werden als mit großen Namen und Richtungen.

Wenn man vom Oderstriche einige Meilen nach Westen fährt durch Heide und verstecktes Land, so gelangt man bei Liegnitz in den Vorhof des eigentlich schönen Schlesien. Sanft anstrebende, lange Hügelreihen wiegen sich im Sonnenscheine, dahinter winken die blauen Hochgebirge, die Kieferwälder sind in lockend grüne kleine Holzungen verwandelt, weiße Klöster und Schlösser blinken bei einzelnen Wendungen des Weges. Liegnitz, ein freundlicher, heiterer Ort, in seiner Form dem lächelnden Leipzig äußerst ähnlich, empfängt uns, wie es mich stets bedünken wollte, mit offenen Armen. Es ist dies ein Ort heiterer Behaglichkeit. Grüne Wiesenflächen, küchenfreundliches Gartenland, wohl grünende und duftende alte Schattenbäume umgeben den Ort, freundliche Gesichter, schöne Mädchen, lustige Bursche erfüllten ihn. Bei schönen Mondabenden hört man bald hier bald da Gesang und Saitenspiel, die hübschen, feisten Kräutermädchen sitzen vor den Türen, und weisen den Scherz nicht ab, auch wenn sie aufstehen, Liebespaare streifen unter den Linden hin auf der Promenade, verlieren sich wohl auch weit hinaus in den mondflimmernden Hag, und die Nachtigallen singen besonders schön und zärtlich in Liegnitz.

Es ist ein zärtlich Volk das schlesische, es ist sein schönstes Genüge und das, worauf es immer dringt beim Umgange: das Herz mit allen Kleinigkeiten gegenseitig auszuschütten,

Und wer's mit hübschen Worten kann,
Das ist ein äußerst hübscher Mann.

O, wie reich sind sie an solchen provenzalischen Vireleys, wie propagieren sie zärtliche Verse, wie gerne hätten sie Minnehöfe und dergleichen, wenn's die Polizei und die Klassensteuer gestatteten. Auch ist es mir stets vorgekommen, als ob die Liebschaften hier niemals jenes dunkle, hypochondrische Kolorit annähmen, das mit düsterem Nahrungsjammer, pedantischer Eintönigkeit, egoistischer Klage solche Bilder abschreckend macht. Wem ist's nicht begegnet, daß ihn die liebelockende Mondnacht in Illusion versetzt und der nächste bleiche Tag erschreckt hat, wenn ihm Räume und Personen der romantischen Nacht blaß, bedenklich, zukunftsorgend erschienen. Ganz anders, immer lächelnd, provenzalisch ist die Physiognomie dieses schlesischen Städtchens.

Ich weiß es wohl, wie solche Ansicht eine zufällige sein, auf einigen Spezialitäten beruhen kann — ist's denn aber anders mit der ganzen Welt und Anschauung derselben! Und wie oft hab' ich Liegnitz gesehen, und welche zupassende Geschichten hab' ich dort erfahren! Hier nur folgende.

Auch die jungen Männer, welche sich dort zur Universität vorbereiten, zeichneten sich aus durch eine behagliche Fröhlichkeit, durch ein dralles, hübsches Aussehen; es war an einem warmen Herbstabende, als mir einer dieser Halbstudenten sagte: „Komm' mit, wir wollen zu Hannchen gehen, und du sollst auch einen Kuß von ihr haben."

In den Vorstädten nämlich wohnen die sogenannten „Kräuter", welche das schöne Gemüse bauen, womit Liegnitz und Breslau die ganze Provinz versorgt. Hannchen war ein solches Kräutermädchen — sie saß in einer kleinen Scheune

auf der Tenne mitten unter Gurken, die sie sonderte und auslas. Es war ein rotbackiges, frisches Mädchen mit lebhaften, dunkelblauen Augen; das braune Haar trug sie unter der gebräuchlichen schwarzen Kappe, und es kam nur auf der braunen Stirn zum Vorschein, das leichte kurze Röckchen ließ ihre kräftigen, blanken Beine bis weit über den Knöchel unbedeckt, das baumwollene rote Busentüchlein aber schloß züchtig bis unter den Hals und ließ nur wenig von der weißen Haut sehen, die nicht in der Sonne verbrannt war. Sie reichte ihrem Liebhaber die Hand, welche sie frei hatte, zog ihn, den willigen, zu sich nieder und gab ihm einen und noch einen Schmatz. Dann reichte sie mir auch die Hand und hieß mich willkommen und erzählte vom Gemüse und von Nachbars Lorchen, die nun auch einen Liebsten habe, und daß sie spät Feierabend machen könnte, wenn wir nicht klug sein und die Gurken unterscheiden lernen und ihr auslesen helfen wollten. Wir ließen uns belehren und halfen, und nahmen ihre Verweise der Stadtkinder freundlich hin. So wurden wir dann fertig, und meinem Begleiter waren so und so viele Küsse zugesagt — ich hielt es für angemessen, mir den meinen auszahlen zu lassen, was sie denn auch harmlos auf ihres Liebsten Anweisung tat, und mich fortzubegeben; sie wollten spazieren gehen. —

Nach mehreren Jahren kam ich wieder mal durch Liegnitz und ging in die Kräutergasse hinaus, um Hannchen zu besuchen. Ich wußte es, daß der Liebste auf eine ferne Universität gegangen sei — Hannchen war im Garten und grub die Erde um. Sie war nicht viel älter geworden und kannte mich gleich wieder. Mit einem freundlichen Lächeln, das sich in dem arbeitsroten Gesichte gar anmutig ausnahm, reichte sie mir die Hand, die warm und schwielig war vom Grabscheit, und fragte, wie's ihm ginge. Ich mußt' ihr erzählen, was ich konnte — er hatte ihr beim Abschied einen Kuß gegeben, und damit war's ausgewesen; „'s ist mir recht nah

gegangen," meinte sie, „daß er fort mußte; na, wenn's ihm nur gut geht, hübsche Mädchen wird er schon finden, er sah gar ‚schmuck' aus, mein Liebster, nicht?"

Das war alles; und gibt es mehr? Wer liebt wohl besser: Hannchen oder die Eboli?

Es war just eine Mondnacht, als ich diesmal durch Liegnitz schritt, und ich fand alles beim Alten. Hochidealistisch sind die schlesischen Provenzalen nicht, das mag wahr sein, aber was tut's? Idealistisch sein ist ja auch nur eine Eigenschaft; Petrarca, dieser natürliche Sohn der Provenzalen, der das Kokettieren mit dem Ideale bis ins Unwahrscheinliche, und ganz und gar anders als seine Vorbilder trieb, ist bekanntlich ein ganz anderer Mensch gewesen zu Avignon und Padua, als in seinen Sonetten, ein Mann sehr vergnüglicher Realität, der nur für seine Gedichte ein idealistisches Schema hatte. Warum soll ich es nicht erzählen, daß ich damals unter einer großen Linde einen jungen Fant, die Gitarre im Arme, stehen sah, welcher ungefähr mit folgenden Worten den Idealismus herausforderte:

Durch die Nebel scheint der Mond
In die nächtlich stillen Straßen —
Schien nicht damals auch der Mond,
Als wir nah' beisammen saßen?

Sprechen die Leute nicht viel davon
Von des Geistes Kraft und Genüge,
Von des Herzens tiefinnerstem Ton,
Welcher die Lust durch die Lüfte trüge?! —

Liebe gäb's nicht ohne ihn!
Aber ein einzig Blicken und Küssen,
Ein einziges Ansherzeziehn,
Lassen mich Mond und Nebel missen.

Es war eine grüne, jugendliche Baßstimme — und soll ich's bekennen, sie zerstörte mir alle Illusion, ich eilte, den Wagen zu erreichen.

Überall und überall Dualismus, auch in der Liebe —

Nehmt uns das Herz mit seinen Träumen
Und die Geister in säuselnden Bäumen,
Und des Nebels schimmernden Duft,
Alle die tausend Stimmen der Luft,
Was ist uns dann übrig blieben
Von der Gottheit und vom Lieben?

Die Verschiedenheiten, der Streit und Gegensatz, der Kampf und das Ringen nach Urteil sind am Ende all unser Reiz, vergeßt es nicht im Kampfe, damit ihr über ihn treten und leben möget.

Damit erwacht' ich am Morgen, und tröstlich grüßte der dunkelblaue Zobtenberg, der mir zur Seite lag. Mitten im Lande, ein Prophet des Wetters und blauer Ferne spricht er täglich zu seinen Landsleuten, dieser älteste Schlesier, und es ist sehr unrecht, daß ihn der Volksdialekt den „Zoten“ nennt.

Auch er bringt meiner Erinnerung ein Stück provenzalischen Lebens, Lieder und Turniere, Schwerter und Freudenhöfe, leider auch schwere Besoffenheit, den deutschen Zusatz.

Die Breslauer Studenten halten alljährlich einen Kommers an seinem Fuße. In toller Maskerade, wie beim römischen Fasching, ziehen sie zu Roß und Wagen im duftenden Monat Juni aus, und Breslau staunt der unpolizeilichen Gestalten. Viel Witz und Abwechslung wird da entwickelt, Don Quichotte und Sancho treten leibhaftig auf wie in der Mancha, und das Vergnügen an zweckloser Torheit kommt vielleicht in unserem ganzen Vaterlande nicht so heiter zum Vorschein als bei jenen Zobtenkommersen. Man muß die Chaussee nach Schweidnitz hin gesehen haben an solchem Tage: der magere Beutel oder Kredit der Musensöhne reicht bei den meisten für Pferd oder Wagen nicht weiter als bis zum nächsten Dorfe. Von da schleichen sich nun die heterogensten Masken auf endlose Bauernwagen: die Dirne sitzt auf dem Leiterbaume, ledig des Kopfputzes, und das kecke,

kurze Studentenhaar, der Schnurrbart und die Pfeife sehen wie ein anderes Geschlecht auf die kattunene Unterpartie, brennendrote Doktoren aus Sevilla gehen jungen Schrittes auf dem Fußwege, tragen die Allongeperücke in der Hand, erquicken die Mähderinnen auf der Wiese mit kräftigem Ungar aus den Medizinflaschen, Mars hat sich einen Bauernklepper gemietet, singt tirolerisch und bittet die zu Fuß gehende Minerva, unter deren Göttergewande bedenklich irdische Pantalons zum Vorschein kommen, um etwas Schwamm. Der Besitzer des Gauls, welcher der Sicherheit wegen nebenher geht, trägt den unsterblichen Helm und die rote Tabaksblase.

---

8. Die kommerschierende Provence.

Klingt es auch nur wie Gedichte,
Doch ist's wirkliche Geschichte —
Sind nicht alle Heldentaten,
Wenn sie ganz und wohl geraten,
Fabelhaft und wunderbar?
Die Studenten mit ihren Scherzen,
Waren der Menschheit blanke Herzen,
Törichte, reizende, blank und bar.

So kamen wir Götter und Provenzalen denn des Abends in einem Orte an, wo die Wege nach Breslau, Schweidnitz und Zobten zusammentreffen, auf diesem Kreuzwege steht ein Dorf, das in der Sprache vom Oc „Merschelwitz“ heißt. Es ist zu erwähnen, daß der Schlesier das Wörtchen „ock“ gebraucht, wo die andern Deutschen „nur“ sagen. Also den ersten Tag geht's „ock“ bis Merschelwitz, der bunte Schwarm von Hunderten würde keinen Raum zum Nachtlager finden, er wählt also den sicheren Ausweg, kein's zu suchen. Die Nacht wird süß verschwärmt bei unsterblichen Spielen. Es sind hier weniger griechische, noch Saitenspiele, noch Pfänderspiele gemeint, sondern Lanzknecht, das reizende, und Pharao, der Träumer von sieben fetten und sieben magern Kühen. Lanzknecht ist ursprünglich ein Repetitorium mittelalterlicher

Institutionen gewesen; man hat sich's vergegenwärtigt, wie die Fürsten und Herren mit ihren Lanzenknechten auf Krieg und Beute ausgezogen sind, man hat sich die Sitten dieser romantischen Ideale nachgebildet, und so ist mit einigen modernen Zusätzen von Silbergroschen und ähnlichem das holde Spiel entstanden.

Es ist nicht zu sagen, in welch mannigfachem Derangement, in welch süßer Verwirrung die Kostüme und Gestalten jener Nacht gesehen werden. Mars ohne Mantel hat seinen letzten Silbergroschen verloren und versucht seinen Kredit bei einigen schüchternen Erdensöhnen, die seinen „Sturz“ und seinen Arm scheuen, Minerva, tief im Negligé, macht gute Taillen und ist voll Würde; Gewinn befängt, die Lustigen der Gesellschaft haben alles verloren und verspotten das Glück, setzen sich zusammen, singen und scherzen und fragen nebenher ganz in der Stille bei diesem und jenem an, ob er ihnen mit ein paar Groschen helfen könne. Ist das geschehen und haben sie erst wieder ein kleines jeu für Anfänger zusammen, dann schweigt die Laune, die Begier ist stumm — im andern Winkel des Hauses beginnt der unterbrochene Jubel bei denen, die eben ausgebeutet sind. Um und um schwebt der blaue Qualm, die Effekten des Anzugs liegen in süßer Unbefangenheit durcheinander, Biertonnen sind Tische und Stühle, wo es an diesen fehlt, hier und da liegt unter der hölzernen Bank ein Mattgewordener, ein Abgefallener, wüster Schlaf lähmt Miene und Glieder — so findet die Morgensonne das Wirtshaus von Merschelwitz, und ihre ersten Strahlen jagen alles zum Aufbruch empor. Übernächtig, aber von jugendlicher Kraft getragen, zieht die Karawane von der Heerstraße ab direkt auf den Zobten zu, der majestätisch und immer größer aus dem Morgen hervortritt. Zwei kleinere Genossen, der Kelschen- und Geiersberg, die man aus der Ferne gar nicht merkt, produzieren sich neben dem Hauptberge — so geht's mit allen Berühmtheiten: sie erscheinen in der Weite

so sehr als Ganzes und Eines, daß man nicht fragt nach Frau und Kindern, nach Nachbar und Freund, welche vielleicht ein gut Teil der Größe mitgeschaffen haben. Es ist auch nicht nötig: das sind sehr kleine Historiker, welche einen großen Mann aus zufälligen Umgebungen, Hilfen und Werkzeugen erklären; der wahre Mittelpunkt der Größe findet andere, wenn er diese nicht hat, er schafft sie erst zu dem Vereine; Mittel sind für alles da; aber jenes Ewige, das die Größe macht, ist so selten wie der Held mit Schwert oder Feder. Sie sagen, Mirabeau wäre nichts ohne seinen Sekretär gewesen, Napoleon nichts ohne seine Marschälle und dies und jenes, Goethe nichts ohne Merck! Die hätten andere gefunden und geschaffen. Genie ist Gottheit, welche Menschen macht, auch wenn sie dieselben nur zu finden scheint.

„Der Zobten ist doch die Hauptsache!“ schrie der Chor. Jetzt war ziemlich alles zu Fuß, und ob das Eigentum auch die Nacht hindurch grell gewechselt hat, der Sonne Gold tröstet alle, sie jubeln mit den Lerchen um die Wette.

Sobald man des unscheinbaren Städtchens Zobten ansichtig wird, welches bescheiden am Fuße des Berges liegt, ordnet sich das Heer ein wenig, die Präsides schieben ihre großen Stiefel an, schnallen die Stürmer auf, ziehen die Schläger aus der Scheide. Wenn der äußerste Zobtener Vorposten dies Flimmern im Sonnenstrahle sieht, setzt er die Lunte auf und brummige Böllerschläge begrüßen die neue Herrschaft, denn Zobten verfällt in voller Rechtswahrheit den neuen Eroberern. Am Tore harrt die Unschuld, die jedoch höchstens zehn Jahre alt sein darf, in weiß gewaschenen Gewändern mit grünen Girlanden und empfängt die Sieger — alles übrige Frauenzimmer ist aus der Stadt geflüchtet. Ich muß zugestehen, daß dieser Zug nicht ganz provenzalisch ist. Auf dem Markte begrüßt der Herr Bürgermeister die neuen Herren mit einer Rede und übergibt ihnen die Stadt, sie wird in einer feierlichen Gegenrede mit Haus und Hof,

Familie und Notdurft angenommen — das neue Regiment beginnt.

Ich brauchte nun Homerischen Schwung und Raum, um euch Details zu singen von dem Lager bei Troja, und wie sich die Helden reckten und dehnten, wie sie ihre Fechterspiele trieben, wie Thersytes verhöhnt wurde, Ajax brüllte, Odysseus und Diomedes intrigierten bei den Lanzknechttischen, die an den Straßenecken standen, wie die Wechslerbänke im Vorhofe des Salomonischen Tempels. Begleitet mich in das Zelt Agamemnons, ins Hauptquartier der Präsides, welches einem Seifensieder gehörte und wo die Führer ruhten und Pläne wälzten in ihren Herzen. Man fühlt sich sicher: zwei trojanische Jünglinge, bartlose Kriegsgefangene, halten Wacht an der Tür, sie sind die Blüte Zobtenscher Jugend, und man hat sie schwarz angestrichen von oben bis unten. Es ist nicht meine Schuld, wenn die Zeitalter ein wenig durcheinander geworfen werden, Klassisches und Romantisches bunt durcheinander geht: es waren Philologen und Theologen und Neologen im Zelte des Atriden. „Luzifer“ hieß der eine Jüngling, „Unsinn“ leider der andere. Nach barbarischer alter Weise hat man ihnen den Gebrauch der Sprache verboten bis auf zwei Redensarten: Unsinn mußte auf alle Anfragen erwidern: „Warum denn dieses nicht!“ Luzifer aber hatte zu antworten: „Salomo sagt: Das Weib ist bitter.“

Wenn also Luzifer gefragt wurde von einem vorübergehenden Argiver, ob der göttliche Peleide, der Baron von Achilles zu Hause sei, so mußte er sprechen: „Salomo sagt: Das Weib ist bitter“ — und wenn ein leichtsinniger Fant von der lokrischen Grenze zu „Unsinn“ trat und insinuierte ihm die Redensart: „Ihr Trojaner aus Zobten seid Gesindel und euer Braunbier ist, wie man in Schlesien sagt, Jauche!“ so mußte dieser erwidern: „Warum denn dieses nicht!“ Verfehlten es die Jungen, so wurden sie gestäupt; — ich sag' es ungern und verschweige die Zeremonie. Innen aber im

Zelte Agamemnons beim Seifensieder Schmalz ging's lustig her; auf dem Hofe brannte ein großes Feuer, daran wurde ein ganzer Hammel gebraten — Homer würde sagen: ein Schöps — und es erhoben sich voreilig mancherlei Finger nach dem lecker bereiteten Tiere. Die Edlen, welche in gefälligem Negligé um das Feuer ruhten — Waffen und Rüstungen lagen beiseite — pflogen harmlose Reden über die Feier des Sieges, welche bald vor sich gehen sollte, und über die Schulden der Völker, welche noch von früheren Eroberungen in Zobten restierten. Auch tranken sie Gurkauer Lagerbier aus stattlichen Gläsern, und die Zeit verstrich ihnen lieblich; besonders Ajax aus der Gegend von Hundsfeld beteuerte öfter, er befände sich komfortabel. Kam denn auch Kunde von einzelnem Aufruhr und von Entzweiung der Völker, man ließ sich nicht stören, Verklagte und Kläger blieben rasten im Zelt des Atriden, besonders als Madame Schmalz anhub den Schöps zu tranchieren.

Als Helios mit dem flammenhufigen Gespann tiefer hinabgeeilt war gegen die sächsische Grenze, begann die eigentliche, solenne Siegesfeier auf offenem Markte, welche genannt wird der Zobtener Kommers — erzählt es, ihr Sterne, wie ihr die Helden noch trinken sahet und hörtet spät am Abende, es zitterten die kleinen Häuser, aber die Herzen der Argiver lachten, und niemand erkältete sich.

Nacht war's geworden, bleierner Schlaf lag auf vieler Recken Glieder, die sorglos niedergesunken waren, wo ihnen die Mattigkeit das Herz berührt, hell schien der Mond, die Lüfte säuselten weich und lind aufwärts, um den unglücklichen Göttern, welche es gehalten hatten mit Priams Burg, Kunde zu bringen vom tragischen Ende, nur des olympischen Zeus behagliches Lächeln bebte wollüstig durch die Schöpfung, da ging ich mit einigen Genossen durch das skäische Tor hinaus, an der bekannten Esche vorüber, der Göttervater hatte uns Kraft erhalten, wir wollten den Berg noch besteigen.

Und als wir in den schwarzen Bergwald traten, da wechselten die Zeiten, wie meilenentfernte Vergangenheit lag das Homersche Epos schlafend hinter und unter uns, Landleute, welche sich zu uns gesellten, teilten uns mit, wir lebten in einer christlichen Epoche, und oben in der Kapelle des Berges beginne mit anbrechendem Morgen das Fest des Heiligen, welcher das Zobtener Gebiet beschütze. Wie Nebel fiel es von unsern Augen, wie ein Traum künstlicher Schulzeit — fern aus dem Walde drang das Jodeln einzelner Kameraden wie der unberufene Gesang einer Nachtigall, die sich auf dem Fliederbaume an der Kirche niedergelassen hat und in die Orgelklänge singt; denn von der andern Seite des Berges trug der parteilose Schall den monotonen Gesang einer Prozession — weiß flog das neue Weltlicht über den Himmel, es ward Morgen. Mitten unter Landleuten befanden wir uns auf der Spitze des Berges, das Riesengebirge in dunklen Massen stieg vor uns auf, und der Tag hob einen Schleier nach dem andern von der mannigfachen Gegend, der hohe Turm von Schweidnitz enthüllte sich, über die weiten, bunten Felder nach Breslau zu schoß der erste Sonnenstrahl, die Welt dampfte in frischer Morgenfrühe, die Lerchen erhoben sich, und weicher, bittender Kirchengesang stieg neben uns auf. Die bleichen Gesichter, die abenteuerliche Tracht der Genossen gaben das Bild verschollener Barbaren — die Mannigfaltigkeit unserer Zustände trat vor meine Blicke wie ein Harlekin mit tausend Farben, der beim Tagesschimmer vom Balle kehrt, seinen Mantel verloren hat und nicht weiß, ob er sich schämen soll vor dem heimziehenden Nachtwächter.

Ich ging seitwärts in den Wald hinein und kam zu einer grünen Holzblöße, von wo man hinabsehen konnte nach dem Städtchen. Hier saß ein Landmädchen im tauigen Grase, starr sah sie ins Land hinunter, sie wartete auf den Geliebten, welcher sonst regelmäßig zum Kapellenfeste gekommen,

aber das letzte Jahr ausgeblieben war. Er wohnte dort am Fuße des Berges, wo die Sonne aufging, sie aber an jener, wo sie unterging.

Wir warteten recht lange; ich sah unten auf der Straße die Studenten in kleinen Trupps langsam heimwärts ziehen, hier und da blieb einer ermattet sitzen — wilde Freude endet schlaff.

„Er kommt nicht,“ sagte sie endlich, die arme Dirne, und ging in den Wald hinein. —

Was alles bewegt die Menschen! Und du, goldene Sonne, die immer heißer wurde, bist stets dieselbe, bist dieselbe gewesen auf dem Felde von Troja, auf den Schlössern der Provence, auf den Bergen und Feldern Schlesiens, tröste mich, Sonne!

---

9. Die Saison in Gräfenberg.

Über Ohlau nach Neiße führt mein Weg. Ohlau steht in sehr schlechtem Geruche wegen seines Tabaks, der vom schlesischen Bauer und Ackerbürger verbraucht wird. Übrigens gehört das hiesige Blatt noch zur Aristokratie unserer Tabaksblätter, der eigentlich jakobinische Knaster gedeiht in Wansen. Dieser tragische Name Wansen ist hinreichend, eine Dame in Ohnmacht zu werfen.

Es ist eine stille, uninteressante Fläche bis Neiße. In einem kleinen Städtchen, das man passiert, war ein großer Brand gewesen, ein großer Transport Pulver begegnete mir noch, die schwarzen Fähnchen auf den Wagen, die vorreitenden Soldaten, die Kutscher ohne Tabakspfeifen, ein bleicher Sonnenschein, unter welchem ein trockner, kalter Wind einherstrich — alles das gab einen Eindruck bleierner Art, und die Post schlich langsam im Sande, Neiße wollte nicht kommen. Endlich gewinnt man eine Anhöhe, und die alte Festung und dahinter die Gebirgsanfänge zeigten sich. Die Luft erwärmte

sich zum Regen, und mit ihm gelangten wir durch die vielen Außenwerke in die Stadt.

Es war ein warmer, wolkiger Tag, als ich sie des andern Morgens in einer leichten Kalesche verließ. Nebel und Wolken machten das Gebirge vor mir unsicher und romantisch. Aber es war Elastizität in der Atmosphäre, und ich begrüßte mit Heiterkeit die österreichische Grenze. Es waren meine alten Bekannten von Hirschenstand, Peterswalde, Triest und von der Linie in Wien, die Herren Mautbeamten, wir erkannten uns auf der Stelle an den hübschen Zwanzigkreuzern, drückten uns die Hände und schieden in Eintracht. Übrigens schützt sie gegen Deserteurs der steinige Weg zur Genüge, welcher sich bei den meisten österreichischen Zollstätten findet. Niemand kann ohne Lebens- und Wagensgefahr in Eile vorüber. Ich wage nicht zu entscheiden, ob dies auf einem Prinzip beruhe.

Jetzt befand ich mich denn in dem Stückchen Landes, das man in der Geographie „Österreich-Schlesien“ nennt, oder Troppau, Jägerndorf und Teschen, das kleine Terrain, für welches der Siebenjährige Krieg nicht hingereicht hat, und welches zwischen Schlesien, Ungarn, Mähren und Böhmen eingekeilt ist in hohe Berge und tiefe Täler.

Die Berge rückten immer näher und enger zusammen, und als ich nach einigen Stunden in das Städtchen Freiwalde kam — eine andere Leseart ist Freienwalde — da war rings die Gegend zugestellt von steilen Bergen, was man sagt, mit Brettern vernagelt. Die Himmelsgegenden waren wie verrückt worden durch die mannigfachen Windungen des Weges, die Wolken fielen in sanftem Regen herab, ich war unsicher in einer neuen Welt und wußte weder vor- noch rückwärts.

Das ist aber notwendig, wenn man unbefangen in eine neue Welt treten soll; darum führten auch die Orden ihre neuen Mitglieder immer mit verbundenen Augen durch allerlei

wirrsame Gänge, darum verbrannte Cortez seine Flotte — ich fühlte mich in Freiwalde der neuen Wassergewalt völlig hingegeben und fragte demütig im Wirtshause, wie weit es noch nach Gräfenberg sei.

Es ist nämlich zu sagen, daß ich meine Exilzeit zu Kollegien für meinen Leib benutzen wollte: nun hatte ich gelesen, da oben in einem ganz abgelegenen Bergwinkel, wo keine Zeitungen hinkämen, kuriere man alles mit kaltem Wasser; dies lockte mich. Die Gesundheit, das Geld und die politische Stellung sind heutigentages der Mittelpunkt menschlicher Bestrebungen geworden. Man will gesund, reich und frei sein, wie man zu andern Zeiten poetisch oder vornehm oder liebenswürdig sein wollte. Die Motionen in Sachen der Politik sind bekannt genug. In Sachen des Geldes geht es direkt darauf los, daß vielleicht schon in zehn Jahren kein Amt, keine Position mehr bestehen wird ohne einen Nebenzweig von Industrie. Jedermann wird neben seiner laufenden Tätigkeit ein Geschäft suchen, um seine Hände in dem auf und ab wogenden Meere des Erwerbs und Geldverkehrs zu haben; fixe Gehalte, sie seien noch so hoch, werden für Armut gelten, die Poesie des Glücks wird ein notwendiges Bedürfnis werden, alles wird Kaufmann sein müssen, wie alles gebildet sein muß.

In Sachen der Medizin liegt die Umwandlung vor aller Augen. Der alleinseligmachende Glaube der Allopathie ward angegriffen von Reformatoren, die wiederum, wie damals, ihren Sitz in Sachsen hatten, die bald folgende Cholera spielte den Dreißigjährigen Krieg und entblößte die Schwäche der Parteien auf eine tödliche Weise. Aller katholische, unfehlbare Glaube an die bisherige Wissenschaft ward erschüttert, ward aufgelöst, und wir befinden uns nun im neuen Stadium der Spekulationen, der Entdeckungen und Erfindungen.

Von den verwickeltsten Zuständen in Wissenschaft und Kunst geht die Welt meisthin zu den einfachsten und ursprüng-

lichsten über. Ein unbefangenes Element, das Wasser, wird auch jetzt plötzlich der Mittelpunkt vieler Versuche.

Der Herr Professor Oertel in Anspach hatte jahrelang über die Vortrefflichkeit des Wassers geschrieben, man sprach nicht mehr vom Wasser, ohne des Professors Oertel zu gedenken, und umgekehrt; aber er drang, wie Johannes Hus, nicht tief genug in die ungläubigen Herzen, man verketzerte ihn spöttisch. Da trat nun da oben, wo die letzten Berge der Sudeten ihre steinernen Arme hinüber ausstrecken nach den Karpathen, ein schlichter Landmann auf, errichtete eine vollständige Heilanstalt, und setzte das Wasser ein in alle Majestätsrechte der legitimen Medizin. Vinzenz Prießnitz ist sein Name, und Gräfenberg heißt der Ort, wo die neue Quelle Siloah über die Steine herunterfließen soll.

Danach erkundigte ich mich im Gasthofe zu Freiwalde Anno 1834.

Die blasse, lange Wirtstochter lächelte mitleidig und beschied mich kurz, auf dem Gräfenberge hinter der Stadt sei das Örtchen gelegen, eine halbe Stunde lang fahre man hinauf. Übrigens seien schon so viel Gäste da, daß ich keinen Platz mehr fände, und überhaupt scheine es ihr sehr kurios, daß ich nach dem Wasser hergefahren komme, sie tränken es in Freiwalde schon seit undenklichen Jahren, und es hatte noch kein Mensch was darin gefunden.

So geht's allen Propheten in ihrem Vaterlande. Und die lange, blasse Dame mit den sehnsüchtigen Locken hinter dem Ohre war obenein selbst krank, sie litt an jenem Erwartungsübel, welchem soviele Mädchen verfallen, wenn sie zu reiferer Erkenntnis kommen, und das Heiraten zu hassen anfangen. Das ist jener Zeitpunkt der malkontenten Mädchenromantik, wo sie Hölty und die lyrische Poesie verehren, die reelle Welt aber, und besonders die Männer abstrakt verachten. Wir pflegen es auf Clauren und die Romane überhaupt zu schieben, es ist aber diese Romantik ein ganz natür-

liches, tellurisches Übel wie die Grippe; in Freiwalde gibt's keine Bücher und keine Bildung, ich habe späterhin ganz umsonst eine respektable Prämie für die Braut von Messina geboten, ich brauchte einige Verse des Chors zum Motto eines Nekrologs, aber niemand konnte die Prämie verdienen.

Natürlich schlug ich der Dame mit den klösterlich schmalen Lippen die Wasserkur vor, aber sie äußerte sich sehr verächtlich darüber, und fragte mich schneidend, ob ich wirklich so dumm sein und glauben könne, daß ihr Wasser, nichts sagendes, nichts fühlendes, kaltes Wasser helfen werde.

„Ja," erwiderte ich schüchtern — sie aber ging hinweg mit einem unangenehmen Blicke voll Verachtung über den Mangel meiner Lebensart und warf mit der magern Hand die Türe heftig ins Schloß.

Eine Religion wird aber stets am meisten durch die Zweifler befördert, ich setzte mich voll neuen Wasservertrauens in den Wagen, und war voll Angst und Sorge, keine Wohnung zu finden. Mein Eifer war so groß, meine Hoffnung so gewaltig, daß ich fest bei mir beschloß, im schlimmsten Falle eine kleine Hütte zu bauen, wie man sie auf Kartoffelfeldern anlegt, wenn kein Ort zu ermitteln wäre, wo ich mein Haupt hinlegen könnte.

Es regnete indessen immer arbeitsam, aber so durchsichtig weiter, daß ich die Gegend wie durch einen dünnen Flor erkennen konnte. Es war ein tiefes Bergtal, in welchem ich aufwärts fuhr. Der Wagen keuchte durch einen schmalen Weg, und als uns plötzlich ein herabkommender Bauernwagen begegnete, da war die Not groß.

Links vom Wege kamen allmählich einzelne Bauernhäuser zum Vorschein, welche zerstreut an der Lehne des Berges hinauflagen, und nach einer Wendung des Weges erblickte ich einige größere Wohnhäuser — das war Gräfenberg, das ersehnte Bad in den Pyrenäen. Hinter den Häusern lief ein buschiger Berg noch weit in die Höhe, rück- und

seitwärts standen blanke Berge, und auf den Bergen lagen Wolken, tief unten über die grün und gelben Berge flog der Strichregen.

Der Weg wurde immer steiler, und als wir vor dem kleinsten der massiven Häuser hielten, da mußten wir Steine vorlegen, damit der Wagen nicht eigenmächtig zurückrannte. In diesem Hause wohnte Prießnitz, ich war an Ort und Stelle.

Zwei Leute gingen im Zimmer auf und ab; sie sahen sehr abgewaschen und etwas pauvre, rot und bläulich im Gesichte aus. Auf dem Tische standen zwei Flaschen Wasser, daraus schenkten sich die ohnedies schon frierenden Leute ein.

Ich ignorierte Novize erlaubte mir einige bescheidene Fragen nach der Lebensweise in Gräfenberg, zum Beispiel:

„Sie entschuldigen, meine Herren, was genießen Sie wohl hier zum Frühstücke?“

Antwort: „Wasser“.

„Also bekommt man wohl erst zum zweiten Frühstück —“

„Wasser“.

Es fing mir an kühl zu werden, und das eine der vor mir herumspazierenden Schlachtopfer, ein kleiner Mann ohne Taille, in einem abgeschabten grünen Röckchen, das ihm zu kurz geworden war, schenkte sich zitternd ein neues Glas ein, und stürzte es hinunter.

„Aber des Mittags, meine Herren, erhält man doch —“

„Wasser“ — war die einstimmige Antwort; sie schien mir wie Unkenruf aus einem Teiche zu kommen.

Der Kleine im grünen Röckchen seufzte und strich mit der Hand über die unschuldigen blauen Augen und das unwirsche, spärliche blonde Haar, das seinen Hinterkopf bedeckte.

„Pfui doch, Herr Leutnant,“ sprach der andere und verschlang ein großes Glas Wasser — „ohne Wanken und Seufzen im Feuer, Leutnant! Noch eins, Leutnant!“

Es war eine alte, ausgegurgelte Kommandeurstimme; am Gesicht blieb nicht viel zu unterscheiden, das war durch Dunkelrot und altes Fleisch verwischt; weiße starre Härchen wuchsen aus dem Kopfe, ein alter pensionierter blauer Sommerrock schlotterte um den hohen Leib und die breiten Glieder — ich behielt kaum den Mut, weiter zu fragen.

„Aber, meine Herren, nachmittags oder abends wird es wohl etwas anderes geben, als —“

„Wasser, wieder Wasser“ — kam's seufzend aus der einen, heroisch aus der andern Kehle.

Ich sank erschöpft auf einen Stuhl, es war mir, als sei ich unter Sarastros Leute in der Zauberflöte geraten.

Da erschien ein schlanker Mann in einem gebrauchten schwarzen Frack; er hatte etwas Gutmütiges in dem von Pocken gezeichneten Gesichte, und seine Begrüßung war zutraulich, obwohl er wenig sprach — es war Prießnitz selbst.

Die Wohnung war der sorgliche Gegenstand unseres Gesprächs, er stand lange schweigsam vor mir, das Auge sah sinnend auf einen Fleck, ich erhielt keinen Bescheid. Schon sah ich mich in der Kartoffelhütte, denn das radikale Verfahren vor mir flößte mir unter Schrecken doch lebhafte Zuversicht auf Erfolg ein.

Er ging hinweg, kam zurück, ging wieder, aber ich erfuhr nichts — die Herren von Sarastros Gefolge tranken unterdes fortwährend Wasser, der kleine Leutnant stöhnte, der große Bramarbas pfiff das Mantellied.

Endlich kam Prießnitz und erklärte mir, daß ich in einer Bauernstube eine Ecke bekommen könnte, alles andere sei besetzt.

Da saß ich denn des Abends in meiner Ecke auf dem harten Bett und sah in die Dämmerung hinein, drüben im andern Winkel verzehrten meine Wirtsleute im Dunkeln ihr kümmerlich Abendessen; sie sprachen kein Wort und verschlangen

stumm die Kartoffeln vom vorigen Jahre mit gutem Salze; als sie fertig waren, knieten sie auf die Bank, das Gesicht nach der hölzernen Mauer richtend, beteten ihren Rosenkranz, und krochen dann still zu Bette.

Es war totenstill in der niedrigen Stube, die Mäuse kamen aus ihren Schlupfwinkeln, der Mond brach draußen durch die Wolken, und es schien mir in dem gefärbten, unsichern Lichte, das durch die kleinen, schlechten Scheiben brach, als säße die Wasserkur wie ein blaßblaues Gespenst auf der Ofenbank.

Ich eilte hinaus, schob den hölzernen Riegel von der Haustür und wollte in die Nacht hineinlaufen, um mich in andere Gedanken zu laufen. Aber das geht in Gräfenberg nicht, am wenigsten des Abends, denn das Terrain ist so abschüssig, bergig und ungleich, daß es nur einen einzigen Weg gibt, der fünfzig Schritt lang ebene Fläche gewährt — alles andere ist Berg und Tal, ich wäre mit meiner nächtlichen Wasserkurstimmung unzweifelhaft auf die Nase gefallen. Resignierend setzte ich mich neben meiner Wohnung auf ein Stück Bauholz — die Wolken waren auseinandergedrängt, der Mond schien hell. Dem Antlitze des Hauses gegenüber lag eine Scheune, und diese beiden Gebäude bildeten einen vortrefflichen Rahmen, den einige sich an die Häuser lehnende Bäume noch schöner machten.

Es lag eins der wunderbarsten Bilder dazwischen, das ich je gesehen: der Blick lauft schnell und doch nicht jach in einen Talkessel hinab, in welchem sich wie ein italienischer Pinienhain ein mäßiger mit Fichten bewachsener Hügel erhebt — dahinter wie schwarze Ewigkeit stehen ungeheure Berge, die nur wenige hundert Fuß niedriger sind als die Schneekoppe im Riesengebirge. Es ist besonders der „Altvater“, der mit rundem, kahlem Haupte hinübersieht nach Galizien und Ungarn, und die „Hochschar“, welche über Mähren nach Wien hinabschaut. Man findet selten so weite,

tiefe Täler, unmittelbar von den höchsten Bergen eingeschlossen; die höchsten, vornehmsten Leute kommen nicht leicht in so nahe Berührung mit der untersten Klasse.

Und über diesen dunkelgrünen und blauen und schwarzen Abschüssen schwamm der Mond mit seinem lächelnden Lichte, und oben von Prießnitzens Hause her klang ein dünner Chor von Männerstimmen, die in Ermangelung des Wasserliedes ein altes Weinlied sangen. In ganz Gräfenberg war aber nicht ein Tropfen Wein zu finden — hatte es nicht den Anschein, als ob die alten Götter von Barbaren aus der Welt getrieben seien. Das Gerüst war geblieben und die alte Sprache, aber sonst nichts. War es nicht jenes nüchterne wunderliche Gefühl, als wenn sparsame, mäßige Christen in einer Aufwallung nach Gott — Bacchus schreien.

Verworrene Zustände von menschlicher Nüchternheit und irdischer Romantik in Gräfenberg, und wie lächerlich war ich moderner Exul mitten darin! Als ob ich eine neue Welt entdecken gewollt, war ich Sorgen und Verfolgungen in eine wäßrige Langeweile entflohen.

Am andern Morgen begann das neue Leben um vier Uhr, die Wasserkur begann an meinem eigenen Leibe. Man wickelte mich in wollene Decken, warf noch ein Bett über mich, und überließ mich meinem Schicksale. Als nach einigen Stunden dies Schicksal im Schweiße meines Angesichts lechzte, ward mir kaltes Wasser eingeflößt. Dies befördert die Transpiration aufs äußerste, und wenn diese nun den ganzen Körper aufgelöst hat, da wird das Deckbett weggehoben, und, ein weißer Bettelmönch, wandelt man in der wollenen Hülle hinaus zum Teiche Bethesda.

Diese Bäder sind meist dicht an den Häusern angebracht und werden fortwährend von dem in Rinnen und Röhren herabkommenden Bergwasser angefüllt, sind also stets lieblich eiskalt und frisch. Nach meinen unsicheren Abendschwärmereien mußte der Mond schlechte Mitternacht gehalten haben, denn

als ich in jener Decke meinen Gräfenberger Brautgang hielt, flog mir der Schnee ins Gesicht.

Wirklich tritt nach ungefähr einer Minute völlige Erwärmung in dem kalten Wasser ein, die indes bald neuer Kälte weicht. Diese zweite Kälte muß eigentlich abgewartet werden, sie schüttelt innen und außen den Menschen zusammen. Die Furcht vor dem Schlagflusse und dergleichen fatalen Zufällen ist übrigens hierbei eine völlig unbegründete, die schwächsten Personen erleiden gefahrlos diesen Wechsel, und es wird täglich die Bemerkung gemacht: je gründlicher und heftiger die Transpiration vorher, desto wohltuender ist das kalte Bad darauf. Ein Bad von solcher Kälte ist ohne vorhergehende Transpiration viel empfindlicher. Man darf auch dabei nicht außer acht lassen, daß der vorhergehende Schweiß durch nichts Echauffierendes erzeugt wird, daß man bei offenen Fenstern liegt, daß die Lungen in vollkommener Ruhe dabei sind.

Nun kleidet man sich an und trinkt Wasser; der Frost treibt gewöhnlich zum Laufen hinaus, und man sieht da die frierenden Badegäste überall auf den Bergen herumtraben. Der gewöhnliche Weg ist nach einem der Gräfenberge, von denen die kleine Ortschaft den Namen hat, nach der sogenannten Koppe, die nur zehn Minuten von den Häusern entfernt ist.

Auf dieser Koppe ist eine wunderbare Janusaussicht: rückwärts das alte fabelhafte Gesicht der hohen Berge und des tiefen ernsten Tales, das sein Gesicht in tausend Formen wechselt, bald eine neue Schlucht mit einem Dorfe zeigt, bald eine verbirgt — vorwärts aber öffnen sich die Berge, und jung und blau und rosig liegt die Fläche des preußischen Schlesien vor den weiter und weiter suchenden Blicken, am Fuße der Koppe steht still wie ein Weihnachtsbild das Städtchen Freiwalde, worin die magere Wirtstochter ärgerlich harrt.

Dieser Platz ist alle Tage neu, und wenn mich das kalte Wasser noch so quälte, auf dieser Koppe fand ich einen fröhlichen Moment.

Nun geht's zum Frühstücke in den Speisesaal. „Wasser!" hatte ich gestern gehört, und ich war darum nicht sehr eilig.

Seinem kleinen Wohnhause gegenüber hat Prießnitz ein großes Haus gebaut, in welchem die meisten Badegäste wohnen, und worin sich auch der Speisesaal befindet, denn es wird wie im Kloster alles gemeinschaftlich genossen. Was in diesem Hause nicht Platz findet, wird in den fünf bis sechs in der Nähe liegenden Bauernhäusern untergebracht. Da nun aber der Zudrang so groß wird, daß auch diese Räume nicht mehr ausreichen, so hat Prießnitz den Bau eines noch größeren Hauses begonnen, das jetzt wohl fertig sein mag, ein neues Wasserschloß. Und jetzt kennt der Leser den Umfang Gräfenbergs; es ziehen sich zwar noch einige Bauernhäuser tiefer unten ins Tal hinab, aber die werden nur im äußersten Notfalle benutzt, weil sie zu weit entfernt sind. Einige Wochen nach meiner Ankunft trat allerdings dieser Fall ein: wie zwei Wassernixen stiegen täglich zwei verschleierte Edeldamen an meinem Hause vorüber den Berg hinauf.

Es wird zwar zum Frühstück wieder Wasser getrunken, aber daneben werden auch Milch, Brot, Semmel, Butter und frische Beeren verspeist, und der schreckenerregende Major präsidierte mit würdigen Taten.

Im Laufe des Vormittags geht man nun eine halbe Stunde weit hinauf in den Wald — das Tal rückwärts wird mit jedem Tritte schöner, und die Ermüdeten nimmt ein kühler, schauernder Forst auf. Da säuseln die hohen Buchen und die südlich aussehenden Tannen, da ist es still und einsam, nur die Bergwasser, Prießnitzens Medizinarten, rauschen. Den Vögeln ist Gräfenberg zu hoch, ich habe deren sehr wenige gehört, die Wasserkur ist ihnen zu traurig.

Durch diesen schallenden Forst schreitet man eine Strecke und findet plötzlich in einer Vertiefung die sogenannten Duschen. Da stürzt ungefähr zimmerhoch ein starker Wasser-

strahl aus der Rinne herab. Unter diesen Strahl postiert man sich in paradiesischer Unbefangenheit und überläßt sich zehn Minuten seinen schmeichlerischen Ausdrücken.

Darauf folgt ein so entschiedener Frost, daß die Gliedmaßen eigenmächtig nach allen Richtungen fahren — Gott sei Dank, daß jetzt die Zeit da ist, wo ich das bloß zu beschreiben brauche, was ich so innig empfunden. Man trabt wie ein nasser Pudel, der seine heillosen Kunststücke gemacht, durch den Wald zurück. Ich habe aber täglich inne gehalten, wenn ich heraustrat und von der steilen Waldesgrenze dies wunderbare Berg- und Taltheater erblickte. Mancherlei Bergformationen liegen in meinem Gedächtnisse, aber die Originalität dieses Gräfenberger Kessels hat mich alle Tage von neuem überrascht, ich habe diese absonderliche Gegend täglich in neuen Verhältnissen zu erblicken geglaubt.

Die warme Sonne empfing mich Durchkälteten dann immer so lieb wie eine sorgliche Mutter, ich dankte ihr von Herzen, daß sie sich nicht auch in die Wasserverschwörung mischte, setzte mich auf einen Stein und guckte in die blau, grün und gelben Berglehnen, und wartete unser Mittagsglöckchen ab.

Diese Situation will ich mir zurückrufen, wenn ich einen mittelalterlichen Roman schreibe: schweigsam wie die Kirche, abgesondert wie das Kloster liegt tausend Schritte unter mir das friedliche Gräfenberg, in der ganzen Natur regt sich nichts — plötzlich klingt hell das Glöcklein auf Prießnitzens Hause, wie das heimliche Klosterglöckchen zur Gräfenberger Andacht, zum Wassertrinken und nebenher zum Essen rufend.

Dies ist der einzige Moment, dessen ich ohne Schmerzen gedenke — das Wasser spielt allerdings des Mittags wieder eine Hauptrolle, und das ist ein schlechter Ritter, der nicht wenigstens seine Flasche leert, aber man ißt auch tüchtig dabei. Prießnitzens, des immer schweigenden Vorsitzers Grundsatz lautet, das Wasser verarbeite alles. Je mehr man trinkt, desto mehr kann man essen.

Der Major würzte sein Präsidium mit donnernden Geschichten — die Serviette, breit unter seinem Antlitze herabwallend, war ein unbeschriebener Friedensschluß neben dem blutroten Kriege. Er hielt auch tüchtig auf Anciennität und Standesordnung; ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich als zweideutige bürgerliche Figur zu Gräfenberg eine sehr untergeordnete Rolle spielte: eine Gewürzkrämerin aus Breslau, die meine Grundsätze in Zweifel gezogen hatte und ein Gutsbesitzer intrigierten lebhaft gegen mich, und während ein leberbrauner Schulmeister und ein kontrakter Tuchmacher, die nach mir eingetroffen waren, avanciert wurden, blieb ich auf dem letzten Schemel und erfreute mich nie einer Aufmunterung im Dienste vom Herrn Major. Ein bürgerliches Fräulein von Mähren gewährte mir für diese schmerzhafte Erniedrigung einigen Trost. Sie sprach nämlich zuweilen mit mir, und da sie in die Rangliste aufgenommen war, so erhielt mich diese leise Anknüpfung doch so weit in der Gesellschaftsbalance, daß ich keinen offenen Eklat erlebte. Diese Bürgerin mit republikanischen Manieren war sehr massiv, massiv war ihre Naivität, ihre Schönheit, ihre Jugend. In diesem Urorte, bei dieser Urmethode, bei allen diesen vorhandenen Urelementen sprach sie sehr an, der Major bevorrechtete sie offenbar in absoluter Weise, und als es nicht mehr alle Tage schneite, erschien er eines fröhlichen Mittags in seinem blauen Nankingrocke. Dieser färbte nach des Besitzers fluchartiger Versicherung seit drei Jahren nicht mehr ab und umschloß den würdigen Leib mit nachgiebigen Falten.

Die Tischgesellschaft ist so munter, und Gräfenberg ist überhaupt dasjenige Bad, wo die Kranken am muntersten sind, wenn sie keine Zahnschmerzen haben — frisch sind sie immer, das kalte Wasser weckt auf. Der Hauptstamm der Bevölkerung bestand aus alten und jungen Kriegshelden, Feldzüge aller Art, Wunden der Flasche und der Waffen

sollten geheilt werden; viel Pension ward zu Gräfenberg verzehrt, viel Heldentaten lebten auf, manch langes Epos ließe sich singen; natürlich fehlte es auch wie nirgends in der Nähe des preußischen Staats an Referendarien, das Jus befängt den Unterleib.

Drei Kriegsgelehrte und zwei Rechtsgelehrte, ein Gutsbesitzer, der die Wissenschaft über die Achseln ansieht und sechs Leute, die alles wissen, dies ist der Stamm jener Gesellschaft. Außerdem war ein Kriegsrat da, welchen ich hier nur andeute, da er mir auf Zinsen im Portefeuille ruht — er hatte im Kriege zuviel Zuglöcher in die Magazine gemacht, und das war seinem Beutel und dem Podagra sehr gut bekommen. Er war ein sehr hübscher Mann, wie sie sagen, er rauchte jeden Tabak, er glaubte alles, trug schwarze Gamaschen und war für die Aufklärung, soweit sie keinen Schaden bringt.

Außerdem war die Gesellschaft ganz leidlich, besonders da man keine Zeit dafür hatte, denn nachmittags begann wieder die Morgenprozedur mit Schwitzen und Baden, und wenn es dunkel wurde, war man müde.

Ehrlich gestanden, es gibt keinen Ort, wo man die Langeweile so wenig gewahr wird, als Bad Gräfenberg — ich bin vor Zahnschmerzen nicht dazu gekommen, und den Kriegsrat schützte das Tabakrauchen, das bekanntlich auch gegen die Cholera hilft. Besonders Ohlauer und Wansener Blatt.

Einzelne Züge von Gräfenberger Patienten und von Gräfenberg sind noch: Allgemeine Verachtung der Ärzte, namentlich der allopathischen, gewöhnliches Beiwort für dieselben: Mörder und Giftmischer — Unterhaltung über Homöopathie — man findet weit und breit keine Medizin, in Gräfenberg selbst nicht einen Tropfen; alle Übel, die ausbrechen, werden mit kaltem Wasser kuriert, Leute, die mit Fieber hinkamen, verloren es nach wenig Tagen — man bedauert die Welt, welche noch nichts von der Wasserkur

weiß — man liest keine Zeitung, besonders darum, weil man keine hat, die spekulative Politik ist für China — es hieß einmal, der Herr Major bekomme die „Wiener Zeitung“, aber sie sei zu lang, als daß er sie wegleihen könne, er werde allein kaum fertig damit — außer Professor Oertels dickem Wasserbuche habe ich kein Buch gesehen, es machte viel Aufsehen, als ein junger Mann aus Löwenberg, der an der Rückendarre litt, den „Dohmschütz und seine Gesellen“ mitbrachte — des Abends wird wieder geläutet, und man verspeist wie am Morgen Milch, Butter und Brot — wer den andern nicht grüßt, gilt für ungebildet — der Barbier kommt für die Bärtigen männlichen Geschlechts immer den dritten Tag aus Freienwalde herauf, und wirkt auch wohl im Freien, wenn's nicht zu stark regnet. — Der Herr Major ist pensioniert, und niemand erinnert sich, daß er je etwas anderes gewesen wäre; seine Jugend fällt in die Zeit des Kartoffelkrieges, seinen Namen hab' ich nie gehört — wer nicht laufen kann, wird mit Ochsen zur Dusche gefahren — wer nicht darunter stehen kann, setzt sich auf einen Stuhl; dieser braucht des Wassers wegen kein Polster zu haben — wer am meisten Wasser trinkt, wird am meisten bewundert; sonstige bürgerliche Verdienste werden in Gräfenberg ignoriert, wie billig — der Witz ist schlecht angeschrieben, und es hat in dieser Beziehung nur folgende Anekdote Gnade gefunden: Der ewige Jude, welcher bekanntlich nicht sterben kann, holt sich einmal auf seinen Wanderungen den Schnupfen, und wendet sich, um diese Unbequemlichkeit los zu werden, an einen allopathischen Arzt. Nach einiger Zeit ist der ewige Jude kuriert, das heißt: er ist tot. —

Die Anstalt und Erfindung in Gräfenberg ist aber wirklich von großer Wichtigkeit, und Vincenz Prießnitz ist eine beachtenswerte historische Erscheinung. Nach alle dem, was ich von ihm gesehen habe, ist er ein sinnender, aufmerksamer Mann voll Bravheit und Rechtlichkeit. Er kennt den

menschlichen Körper und hat seine Wasserkur bei tausend verschiedenen Fällen versucht. Keineswegs fanatisch für seine Heilmethode, ist er doch der Überzeugung, daß mit Ausdauer die meisten Übel durch Wasser gehoben werden können. Er gibt sehr viel darauf, daß das Wasser keineswegs abstumpfe, und allerdings ist man nach mehreren Wochen noch ebenso empfindlich dafür als im Anfange der Kur.

Es ist nicht mein Zweck und meine Fähigkeit, ein medizinisches Urteil abzugeben; ich habe nur Mitteilungen versucht, um jene im äußersten Winkel Deutschlands verborgene Methode bekannt zu machen. Soviel ich gesehen habe, wirkt es auffallend günstig gegen Übel, die zum Teil äußerlich sind, wie Lähmungen, Geschwulst, Ausschlag, Gicht und dergleichen; Ausschläge sind fast immer die Übergänge zur Heilung, chronische innere Krankheiten hab' ich weniger vor Augen gehabt — man darf aber keinen Augenblick vergessen, daß es sehr langsam wirkt, und daß man ihm viel Zeit gestatten muß. Es regt alle Übel auf, und wohl mag es geschehen können, wie in Gräfenberg die Legende geht, daß man sich einen neuen Körper antrinken und anbaden kann.

Dawider freilich mag ich auch nichts einwenden, daß die Wissenschaft eine so plumpe Heilmethode lächelnd ansehen mag.

Mögen die Leser jene Hauptsache nur nicht vergessen, daß jenes Gräfenberger Wasser nämlich unschuldiges, alltägliches Bergwasser ist, ohne den geringsten Beisatz von Mineralien oder dergleichen, blasses Wasser, wie man es allerwärts finden kann, unverdorbene Gottesgabe, überall nachzuahmen, wohlfeil und anspruchslos.

---

10. Die Gebirgsnovelle.

Es war des Sonntags, und dem Tage zu Ehren guckte die Sonne mitunter durch die Regenwolken, daß ich Mut

gewann, mich aufzumachen und auf den Bergen und Wäldern herumzuklettern.

Tief im Bergforste hatte ich Weg und Steg verloren, und es war mir sehr erwünscht, in der grünen Einsamkeit einen Burschen daherschreiten zu sehen; dem Anscheine nach war's ein Bauer, der aus der Kirche kam. Die Sonne und das Wetter hatten sein Antlitz gebräunt und gefärbt, und als ich näher zusah, da dünkte es mich, er könnte höchstens dreißig Jahre alt sein, wenn auch die Hände, welche das Gesangbuch und den Stock hielten, dick, rauh, zerarbeitet aussahen. Ich begrüßte ihn, er dankte freundlich, nahm seinen harten Sonntagsfilz ab, und beschied mich mit guter Miene meines Weges. Unterdes holte er sein rotgeblümtes baumwollenes Sacktuch hervor und trocknete sich den Schweiß von der Stirn — das gab Anlaß, ihn zu fragen, warum er so rasch gegangen sei, und da er offen und treuherzig war, so erfuhr ich, ein Stück mit ihm schreitend, seine ganze Geschichte. Ich kann seinen Dialekt nicht wiederholen, aber doch etwa die Art seiner Darstellung.

„Schaun Sie," sagte er, „ich bin von dort drüben hinter dem Berge her, der nach der Hochschar zu liegt, und wie sie mich da sehen, da bin ich ganz und gar, nur eine Jacke und ein Hemde, ein Paar stramme Lederhosen und feste Stiefeln habe ich für die Werktage, aber ich habe frisch und rüstig sein müssen, um es soweit zu bringen, und weiter wird's wohl nicht möglich sein, ich hab's heute der Margaret gerade 'raus sagen müssen, 's ist ihr nahe gegangen und 's hat mir auch herzlich weh getan, aber 's ist nun einmal nicht anders auf der Welt." —

Ich fragte ihn nach Margareten. —

„Nu, junger Herr," sagte er, „das ist die Margaret bei Müller Vincenz, sie dient schon ins vierte Jahr dort und ist mein Schatz; aber du lieber Gott, ans Heiraten ist halt gar nicht zu denken, das hab' ich ihr heute sagen müssen,

der liebe Herrgott muß es doch nicht haben wollen — nehmen Sie mir's nur nicht übel, daß ich so flink schreite, wir haben zu lange miteinander geklagt, ich und Margaret, und wenn sie sich bei unserm Bauer um den Tisch setzen und 's fehlt einer, da ist's an allen Ecken nicht recht." —

Ich hatte nichts zu versäumen, ging mit ihm und ließ mir erzählen. Diese kleinsten Verhältnisse, diese unscheinbaren und doch unübersteiglichen Schwierigkeiten, diese Ergebung in den traurigsten Zustand hatte für mich etwas sehr Überraschendes. So niedergeschlagen, so durchdrungen von einer innern Atmosphäre der Armut hatte ich mir den Bauer nicht gedacht, der doch im steten unmittelbaren Verkehr mit der produzierenden Schöpfung, in der Kraft körperlicher Tüchtigkeit meines Erachtens mutiger sein müßte. Aber Sommer und Winter, Saat und Ernte, die regelmäßige Wiederkehr unabänderlicher Gesetze, gänzlicher Mangel jedes Ungewöhnlichen, ununterbrochenes Ringen um das Notdürftige drücken den Landmann unserer Tage nieder.

Andreas war der zweite Sohn seines Vaters, das kleine Haus und Gärtchen war an den Erstgeborenen gekommen, eine verlahmte Schwester mußte von diesem mit erhalten werden — „sie will doch auch alle Tage essen, und wenn zwei Jahre um sind, braucht sie einen neuen wollenen Kittel, er sitzt sich zu schanden, wenn man ihn auch nicht in der Arbeit abreißt; da mußt' ich mir denn einen Dienst suchen und mich wacker regen, um soweit zu kommen, wie ich bin, und — nun der Himmel mag mir's vergeben, mit der Marg'ret hab' ich mich freilich übereilt, daß ich sie zu meinem Schatze machte. Aber, junger Herr, Sie können mir's glauben, ich weiß selbst nicht, wie's gekommen ist, und als wir zum ersten Male miteinander gesprochen hatten, da dacht' ich: Na vielleicht schickt der Himmel ein paar gute Jahre, und der Bruder rafft sich ein wenig und gibt uns die kleine Bodenkammer mit ein, wo die Schwester schläft, und was

ich etwa sonst noch für Gedanken hatte, 's soll aber nicht sein: gestern nacht kam wieder ein Frost, und hat dem bißchen Ernte des Bruders den Rest gegeben, und jetzt hab' ich's der Marg'ret sagen müssen."

Ich brachte ihn darauf, wie er mit Marg'ret bekannt geworden sei, um ihn heiterer zu stimmen.

„Sehen Sie," sprach er, „'s war um Georgentag, wo die vornehmen Stadtleute in Freienwalde ihre Kinder zum erstenmal wieder barfuß gehen lassen, da kam ich Sonntags in die Kirche. 's Wetter war schöne, daß einem das Herz im Leibe lachte, alle alten Leute, die neben mir in die Kirche nach Freienwalde gingen, freuten sich über das Frühjahr, und sagten, das könnte eine gesegnete Ernte werden; die Schneedecke war den Winter durch warm gewesen für die Saaten, und geregnet hatte es in den letzten vierzehn Tagen auch, die Witterung hatte ihre gehörige Feuchtigkeit und 's schönste Gedeihen, der alte Vater Willer Christoph sagte, wir sollten's nur nicht besprechen und den lieben Gott schönstens bitten. So gingen wir hier durchs grüne Holz, 's war schier grüne, wenn auch noch nicht ganz, die Vögel waren schon alle wieder da, und munter und fleißig, und wie wir dort unten auf die Lehne kamen, wo man nunter sehen kann ins Städtel, da hörten wir die Glocken in die Kirche läuten; ich kann ihnen gar nicht sagen, wie fromm und hübsch mir zumute war, und sehen Sie, an demselbigen Morgen begegnete mir drunten bei den ersten Zäunen in Freienwalde Marg'ret, sie hatte auch ihren Sonntag just und ging in die Kirche, und sagte zu uns: ‚Gelobt sei Jesus Christ,' und wir sagten alle gar herzlich: ‚in Ewigkeit, Amen.' Der alte Willer Christoph aber meinte sachte zu mir: ‚Guck mal Andreas, das wär so a Madel!' Und von der Stunde an hab' ich sie nicht mehr vergessen können. ‚Na, sie würde Ihnen auch gefallen, wenn Sie sie sehen sollten, sie hat ein Paar kohlenschwarze Augen und ist schmuck, groß und rüstig.'"

Das ging nun so den ganzen Sommer durch, wir sahen uns alle vierzehn Tage in der Kirche — denn ich hatte mir's behalten, wann sie ihren Sonntag hätte, und am Michaelstage da faßt' ich mir ein Herz, und sprach sie an, als ich sie just alleine bei den Scheunen fand, und sie stand mir auch Rede, und wir fragten einander, wie wir hießen und wo wir her wären. Nu, so ging's halt weiter, zur Kirmes in Freienwalde, da macht' ich mir einen zeitigen Feierabend und ging 'nüber und ins Wirtshaus. Ich dachte, Marg'ret wird sich's wohl denken, und sie hatte sich's auch gedacht und stand unter den Mädeln im Winkel; ich zog sie zum Schießer auf, und wir waren den Abend seelenvergnügt. Sie hatte ihre Kuh schon besorgt und brauchte nicht vor Zehne heimzugehen. Um drei Viertel ging ich denn a Stück mit ihr, und da haben wir uns zum ersten Male beim Mondschein einen Schmatz gegeben, und ich hab's ihr gesagt, daß ich dächte, wenn noch so a gut Jahr käme, mein Bruder würde uns die Kammer geben — wie ich jenen Abend durchs Holz nach Hause gekommen bin mit dem lichten Mondscheine, das kann ich mein Lebtag nicht beschreiben. Als ich mich aber niederlegte, da hab' ich's auch der Marg'ret und dem lieben Herrgott schönstens gedankt, und Sie können mir's glauben, junger Herr, ich bin noch nicht so gottesfürchtig gewesen als damals, und des Morgens war ich immer der erste auf'm Zeuge. 's hat mir freilich nichts geholfen, na, ich muß denken, der Herrgott hat's nicht gewollt; aber wenn ich an die Marg'ret gedenke, die heute zu mir sagte: Andres, ich laß dich nicht, es mag gehen, wie's will — sehen Sie, lieber Herr, da kommt mir's Wasser aus den Augen, als wenn ich noch in die Schule ginge, und 's arbeitet in mir, als müßte ich sterben." —

Ach, wer doch aller Welt helfen könnte! sprach ich zu mir auf dem Heimwege, wenigstens den Liebespaaren, deren Glück so wohlfeil ist. Meine Kasse war zu spärlich, saß ich

doch selbst ausgestoßen, verlassen in diesem abgesonderten, äußersten Winkel deutscher Welt und wußte noch nicht, wo sich mir ein Loch des Zugangs wieder öffnen würde. Aber ich rechnete auf den alten Major, ich wollte ihn bereden, eine Sammlung zu sanktionieren für Andres und Margret. Mit diesen Gedanken kam ich auf die Blöße, welche hinabfällt zu unserer Wasserkolonie — eine tiefe Wehmut übermannte mich. Menschenjammer, Menschenfeindschaft, wo ist deine Wurzel zu finden, daß man sie ausreuten könne ganz und gar? Mein Leben und das Schicksal dieses Liebespaares waren eben wie diese Gegend, über welche dunkle Strichwolken zogen und trotzigen Regen warfen, aller Horizont war von himmelhohen Bergen verbannt, und wenn ich sie überfliegen könnte, wohin käme ich dann? Nach Mähren, nach Ungarn — verstohlen lief ein Sonnenstrahl in die einzige Lücke der Gegend hinein, nach Schlesien; ich setzte mich auf einen Feldstein und ließ mich beregnen und war voll Trauer —

Und hast du mich verlassen,
Welt, die ich so geliebt?
Doch will ich die Liebe nicht lassen,
Die mir nur Tränen gibt. —

Da läutete das Mittagsglöckchen in Gräfenberg — sollst mir eine Tröstung sein, du stärkender Ruf. Wir machen ja immer die Dinge außer uns zu dem, was eben in uns waltet — und heut ist ja auch Posttag in Freienwalde, vielleicht kommt endlich eine Nachricht aus der Welt. Es waren beinahe vier Wochen vergangen, und ich hatte nichts erfahren, als Lafayettes Tod, als ob die Freunde und die Zivilisation gestorben wären, so still war es für mich geworden.

Ja, ich fand einen Brief, aber darin für mich nur die traurige Nachricht, daß die bleiche Kerkersorge dicht an meinen Fersen sei, daß ich die größte Eile brauchte, ihr zu entrinnen. So blieb denn keine Zeit übrig für Andres und

Margret — armes Volk im Gebirge! Und wie reich ist die Armut, wenn sie Liebe im Herzen, ein so gewaltiges übermannendes Interesse hat! Aber die Armut dieser Leute beruht darin, daß sie keinen Mut zur Phantasie findet und elend verkümmert in beschränkter Verzagtheit.

Meiner schwarzäugigen Wirtin trug ich auf, sich nach den Liebesleuten umzusehen, ich würde ihr schreiben, und sie sollte mir dann vom Schulmeister einen Brief aufsetzen lassen über das, was sich zugetragen. Sie konnte es zwar nicht begreifen, wozu das alles, solch ein Interesse war ihr zu fein gewoben, sagte aber doch „ja", und mit des nächsten Tages Frühe ward ich auf dem harten Wagen von dannen geschüttelt! Auf die eintönige Gräfenberger Ruhe folgte schneller Wechsel und Sturm; dies ahnend, fuhr ich traurig zwischen den Waldwänden der Berge, an den rauschenden Gebirgsbächen dahin, und es war mir ein ordentlicher Trost, daß sich nirgends ein Ausweg zeigte in offenes Land; hinter diesen Bergen, in den hölzernen Hütten unter diesen Leuten, welche das Wort Politik nicht kannten, war ich am sichersten.

Aber des Mittags öffneten sich Zugänge in die Ebene, der Bischofssitz Johannisberg winkte, und bald hatten wir ihn erreicht. Das Wort Johannisberg duftete wie eine Blume, und wenn's hier auch nicht das rheinische war, es hatte doch auch seine schönen Blätter. Am Abhange des Gebirges liegend, sieht es weit hinein in die lichte schlesische Ebene und ist still und behaglich wie jeder Sitz wohlgepflegter Geistlichkeit. Ebenso still und sanft lächelnd sieht das Schloß des Bischofs auf das Städtchen herab — ich denke mir stets in solcher Sommerresidenz eines hohen geistlichen Herrn große, hohe, mit Samttapeten ausgeschlagene Zimmer, wenig, aber eingeweihte, verständige, freundliche Bediente, in einer Ecke der Zimmerreihe wohnt der Prälat mit seiner liebenswerten, rötlichen Gesundheit, an der andern wohnt seine lustige Nichte, die auch sehr gesund ist und zufrieden

lebt mit Essen, Trinken, kleinen Spaziergängen und Fahrten und kleinen Scherzen. Im rottapezierten Gemache, das etwa in der Mitte liegt zwischen den Wohnungen, kommen sie zusammen zu heiterem Genusse der Gaben Gottes, der Aussicht, des Geflügels, der anmutigen Wallungen des Menschenherzens, der süßen Rebe und eines heiteren Verses. — Hoch liegt das Schloß, man sieht ins Land, doch niemand sieht ins Fenster. —

So verträumt' ich mir meine bedenkliche Position; ich wollte dem geistlichen Herrn das Schicksal von Andres und Margret empfehlen; aber er war nicht da; zur Cholerazeit hatte er sich in die reine Gebirgsluft hergeflüchtet; jetzt war er gar gestorben, der alte Herr. Das Bild wollte also gar nicht passen zu meinem romantischen Prälatentraume; — ich fuhr weiter, die bedenklichen Grenzämter kamen, wo einem politischen Schriftsteller das größte Unglück begegnen kann; ich stieg aus und suchte Feldspat. Bei solcher Gelegenheit sieht man recht ein, wie nützlich die naturhistorischen Studien sind. — Nach einer halben Stunde war mein Durst gestillt, und ich begegnete dem Wagen wieder.

Die besten Dinge in der Welt werden beiläufig gefunden — ich habe freilich in der Gegend von Patschkau nichts entdeckt als einen Ausweg.

---

11. Die Flucht durchs Gebirge.

Ich glaube, es heißt ein Roman so, den ich nicht kenne, aber ich glaube auch versichern zu dürfen, daß es sehr unbequem sein mag, einen Romanhelden vorzustellen, wenn er durchs Gebirge fliehen muß. Die Wege sind schlecht, an Poststationen fehlt's auch, und wenn einer ordentlich fliehen will, so muß er alle Taschen voll Geld haben. Freilich die Romantik gewinnt, was die Bequemlichkeit verliert, die Polizei ist im Gebirge niemals so gut als in der Ebene,

Telegraphen gibt's da auch nicht, und ungewöhnliche Wege fallen nicht auf. Das war alles recht gut, über die Invaliden in Patschkau war ich auch hinaus, aber der Gräfenberger Wagen stieß mir die Milz bis ins Herze, das Sattelpferd konnte das fremde Wasser nicht vertragen und stürzte von Kolik betroffen danieder, den Weg nach Frankenstein wußten wir auch nicht, und es ward dunkel — Volksmenge sammelte sich, und ich wäre so gern ohne Aufsehen durch die Welt geschlüpft, wir waren erst eine kleine Strecke über das Grenztor hinaus, die Invaliden konnten durch den Auflauf herbeigezogen werden und einen Passagier finden, welcher zur unrechten Zeit Feldspat gesucht hatte. Die Situation war einem Romane ganz angemessen, aber nicht meinen Wünschen. Ich sprang vom Wagen, versicherte meinem Gräfenberger, der, so weit von der Heimat, sich gottverlassen vorkam, ich würde das Pferd besprechen, er sollte mit einem tüchtigen Peitschenhiebe zu Hilfe eilen, wenn ich das Zeichen gäbe.

Während ich das Abraxaszeichen über den Unterleib des Pferdes machte, flüsterte ein Junge aus dem Haufen „die Invaliden kommen“ — dies kürzte meine Zeremonie ab, beschleunigte den Peitschenhieb, dieser fruchtete, ich sprang zum Kutscher hinauf, im Galopp ging's von dannen. Und Bewegung hilft solchem Tiere am sichersten; als der Mond heraufkam, trabten wir lustig fürbaß. Es war eine der schönsten Nächte, die über Schlesien geleuchtet haben mögen, der Weg, welchem wir wie alte Ritter auf gut Glück folgten, ging unter schlanken grünen Bäumen an einer Berglehne hin, Johanniswürmchen flogen wie kleine Sternenkinder in dem grünen Dunkel umher, wohin die Lichtstreifen des Mondes nicht drangen, und als wir an eine Blöße kamen, sahen wir dicht unter uns ein schloßweißes Kloster liegen, schön wie eine junge, blasse Nonne. Kloster Kamenz wird es genannt. Dahinter stieg schwarz das Hochgebirge auf, von weichen, fließenden Mondwölkchen umsäumt, und als sich wieder eine

dünne Laubholzung dazwischendrängte, da erhielt das Ganze einen blaugrünen Schimmer wie aus dem schönsten Geisterreiche einer Kindesphantasie.

Kein Mensch genießt aber solch eine Nacht aus Gottes Schoße besser als ein Flüchtling, welcher fortwährend auf dem Fuße langen Abschiednehmens von der Natur steht.

In diesem süßen Dämmer kam ich ans Tor von Frankenstein. Knarrend öffnete sich's der Gräfenberger ward hier entlassen mit neuen Aufträgen für Andres und Margret; diese Armen schienen mir jetzt die nächsten in der Welt. Auf neuem Wagen ging es weiter; glatte Chaussee führt über Reichenbach nach Schweidnitz. Dieser Frankensteiner Bezirk ist die üppige Weizenkammer Schlesiens. Das Getreide wogte auf den Feldern in strotzender Gesundheit, offen ist hier das Land, und das „hohe Mensen- und Eulengebirge“ schaut schweigsam wie ein wohlwollender Großvater hernieder.

Hier sieht man das schöne Widerspiel des Oderstrichs — in derselben Richtung wie jener Strom geht, ziehen sich weiter westlich die reizenden Gebirge von der ungarisch-mährischen Grenze bis an die sächsische hinab, und an der letzten Abdachung dieser Kette führte mein Weg hin während jener Nacht. Man kann hier auf den Gebirgskämmen über die mährischen Berge, den Jablunkapaß, die Karpathen hinabsteigen bis in die Ebenen der Moldau, wo die Schweine gedeihen, und auf der andern Seite über das Riesengebirge, den Iserkamm, die sächsischen Berge nach Thüringen hinein bis in die äußersten Höhenpunkte des Harzes und der Weserberge, von wo ein ungewöhnlich gutes Auge die nordischen Meere und die Möwen sieht. Wenigstens von Ungarn aus bis tief nach Sachsen hinein hängen die Gebirge hier zusammen wie eines Gottes spaltlose eherne Rüstung.

Süß meiner unsichern Freiheit genießend, schaukelte ich im weichen Wagen angesichts dieses langen, undurchdring-

lichen Leibes dahin — im Mondschein sah ich die langen, meilenlangen Dörfer am Fuß der Eule liegen, welche einst die Füße des Gymnasiasten ermüdet hatten. Da träumte jetzt mein Medardus von bescheidenen Erfüllungen — der Gute ahnte nicht, wie ich Sturmvogel mit meiner weiten Welt jetzt gefährdet an ihm vorübergerissen wurde, während er unbedroht schlummern konnte. Die Verhältnisse gleichen sich aus mit ihrem Reize. Die Kapitale dieser ungeheuren Dörfer ist Langenbielau, ein Ort so groß, daß verschiedene Dialekte darin gesprochen werden: diesseits des Baches, welcher ihn durchschneidet, sagt man, wenn die Fenster des Himmels geöffnet sind, „'s rehnt", jenseits aber „'s rahnt". Vielleicht gibt es überhaupt kein Ländchen in Deutschland, wo der Dialekt so tausendfach modifiziert ist, und wo man soviel Abwechslung, Dreistigkeit im Erfinden antrifft als Schlesien. Dabei ist doch die Sprachatmosphäre so gemeinschaftlich, daß sich alles versteht, ja daß man den Sinn solcher Worte, die im Augenblicke erfunden werden, alsbald begreift. Die neueste, unerwartetste, nie dagewesene Wendung eines Zustandes macht den Schlesier keinen Moment lang um den Ausdruck dafür verlegen, er improvisiert eiligst aus dem Kessel seiner Formationen eine ganz frische Gestalt, ein Wort, das niemand je vernommen, aber der andere Schlesier weiß auf der Stelle, was jener meint.

Die Gebirgsdialekte sind wie überall in den Bergen, wo Wasser und Boden hart sind, weich und vokalvoll, ja reichlich; aber in jedem Tale anders. Je näher dem eigentlichen Gebirge zu, desto tiefer ziehen sie die Vokale; so bezeichnet man den Dialekt von dieser Gegend mit folgendem Verse, in welchem man sich förmlich ausstreckt auf u, a und i:

Ich bin do uba har
Vo de lange Biele,
Wu die grußa Reska wachse
Mit de lange Stiele —

Reska sind nach einem vornehmeren Silesiasmus Reisken, eine wohlschmeckende Art Pilze, die geröstet oder aus denen Suppen gekocht werden. „Wir suppen Reisken," sagen sie, denn sie erfreuen sich dieses bequemen Verbums, das vielleicht zu empfehlen wäre, wenn es melodischer klänge.

A und la ist aber die herrschende Endung im Gebirge, die fast allen Substantiven und Adjektiven angehängt wird, und im Grunde jene alle zu Diminutiven macht — a Tippla und a Löffla (ein Töpfchen und ein Löffelchen). Die Rede klingt wie das Läuten der Kühe. Im übrigen Schlesien herrscht lediglich das Diminutiv auf el, das auf chen gilt für hochdeutsche Ziererei. Man sagt nicht ein Kännchen, sondern ein Kännel, nicht Hölzchen, sondern Hölzel, nicht Mädchen, sondern Mädel, und jeder Schlesier, er sei noch so weit und lang von der Heimat, ruft in der Eile mal: „Wart a bissel!"

Als ich hinter Schweidnitz war, ging die Sonne tönend auf, die Felder glitzerten im Morgentau, wie ein wohltuender Atemzug hob sich der Frühnebel von den Bergen, Lerchen stiegen in die Luft, Bauersleute zogen aus den Dörfern an die Arbeit, ach, die Welt ist mir niemals reicher und schöner entgegengetreten als auf dieser flüchtigen Reise. Freiburg lag vor mir, der letzte Grenzort der Ebene, von dort aus ging es tiefer in die Berge hinein. Ich nahm Abschied von der schlesischen Ebene, die man übersieht bis nach Breslau hin, in deren Mitte wie ein dunkles Schloß der Zobten liegt; die kleinen Hügel von Striegau, in deren Nähe Friedrich der Große die Schlacht von Hohenfriedberg geschlagen, brachten mir den letzten Gedanken aus diesem Strich Landes. Bald war der steile Berg überwunden, und ich fuhr dahin durch den klingenden Wald von Fürstenstein. Dieser Ort wird für einen der schönsten Punkte Schlesiens gehalten. Man begreift darunter eine alte Burg, eine tiefe Bergschlucht und ein neues Schloß. Und wahrlich, an einem sonnigen Juni=

morgen mag nicht leicht ein schönerer Platz gefunden werden. Das neue Schloß liegt auf den ersten Höhen, die an der Ebene aufsteigen, auf der einen Seite sieht man durch einen lichten Wald hinab in das blaue Land, die Aussicht ist erst da zu Ende, wo der Himmel auf die Erde fällt, um und neben uns prangt das stattliche weiße Schloß, vor uns öffnet sich der dunkelgrüne mit wildem Bach und rauschenden Bäumen sprechende Grund; zwischen Felsen und dichtbelaubten Bergen geht er tief, tief unten eine halbe Stunde weit bis zur alten Burg, deren braungelbe Mauern herüberblicken wie stiller Friede, süße Abgeschlossenheit eines alten Ehepaars. Die Bäume um die Burg sind niedriger, lichter grün gefärbt, ein einfaches Gebirgstal mit den Häusern von Salzbrunn öffnet sich dahinter und wird weit oben vom dunklen „Hochwalde" geschlossen. So gewinnt das Bild die wohltuende Einheit eines ganzen Lebens: hinter uns ins duftige unbestimmte Land hinab die Märchenphantasien der Jugend, um uns die stattliche Zuversicht des prangenden Jünglings, da unten im dichten Grün das abschüssige, gefährliche Leben des Mannes mit verschwiegenem Einsamkeitsreiz häuslicher Freude, mühsames Emporarbeiten bis zum bescheidenen Alter der stillen Burg, und zum Schluß des Lebens beschränkte aber wohltuende idyllische Aussicht auf ein Tal mit Dorf und Acker. Und der Hochwald schließt, eine große, unbewegliche Mauer, welche die Fragen der Ewigkeit verbirgt. Alle Nebel und Wetter lagern sich in Wahrheit um diesen Hochwald, und wenn der Bauer am frühen Tage vor das Haus tritt, so geht sein Auge nach dem Hochwalde, um Wetter und Zukunft zu erforschen.

Ach, es war an jenem Morgen des goldenen Juni, wo auch ich Abschied nahm von den Träumen schlesischer Jugend, von der Aussicht in schimmerndes, weites Land, ich genoß ein stärkendes Frühstück auf jenem Schloßplatze, wo ich so oft die schönen Kinder des Landes an Sonn- und Festtagen

gesehen und mir das Herz hatte bewegen lassen von Ahnung unendlichen Glückes, das Gedächtnis Goethes ging vor mir her mit der ernsten Mahnung, Wunsch und Streben zu beschränken, zu gestalten, sei's auch in die kleinsten Formen, und ich stieg hinab in den dunklen Grund. Durch dunkle Tannengassen führt der Weg, ein Stück über grüne, sammetne Wiesen, über schmale Brücken, an Felsenstiegen, man kann fehl gehen und in schlimme Lage geraten. Freilich wer einen Führer hat, für den ist der Weg nur romantisch und angenehm zwischen den starrenden oder rauschenden Bergwänden hin. Aber Jugend ist ungestüm und fragt und sucht nicht nach Führern.

Jeder Schlesier und Reisende, der irgend einen Vers machen kann, hat Fürstenstein besungen, ich bin einiger Ballen von dieser Poesie habhaft geworden und will sie hier mitteilen — warum nicht? Jedes Herz hat seine Reize. Zuerst singt ein Schulmeister — nun wohl, ich will die Mitteilung bis zum Schlusse aufschieben, aber die Angst kann ich meinen Lesern nicht ersparen.

Es macht kein Volk soviel Gedichte als wir, das ist recht schön; aber der Italiener, der auch viel unnütz reimt, hat doch die melodische Sprache für sich und für die Zuhörer.

Nichts soll schöner sein im Fürstensteiner Grunde als ein Gewitter; ein neugieriger Engländer hat das durchaus sehen und hören wollen und ist vom Blitz erschlagen worden. Gedichte und neugierige Engländer gibt jede romantische Partie in den Kauf wie der Fleischer ein paar Knochen.

Die alte Burg ist ganz erhalten, man kann dort Ritters spielen. Der Turnierplatz ist auch wirklich bei Lebzeiten der Königin Luise an einem schönen Sommertage zum Turnier gebraucht worden. Die alten Herren der Umgegend erzählen noch mit Entzücken davon, wie die Herren turniert hätten, wie die schöne Königin vom Balkon zugesehen und Preise verteilt habe. Das Andenken dieser poetischen Frau lebt noch

mannigfach im Gebirge; auch hier trägt noch ein reizender Punkt, von wo man eine überraschende Aussicht auf die Gegend hat, den Namen Luisenplatz.

Bei jenem Turniere oder bei einem ähnlichen in Potsdam hat auch der Fürst Pückler einen Preis errungen. Er war ein Mann des Glücks von Jugend auf, wenn ich mich auch in diesem Faktum irren sollte.

Von der alten Burg ist's nur ein Büchsenschuß bis zum Anfange Salzbrunns, wo die Kirche steht und der neugebaute Turm — dort besuchte ich meinen alten, wackern Pastor, bei dem ich so manche ländlich theologische Woche verlebt und über Supranaturalismus und Liturgie versprochen hatte. Er brachte noch wie damals seine Argumente gegen Wegscheider und Paulus zur Hand und war noch rüstig in seiner Terminologie wie ehedem, und wie ich ihm sagte, daß mich so und so viel andere Interessen bewegt hätten und bewegten, da drohte er mir lächelnd mit dem Finger und sagte: „Er war von je ein Weltkind, unser alter Freund.“ —

Wir gingen ins Feld hinaus, um unsere alten idyllischen Freuden wieder zu suchen; dies Pfarrhaus mit der rührigen Hausfrau und den aufblühenden Töchtern, mit dem Gemüsegarten und den nahen Bergen, manchen Sommer und Winter war es mir Vossens Grünau gewesen oder Goethens Sesenheim. Ach, wie öde war es geworden! Die rührige, freundliche Hausfrau war in die Hütten der Seligen gegangen, der rasche Sohn in ungewisse Weite, die Mädchen der Umgegend waren gestorben oder weit ins Land oder an gleichgültige Leute verheiratet, sogar von Turm und Kirche hatten sich Putz und einzelne Ziegel gelöst, nur der Pastor und die Berge waren die alten.

Ich nahm weinend Abschied, auch ich habe nirgends ein bleibend Quartier und konnte den weinenden Alten, der seine Gefährtin und seine Hoffnung verloren, nicht trösten. Als der Wagen mich schon ein Stück fortgeführt hatte, sah ich

noch einmal zurück — der alte Herr stand an einem grünen Felde, winkte mir noch einmal, nahm sein schwarzes Samtkäppchen ab, und deutete mit der Hand zum Himmel — der leichte Sommerwind kräuselte sein dünnes, weißes Haar.

Und doch glücklicher Alter in deinem patriarchalischen Glauben! — Wie gebrechlich erscheint man sich neben der festen Örtlichkeit dieser Erde; die Menschen waren gestorben; aber Bäume und Berge waren dieselben.

Der Wagen rasselte das endlose Dorf aufwärts, am Brunnen und den Brunnengästen vorüber. Schlesien ist reich an solchen Brunnenorten, die eine ländliche einfache Saison bieten, Heiratsinstitute, Erholungsorte von dem Alten mit dem Anfluge von Badeleben, der seit dem Untergange Polens sehr verloren hat. Die Dukaten der wilden Edelleute von dort, ihre breiten Viergespanne waren ein wichtiger Bestandteil schlesischer Saisons.

Vorüber, vorüber! Wie das Haus einer unglücklichen Liebschaft winkte die Apotheke vom Berge herunter, in welcher ich Anno 31 mit einem polnischen Offizier auf einem Zimmer gewohnt hatte, der verwundet von Warschau kam und mir den Krieg erzählte, dessen inneres Getriebe damals noch aller Welt unbekannt war. Nie werde ich jenen eintönigen Schmerz vergessen, der für das Vaterland beim Erwachen betete, den kein Sommerglanz der Erde einen Augenblick ablenken konnte von dem Gedächtnisse seiner Heimat, der für dasselbe betend zur Ruhe ging. Es war das langweilige Einerlei des Klostergeistlichen, aber so stark und so gewaltig, daß man das Wort Langeweile nicht zu denken wagte. — Armer Pole, hier an diesem Hügel hörtest du die Schlacht von Ostrolenka erzählen, in kühler Erde der Warschauer Schanzen modert jetzt dein Leib.

Vorüber.

Es war ein heißer Mittag, als ich in den Bergkessel von Landshut hinabfuhr — ein langgestreckter kleiner Gebirgs=

ort schlummert das Städtchen oben in den Bergen. Es ist ein wichtiger Paß durchs Hochgebirge in der Nähe, des großen Friedrichs Freund, General Fouqué, hat hier stationiert und gefochten, und zwischen Säbeln und Bärenmützen mit dem Könige über Humaniora korrespondiert.

Der Landshuter Berg, eine lange, gewaltige Anhöhe, über welche die Chaussee hinüber nach Schmiedeberg und ins Hirschberger Tal führt, in dies eigentlich allerheiligste Tal des Riesengebirges, war zu passieren. Ein schwarzes Gewitter lag über ihm und seinen dunklen Fichtenwäldern, der Einspänner keuchte, mein Kutscher, ein Landshuter Bürger und ich stiegen langsam nebenher — wieviel Melancholisches hat ein solch einsamer Gebirgsweg, er weckt dem Gedankenlosesten die Andacht. Könnt' ich's erzählen, was jenseits der Höhe, unter der berühmten großen Linde, die hier im Hochgebirge sich wie ein Edelmann Gottes ausnimmt, durch mein Herz strich von Gedanken und Weh über Gottes Ewigkeit und der Menschen kurzes — Hassen und Gebaren! Das kleine, klägliche Fuhrwerk, der erschöpfte, magere Ackerbürger, das ernste, schweigende Hochland, ich unter der Linde sitzender Flüchtling, der leise grollende Donner in der finstern Wolke, welche dicht neben mir am Berge hing — wieviel Gedanken könnte ein Maler mit solchem Bilde anregen. Und ist nicht Anregung das Liebesgeheimnis aller Kunst?

Bei Schmiedeberg, hinter welchem sich die Schneekoppe mit ihrem kahlen Scheitel aufrichtet, kommt man in das Hirschberger Tal, ein mit Hügeln besäter Strich Landes von fünf bis sechs Meilen, von der böhmischen Seite geschlossen durch das nackte Riesengebirge, von der andern begrenzt durch die Vorberge, welche es vom übrigen Schlesien trennen. An den Bleichplätzen, Fabrikhäusern und der langen Häuserreihe Schmiedebergs vorüber, das mit lockenden Landhäusern und bescheidenen Ackerbürgerhäuschen abwechselt und an die Station zwischen Padua und Venedig gemahnt, fliegt der

Wagen auf festem, glattem Boden durch eine Landschaft, die einem Park gleicht, dahin. Nur die ewige Mauer des Kamms, wie man das Hochgebirge nennt, steht dunkel und unverrückt, die andern, kleineren Berge wechseln wie in der magischen Leuchte, bald erscheinen sie hier, bald dort — die Sonne war untergegangen, schnell wird es Nacht in dieser Bergumschlossenheit, und. von allen Bergen nah und fern flammten Feuer auf, es war Johannisabend, aus allen Orten scholl Jauchzen, ein leichter, weißer Nebel, wie ein Feenschleier, fiel von den Sternen auf das Hochgebirge, ich fuhr dahin wie in einem Märchen aus Tausendundeiner Nacht, Breslau bei Joseph Max und Kompanie.

Bis zum andern Morgen war es neblig geworden, die Gegend sah reich geheimnisvoll aus, als ich von Hirschberg die Meile hinaus nach Warmbrunn fuhr, bald trat ein dunkler Berg aus der Ferne vor, bald schlug er wieder den grauen Mantel um sich; die Vögel sangen, der Weg war belebt — ein Bischof im blitzenden Ornate brauste mit vier Pferden vorüber, es war die Zeit der Firmelung, ein junger Graf Schafgotsch, dessen Familie dieses zauberhafte Tal gehört, folgte in leichtem Kabriolett.

Es war eine melancholische Andacht, in welcher ich bald darauf vor jenem Kaffeehause Warmbrunns saß, welches im Angesichte der Hochgebirge liegt; es wurden mir Waffeln gebacken, und ich starrte nach den fliegenden Nebeln, welche um die hohen Berge flatterten. Das Gebirg kokettierte wie eine Schöne mit ihrem Schleier — nur der Vorgrund mit dem grün und weißen Kynast und der Annakapelle lockte ohne Verhüllung — ach, ich durfte nicht bleiben! Zwei lederne Badegäste hatten sich in meine Nähe niedergelassen und sprachen über die deutsche Literatur. Seit Theodor Körner, meinten sie, sei es vorbei damit, und nun kamen sie auf die Politik der jetzigen Literatur, und berührten schwierige Saiten. — „Ich kenne ihn," sagte der eine, dessen gelbgeblümte Weste

mir unvergeßlich ist, „und ich werde das meinige tun, wenn er mir vorkömmt; er soll in Schlesien sein.“ —

Ach, es war mir recht, daß es von Herzen regnete, als ich in die Berge des Iserkamms hineinfuhr, wir hielten zu Mittage an einer einsamen Heideschenke, die war so abgelegen und verborgen, daß ich wohl hätte dableiben mögen. Ich suchte mir die Eier auf dem Heuboden und fabrizierte mir selbst einen Kuchen — die Leute waren im Holze, nur ein schneeweißer Großvater und ein kleiner Bube, der noch nicht mitlaufen konnte, waren daheim.

Durch triefende Tannenwälder, bergab ging es mit dem rüstigen Regen weiter — ich kam nach Böhmen, und in stockfinsterer Nacht hielt der Wagen erst. —

Wo sind wir?

Das ist Schloß Friedland.

Unglücklicher Wallenstein, dein Gedächtnis war nicht aufmunternd. Es war gegen alles Erwarten ein trefflicher Gasthof da, und die Stille des Berges und der Nacht tat mir wohl — das Städtchen liegt unten am Flusse.

Der andere Morgen war trüb, aber es regnete nicht mehr; die Natur hatte jene Stimmung des Menschen, welcher alle Tränen verweint hat und dumpf hinwartet, was aus seinem Schmerze sich gestalten werde.

So ging ich auch in des Friedländers Schlosse umher und blieb in dem Eckzimmer sitzen, das sein Lieblingsaufenthalt gewesen ist, sah hinaus auf die Bergheide und versetzte mich in seine Gedanken. — Er soll unschuldig gemordet sein, hat man neuerdings bewiesen — gleichviel; Gallas, ein General des Hofes, war am förderlichsten zu seinem Sturze und hat dafür einen großen Teil der friedländischen Besitzungen erhalten, unter andern auch dies stattliche, feste Schloß; der Himmel ist aber mit seiner männlichen Nachkommenschaft nicht freigebig gewesen, sie ist eingegangen, die letzte Gallas hat einen Clam geheiratet, und

so gehören die Güter jetzt der reichen böhmischen Familie Clam-Gallas.

Es existiert auf Schloß Friedland ein modernes Bild der Thekla, das den Freunden der Schillerschen Tragödie zulieb gemacht ist, und das sich sehr kurios neben den andern würdigen Familienbildern ausnimmt.

Waldstein — so ist der eigentliche Name — kann für all' die Dinge nicht.

Mein Klepper zog mich weiter durch grünen, nassen Wald, und so passierte ich endlich die grün und weiße Säule Sachsens und sah Zittau vor mir liegen. Die Sonne brach durch die Wolken, und es ward mir der behaglichste Eindruck, als ich in dies reinliche, freundliche und hübsche Städtchen einfuhr. Hier willst du Hütten bauen, dacht' ich, die Berge, welche das Städtchen umlagern, schützen dich vor der Welt, Herr Schöps, mit Erlaubnis zu sagen, der Buchhändler, hat Bücher, die Sachsen sind höflich — das Glück ist aufgegeben, vielleicht findest du aber Ruhe hier; es lebe Zittau, das Asyl!

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.





